
E·D.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Marie Schilling.
10. XII. 10.

Königin Luise

Tafel 1

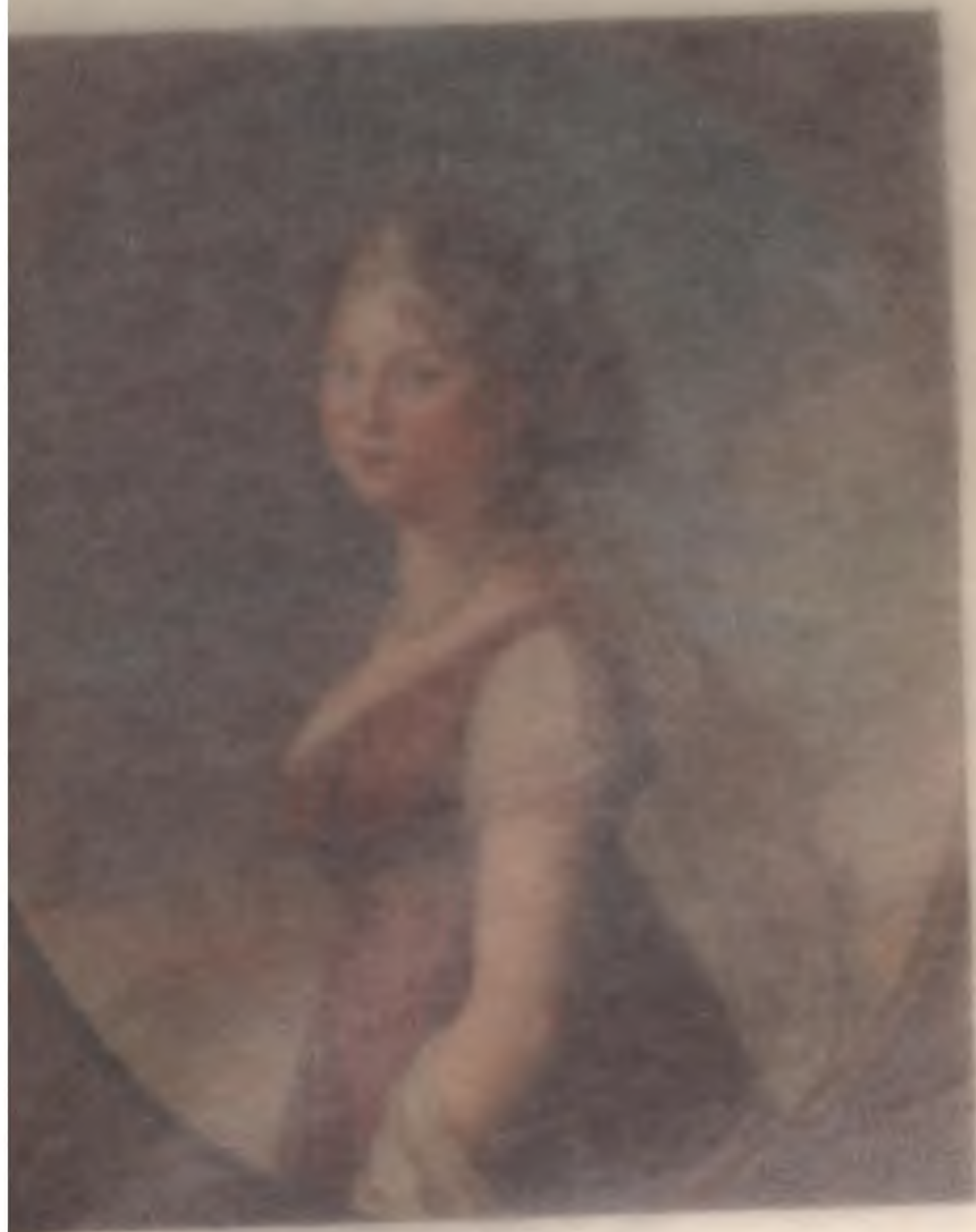


Königin Luise
Oelgemälde von Madame Vigée le Brun, 1802

Königin Luise

Ein Lebensbild

Paul Bailleu



Königin Luise

Ein Lebensbild

Von

Paul Bailleu

Verlag von Giesecke & Devrient

Berlin 1908 Leipzig

Druck von Giesecke & Devrient, Leipzig.
Den zeichnerischen Anteil des Werkes verdanken wir Herrn Prof. E. Doepler d. J., Berlin.

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung

Das auf den folgenden Blättern veröffentlichte Lebensbild soll neben den äußeren Vorgängen in der Geschichte der Königin Luise hauptsächlich ihr Innenleben, die Beziehungen zu ihrem Gemahle und den Geschwistern, ihre ethische, geistige und politische Entwicklung zur Anschauung bringen.

Die Lösung einer solchen Aufgabe wäre unmöglich gewesen, wenn sich nicht bisher unbekanntes Material von größtem Wert erschlossen hätte.

Der eigentliche literarische Nachlaß zwar der Königin ist, wie urkundlich feststeht, unmittelbar nach König Friedrich Wilhelms III. Tode vernichtet worden. Erhalten aber ist, abgesehen von einigen Aufzeichnungen der Königin, der Briefwechsel mit Bräutigam und Gemahl, der namentlich für die Jahre 1793 und 1794, sowie für die Kriegszeit 1806 und 1807 höchste Bedeutung besitzt. Diese gesamte Korrespondenz nebst andern Schriftstücken des Kgl. Hausarchivs zu Charlottenburg, insbesondere auch die Sammlungen des hochseligen Kaiser Friedrichs III. zur Geschichte der Königin, hatten Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König Wilhelm II. von Preußen, die hohe Gnade, dem Verfasser zum ersten Male zugänglich zu machen. In gleicher Weise öffneten sich ihm die Hausarchive zu Neustrelitz mit den kostbaren Briefen Luisens an Vater, Bruder und Großmutter, und im Winterpalast zu Petersburg, das oranische Hausarchiv im Haag, die Archive in Darmstadt und Regensburg (Papiere der Prinzessin Therese von Thurn und Taxis). Von Schriftstücken diplomatischen Ursprungs konnte er die Berichte der österreichischen, französischen, russischen und schwedischen Gesandten benutzen.

Papiere sehr intimen Charakters aus Privatbesitz wurden ihm zur Verfügung gestellt, wie er auch bei schon veröffentlichten Quellen, z. B. bei Tagebüchern, auf die Originale zurückgehen konnte.

Bei alledem bleibt noch manche Lücke: trotz jahrelanger Forschungen ist es nicht gelungen, irgend eine Spur von dem Nachlaß der beiden Schwestern der Königin, der Herzogin Charlotte von Hildburghausen und der Prinzessin Friederike von Solms, späteren Königin von Hannover, aufzufinden.

Für jeden neuen Quellennachweis fühlt sich der Verfasser verpflichtet, wie er allen, die ihn bei seiner bisherigen Arbeit gefördert haben, seinen ehrerbietigsten und ergebensten Dank abstattet.

Der illustrative Teil dieses Werkes konnte keinen besseren Händen anvertraut werden, als denen des Herrn Prof. P. Seidel, der sich bereits durch seine früheren Veröffentlichungen als besten Kenner der bildlichen Ueberlieferung über Königin Luise und ihre Umgebung bewiesen hatte.

Berlin, 25. September 1908.

Paul Bailleu.



Erstes Kapitel

Kindheit und Jugend

(1776—1792)

I. Hannover

Königin Luise von Preußen ist am 10. März 1776 in Hannover geboren.

Es wäre schwer zu sagen, welchem deutschen Stamme sie entsprossen ist und angehört: so verschiedener deutschen Stämme Blut mischt sich in ihren Adern und so innig verschmelzen sich in ihrem Wesen oberdeutsche und niederdeutsche Art.

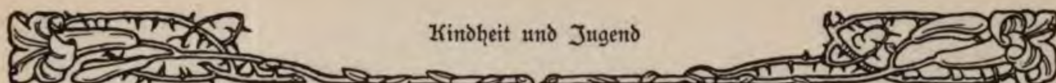
Ihr Vater war Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in den Tagen, da die deutschen Fürstenhäuser noch in immer neue Linien sich spalteten, hatte des söhnereichen Adolf Friedrich von Mecklenburg jüngster Sohn, der ebenfalls Adolf Friedrich hieß, seinen Aufenthalt in Strelitz genommen und dort eine neue Linie begründet, die nach Beendigung des großen Güstrowschen Erbfolgestreites im Hamburger Vergleich von 1701 sich die Anerkennung des Reiches erwarb. Dem neuen Fürstenhause wurden dabei die Herrschaft Stargard und das Fürstentum Ratzeburg, die durch Schwerin voneinander getrennt sind, sowie die ehemaligen Johanniter-Komtureien Mirow und Nemerow zugesprochen. Der erste Herzog Adolf Friedrich II. residierte in Alt-Strelitz, wo damals ein stattliches Schloß stand. Unter seinem Nachfolger, Adolf Friedrich III., brannte es nieder, und da die Stände mit der Bewilligung der Mittel für einen Neubau zögerten, so erweiterte der Herzog ein unfern gelegenes Jagdschloß auf einer Anhöhe an einem kleinen See, dem

Zierker See, zu seiner Residenz, zu deren Füßen sich bald ein Städtchen, Neu-Strelitz, ausbreitete. Es zeigt seine ursprüngliche Anlage noch heute: vom Markte, in dessen Mitte sich jetzt das Denkmal des Bruders der Königin Luise, des Großherzogs Georg erhebt, gehen strahlenförmig die Straßen aus, deren bedeutendste zum Schloß und dem buchenbestandenen Schloßpark emporführt. Um Stadt und Schloß aber webt es noch jetzt wie Schatten längst entschwundener Tage, wie ein Hauch der Rokokozeit, aus deren wunderlicher Fürstengalerie einige der wunderlichsten hier gewaltet haben.

Auf Adolf Friedrich III., der selbst keine Kinder hinterließ, folgte 1752 seines Bruders ältester Sohn von der Mirowschen Linie, wie man diesen Zweig nannte, Herzog Adolf Friedrich IV., allbekannt als der schrullenreiche Held von Fritz Reuters „Dörchläuchting“. Wenn es wahr ist, was die mecklenburgische Ueberlieferung erzählt, so hat Fritz Reuters Schilderung ihm unrecht getan; es wird behauptet, und wie es scheint, mit gutem Grunde, daß Adolf Friedrich bei allen seinen Sonderbarkeiten sich doch den Staatsgeschäften mit Ernst und Eifer gewidmet und selbst im Geiste des aufgeklärten Despotismus seiner Zeit mancherlei Reformen versucht habe. Völlig geschichtlich jedoch ist seine Weiberscheu; er blieb unvermählt und ohne Nachkommen; aber er hatte Schwestern und Brüder, von denen der älteste, der am 10. Oktober 1741 geborene Prinz Karl, der Vater der Königin Luise und sein Nachfolger werden sollte.

Prinz Karl ist durch ein günstiges Geschick früh aus der Enge des damaligen Stillebens in Mecklenburg hinausgeführt worden; es waren Berechnungen der hohen Politik, die in sein jugendliches Leben eingriffen und ihn in eine andere und größere Welt hineinstellten.

Im Frühjahre 1744 hatte sich am englischen Hofe wieder einmal das Gerücht verbreitet, König Friedrich II. von Preußen beabsichtige, den Herzögen von Mecklenburg seine niederrheinisch-westfälischen Besitzungen abzutreten und dafür ihre Lande im Tausch an sich zu nehmen — ein Gedanke, der noch oft in kritischen Tagen die europäische Politik beunruhigen sollte. Um diese vermeintlichen preußischen Pläne zu durchkreuzen, setzte sich der englische Hof mit dem mecklenburgischen Hofmeister Herrn von Gloeden in Verbindung, der den Vorschlag machte, man möge einen der Prinzen des Hofes von Mirow, an den die Nachfolge in Strelitz übergehen mußte, durch Ernennung zum Chef einer Kompagnie in hannoversche Dienste aufnehmen — der König von England war damals noch zugleich Kurfürst von Hannover —, um ihn hiedurch „allemal auf gute Wege zu leiten“, das heißt: vor der Umgarnung durch den bösen Preußenkönig zu behüten. Der Kurfürst von Hannover, König Georg von England, ging auf diesen Vorschlag bereitwillig ein, und so kam es, daß der junge Prinz Karl mit Patent vom 7. Dezember 1745 zum Kapitän in einem



hannoverschen Regiment zu Fuß ernannt wurde. Prinz Karl erhielt fortan Gehalt und „Emolumente“ eines Hauptmanns und ist — der Zeitpunkt läßt sich nicht feststellen — einige Jahre später tatsächlich nach Hannover übergesiedelt. Im Jahre 1755 wurde er zum Major, 1760 zum Oberstleutnant befördert.

Ein Jahr darauf wurde die Verbindung des Hauses Mecklenburg-Strelitz mit dem Hause Hannover noch enger geknüpft. Der Kurfürst, König Georg III., vermählte sich mit des Prinzen Karl jüngerer Schwester Charlotte, die, wie erzählt wurde, durch ein freimütiges Verwendungsschreiben bei König Friedrich dem Großen für ihr von preußischen Werbern heimgesuchtes Ländchen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Prinz Karl, der die Schwester bis zu ihrer Einschiffung im Hafen von Stade begleitete, wurde bei diesem Anlaß zum Oberst, im Jahre 1762, bei einem Besuche in London, zum Generalmajor ernannt. Er erbat damals und erhielt die Erlaubnis, sich dem nach Portugal bestimmten englischen Heere anzuschließen, dessen Artillerie er kommandieren sollte. Von kriegerischen Taten des 20jährigen Generals verlautet freilich nichts. Doch muß der König mit ihm zufrieden gewesen sein, denn er ernannte ihn schon im Februar 1763 zum Generalleutnant und ließ den etwas leichtsinnigen jungen Herrn, dessen verschwenderischer Haushalt auch später nicht selten zu Tadel Anlaß gab, reichlich mit Geld versehen. Karl war eine „recht hübsche“ Erscheinung, von sanften und gefälligen Manieren; die Engländer, die ihn damals in London sahen, schildern ihn als wohlgebildet, wenn auch nicht groß, mit besonders schönen Augen und Zähnen — später wollte man finden, daß er in seinem Aeußeren, auch in Haltung und Bewegung, dem Kaiser Paul von Rußland auffallend gleiche: wie ein Wassertropfen dem andern, versichert eine russische Hofdame. Was wir sonst von ihm hören, zeigt einen Prinzen von feinen Formen und vielseitiger Bildung, mit demjenigen Maße von Hinneigung zu den Ideen des 18. Jahrhunderts, wie es sich für einen Prinzen jener Zeit schickte.

Bei der bekannten Weiberscheu von Dörchläuchting Adolf Friedrich beruhte die Nachfolge des Mirowschen Hauses in Mecklenburg-Strelitz auf Prinz Karl, so daß man frühzeitig begann, an seine Vermählung zu denken. Ob eine Reise, die der Prinz im Jahre 1765 über Regensburg nach Wien unternahm, angeblich um dort seinen Onkel, den Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, den Besiegten von Roßbach, zu besuchen, vielleicht schon mit solchen Plänen zusammenhing? Sicher ist, daß eine zweite Reise, 1768, ins „Reich“, nach Darmstadt, der künftigen Gattin gegolten hat.

Wir wissen nicht, was den Prinzen gerade an den Hof von Darmstadt geführt und was seine Wahl auf eine hessische Prinzessin gelenkt hat; möglich, daß die Häuser

1*

Mecklenburg-Strelitz und Hessen einander nahe standen, seit der Zeit, wo hessische Prinzen im Dienste König Friedrichs lange Zeit in Prenzlau garnisonierten. Genug, im März 1768 finden wir Prinz Karl mit seinem Freunde, dem Fürsten von Hohenlohe-Oehringen, und seinem späteren Minister von Dewitz in Darmstadt, wo man zu Ehren der erlauchten Reisenden Festlichkeiten mit musikalischen Aufführungen veranstaltete und wo zugleich Besprechungen über eine Vermählung angeknüpft und bald zum Abschluß gebracht wurden.

Am 28. Mai 1768 erschien der Prinz von neuem in Darmstadt, und am Abend desselben Tages, bei einem Feste im Weißen Saale des Darmstädter Schlosses, wurde die Verlobung des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz mit der Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt verkündigt.

Prinzessin Friederike war noch nicht 16 Jahre alt. Ihr Vater Prinz Georg Wilhelm von Hessen, ein jüngerer Sohn des regierenden Landgrafen Ludwigs VIII., hatte anfangs als preußischer Oberst in den Schlesischen Kriegen sich ausgezeichnet, im Jahre 1747 aber als Generalmajor den Abschied genommen. Er war dann gegen seine Neigung in österreichische Dienste getreten, wo er General der Kavallerie wurde, und schließlich Generalfeldmarschall des oberrheinischen Kreises geworden. Im Jahre 1748 hatte er sich mit Marie Luise Albertine Gräfin zu Leiningen-Heidesheim und Dagsburg vermählt. Die Ehe war überaus glücklich und gesegnet; Prinz Georg und seine Gattin Prinzessin Georg, wie man sie nannte — wir werden ihr noch oft begegnen —, hatten unter französischem Bildungsfirnis deutsches Gemüt und deutsche Frömmigkeit bewahrt; die Echtheit und die Innigkeit ihrer gegenseitigen Neigung gaben das schönste Familienleben, das auch die Töchter und Söhne in geschwisterlicher Liebe und Eintracht umschloß.

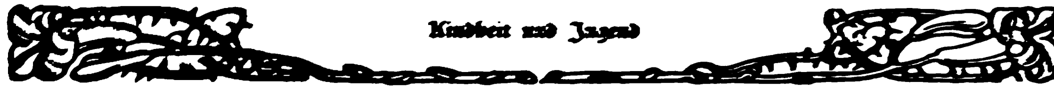
Prinzessin Friederike war die älteste der Töchter, gebildet, über ihre Jahre gesellschaftlich gewandt, „mit dem besten Herzen von der Welt und dem besten Charakter" — wie ihre Tante, Hessen-Darmstadts „große Landgräfin" Karoline, deren Liebling sie war, sie charakterisiert hat. Ihr Aeußeres zeigt uns ein Bild im Darmstädter Schloß. Ein anmutig lächelndes Gesicht mit einer kräftigen Stirn, blonden Locken und blauen Augen, die sie auf die Mehrzahl ihrer Kinder vererbt hat. Am 18. September 1768, einem Sonntag, wurde die Vermählung der Prinzessin mit Prinz Karl gefeiert, in den kaiserlichen Zimmern des Darmstädter Schlosses, unter dem Thronhimmel. Der reiche und prächtige Schmuck der Braut, großenteils Geschenke der Königin Charlotte von England, erweckte an dem kleinen Darmstädter Hofe nicht geringes Aufsehen. Nach der Hochzeit blieben die jungen Eheleute noch einige Wochen in Darmstadt; dann reisten sie nach Hannover, wo der Prinz bald darauf zum Gouverneur der Stadt ernannt wurde.

Wir besitzen keinerlei Nachrichten über den Hausstand des jungen Paares; niemand hat uns geschildert, wie Königin Luisens Vater und Mutter miteinander in Hannover gelebt haben. Aber wir haben einen anderen Zeugen von zuverlässigster Treue, dessen Mund nur bisher verschlossen war, ein kleines Tagebuch der jungen Frau aus den Jahren 1774 bis 1782, nebst einigen Briefen an ihren Gatten, die uns einen freundlichen Einblick in das nur zu kurze Glück dieser Ehe eröffnen.

Man darf sagen, Prinzessin Friederike hat die warme Innigkeit des Familienlebens, an den deutschen Fürstenhöfen damals wahrlich keine ganz gewöhnliche Erscheinung, aus dem elterlichen Hause in Darmstadt in das eigene Heim nach Hannover verpflanzt. Es war eine überaus glückliche Ehe, die die hessische Prinzessin mit dem mecklenburgischen Prinzen führte, eine Ehe übrigens im Charakter der Zeit, gefühlvoll, empfindsam, überschwenglich bald, bald tändelnd und spielerisch: eine Rokoko=Ehe. „Mein Männchen", „mein liebes reizendes Männchen" (mon petit époux, mon cher et charmant petit époux), „mein lieber Engel", „mein angebeteter Prinz", so nennt die Prinzessin Friederike den Gatten im ersten wie im elften Jahre ihrer Ehe, und zwischen die in zierlichen Schriftzügen regelmäßig verlaufenden Zeilen malt sie gern kleine Herzen. „Ich gehe zu Bette," heißt es wohl einmal, „und träume von dem Engel, von dem Prinzen meiner Seele." Auch ein leichter Humor belebt zuweilen diese Briefe; so, wenn die Prinzessin erzählt, wie sie im Walmodenschen Garten spazieren gehe und immer die schönen Statuen betrachte, damit das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, ihnen ähnlich werde.

Bald sah sich das fürstliche Paar von einem Kranze blühender Kinder umgeben. Im November 1769 wurde eine Prinzessin geboren, die nach einer Schwester der Mutter den Namen Charlotte erhielt; ihr folgte eine zweite Prinzessin, die Therese getauft wurde, dann zwei Prinzen und abermals eine Prinzessin, die jedoch alle drei jung starben.

Bei aller Traulichkeit des häuslichen Lebens nahmen Karl und Friederike doch lebhaft teil an dem gesellschaftlichen Verkehr und den geselligen Vergnügungen, wie sie die vornehmen Kreise des Adels in der Stadt Hannover reichlich darboten. Die hauptsächlichsten Festtage waren der 4. Juni, der Geburtstag des König=Kurfürsten, und der 19. Januar, der Geburtstag der Königin, die auch einige Male von England nach Hannover herüberkam, während König Georg selbst sein Stammland bekanntlich nie gesehen hat. Auch die Geburtstage des Prinzen und der Prinzessin selbst wurden, wie sich versteht, festlich begangen; gewöhnlich durch theatralische Aufführungen, bei denen die kleinen Prinzeßchen Charlotte und Therese schon früh mitgewirkt haben. Viel besucht wurden die Konzerte in der London= und in der Neuen Schenke und „bei Hofe", besonders sobald die Königin in Hannover verweilte. Die



beliebteste gesellige Veranstaltung jener Zeit aber waren die „Assembleen“, die uns der bekannte Verfasser des Werkes Ueber die Einsamkeit, J. G. Zimmermann, damals Arzt in Hannover, geschildert hat. „Herren und Damen,“ so schreibt er einem seiner Freunde, „erscheinen da in der äußersten Pracht, die Damen itzt alle in Kleidern von Atlas, die über und über mit blondes und Spitzen besetzet sind, und in mantilles von flanderischen Spitzen, die aber von einer Achsel zur andern, und von dem Kinn bis an das Herzgrüblein offen sind; in den Haaren, an den Ohren und am Halse tragen sie alle Diamanten; alle sind nach der neuesten Pariser Art frisiert; keine trägt ein Kleid, das nicht nach den neuesten aus Paris gekommenen Mustern geschnitten ist; kein anderes Wort wird gesprochen als französisch: auf französisch wird kokettiert, auf französisch gescherzt und auf französisch geküßt.“

Der Prinz und die Prinzessin verkehrten besonders gern bei dem höchstkommandierenden General Hannovers, dem Feldmarschall Spörcken, außerdem bei vielen anderen hannoverschen Adelsfamilien, bei den Kielmannsegge, den Ompteda, Lenthe, Busche, Walmoden, Platen und Wenckstern; auch der Name Hardenberg-Reventlow begegnet einige Male in den Aufzeichnungen der Prinzessin: es ist der spätere preußische Fürst-Staatskanzler Hardenberg, damals Kammerrat in Hannover, der 1775 eine Reventlow geheiratet hatte und ein Haus machte. Außer den Assembleen gab es im Winter Bälle aller Art — auch Kinderbälle in Vauxhall — und Schlittenpartien, im Sommer Spazierfahrten und Ausflüge nach Herrenhausen und dem Garten des Feldmarschalls, wo die „Weyhenlöbe“ stand.

Die politische Lage in Norddeutschland war geeignet, diese ruhigen Freuden der Geselligkeit zu begünstigen. Man lebte in den stillen Jahren, die das Ende des Siebenjährigen Krieges von den Anfängen der Revolutionskriege trennen; ein Vierteljahrhundert, so bedeutungsvoll für die knospende Vollblüte des deutschen Geisteslebens, so unfruchtbar — trotz Bayerischem Erbfolgekrieg und Fürstenbund — für Deutschlands staatliche Entwickelung. In Hannover erfreute man sich des tiefsten Friedens und genoß in stolzbehaglicher Ruhe die Erinnerung an die heißen Siegestage von Minden und Krefeld. Von den Welthändeln Englands, das mit Spanien, Frankreich und seinen rebellischen Kolonien in Nordamerika im Kampfe lag, blieb Hannover unberührt; der Anteil, den Prinz Karl an den Kriegen nahm, beschränkte sich auf gelegentliche Besichtigungen der Unglücklichen, die im englischen Solde aus Deutschland übers Meer nach Amerika geschleppt wurden. Auch von dem Lärm des Bayerischen Erbfolgekrieges tönte nur ein schwacher Klang in dem hannoverschen Sonderleben wieder, wenn die Prinzessin einmal den Besuch von Edelsheim erwähnt, der in König Friedrichs Auftrag bei der hannoverschen Landesregierung über eine Art Fürstenbund verhandelte. Von anderen Besuchern, deren Namen

die Geschichte jener Tage nennt, können wir nur noch den Prinzen Heinrich von Preußen erwähnen, der auf der Reise nach Paris Hannover berührte, und den jungen Italiener Lucchesini, der an den Hof König Friedrichs reiste und bald Preußens feinster Diplomat werden sollte.

Wie die Politik feierte in Hannover auch das geistige Leben; an der großartigen Entwickelung der deutschen Dichtung hatte Niedersachsen geringen Anteil. Nur die Musik fand in den höheren Kreisen der Stadt eifrige und verständnisvolle Pflege. Der berühmte Sangesmeister Guiliani wirkte hier, der häufig Konzerte veranstaltete; er leitete die Ausbildung der ältesten Prinzessin Charlotte, die eine ungewöhnliche musikalische Begabung zeigte und später unter den fürstlichen Häuptern Deutschlands die bedeutendste Sängerin wurde. Wir hören auch von Aufführungen Gluckscher Opern, denen der Prinz und die Prinzessin beiwohnten. Mit dieser Vorliebe für Musik mag es zusammenhängen, daß die Prinzessin, von deren Geistesleben wir sonst wenig erfahren, noch im Jahre 1778 italienisch zu lernen anfing.

Doch das Leben des prinzlichen Paares verlief nur zum Teil in Hannover; oft, recht oft unterbrachen Reisen und längere Abwesenheiten den Aufenthalt in der Leinestadt. Fast alljährlich wurde ein Ausflug nach Celle unternommen, wo Prinz Ernst von Mecklenburg, ein jüngerer Bruder des Prinzen Karl, als Gouverneur lebte. Ebenso häufig wurde das damalige Modebad der vornehmen Welt besucht, Pyrmont, wo Prinzessin Friederike einmal Herder predigen hörte; Prinz Karl scheint eine besondere Vorliebe für diesen Ort gehabt zu haben, dem er später noch ein treuer Gast blieb und dessen Stahlbrunnen er auch in Hannover trank. Erst im zwölften Jahre ihrer Ehe, im Jahre 1779, hat das prinzliche Paar die mecklenburgische Heimat des Prinzen besucht, wobei auch das Belvedere in Neubrandenburg — Fritz Reuters Bellmandür — besichtigt wurde. Es blieb bei dieser einen Reise nach Neu-Strelitz, wie auch Adolf Friedrich, obgleich die verwandtschaftlichen Beziehungen anscheinend nie getrübt wurden, doch nur einmal den Bruder in Hannover besucht zu haben scheint. Um so häufiger und um so lieber reiste man in die Heimat der Prinzessin; viele Monate lang hat oft das Alte Palais am Markte in Darmstadt den Prinzen Karl mit Gattin und Kindern beherbergt. Wie fröhlich und glücklich lebte es sich in der kleinen Residenz! Ausflug reihte sich an Ausflug, Fest an Fest — das war doch etwas anderes als die „Assembleen" in Hannover. „Bien, bien amusé" — so heißt es oft in den Notizen der Prinzessin. Aber Darmstadt bot doch auch noch anderes: im Januar 1782 wurde dort Nathan der Weise, der eben erschienen war, vorgelesen.

Schon 1771, wenn nicht früher, hat Prinzessin Friederike mit ihrem ersten Kinde, der kleinen Charlotte, die Eltern in Darmstadt besucht, während Prinz Karl zur Schwester nach England reiste. Vier Jahre später, im Jahre 1775, war die ganze Familie in Darmstadt;

nach mehrmonatlichem Aufenthalt, sobald die Jahreszeit es erlaubte, reisten sie in die Schweiz, wo sie in Langnau den Wunderdoktor Michel Schuppacht besuchten, den Lavater damals durch seine „physiognomischen Fragmente" bekannt machte; zurück ging es über Straßburg nach Karlsruhe, wo sie namentlich mit der Markgräfin Luise, einer geborenen hessischen Prinzessin, verkehrten. Dann ein schöner und gesegneter rheinischer Sommer in Darmstadt und in den Schlössern der Umgegend, Braunshardt und Kranichstein; erst in den letzten Julitagen, da sich in der Prinzessin schon neue Mutterhoffnungen regten, kehrten sie nach Hannover zurück, in das Alte Palais in der Leinstraße, das sie einige Jahre vorher bezogen hatten. Und als nun im nächsten Jahre die ersten Frühlingstage kamen, konnte Prinzessin Friederike unter dem 10. März 1776 in ihr Tagebuch schreiben: Accouchée pour la 6ème fois, à 7 heures du matin, d'une 4ème fille. Der glückliche Vater, der der Mutter, wie das Tagebuch bald darauf verrät, dankbar ein Pariser Negligé verehrte, meldete am nächsten Tage den Verwandten in Karlsruhe das frohe Ereignis mit der Bitte, Markgräfin Luise möge die Patenschaft übernehmen und der kleinen Prinzessin ihren Namen geben, der ihr Glück bringen werde. Am 25. März, in Hannovers alter Garnisonkirche „Zum heiligen Geiste", wurde die Prinzessin auf die Namen Luise Auguste Wilhelmine Amalie getauft; zu den Paten gehörten außer der Markgräfin Luise die persönlich anwesende Prinzessin Charlotte von Hessen-Darmstadt und die Fürstin von Oehringen, die sich durch Feldmarschall Hardenberg, den Vater des späteren Staatskanzlers, vertreten ließ. Alle Taufpaten, so wird erzählt, trugen Veilchensträuße; Veilchen schmückten auch das Taufbecken und das Kissen des Täuflings, und selbst das Köpfchen Luisens ruhte auf Veilchen.

Zwei Jahre später, am 2. März 1778, kam noch eine Tochter zur Welt, die nach der Mutter Friederike genannt wurde und deren Schicksal mit dem Leben Luisens so innig verflochten ist.

Das Leben der Kinder in seinen Anfängen geht auf im Leben der Eltern; nur von diesen können wir hier zunächst noch berichten.

Der verwandtschaftliche Verkehr zwischen Hannover und Darmstadt blieb lebhaft und herzlich. Wenige Monate nach der Geburt Luisens, im Mai 1776, kam die Großmutter mit ihrer zweiten Tochter Charlotte zu Besuch, und als sie im Juli Hannover wieder verließen, folgte ihnen das prinzliche Paar bald nach und verblieb den ganzen Winter über in Darmstadt, wo die Verlobung und Vermählung der dritten Tochter Luise mit ihrem Vetter Erbprinz Ludwig, dem späteren ersten Großherzog von Hessen-Darmstadt, durch glänzende Feste gefeiert wurde. Erst im April 1777 kehrten Karl und Friederike nach Hannover zurück, um den durchreisenden Herzog von Mecklenburg-Strelitz begrüßen zu können. Die



Zeichnungen der Prinzessin Luise in einem Schreibhefte

Sommermonate verlebten sie zum Teil in der schon erwähnten Weyhenlöbe, einem kleinen Lusthäuschen mit Garten auf dem Stadtwalle Hannovers, das der Prinzessin nach dem Tode des Feldmarschalls Spörcken im Juni 1776 überwiesen war. Doch wurde auch nach wie vor, fast in jedem Sommer, Pyrmont auf einige Wochen besucht. Die Kinder, die „fanfans", deren Prinzessin Friederike gelegentlich, aber nicht eben häufig, in ihrem Tagebuch gedenkt, blieben während dieser Reisen in Hannover zurück, wo eine Hofdame, Fräulein von Wolzogen, sie mütterlich betreute.

Zu den vier Prinzessinnen, die alle hübsch und anmutig heranwuchsen, kam endlich am 12. August 1779 der ersehnte Prinz und Erbe, der nach Friederikens Bruder Georg genannt wurde; ein zweiter Prinz ist nur einige Jahre alt geworden. Aus dieser Zeit hören wir zum ersten Male wieder von der kleinen Luise. Wenige Tage nach Georgs Geburt fiel der Geburtstag der Mutter, der 20. August, der durch die Aufführung einer kleinen Komödie vor ihrem Bette gefeiert wurde, wobei mit den älteren Schwestern und anderen Damen auch die dreijährige Luise mitwirkte. Auch an dem Ballfest zum Geburtstag des Vaters, am 10. Oktober desselben Jahres, nahmen die Kinder bereits teil, Luise als Amor, die älteren beiden Charlotte und Therese als Vestalinnen.

Die nächsten Jahre, soweit wir in dem wenig gesprächigen Tagebuch der Prinzessin den Ereignissen folgen können, verliefen still; etwas Abwechselung brachten nur die Reisen nach Darmstadt. Denn so glücklich sich Friederike, wie uns ihre freilich nur zu seltenen Briefe zeigen, im Palais an der Leinstraße und in „ihrem Garten" — der Weyhenlöbe — fühlen mochte: immer wieder zog es sie hin ins Elternhaus nach Darmstadt, wo man so fröhlich und so zwanglos lebte und nicht in steifem Französisch, sondern anmutig rheinfränkisch miteinander plauderte. Dort feierte sie 1780 ihren eigenen und ihres Gemahls Geburtstag, in Frankfurt den Hochzeitstag, in Schloß Braunshardt die Weinlese. Dort verweilte sie wieder im Winter von 1781 auf 1782 und feierte Weihnachten und den Dreikönigstag und den Geburtstag der Großmutter, den 16. März 1782. Erst am letzten April, unter Tränen, verließ sie das liebe Darmstadt — es sollte die letzte Reise der Prinzessin, der letzte Abschied von der alten Heimat sein. Kaum nach Hannover zurückgekehrt, wurde Friederike von einem damals grassierenden Fieber ergriffen und vorzeitig von einem Kinde entbunden, das schon nach wenigen Stunden wieder starb; zwei Tage später, am 22. Mai 1782, noch nicht dreißig Jahre alt, erlag sie selbst der Krankheit. Die Prinzessin war wegen ihres liebenswürdigen Charakters in Hannover beliebt; man erzählte sich, sie sei so gut gewesen, daß sie ihren Kindern nie ein unfreundliches Wort habe sagen können. Die Trauer um ihren Tod, wie Privatbriefe aus jenen Tagen uns zeigen, war

allgemein. Ihre Kinder haben ihr Andenken allezeit gesegnet. Luise aber schrieb acht Jahre später in ihr Erbauungsbuch: „Heute am 22. Mai ist meine liebe erste Mama im Jahre 1782 gestorben, ein Verlust für mich, der stets in meinem Herzen eingegraben sein wird. Möge der Himmel sie belohnen, so sehr wie sie es verdient." Die Leiche wurde über Celle nach Mirow gebracht, geleitet von Prinz Ernst und dem Fräulein von Wolzogen. Prinz Karl blieb in Hannover zurück, allein mit seinen sechs Kindern, von denen das älteste erst zwölf Jahre alt war; es wurde bemerkt, daß der sonst so lebenslustige Prinz sich allen Gesellschaften entzog und seinen Kindern fortan ausschließlich lebte.

Die Notwendigkeit einer zweiten Mutter für die Verwaisten machte sich jedoch bald fühlbar. Es war natürlich, daß sich die Augen des Prinzen wieder nach Darmstadt wandten, wo er schon einmal eine so glückliche Wahl getroffen hatte. Noch im Herbst 1782 erschien Karl in Darmstadt, und in Hannover hieß es bald, daß er wieder eine hessische Prinzessin als Gattin heimführen werde. Es war die im Jahre 1755 geborene Schwester der Verstorbenen, Prinzessin Charlotte, die er wählte. Goethe, der sie kurz vorher bei einem Besuche in Darmstadt sah, hatte, wie er der Frau von Stein schrieb, besonderen Gefallen an ihr gefunden; für Karl war wohl bestimmend, daß Charlotte schon öfter längere Zeit in Hannover sich aufgehalten hatte und den verwaisten Kindern eine gute Mutter zu werden versprach. Es dauerte doch noch einige Zeit, ehe die Verbindung zustande kam. Im Juni 1782, wenige Wochen nach dem Ableben der Prinzessin Friederike, war auch deren Vater Georg Wilhelm verstorben; es gab Erbschaftsauseinandersetzungen zwischen Witwe und Kindern, die erst Ende des Jahres durch einen Rezeß ihren Abschluß fanden. Dann mußte eine Reise nach Paris angetreten werden, wo die Familie seit Jahren Forderungen aus französischen Requisitionen geltend machte und einen Prozeß wegen einer nassauischen Erbschaft führte. Die Prinzessin Georg und einige ihrer Kinder waren schon mehrere Jahre früher aus denselben Anlässen in Paris gewesen und hatten dabei Gelegenheit gefunden, sich der Königin Marie Antoinette zu nähern, die für die jungen Prinzessinnen eine aufrichtige Neigung faßte und bis in die Revolutionszeit hinein mit ihnen in lebhaftem Briefwechsel geblieben ist.

Erst nach der Rückkehr aus Paris — die Reise hatte, beiläufig bemerkt, 13268 Taler 29 Groschen und 3½ Pfennig gekostet —, im Mai 1784, wurde die Verlobung zwischen Karl und Charlotte in Darmstadt gefeiert, im September 1784, 16 Jahre nach der ersten Vermählung des Prinzen, die Hochzeit. Den Winter über bis weit in das Jahr 1785 hinein blieb das fürstliche Paar, wie es scheint, noch in dem lieben Darmstadt. Dann siedelte es nach Hannover über, wo bald darauf, am 3. September 1785, die älteste Tochter

Karls, Charlotte, noch nicht 16 Jahre alt, mit Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, durch die Mutter des Prinzen Karl mit dem mecklenburgischen Hause verwandt, vermählt wurde. Charlotte war schön und anmutig, wie alle Kinder des Prinzen Karl und Friederikens; im Geschwisterkreise hieß sie Lolo oder Lotte „die Singeschwester".

Am 30. November 1785 gab Prinzessin Charlotte in Hannover einem Knaben das Leben, der nach dem Vater Karl genannt wurde. Wie ihr Briefwechsel mit Marie Antoinette zeigt, hatte sie ihrer schweren Stunde mit bangen Ahnungen entgegengesehen, die diesmal nicht täuschten; kurz nach der Entbindung, am 12. Dezember 1785, ist Charlotte verstorben, aufrichtig beweint von ihren Stiefkindern, denen sie eine wirkliche Mutter geworden war. In dem Erbauungsbuch Luisens finden wir unter dem 12. Dezember 1790 eingetragen: „Heute vor fünf Jahren starb meine liebe Mutter. Möge Gott mir ein Herz geben wie das ihrige."

Der Tod der Stiefmutter wurde für Luisens Lebensgang bedeutsamer als der Tod der eigenen Mutter. Der Vater, dem zwei Frauen in weniger als vier Jahren gestorben waren, verzichtete auf eine neue Vermählung; er nahm als Feldmarschall seinen Abschied aus dem hannoverschen Militärdienst und ging zunächst auf Reisen, nach London, nach Strelitz, zu seiner ältesten Tochter nach Hildburghausen. Die Söhne ließ er in Hannover zurück, die Töchter Therese, Luise und Friederike aber sandte er nach Darmstadt, zur Prinzessin Georg, der Großmutter, die darum gebeten hatte.

Also verließ im Frühjahr 1786 Prinzessin Luise ihre Geburtsstadt Hannover, der sie, wie spätere Briefe zeigen, ein freundliches Andenken immer bewahrt hat. Sie geht nach Darmstadt, ihr junges Leben gleitet in einen neuen Entwickelungsabschnitt und eine neue Welt umfängt sie. Eine Welt, die ihre wahre Heimat werden sollte. Aus der schwermütigen Einförmigkeit der norddeutschen Tiefebene tritt sie in ein gesegnetes Land, wo flußdurchrauschte Täler und waldumkränzte Höhen anmutig wechseln, aus Hannovers steifem und unfruchtbarem Sonderleben in die schöne Geselligkeit und das reiche Geistesleben, das sich durch das Zusammenströmen deutscher und französischer Kultureinflüsse am Rhein gebildet hatte. „Nur dort können wir doch eigentlich leben," schreibt später einmal eine andere hessische Prinzessin aus Berlin, „dort, wo die Menschen herzlicher, freundlicher und geselliger sind." Es ist, als werde Luise jetzt dem mütterlichen Erdreich wiedergegeben, aus dem ihrer Natur die rechte Nahrung zuwächst; als werde sie nun in die Umgebung verpflanzt, die aus ihrem innersten Wesen heraus der Großmutter und der Mutter schönes Erbteil zur reichsten Entfaltung fördert. In rheinischer Luft, unter rheinischer Sonne blüht Prinzessin Luise zur Jungfrau empor.

II. Darmstadt

Darmstadt war nicht mehr die Stadt, die einst Vorläuferin, fast Nebenbuhlerin Weimars gewesen. Die von König Friedrich bewunderte „große Landgräfin“ Karoline war 1774 gestorben. Ihr Gemahl Landgraf Ludwig IX., der sie um sechzehn Jahre überlebte, kümmerte sich nicht um die aufblühende deutsche Dichtung; schrullenhaft wie nur die Strelitzer „Dörchläuchting“, beschäftigte er sich in Pirmasens ausschließlich mit seinen Soldaten und seinem Trommlerkorps, für das er viele Tausende von Märschen zu komponieren glaubte und in sorgfältig geführten Tagebüchern verzeichnete. In Darmstadt lebte im Schloß sein ältester Sohn, der Erbprinz, seit 1790 Landgraf Ludwig X., in nicht eben glücklicher Ehe mit seiner Cousine Luise, der Mutterschwester unserer Luise. An seinem Hofe hatte Darmstadts Glanzzeit noch eine Nachblüte: Goethe kam zuweilen von Frankfurt oder Weimar herüber und Schiller las dort im Dezember 1784 den ersten Akt seines Don Carlos vor, wobei auch die mecklenburgische Familie unter den Zuhörern gewesen sein mag. Die Lebensweise war bürgerlich bescheiden, noch so wie der jugendliche Hardenberg bei seinem Besuch im Jahre 1772 den Darmstädter Hof gefunden hatte, als er die hessischen Prinzessinnen in Kleidern von Zitz umhergehen sah.

Ebenso schlicht und einfach, aber glücklicher als im Schloß, lebte in dem ganz nahebei am Markt gelegenen „Alten Palais“, auch „Burgfreiheitspalast“ genannt, die Prinzessin Georg mit ihren drei Enkelkindern. Das Alte Palais, jetzt in bürgerlichem Besitz, schaut noch, äußerlich wenig verändert, auf den Marktplatz; eine Gedenktafel erinnert an Prinzessin Luise. Auch die Umgebung ist wenig verändert. Ein Marktplatz, wie in vielen kleinen deutschen Residenzen, mit Schloß und Rathaus, unfern die Stadtkirche, deren Glocken unsere Prinzessinnen oft an den Besuch des Gottesdienstes mahnten; hinter Marktplatz und Schloß heute wie damals das alte Darmstadt, ein Gewirr enger und unregelmäßiger Straßen. Außer dem Palais besaß Prinzessin Georg noch einen an der alten Frankfurter Straße gelegenen Garten, den sogenannten Schwanengarten, in dem ein „Lusthaus“ stand, und die „Braunshardt“, ein in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts erbautes Schlößchen, eine Fahrstunde von Darmstadt nach Mainz zu gelegen, ein langes niedriges einstöckiges Landhaus mit schwerfälligem Dach und schrägen Mansardenzimmern.

Prinzessin Georg, 1729 geboren, war nach dem Gemälde von Seekatz in Darmstadt, das sie mit ihrem Gemahl zusammen darstellt, in ihrer Jugend eine braunäugige Schönheit von etwas blasser Gesichtsfarbe mit einem feingeschnittenen Munde. Die Jahre rundeten ihr Antlitz, das auf späteren Bildern voll und selbst derb erscheint. Unverändert blieb ihr

Inneres: sie war durch und durch Pfälzerin, in ihrer Sprache wie in ihrem Wesen, eine kerndeutsche Natur, leichtblütig, voll Gemüt und Frohsinn, dabei altväterisch fromm — ihr geistlicher Lieblingsschriftsteller war der orthodoxe Silberschlag — und unberührt von der schwärmerischen Empfindsamkeit der Zeit. Für sie war „Freudigkeit die Mutter aller Tugenden". Ihre Enkelinnen erzog sie, wie sie einmal schreibt, zur Tugend und Solidität und zu den wahren Grundsätzen einer soliden Religion. Sie besaß eine lebhafte Unterhaltungsgabe und plauderte gern, so daß man in Darmstadt wohl sagte: „sie schwätzt, wie Prinzessin Georg", und sich drollige Geschichten von ihrer naiven Ursprünglichkeit erzählte. Ihre vornehmste Eigenschaft aber war ihr Familiensinn, eine herzliche, immer teilnehmende, immer opferwillige Liebe zu ihren Kindern und Kindeskindern, wie zu allen, die der weitverzweigten Verwandtschaft des hessischen Hauses angehörten. In ihrer Art verdient Prinzessin Georg vielleicht einen Platz zwischen ihrer großen Landsmännin, der Pfälzerin Liselotte, und der Frau Aja, Goethes Mutter.

Von den Töchtern der Prinzessin Georg lebten nach dem Tode Friederikens und Charlottens, der Mutter und Stiefmutter unserer Luise, nur noch zwei; beide wenig glücklich in der Ehe, beide, wie alle Töchter der Prinzessin Georg, von zarter Gesundheit; Luise, die Gemahlin des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, und Auguste, seit 1785 Gemahlin des Prinzen Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, des späteren ersten Königs des Bayerlandes. Von ihren Söhnen standen einige in fremden Kriegsdiensten; in Darmstadt selbst lebte meist nur einer, Prinz Georg, den aber unruhige Abenteuerlust auch oft aus der Mutter Haus entführte. Stets in Geldverlegenheiten, blieb er doch immer von unverwüstlich heiterer Laune, der fröhliche Onkel Georg, der Liebling seiner Neffen und Nichten, die er liebte, wie er seine verstorbenen Schwestern geliebt hatte, und für deren Unterhaltung er durch kleine Feste und Ausflüge immer bemüht war.

Im Jahre 1787, zur geringen Freude der regierenden hessischen Familie, siedelte auch Prinz Karl mit seinen beiden Söhnen Georg und Karl nach Darmstadt über, wo er sich an der Stelle des jetzigen Rheintores ein Haus kaufte. Er hat es wenig bewohnt, meist lebte er bei Charlotte in Hildburghausen, als Präsident einer kaiserlichen Kreditkommission, die den zerrütteten Finanzverhältnissen des kleinen Landes aufhelfen sollte. Ohne Mutter und fast ohne Vater aufwachsend, schlossen sich seine fünf Kinder um so inniger einander an, die Brüder voll Bewunderung und Hingabe für die Schwestern, die Schwestern voll Stolz auf die Brüder, besonders auf Georg. Das Jahr 1789 brachte dem glücklichen Geschwisterkreise eine schmerzliche Trennung, einen Abschied mit vielen Tränen. Schwester Therese, Röschen, wie sie in der Familie genannt wurde, folgte, kaum sechzehn Jahre alt, dem Erbprinzen

Karl Alexander von Thurn und Taxis als Gemahlin nach Regensburg. Schön und geistig hochbegabt, hatte sie schon mehrere Bewerber um ihre Hand zurückgewiesen, darunter auch einen ihrer Onkel; für den Prinzen von Thurn und Taxis, dessen Antrag von der Tante in England unterstützt wurde, entschloß sie sich nur zögernd und nicht ohne sich für ihren evangelischen Glauben volle Bekenntnisfreiheit auszumachen.

Die Erziehung der Kinder des Prinzen Karl hatte in Hannover, wie schon erwähnt, anfänglich Fräulein von Wolzogen geleitet, neben der J. N. Schrage, später Professor in Göttingen, Unterricht erteilte. Im Jahre 1785 war Fräulein von Wolzogen der neuvermählten Herzogin Charlotte nach Hildburghausen gefolgt, wo sie noch lange Jahre als Oberhofmeisterin gelebt hat. Durch häufige Reisen und fleißigen Briefwechsel unterhielt sie auch von dort aus einen regen Verkehr mit den Geschwistern, die ihr herzlich zugetan blieben. Noch im Jahre 1802 schrieb Luise der Schwester Therese: „Die gute Wolzogen ist mir so achtungswert, wie nur irgend ein menschliches Wesen sein kann, ich kenne niemand, dem wir so viel verdanken wie ihr, nicht bloß wegen des Guten, das sie jedem einzelnen von uns erwiesen hat, sondern wegen des Guten, das sie den Gliedern einer Familie unaufhörlich erweist, die so einig ist wie die unsere."

Noch vor Weggang des Fräulein von Wolzogen wurde, wie es scheint, ein Fräulein Agier mit dem Unterricht betraut, die ein strenges aber kurzes Regiment geführt haben soll. Ihr folgte, noch in Hannover und noch bei Lebzeiten der zweiten Gemahlin des Prinzen Karl, Fräulein Salomé von Gélieu, aus dem damals preußischen Neuchatel. Eine brünette Dame mit einem angenehmen und zugleich würdigen Aeußeren, von heiterem Gemüte und schlichter Frömmigkeit, wußte sie in der Erziehung der Prinzessinnen Strenge und Milde glücklich zu vereinigen. Nach dem Tode der Stiefmutter, 1786, siedelte sie mit den Prinzessinnen nach Darmstadt über, wo sie die verwaisten Kinder ganz in dem frommen und fröhlichen Sinne der Großmutter aufzog und bis zur Vermählung Luisens und Friederikens verblieb. Sie hat später in einem Gedicht an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm als ihr einziges Verdienst bezeichnet: daß sie „das glückliche Naturell Luisens nicht verdorben habe". Luise selbst hat als Kronprinzessin, wie als Königin, in guten wie in bösen Tagen dankbar und herzlich ihrer gedacht, sie reichlich unterstützt und in ihr immer die Lehrerin verehrt, von der sie „das Gute zu lieben und zu tun gelernt habe". Und nach Luisens Tode hat Friedrich Wilhelm III., der als Kronprinz in der glücklichen Brautzeit 1793 oft mit ihr geplaudert und gescherzt hatte, pietätvoll sich der Greisin angenommen und ihr im Jahre 1814 auf der Rückkehr von Paris mit seinem zweiten Sohne, dem späteren Kaiser Wilhelm, in ihrer Heimat Colombier in Neuchatel einen Besuch abgestattet.

Wie schon die Wahl der Erzieherin bekundet, bildete nach der Sitte der Zeit die Erlernung der französischen Sprache den Mittelpunkt des Unterrichts; Französisch wurde auch im schriftlichen Verkehr fast regelmäßig gebraucht, während die Unterhaltung meist deutsch und häufig im rheinfränkischen Dialekt geführt wurde. Luise hat später als Königin, obgleich sie ihren Kindern wiederholt fleißige Uebung im Französischen anempfahl, es doch oft beklagt, daß die Grundlage ihrer Bildung französisch gewesen war. Neben Fräulein von Gélieu, die hauptsächlich in französischer und englischer Sprache unterrichtet zu haben scheint, haben die Prinzessinnen in Darmstadt noch andere Lehrer gehabt, unter denen namentlich ein Geistlicher, Frey, öfter erwähnt wird.

Luise war eine ziemlich mittelmäßige Schülerin; schon der Zustand ihrer Hefte würde ihr heute ungezählte „Tadel" zuziehen, so nachlässig sind sie geführt, bedeckt mit Zeichnungen, auf denen Damen in karikiertem Modeputz, mit Toupés und Stöckelschuhen einherstolzieren, oder beschrieben mit übermütigen Bemerkungen, wie dem nur zu wahren Selbstbekenntnis: „Inhalt geschmiert, den 22. April, 13 Jahre alt; Schand über alle Schande. 1789." Und welche Aufschriften: „Hefte für die Aufsätze, die mehr als zwölf Fehler haben." Oder auf den französischen Heften der Zwölfjährigen: „Cayez"; erst die Dreizehnjährige, die sich etwas mehr zusammenzunehmen scheint, schreibt richtig Cahier. Freilich — orthographisch deutsch oder französisch zu schreiben, hat Luise niemals gelernt, so oft auch Fräulein von Gélieu ihr für schlechte Arbeiten mittags den Nachtisch entzog.

Im ganzen muß der Unterricht recht mangelhaft gewesen sein; wenn man von den fremden Sprachen absieht, sehr viel schlechter, als irgendein Kind heute in irgendeiner städtischen Gemeindeschule Deutschlands unterrichtet wird. Da lernt die schon Fünfzehnjährige, daß die Erdkunde „eingeteilt wird in Norden und Süden, in Westen und Osten", und daß es vier Weltteile gibt, darunter „Affricka". Sie lernt die Meere, die Europa „um- und durchfließen", und auf die Frage, welches die „Hauptgebürge" Europas sind, antwortet sie: „Die Allpen, Montblanc, Montjurat; diese sind es, die ich mir in diesem Augenblick besinne." Von der Weltgeschichte erfährt die Zwölfjährige, daß man die erste Periode „Urwelt" nennen könne und daß sie „von Adam bis auf die noachische Flut gehe" und 1856 Jahre „enthalte". „Mit den persischen Kriegen," so lernt sie weiter, „fängt sich die blühende Periode der Griechen an, die anjetzt alle für einen Mann standen. Die griechischen Generale thaten Wunder der Tapferkeit, Pericles und Alziebiades, zwei Verwandte, trugen viel dazu bei, daß Athen Wissenschaft und Künste beförderte, aber auch daß es weibisch und weichlich ward." Noch ein Wort von den Römern: sie werden von Hannibal, der über die Apenninnen nach Florenz geht, „zu dreien und vieren Malen" geschlagen, aber „sie halten contenance" ...

Besseren Erfolg scheint der Unterricht im Zeichnen und besonders auch in der Musik gehabt zu haben; ohne das große musikalische Talent ihrer ältesten Schwester zu besitzen, lernte Luise gut Klavier spielen und zur Harfe singen; selbst Friedrich Wilhelm III., sonst kein Musikfreund, den die klassischen Gesänge der „Singeschwester" Charlotte langweilten, hat sich später oft an Luisens kleinen Liedern erfreut.

Den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck aber empfing Luise von ihrem Religionsunterricht. Auch hier wird man bei dem Durchblättern ihrer ältesten Religionshefte, die sich von den Schreibheften äußerlich vorteilhaft unterscheiden, zuweilen ein Lächeln kaum unterdrücken können, wenn man so manche naive Aeußerung liest, wie etwa folgende: „Die Religion Jesu hat große Vorzüge, weil sie Gott uns auf das theuthlicheste kennen lernt und so alles das genau sagt, was wir zu thun haben, um diesem Gott zu gefallen"; oder wenn Luise auf die Frage: Wie verstehen Sie, daß Gott ewig ist? antwortet: „Daß Gott ewig sei, verstehe ich so: er hat nie einen Anfang genohmen und wird auch kein Ende nehmen." Ihr hauptsächliches Erbauungsbuch waren Sturms „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres", das ihr die Großmutter „zu Ihrer Erbauung und ibung im wahren ungeheigelten Christenthum" 1788 geschenkt hatte, und das sie auch als Tagebuch benutzte. Wie mangelhaft aber auch dieser Unterricht zuweilen gewesen sein mag, er erfüllte Luise mit jenem unbedingten und unwandelbaren Gottvertrauen, das sie über alle Klippen und Abgründe ihres Lebens sieghaft hinweggetragen hat. Dies unerschütterliche Gottvertrauen spricht aus den ersten unbeholfenen Niederschriften ihrer heiteren Kindertage, wie in den schwersten Schicksalsstunden von 1807 die Briefe der Königin davon durchdrungen sind. So hat sich ihr der Wunsch erfüllt, den sie 1791 in einem ihrer Religionshefte niederschrieb: „Gott wolle diesen Unterricht segnen und mir Kraft und Stärke geben, das in Erfüllung zu bringen, was ich mir vorgenommen habe: stets als eine Christin zu leben."

Diese Schreibhefte, Zeugnisse von Luisens lauterer Frömmigkeit, verraten unbewußt noch einen anderen Zug ihres werdenden Ichs: die innige Liebe zu ihren Angehörigen. Da liest man mitten unter Schreibübungen oder religiösen Betrachtungen die schwesterlich teilnehmenden Worte über den jüngsten Bruder: „der kleine Karl ist recht krank", und die rührende Klage: „heute hat Therese ihre Tochter und ihr Glück verloren"; andererseits wieder die heitere Datierung: „drei Tage nach der Ankunft meines geliebten Vaters." Mit gleich herzlicher Liebe umfaßt Luise Vater und Großmutter, Brüder und Schwestern, Onkel und Tanten, vor allen den lieben fröhlichen Onkel Georg und die „engelhafte" Tante Auguste von Pfalz-Zweibrücken — nur Tante Luise, die regierende Landgräfin, scheint sie davon ausgeschlossen zu haben. Dieser tiefgewurzelte Familiensinn, diese gegenseitige


1


2


3


4


5


6

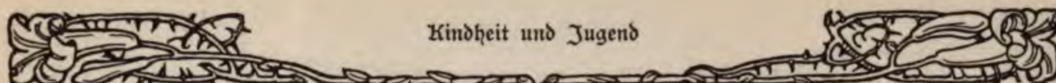

7


8


9

Eltern und Geschwister der Königin Luise

1. Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Strelitz, Mutter. 2. Prinzessin Marie Luise Albertine von Hessen-Darmstadt, Großmutter. 3. Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, Stiefmutter. 4. Prinzessin Therese von Thurn und Taxis, Schwester. 5. Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, Vater. 6. Herzogin Charlotte von Hildburghausen, Schwester. 7. Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, Bruder. 8. Prinzessin Friederike von Preußen, Schwester. 9. Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, Bruder



verwandtschaftliche Liebe, die sich oft überschwenglich genug äußert, — so schreibt Prinz Karl an seine Schwiegermutter als die „divine“ und „adorable mère“, an seine Tochter Therese: „de cœur et d'âme je veux vivre et mourir tout à vous“ — ist neben einer innigen Frömmigkeit ein wesentlicher Charakterzug des ganzen Kreises, der in der Großmutter, Prinzessin Georg, sein Haupt verehrte. Die bereits verheirateten Enkelinnen hören niemals auf, daran teilzunehmen, um so weniger, da ihnen selbst in ihren Ehen kein volles Glück erblühen sollte. Darmstadt bleibt für sie alle der Mittelpunkt, nach dem von Hildburghausen und Regensburg, wie schon vorher von Mannheim und Karlsruhe die verwandtschaftlichen Fäden zusammenlaufen. Man beschenkt sich, man besucht sich, so knapp oft der Geldbeutel ist, — vermögend war nur Therese — man tauscht Predigten und Musikstücke, neue Moden und neue Romane, und während in Frankreich eine alte Welt versinkt und eine neue emporsteigt, erörtert man gründlich alles Wohl und Wehe des Familienlebens, wie die Frage der Zweckmäßigkeit mütterlicher Pflichterfüllung gegenüber den Säuglingen.

In dem warmen Schoße dieses Familienlebens wuchs Luise heran. Die schmeichelnde Ueberlieferung, die ihre Lieblinge gern bereits als Kinder aus der Menge heraushebt, hat auch um die junge Luise schon einen Strahlenkranz gewoben; sie läßt sie als die bedeutendste des Kreises, als den allgemeinen Liebling erscheinen. Die gleichzeitigen Zeugnisse, denen unsere Darstellung hier wie sonst allein folgt, wissen davon nichts. Luise besaß nicht die reiche musikalische Begabung ihrer ältesten Schwester Charlotte; an geistiger Regsamkeit war ihr Therese überlegen; Friederike, das Ebenbild ihrer Mutter, sanft und weich wie sie, war liebenswürdiger und beliebter. Luise soll in ihrem Wesen mehr der Stiefmutter Charlotte geglichen haben. Kindliche Unarten, die ihr Lehrer in Hannover zu tadeln fand, trotzigen Eigensinn und naseweise Unfreundlichkeit gegen die älteren Schwestern, hatte sie überwunden; aber sie blieb ein wildes Ding, in dessen Adern das Pfälzerblut leicht und rasch rollte. Hübsch und schlank, voll Uebermut und sprudelnder Laune, erschien „Louise l'étourdie“, „Jungfer Husch“, wie man sie wohl nannte, etwas flüchtig und oberflächlich, obschon es ihrem innersten Wesen an Ernst und Tiefe des Gemüts und der Empfindung keineswegs fehlte.

Das schöne Glück des innigen Familienlebens in Darmstadt breitet einen sonnigen Glanz über Luisens Kinderjahre; ihr Wesen blieb von seinen Strahlen durchdrungen und sein Abglanz hat sie durch dunkle Tage hindurch begleitet.

Es war ein heiteres Leben im Alten Palais am Darmstädter Markte. Im Winter gab es Jagden und Schlittenfahrten, bei denen Onkel Georg selbst oftmals den Führer machte, Maskenfeste und Bälle bis in den hellen Morgen, an deren zwanglose Fröhlichkeit

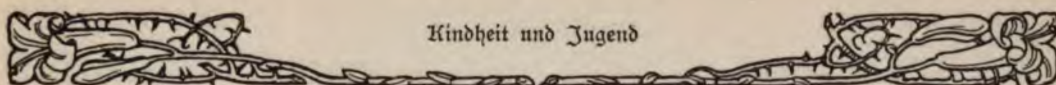
2

Luise später in Berlin oft sehnsüchtig zurückgedacht hat, und viel, viel Musik in Konzerten und Operetten. Bei den Konzerten im Schlosse hat sich Luise nicht selten gelangweilt; um so eifriger beteiligte sie sich an den theatralischen Aufführungen, mit denen jedes Familienfest gefeiert wurde. So wirkte sie, erst zehnjährig, mit bei einer Aufführung der „Bonne Mère" von Frau von Genlis. Die besten Darsteller, so sagt die Darmstädter Tradition, waren ihre Tante Luise und ihr Vater, Prinz Karl, dem eine angenehme kräftige Stimme und geschmackvoller Gesang nachgerühmt werden. Als Vorleser hat er später auch bei der gestrengen Gräfin von Voß Anerkennung gefunden. Das schönste Familienfest, wie überall in deutschen Landen, war die Weihnachtsfeier. Da mußte Luise die Geschenke der vermählten Schwestern der Großmama heimlich auf den Weihnachtstisch legen, und wenn dann die Beschenkte fragte: Gewiß von Therese? so konnte Luise dreist leugnen, bis Onkel Georg mit der erschreckenden Drohung: „Willste verblinden?" sie zum Geständnis zwang.

Den Sommer verlebte man im Garten und Lusthaus der Großmama, in der Braunshardt, und, wenn man eingeladen wurde, in Auerbach an der Bergstraße, wo in dem am westlichen Abhange des Odenwaldes anmutig gebetteten „Fürstenlager" die erbprinzliche hessische Familie ihren Sommeraufenthalt zu nehmen pflegte. Auch weitere Reisen wurden im Sommer gern unternommen; lag doch Darmstadt so recht mitteninne zwischen Frankfurt und Mannheim, Karlsruhe und Straßburg, wo man überall liebe Verwandte oder gute Freunde zu wohnen hatte.

Die erste Reise Luisens, von der wir wissen, ging nach Straßburg, das sie im August 1788 mit der Großmutter, Schwester Friederike und Fräulein von Gélieu besuchte. In Straßburg lebte damals die Lieblingstochter der Großmutter, Auguste, mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Max von Pfalz-Zweibrücken, der als Oberst des Regiments Royal-Bavière in französischen Diensten stand. Luise hat sich dort sehr glücklich gefühlt. Das seit September 1785 vermählte Paar hatte bereits zwei Kinder, Prinz Ludwig, später König Ludwig I. von Bayern, und Prinzessin Auguste, die einst Gemahlin des Prinzen Eugen Beauharnais, Vizekönigs von Italien, und die Stammmutter der Leuchtenbergs werden sollte. Von diesem Vetter und dem Bäschen spricht Luise in einem natürlich französisch geschriebenen Briefe an ihren Bruder, den damals neunjährigen Georg; es ist der erste Brief, der sich von ihr erhalten hat. Sie schreibt, sie fühle sich in Straßburg wie im Himmel. „Der kleine Luxer befindet sich wohl, er ist recht artig geworden. Die kleine Auguste ist auch hübsch, und hat ein prächtiges Aussehen." Luise hat auch das Münster bis zur Plattform bestiegen und ließ sich nur schwer zurückhalten, bis zu den Türmchen hinaufzuklettern.

Besonders häufig waren Ausflüge von Darmstadt nach dem nahen Frankfurt, wo die Messe besucht und Einkäufe gemacht wurden. Dort haben die Prinzessinnen im Thurn



und Taxisschen Palais und mit der Gemahlin des Taxisschen Vertreters, Frau von Vrints, verkehrt, der wir eine der ersten Schilderungen der Prinzessinnen verdanken. Sie schreibt im September 1789 der Prinzessin Therese: „Ich hatte das Vergnügen hier Ihre beiden Schwestern zu sehen und eine entzückende Stunde mit ihnen zu verleben, wobei wir von Ihnen sprachen. Es sind reizende Kinder, beide gleich hübsch, geistvoll, gut, aber, ich weiß nicht warum, mein Herz spricht mehr für Friederike." Im Jahre 1790, im Oktober, verweilten sie wieder mehrere Wochen in Frankfurt, um mit Schwester Therese, der sich Luise innigst anschloß, den Festlichkeiten bei der Krönung Kaiser Leopolds I. beizuwohnen. Damals, wie es scheint, machten sie auch die Bekanntschaft von Goethes Mutter. Die Frohnaturen der Frau Aja und der Enkelkinder der Prinzessin Georg fanden sich leicht zusammen. Es ist bekannt und oft erzählt, wie Luise und Friederike mit Bruder Georg im Haus am Hirschgraben herumgesprungen sind, wie sie Specksalat gegessen und am Hofbrunnen Wasser geplumpt haben. Viele Jahrzehnte später, 1828, hat Goethe dem Prinzen Georg eine Zeichnung dieses Brunnens mit einigen Versen geschenkt.

Zu wiederholten Malen durfte Luise auch die Großmutter nach Broich begleiten, dem am linken Ufer der Ruhr zwischen Mülheim und Duisburg gelegenen Schlosse, das aus dem Nachlaß der Grafen von Leiningen stammte. Von den ersten Reisen, 1787 und 1789, wissen wir wenig, desto mehr von der dritten und letzten Reise im Jahre 1791, als Luise ihr 15. Jahr vollendet hatte. Die Reisegesellschaft bestand aus der Großmutter mit ihrer Hofdame Fräulein von Dürkheim, Onkel Georg, Luise und Friederike mit ihrer Erzieherin, und dem kleinen fünfjährigen Karl. Prinz Georg war mit dem Vater in Pyrmont. Am 1. Juni wurde die Reise angetreten. Zu Schiff ging es rheinabwärts nach Koblenz, wo sie bei der Gräfin Metternich, der Mutter des späteren österreichischen Fürst-Staatskanzlers, zu Mittag speisten. Sonst wohnten, aßen und schliefen sie auf dem Schiffe. Nach kurzem Aufenthalte in Köln kamen die Reisenden am 4. Juni in Broich an, wo sie mit jubelnden Hurrarufen begrüßt wurden. Auf der Reise hatte Friederike rheinische Burgen gemalt, Luise ein Reisetagebuch geführt, das uns leider nicht erhalten ist. In Broich wurde der Unterricht fortgesetzt, regelmäßig zwei Stunden täglich arbeiteten die Prinzessinnen mit ihrer Erzieherin, hauptsächlich, wie es scheint, französisch: sie mußten französische Briefe und kleine Erzählungen schreiben, Geschichten von tugendhaften Mädchen, die durch das Andenken an ihre Mutter vor Verführung bewahrt werden. In der übrigen Zeit lasen sie, Luise: Friedrich mit der gebissenen Wange, was ihr sehr gefiel, Friederike: Hermann von Unna, oder spielten mit anderen Kindern in der Umgegend. Luisens Andenken ist dort lebendig geblieben, viele Geschichten erzählt man sich noch heute von ihrer Leutseligkeit

2*

und Herzensgüte: von ihrem Mitleiden für den armen Läufer der Großmutter, ihrer Teilnahme für eine genesende Scharlachkranke, ihrer bereitwilligen Hilfe für einen schwer arbeitenden Bauer.

In das einförmige Leben in Broich, dessen Stille nur durch die aufregenden Nachrichten aus Frankreich über die mißlungene Flucht König Ludwigs XVI. unterbrochen wurde, brachte der gute Onkel Georg eine angenehme Abwechselung. Er schlug eine Reise nach dem nahen Holland vor; die Großmutter weigerte sich anfangs, es fehlte an Reisegeld, dafür wurde Rat geschafft durch eine kleine Anleihe bei Gräfin Polyxena Leiningen, dann gab Großmama nach und am 21. August wurde die Reise nach Holland angetreten. Bei großer Hitze ging es durch glühenden Sand nach Xanten und Kleve, wo die Reisenden in einem hübsch und kühl im Grünen gelegenen Gasthaus — „oberge", schreibt Luise — ausruhten. Kleve gefiel ihnen sehr. Sie machten dort die Bekanntschaft eines Freiherrn von Spaen, der sie auf sein Lustschloß Bellevue einlud, dessen elegante Damenzimmer den kleinen Prinzessinnen großen Eindruck machten. Bei Tische saß Luise neben dem Freiherrn, der ihr prophezeite, sie werde in drei Jahren vermählt sein — wie es auch in Erfüllung gegangen ist. Dann überschritten sie die holländische Grenze und über Arnheim und Utrecht, wo das Gasthaus unserer Prinzessin wie ein Schloß erschien, erreichten sie mit der Treckschuite am Abend des 26. August Amsterdam, dessen glänzend erleuchtete Läden Luisens Bewunderung erregten, während eine geheime Angst vor den nach Indien verschleppenden „Seelenverkopern" sie beunruhigte. In Amsterdam besahen die Reisenden meist unter Führung des Darmstädter Residenten das Stadthaus, die Synagoge, das Haus der Indischen Kompagnie, das Armenhaus, wo der Anblick der „filles de mauvaise vie" Luisen Schauder einflößte, die Marineschule, vor allem den Hafen, dessen Mastenwald — „ein aus dem Wasser auftauchendes Gehölz" — sie anstaunte. Abends besuchten sie, während Großmutter meist zu Hause blieb, das französische Theater, von dessen Publikum, reich und geschmackvoll gekleideten Kaufmannsfrauen, sie neugierig betrachtet wurden. Von Amsterdam aus fuhren sie zu Schiff nach Saardam mit seinen Erinnerungen an Peter den Großen, dessen Liebe für den Schiffsbau Luisens volle Anerkennung fand. „Que ce grand homme," schreibt die fünfzehnjährige Nationalökonomin, „a fait du bien par là, car c'est par le commerce que provient leur plus grande richesse."

Erst am 1. September verließen sie Amsterdam und reisten, wieder mit der Treckschuite, bei stürmischem Regenwetter über Haarlem, in dessen „großer Kirche" die Klänge der weltberühmten Orgel sie entzückten, nach dem Haag, wo sie mehrere Tage blieben, um die Gemäldegalerie, das Naturalienkabinett, das Haus im Busch zu besichtigen. Sie machten

auch Ausflüge nach Scheveningen, nach Delft, dessen Hugo Grotius-Denkmal der Prinzessin sehr gefiel, und nach Rotterdam, wo gerade Kirmes gefeiert wurde, die sie an den Römer in Frankfurt erinnerte. Am 4. September traten sie die Rückreise an, zunächst wieder auf einer Jacht, öfter durch hohe Hecken, bei denen Luise des Herrenhäusener Gartens, surnommé la boudeuse, gedachte, nach Utrecht, dann zu Wagen weiter, „an den lieben alten Rhein", über Kleve nach Broich, das sie am 6. September erreichten, von Brüderchen Karl jubelnd begrüßt.

In den ziemlich eingehenden Aufzeichnungen und Briefen, die wir über diesen Ausflug nach Holland von Prinzessin Luise noch besitzen, würde man vergeblich nach einer Aeußerung über niederländische Kunst suchen; die einzigen Gemälde, deren sie erwähnt, sind die Bilder der Prinzessin von Oranien, Schwester König Friedrich Wilhelms II. von Preußen, im Haag; mehr gefesselt hat sie der Anblick holländischer Sauberkeit und holländischen Reichtums. Das holländische Leben überhaupt mit seiner Fülle neuer Erscheinungen prägte sich tief in Luisens Gedächtnis; bei Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande, die sie später öfter las, hat sie sich ihrer holländischen Reise, der größten Reise ihrer Jugend, gern erinnert.

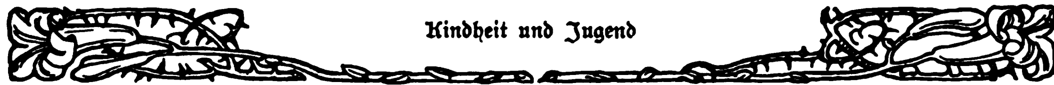
Noch bis Mitte Oktober 1791 blieb Luise in Broich mit Geschwistern und Großmutter, die durch Veranstaltung kleiner Theateraufführungen und Bälle den Enkelkindern den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen suchte. Auch der Geburtstag des in Celle weilenden Vaters, der 10. Oktober, wurde so gefeiert. Leider fehlte dabei Onkel Georg, der bald nach der Rückkehr aus Holland Broich verlassen hatte, und ohne dessen Teilnahme keine volle Lust aufkommen wollte. Luise sehnte sich sehr nach Darmstadt, nach Bruder Georg. „Dann," so schrieb sie, „wird es ein Wiedersehen geben, ein Stück betitelt: Wahre Geschwisterfreude und Liebe." Der Winter in Darmstadt, der hierauf folgte, brachte ernste Tage für Luise. Sie war rasch emporgeschossen, rascher als für ihre immer zarte Gesundheit zuträglich war. Die Großmutter, der sie längst über den Kopf hinausgewachsen, klagt hausmütterlich wohl zuweilen, welche Not sie mit den Kleidern habe, die fast alle Monate verlängert werden mußten, und nicht selten wurden alte Kleider der verstorbenen Mutter und Stiefmutter für die Prinzessinnen umgeändert. Schon im Sommer 1790 war Luise leidend gewesen; jetzt, bald nach Neujahr 1792, erkrankte sie abermals; nur langsam und spät und nicht ohne Erschütterungen reifte sie endlich zur Jungfrau. Am 24. Januar 1792 schrieb sie in eines ihrer Hefte: „Nachdem ich ziemlich lange krank war, arbeite ich heute zum ersten Male wieder und Gott wolle mir seinen Beystandt dazu geben."

Die nächsten Monate waren der Vorbereitung beider Prinzessinnen zur Konfirmation gewidmet. Neben Frey unterrichtete sie hauptsächlich der Stadtpfarrer Lichthammer, ein

Geistlicher von mildem und abgeklärtem Wesen, der auch schon Lehrer der Pfalzgräfin Auguste und Schwester Theresens gewesen war. Die Stunden bei Lichthammer haben einen unauslöschlichen Eindruck auf Luise gemacht und ihr religiöses Empfinden vertieft, obschon sie langsamer lernte als Friederike. „Lichthammer," schreibt sie damals, „flößt uns tugendhafte Empfindungen ein, die ich mein ganzes Leben zu bewahren hoffe, denn ich erkenne, daß es ohne sie kein Glück gibt. Ich bin nie glücklicher als wenn ich überzeugt bin, daß Lichthammer mit mir zufrieden ist, und wenn ich mir sagen kann: heute hast Du wieder viel gelernt zu Deinem ewigen und zeitlichen Glück."

Am 15. Juni 1792 legten Luise und Friederike in der Stadtkirche zu Darmstadt ihr Bekenntnis ab und empfingen den Segen; zwei Tage darauf nahmen sie das heilige Abendmahl, mit ihnen die Großmama und Tante Auguste. Auch der Vater war anwesend. In ihrem Erbauungsbuch verzeichnete Luise auf französisch: „Heute ist der wichtigste Tag meines Lebens, der Tag meiner Confirmation. Gott gebe mir die Stärke, alle die Versprechungen zu erfüllen, die ich ihm gemacht habe, ihm, dem Zeugen meiner Schwüre"; und der Schwester Therese, die nicht hatte zur Feier kommen können, schrieb sie, diesmal in deutscher Sprache: „Gott segne Dich und mich, edelste der Schwestern und Freundinnen. Vollbracht ist das Werk, das uns auf unser ganzes Leben glücklich machen soll. Gelobt ist Gott die ewige und unverbrüchliche Treue, und Gott, der unsern Schwur hörte, wird uns auch ewig beistehen, ihn zu halten. Gib mir auch Deinen Segen, liebe, beste und zärtlichste Schwester, stehe mir immer mit Deinem guten Rate bei, und bitte Gott, daß er mich stärke zur Erfüllung aller meiner Pflichten."

Kaum weniger aber als durch die Einsegnung wurden Luisens und Friederikens jugendliche Herzen damals erregt durch die Aussicht auf eine neue Krönungsfeier in Frankfurt a. M. Nach kaum zweijähriger Regierung, am 1. März 1792, war Kaiser Leopold II. gestorben, tief betrauert von Prinz Karl von Mecklenburg, der ihn als „Leopold den Einzigen, den großen und ausgezeichneten Monarchen" verehrte. Am 5. Juli verkündeten in Frankfurt 300 Kanonenschüsse, daß sein Sohn und Erbe, Franz, der König von Ungarn und Böhmen, zu seinem Nachfolger auch im Deutschen Reiche gewählt sei; am 14. Juli, dem Jahrestage des Bastillesturmes, wurde er zum Kaiser gekrönt. Der beiden Schwestern Sehnsucht war seit Wochen nach Frankfurt gerichtet, wo die Krönungsfestlichkeiten lockend winkten. Der Vater wollte anfangs nichts davon hören; die Reise, der Aufenthalt, vor allem die Toiletten der jungen Damen hätten wieder Ausgaben erfordert, denen seine bescheidenen Einkünfte wenig entsprachen. Schließlich — welcher Vater hätte zwei solchen Töchtern widerstanden? — willigte er ein; wenigstens auf einige Tage durften die Prinzessinnen nach Frankfurt gehen,



und Luise konnte den Ball, den der österreichische Krönungsbotschafter gab, mit dem jungen Grafen Metternich eröffnen.

Die Prinzessinnen haben, wie der Briefwechsel Thereses zeigt, damals in Frankfurt bereits Aufmerksamkeit erregt; man machte der Großmama Komplimente zu ihren hübschen Enkelinnen; und auch Frau von Drints schrieb im Sommer 1792: „Sie sind hübscher als je, Luise ist schön, Friederike hübsch und gut."

Es war die letzte Krönung gewesen, die die alte Kaiserstadt am Main gesehen hat, wie es auf Jahrzehnte hinaus der letzte friedliche Sommer war, den die Bewohner der Rheinlande genossen. Noch im August tummelten sich die jungen Prinzessinnen fröhlich im Garten der Großmama, die schon sorgenvoll nach Paris schaute, wo am 10. August der Thron der Bourbonen zusammenbrach; nur wenige Wochen später sind sie auf der Flucht vor der heranstürmenden Revolution. Zum ersten Male greift in Luisens Dasein die furchtbare Macht ein, deren Hand schwer über ihrem Leben liegen und deren Walten den Gang ihres Schicksals so oft bestimmen sollte.



Zweites Kapitel

Verlobung und Brautzeit

(1793)

I. Die Verlobung

Am 20. April 1792 hatte die französische Nationalversammlung auf Antrag König Ludwigs XVI. die Kriegserklärung an den „König von Ungarn und Böhmen" beschlossen. Hiermit war das Zeichen zu dem Kriege gegeben, der bis 1815 Europa verwüstet hat und in den nach und nach alle europäischen Staaten hineingezogen wurden.

Zunächst wurde Preußen davon betroffen. Ein halbes Jahrhundert lang, von 1740 bis 1790, hatte der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich die Politik des europäischen Festlandes beherrscht; dann war es im Angesichte der französischen Revolution zu einer Annäherung zwischen beiden Staaten gekommen, die am 7. Februar 1792 in einem Defensivbündnisse mit der Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe bei irgendeinem Angriffe ihren Ausdruck fand. Darin lag zugleich der Bruch Preußens mit Frankreich. Diese Politik, die den friedericianischen Ueberlieferungen so ganz zuwiderlief, war das persönliche Werk König Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Was ihn dazu veranlaßte und dabei festhielt, war, neben dem Wunsche nach territorialen Erwerbungen, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem von Westen her bedrohten Deutschen Reiche, als dessen Vorkämpfer er zu glänzen strebte, und ebenso das Gefühl des Gegensatzes gegen die französische Revolution, das Emigranten im Bunde mit Rosenkreuzern in ihm zu erregen und wachzuhalten beflissen

waren; nicht zum wenigsten aber auch persönliche Teilnahme an dem Schicksale König Ludwigs XVI., dessen Befreiung ihm in mystischen Weissagungen verheißen wurde. So kam es, daß König Friedrich Wilhelm II. der Form nach nur als Verbündeter Oesterreichs, in Erfüllung einer vertragsmäßigen Pflicht, tatsächlich angriffslustiger und mit größerem Eifer als Oesterreich selbst den Krieg gegen Frankreich unternahm. Freilich, der König stand mit solchen Gesinnungen in seinem Staate und in seinem Heere fast allein. Abneigung gegen das verbündete Oesterreich, Hinneigung zu Frankreich, dem trotz oder wegen der Revolution viele Sympathien zugewandt blieben, herrschten noch allenthalben vor.

Im August 1792 überschritt das preußische Heer, das sich bei Koblenz gesammelt hatte, unter dem Oberbefehl des Königs und des Herzogs von Braunschweig zwischen Thionville und Longwy die französische Grenze; auch der älteste Sohn des Königs, Kronprinz Friedrich Wilhelm, war als Oberst bei der Armee. Mit schleppendem Troß überaus langsam vorrückend, eroberte man Longwy und Verdun und stieß endlich am 20. September in der Champagne bei Valmy auf die französischen Truppen, mit denen sich eine lebhafte Kanonade entspann, bei der beide Heere ihre Stellungen behaupteten. So unerheblich an sich das Treffen militärisch war, so entscheidend wurde seine Bedeutung. Man hatte den Entschluß zum Angriffe nicht fassen können; nach tagelangem Zögern mußte man sich zu einem Rückzuge entschließen, der durch Verpflegungsschwierigkeiten und Krankheiten überaus verlustreich sich gestaltete. Im November stand der König mit den Resten seines Heeres wieder in Koblenz.

Inzwischen war bereits die Revolution ihrerseits zum Angriff übergegangen. Von Landau aus brach gegen Ende September der französische General Custine mit etwa 18000 Mann auf, eroberte in raschem Siegeslaufe Speyer und Worms, nötigte am 21. Oktober Mainz zur Kapitulation und ließ auch Frankfurt a. M. besetzen. Ueber die blühenden Rheinlande ergoß sich die Revolution mit ihren Schrecken. An ernstlichen Widerstand dachte niemand, geistliche und weltliche Herren flüchteten oder suchten durch Kontributionen Schonung und Neutralität furchtsam zu erkaufen. Es war ein schmachvoller Zusammenbruch, der den Untergang des Deutschen Reiches unheilverkündend einleitete.

In Darmstadt erhielt man in den ersten Oktobertagen die Nachrichten von dem Vordringen der Franzosen. Bald kamen Scharen von Vertriebenen, unter ihnen der Bischof von Speyer; vom Balkon des Alten Palais aus sah Luise die Flüchtlinge, besonders viele Emigranten, über den Darmstädter Markt ziehen. Am 4. Oktober hieß es in Darmstadt: die Franzosen sind da, man wollte ihre Uniformen im nahen Wäldchen gesehen haben. Die Bürgerschaft wurde unruhig, schon kamen einige versteckt gehaltene Nationalkokarden

zum Vorschein. Ein Teil der landgräflichen Familie flüchtete nach Gießen, wohin auch das hessen-darmstädtische Militär, um jeder feindlichen Begegnung mit den Franzosen auszuweichen, zurückgezogen wurde. Da entschloß sich auch Prinzeß Georg zur Flucht: mit Luise und Friederike, Georg und Karl, und dem Fräulein von Gélieu fuhr sie zu ihrer ältesten Enkelin Charlotte nach Hildburghausen.

Herzogin Charlotte, mit ihrem Gemahl Herzog Adolf von Sachsen-Hildburghausen, nahm die Flüchtlinge mit der Liebe und Herzlichkeit auf, wie sie diesen ganzen Familienkreis beseelte und zusammenhielt. Die Herzogin, nicht minder schön als die Schwestern, aber wenig glücklich in der Ehe mit einem mehr als unbedeutenden Gatten und oft in schweren finanziellen Bedrängnissen, fand ihr Glück in der Beschäftigung mit Musik und Literatur. Sie dichtete selbst, wie sie auch eine fleißige Brief- und Tagebuchschreiberin war. Jean Paul, den sie häufig und gern an ihren Hof zog, hat sie uns geschildert, die himmlische Herzogin mit dem Antlitz voll Liebe und Jugendreiz und den schönen Kinderaugen. Zu den Bewunderern ihrer Sangeskunst gehörte auch Meister Reichardt, der sie einmal in der Karwoche bei einer Aufführung von Grauns Tod Jesu in der Stadtkirche von Hildburghausen hörte und durch ihren von innigstem religiösen Empfinden beseelten Gesang hingerissen wurde. Mit Schwestern und Brüdern sorgte sie jetzt um die Großmutter, die die Entfernung vom Rheine schwerer trug, als die leichtlebige Jugend, und der Unterhaltung und Aufheiterung immer bedurfte. Zum Glück kamen oft Besuche, der Gemahl Schwester Theresens, Erbprinz Karl Alexander von Thurn und Taxis, der letzte Kurfürst-Erzbischof von Trier, der mit seiner Schwester auf der Flucht nach Augsburg war, vor allem der Vater der Prinzessinnen selbst, Prinz Karl, der von seinen häufigen Reisen immer gern im Hause seiner ältesten Tochter ausruhte.

Prinz Karl war mit dem Kriege gegen die Revolution wenig einverstanden; insbesondere mißbilligte er es, daß damals Hessen-Darmstadt, zum Teil unter Einwirkung des Freiherrn vom Stein, sich an Preußen anschloß und damit der Koalition gegen Frankreich beitrat. Er liebäugelte mit den Aufklärungsideen und gab sich gern als Bürger- und Bauernfreund. „Meinetwegen," schrieb er damals seinem Schwager Georg, der ihm eifrig beistimmte, „mag Geburtsadel sein, nur muß solcher nicht Verdienste und Talente unterdrücken oder verdrängen. Ich schätze den Adel, sobald Verdienste und Tugend ihm zu Ahnen dienen; ohnedem aber sehe ich solchen als ein leidiges notwendiges Uebel im Staate an. Ueberhaupt aber nach meinem wenigen Dafürhalten ist der bürgerliche und noch mehr der Bauernstand oder -Klasse die, die am mehrsten geschützt werden sollte, denn ohne solche, was wären die Großen und Edlen?" In Hildburghausen war Prinz Karl eine

stadtbekannte Erscheinung, wie er in schlichtem zugeknöpftem Ueberrocke spazieren ging, leutselig sich für alle und für alles interessierend, während die Prinzessinnen, wie sie es von Darmstadt gewohnt waren, im Schloßgarten heiter und zwanglos lustwandelten.

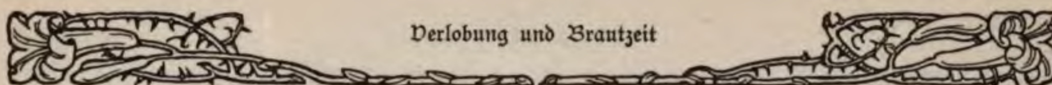
Prinzessin Luise hat sich in Hildburghausen mit Herders Werken beschäftigt, aus dessen „Zerstreuten Blättern“ sie sich Abschriften und Auszüge machte. Herder war in Darmstadt ihrer Mutter und Stiefmutter bekannt gewesen, und sie selbst hat ihn immer besonders verehrt. Daneben erfreute sich ihre frische Jugend der vielen Vergnügungen am Hofe der Schwester, wo Festlichkeiten und theatralische Aufführungen, Schlittenpartien und Maskenbälle den Winter über miteinander abwechselten. Auch am Spiel, dem nach der Sitte der Zeit viel gehuldigt wurde, nahm Luise teil, soweit es ihre bescheidenen Mittel gestatteten; denn die fast 17jährige Prinzessin hatte an regelmäßigen Einnahmen nur ein monatliches Taschengeld von 5 Gulden und 30 Kreuzern, so daß sie wohl einmal, um sich Geld zu verschaffen, einen Granatschmuck verkaufen mußte. Im Februar 1793 betrug ihr Einkommen ganze 11 Gulden, die sie auch für Geschenke, kleine Putzsachen, Kartengeld und — ein Dutzend Brezel zu Fastnacht völlig verausgabte. Bei dem heiteren Zusammenleben in dem trauten Familienkreise, wie er sich dort in Hildburghausen zusammengefunden, verfloß rasch und angenehm der Winter, und als das Frühjahr 1793 ins Land kam, dachte man an die Rückkehr in die Heimat, die Preußen und Hessen inzwischen von den Franzosen gesäubert hatten, an den lieben Rhein, in das liebe Darmstadt. Man sollte nicht zurückkommen, wie man gegangen. Eben an die Heimreise knüpften sich Aussichten besonderer Art: während Luise und Friederike noch mit sorglosen Kinderherzen die geselligen Freuden der kleinen Thüringer Residenz genossen, spannen leise schon und heimlich sich die Fäden, an denen in Glück und Unglück, in Freude und Schmerz ihre Zukunft hing.

Zu den Besuchern in Hildburghausen hatte auch Onkel Georg gehört, der im Dezember 1792 mit den tapferen hessischen Grenadieren die Franzosen aus Frankfurt vertrieben hatte und dort mit König Friedrich Wilhelm II. und dessen Sohn, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, bekannt geworden war. Von der Gattin des Frankfurter Bürgermeisters, Frau von Olenschlager, die mit der Frau des Adjutanten des Kronprinzen, von Schack, verkehrte, erfuhr er, daß bereits von Vermählungsplänen für den Kronprinzen die Rede sei. Man denke dabei, so hieß es, auch an eine der mecklenburgischen Prinzessinnen, die der Kronprinz selbst kennen zu lernen wünsche. Frau von Olenschlager — sie war eine geborene von Kettenburg und stammte aus Mecklenburg — hatte mit landsmännischer Zutraulichkeit und mit weiblichem Eifer sich sogleich an den Vater, Prinz Karl, gewandt, um ihn davon in Kenntnis zu setzen und zu einem entgegenkommenden Schritte zu veranlassen,

war aber von ihm an seinen Schwager und „bewährten Freund", den Prinzen Georg, verwiesen worden. Was konnte diesem willkommener sein, als eine seiner Nichten mit dem Kronprinzen von Preußen zu verloben? Lebhaft ging er auf den Gedanken ein, und er war der Mann, ihn zu verwirklichen, allen Hindernissen zum Trotz.

Denn an Schwierigkeiten und Bedenken fehlte es keineswegs. Es darf nicht verschwiegen werden: eine Ehe mit einem preußischen Prinzen schien damals nicht überall verlockend. Zwar versicherte Frau von Olenschlager, „der Prinz werde die Gemahlin, die er selbst wählen solle, gewiß auch lieben und ihr treu sein". Allein man kannte ja die Zustände in Berlin; war doch Frau Ritz — die spätere Gräfin Lichtenau — selbst mit ihren Kindern eines Tages zum Besuch des Königs, für dessen Geliebte man sie noch immer hielt, in Frankfurt erschienen. So hieß es denn bald: es gehöre Mut dazu, jetzt mit dem preußischen Hofe in Verbindung zu treten. In Darmstadt war die eigene Tante der Prinzessinnen, ihre Muttersschwester, Landgräfin Luise, ganz dagegen und suchte jede Möglichkeit einer Annäherung und Bekanntschaft zu hintertreiben. Der Vater, Prinz Karl in Hildburghausen, ließ geschehen, ohne vielen Eifer zu zeigen. Um so entschlossener und rühriger war Onkel Georg. „Du kannst versichert sein," schrieb er dem Schwager, „Alles, was ich für Dich und die Deinen thun kann, geschieht eben so, als wäre es für mich und die Meinigen; Dir dienen heißt mir selbst dienen." Unterstützt von dem nach Frankfurt gesandten Geheimrat Kümmelmann von Hildburghausen, einem Vertrauten des Prinzen Karl, riet er dringend zur schleunigen Rückkehr der Prinzessinnen nach Darmstadt, wo man den Besuch des Königs und seiner Söhne erwartete. Der Prinz willigte endlich ein; doch er selbst wollte zurückbleiben. Ohne die Feier ihres Geburtstages am 16. März abzuwarten, wozu der Herzog von Hildburghausen schon große Vorbereitungen getroffen hatte, und ohne sich durch die Nachricht von dem bereits erfolgten Besuch des Königs in Darmstadt aufhalten zu lassen, trat die Großmutter mit Luise und Friederike die Heimreise an. Unterwegs, in Frankfurt, wo sie am 13. März im Weißen Schwan abstiegen, sollte das Schicksal der Prinzessinnen sich erfüllen, rascher und größer als irgend jemand hätte ahnen können.

König Friedrich Wilhelm II. hatte nach der Wiedereroberung Frankfurts sein Hauptquartier in der alten Kaiserstadt genommen, in der sich bald ein glänzender Kreis von deutschen Fürsten und Herren, französischen Prinzen und Emigranten, Helden und Abenteurern zusammenfand. Während in Paris, das man eben noch mit leichter Hand zu erobern gemeint hatte, das alte Regiment in Stücke geschlagen wurde, sammelte sich hier um den königlichen Vorkämpfer des alten Europa noch einmal alles, was das scheidende Jahrhundert an den Fürstenhöfen und auf den Schlössern der Nachbarschaft Prächtiges und



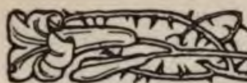
Ueppiges hervorgebracht hatte. Der König selbst, den man täglich in der die Stadt umsäumenden Lindenallee spazieren gehen sah, fand Frankfurt, wie er nach Berlin schrieb, „charmant", und es gefiel ihm „ungemein". Aber auch er gefiel den Frankfurtern: seine ritterliche Höflichkeit gewann ihm aller Herzen, und Goethes Mutter schrieb damals ihrem Sohne: „So wie der König von uns Allen geliebt wird, ist wohl schwerlich noch ein Monarch geliebt worden — wenn Er einmal weggeht, so weine ich Dir gewiß 8 Tage, und vergessen wird er von uns Allen Zeitlebens nicht." Neben ihm bemerkte man seine Söhne, Prinz Louis und den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der in den Patrizierhäusern der Stadt, bei den Bethmann und Metzler, den Gontard und Olenschlager schlicht und leutselig verkehrte; oft zeigte sich auch die glänzende Erscheinung des Prinzen Louis Ferdinand, der im Hause der Frau von Drints die Zuhörer durch die Meisterschaft seines Klavierspiels entzückte. Man sah ferner den Schwiegersohn des Königs, den Prinzen Wilhelm von Oranien, die Herzöge Karl August von Sachsen-Weimar und Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, hessische und koburgische, nassauische und württembergische Prinzen, preußische Staatsmänner, wie Hardenberg und Struensee, und den geheimnisvollen Woellner, dazu viele Emigranten, unter ihnen Sombreuil, der mit Prinz Louis Ferdinand in den Laufgräben vor Mainz sich auszeichnen sollte und zwei Jahre später in Quiberon den Heldentod fand. Die preußische Garde war in der Stadt einquartiert; dazwischen gab es noch immer neue Truppendurchzüge: Sachsen, Hessen, Oesterreicher. In das bunte Leben und Treiben, das auch durch die Nähe der Franzosen in Mainz nicht gestört wurde, kam kaum eine leise Erschütterung bei der Nachricht von der Hinrichtung König Ludwigs XVI., den zu retten man im Sommer vorher ausgezogen war. Die Karnevalsfeste und die Theateraufführungen, die der löbliche Rat von Frankfurt puritanisch sonst an Sonntagen nicht gestattet hatte, erlitten keine Unterbrechung. König Friedrich Wilhelm II. besuchte sie regelmäßig und gern.

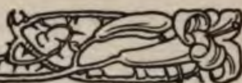
Im Theater war es denn auch, wo die entscheidende Begegnung zwischen dem König und den Prinzessinnen stattfand. Gleich am Tage ihrer Ankunft, vielleicht nicht ganz absichtslos, war die Großmutter mit den Enkelinnen nach dem „Komödienhaus" gegangen, in die Loge ihrer in Frankfurt lebenden Schwester, der Gräfin von Leiningen-Guntersblum, deren Tochter Polyxena sie begleitete. Der König war anwesend; „am Eingang der Komödie" fand die Großmutter Gelegenheit, ihm ihre beiden Enkelinnen vorzustellen, deren knospender Liebreiz ihn rasch eroberte. Friedrich Wilhelms II. staunende Bewunderung der beiden jugendlichen Schönheiten hat einen naiven Ausdruck gefunden in einem Briefe, in dem er selbst diese denkwürdige Begegnung anschaulich geschildert hat. „Seit meinem letzten Briefe," schreibt er am 21. März 1793 nach Berlin, „habe gar keine Zeit zum Schreiben gehabt,

wir haben in lauter Fêten gelebt, die besonders durch die Anwesenheit hoher Fremden veranlaßt worden, nämlich von der Prinzeß George von Darmstadt und ihren beiden herrlichen Kindeskindern, den Töchtern des Prinzen Karl von Mecklenburg und also der Königin von England ihren Nichten. Wie ich die beiden Engel zum ersten Mal sah, es war am Eingang der Komödie, so war ich so frappirt von ihrer Schönheit, daß ich ganz außer mir war, als die Großmutter sie mir präsentirte. Ich wünschte sehr, daß sie meine Söhne sehen möchten und sich in sie verlieben. Den andern Tag ließen sie sich auf einem Ball präsentiren und waren ganz von ihnen enchantirt. Ich machte mein möglichstes, daß sie sich oft sahen und sich recht kennen lernten. Die beiden Engel sind, so viel ich sehen kann, so gut als schön, nun war die Liebe da und [es] wurde kurz und gut resolvirt, sie zu heirathen."

An demselben Abend, wo König Friedrich Wilhelm seine Schwiegertöchter wählte, war aber auch sein Sohn, der Kronprinz, selbst im Theater, auch er nicht ganz zufällig, nicht absichtslos. Wie bei Thronerben üblich, war in den Hofkreisen oft schon von seiner bevorstehenden Vermählung gesprochen worden; bald bestimmte man ihm Luise, die spätere Prinzessin Radziwill, bald seine oranische Cousine oder eine badische oder englische Prinzessin. Der Kronprinz seinerseits — und der König stimmte ihm darin bei — war entschlossen, allein seiner Neigung zu folgen. Man hatte ihm von den schönen mecklenburgischen Prinzessinnen erzählt, und Sombreuil, der sie in Darmstadt gesehen und bewundert, zeigte ihm einmal im Theater eine Dame, die ihnen ähnlich sehen sollte. Bei dem Besuch in Darmstadt hatte er dann vergeblich gehofft, sie kennen zu lernen. Jetzt hatte er ihre Ankunft in Frankfurt erfahren und war in das Theater gekommen, sie zu sehen. Er bemerkte sie seinem Platze schräg gegenüber in einer vergitterten Loge, die ihm nur unvollkommen zu sehen gestattete, doch genug, um seine Neugier weiter zu reizen. Sie gefielen ihm beide, besonders wie sie aufstanden, um „mit edlem Anstande" den Onkel Georg zu begrüßen, der, wir ahnen warum, sie in der Loge aufsuchte. Gegen Ende des Stückes wechselte der Kronprinz seinen Platz, doch ohne sie besser sehen zu können.

Glücklicher war er am nächsten Tage, wo Bürgermeister Olenschlager ihn und die Prinzessinnen zum Frühstück bat. Wie lebendig blieb ihm allezeit die Erinnerung an das Glück dieser ersten Begegnung! Wie er am Eingange stand, als sie eintraten, zuerst Friederike, dann Luise; wie Graf Medem, der Bruder der Herzogin von Kurland, ihn den Prinzessinnen vorstellte; wie sehr beide ihn bezauberten: Luise in ihrer schlanken Schönheit, Friederike in ihrem Liebreiz und ihrer Unterhaltungsgabe. Am Abend, nachdem der König mit den Prinzen im „Weißen Schwan" seinen Besuch abgestattet, trafen sie sich auf einem Ball bei





dem Kammerherrn von Wrede. Der Kronprinz tanzte fleißig mit Luise; er verschaffte ihr nachher die Melodien dieser ersten Tänze, die sie später oft gespielt hat.

Der Eindruck, den die Prinzessinnen machten, blieb nicht unbemerkt; Kümmelmann konnte nach Hildburghausen schreiben, er sei noch größer als man zu erwarten gewagt habe. Auch der König, der gleich am ersten Abende die Großmutter zu längerem Verweilen in Frankfurt aufgefordert hatte, sah mit Wohlgefallen die aufkeimende Neigung seines Sohnes. Am 16. März lud er Großmutter und Enkelinnen zu Tisch nach dem „Roten Hause" auf der Zeil, dem jetzigen Postgebäude, wo er mit seinen Söhnen residierte; der Kronprinz erhielt seinen Platz neben Luise, der sein Herz mehr und mehr sich zuwandte. Der König ermunterte ihn und drängte zu rascher Entscheidung. Aber Kronprinz Friedrich Wilhelm wäre nicht der Friedrich Wilhelm gewesen, den wir alle kennen, wenn er nicht bei dem über sein Lebensglück entscheidenden Schritte unschlüssig anfangs geschwankt hätte. Er sprach mit dem Bruder Louis, dessen Neigung bereits einer anderen Dame gehörte und den die Begegnung mit den Prinzessinnen deshalb gleichgültig gelassen hatte. Er befragte den Marquis Lucchesini, der beide Prinzessinnen engelhaft schön fand; was er von ihm und anderen hörte, klang zusammen mit der leisen Stimme seines eigenen Herzens, und, nachdem er im Gontardschen Hause noch einmal mit den Prinzessinnen zusammengetroffen, entschied er sich, durch den Vater die Hand Luisens zu erbitten. Prinz Louis, ohne alle innere Teilnahme, entschloß sich dann für Friederike.

Es war am 18. März gegen Abend, als König Friedrich Wilhelm II. im „Weißen Schwan" erschien und bei der Großmutter für seine Söhne warb, während die Prinzessinnen, die wohl merkten, was vorging, das Zimmer verlassen mußten. Die Großmutter „sagte nicht Nein"; des Vaters Einwilligung sollte eine nach Hildburghausen schleunigst abgesandte Stafette herbeiholen. Der Kronprinz selbst betrachtete sich schon als versprochen. Noch am Abend des 18., auf einem Konzert und Souper bei Metzler-Fingerlin, saß er wieder neben Luise; die Unterhaltung wurde vertraulicher und bedeutungsvoller. Es hat etwas Schlichtes zugleich und Anmutendes, wie sie einander näher kommen: er gibt der Prinzessin die damals beliebten „Devisen", die schon wie Erklärungen lauten, fragt sie, ob er wohl hoffen dürfe, sie einmal in Berlin zu sehen: Luise antwortet klug, ohne Ziererei, doch noch zurückhaltend. Am nächsten Tage durften die Prinzen selbst im „Weißen Schwan" ihre Werbung anbringen; die Großmama ließ jedes der jungen Paare in einem Zimmer allein. „So froh ich war" — so schrieb später Friedrich Wilhelm im Andenken an diese unvergeßlichen Stunden —, „so verlegen war ich dennoch, und nach vielem Stottern und unzusammenhängenden Phrasen faßte ich endlich Muth und trug ohne viel Umstände mein Anliegen

vor. Wir standen am Fenster, meine Frau mit dem Rücken an die Fensterwand gelehnt. Mit jungfräulicher Bescheidenheit aber herzlichem Ausdruck willigte sie ein, ich frug, ob ich dürfte, und ein Kuß besiegelte diesen feierlichen Augenblick."

Also schloß sich in der alten Kaiserstadt Frankfurt der Bund, aus dem vier Jahre später der erste Kaiser des neuen Deutschland hervorgehen sollte.

Nur eine kurze Spanne Zeit durfte der Kronprinz sein junges Glück genießen; kaum zwei selige Tage noch, in denen traulicher Verkehr die flüchtige Bekanntschaft rasch in herzliche Freundschaft wandelte. Er schenkte der Prinzessin einen Ring, golden mit Facetten geschliffen, den sie bis zu ihrem Tode trug, und einen Fächer, auf den er jene Devise schrieb, durch die sein Herz zuerst zu ihr gesprochen und die ihr besonders gefallen: „Rien ne me console que vous, puisque mon cœur est à vous", — Worte, deren beide später wie eines Wahlspruches oft gedacht haben. Die Prinzessin gab ihm ihren eigenen Ring vom Finger. Sie tanzten noch zusammen auf Bällen bei Metzler-Bethmann und Moritz Bethmann. Schon am 21. März aber schlug die Trennungsstunde: die Prinzen begleiteten die Bräute zu dem alten schwerbepackten Wagen, der sie mit der Großmutter durch den erwachenden Frühling nach Darmstadt trug.

Als heimatloser Flüchtling hatte Luise Darmstadt verlassen: als Braut eines Königssohnes, des Erben der Monarchie Friedrichs des Großen, kam sie zurück.

Nicht der Frühlingssturm einer jäh aufwallenden Leidenschaft, unsere Erzählung zeigte es schon, hat Friedrich Wilhelm in Luisens Arme geführt. Es war auch nicht, oder nicht hauptsächlich, die sinnliche Freude an dem frischen Zauber dieser jungen Mädchenblüte: es scheint mir fast, als habe ihm Friederike, die reizendste Prinzessin ihrer Zeit, anfangs noch mehr gefallen. Gewiß, Luisens liebliche Erscheinung hatte ihn angezogen; allein was ihn für sie entschied, war der unter liebenswürdiger Fröhlichkeit sichtbare Ernst ihres Wesens, ihre Innerlichkeit, die unverkennbaren Bildungslinien werdender Charakterfestigkeit; denn Prinzessin Luise, wie sie von echter und inniger Frömmigkeit erfüllt war, war auch bei aller Ausgelassenheit eine ernste und sinnende Seele und erschien weit über ihre Jahre charaktervoll. „Prinzessin Luise wird eine ausgezeichnete Königin abgeben," schrieb damals eine Darmstädter Hofdame, „sie hat einen ausgeprägten Charakter wie eine Dreißigjährige." Ebenso waren es gerade die besten Wesenszüge Friedrich Wilhelms, die die Prinzessin bestimmten, seine Werbung anzunehmen, dieselben Wesenszüge, an denen ihre Herzensfreundschaft zu bräutlicher Neigung, ihre bräutliche Neigung zu echter Gattenliebe später erstarkte. Aufgewachsen zwischen Rhein und Main, inmitten einer aus deutschem und französischem Wesen gemischten leichten und verführerischen Geselligkeit, war Luise in ihrem Gefühlsleben noch

Tafel 4



3



5



2



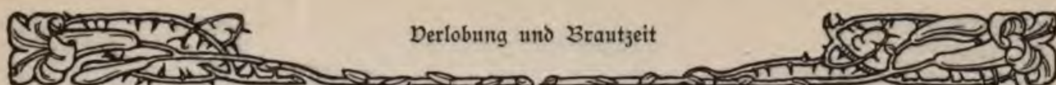
4



1

Kleinere Bildnisse der Königin Luise

1. Gezeichnet vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm im August 1793. 2. Das junge Brautpaar, Miniaturbildnis von Tielker, 1793.
3. Kolorierte Zeichnung von Heusinger, 1797. 4. Zeichnung von Plötz und Hornemann, 1798. 5. Medaille von 1798



völlig unberührt geblieben; ihre Lebenseindrücke hatten sie vielleicht gerade für dies Neue und Fremde vorbereitet, das jetzt an sie herantrat. In dem steifen und schüchternen Offizier, dessen Persönlichkeit im öden Einerlei seines militärischen Daseins eingezwängt fast verkümmerte, erkannte ihr weiblicher Blick den Mann, dessen ganzes Wesen Schlichtheit, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit atmete; den Mann, an den ihre eigene schlanke Schmiegsamkeit vertrauensvoll sich anlehnen konnte. „Wir wußten beide sofort und ohne Umschweife, woran wir miteinander waren," so hat sie ihm gleich damals geschrieben. Ich möchte sagen: es waren die beiden innewohnenden Kräfte aufrichtiger Religiösität, ernster und sittlicher Lebensanschauung und Lebensführung, die bei ihrer Begegnung sich regten und wahlverwandt einander zustrebten.

Damit hing noch ein anderes zusammen.

Kronprinz Friedrich Wilhelm, ohne alle näheren Beziehungen zum Vater, ohne herzliches Verhältnis zur Mutter, ohne Freundschaft, ohne Liebe, entbehrte schwer der Innigkeit des Familienlebens, nach dem sein ganzes Wesen doch verlangte. Wie mußte er sich glücklich fühlen bei der Berührung mit diesem hessisch-mecklenburgischen Familienkreise, den ein so enges Band herzlichster verwandtschaftlicher Liebe umschlang. Prinzessin Luise ihrerseits, der Mutter und der Mutterstelle einnehmenden Tante früh beraubt, ohne Vaterhaus aufgewachsen, aber umgeben von innigster großmütterlicher und geschwisterlicher Liebe, bedurfte in gleichem Maße des häuslichen Glückes, das ihr die schlichte und wahrhaftige Persönlichkeit des Kronprinzen zu verbürgen schien.

In dieser Uebereinstimmung ihrer besten Empfindungen und Gefühle, in diesem Zusammenklang ihrer Naturen, wenn sie ihn auch vielleicht stärker zunächst empfanden als er tatsächlich bestand, mochten Friedrich Wilhelm und Luise den Quell ihres Glückes finden. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich mich durch die Wahl fühle, die ich getroffen habe," schrieb der Kronprinz seiner Mutter, und Luise schrieb der Schwester Therese nach Regensburg: „Du kannst kaum glauben, wie glücklich ich bin. Der Prinz ist außerordentlich gut und grade, er ist erstaunend wahr. Es bleibt mir nichts zu wünschen übrig."

II. Die Brautzeit

Während der Frühling des Jahres 1793, das in den Büchern der Weltgeschichte mit so blutigen Lettern verzeichnet ist, die Lande am Rhein mit neuem Grün schmückte, entfaltete sich an den Ufern des deutschen Stromes ein anmutiges Liebesidyll: die Brautzeit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Luise.

3

Gleich am Tage nach der Abreise der Prinzessinnen, am 22. März, hatten auch der König und der Kronprinz an der Spitze der preußischen Garde Frankfurt verlassen, zur Belagerung von Mainz, das im Oktober 1792 auf schmähliche Weise den Franzosen in die Hände gefallen war. Sie wandten sich zunächst über den Main rheinaufwärts, wodurch der Kronprinz willkommene Gelegenheit erhielt, die Braut in Darmstadt zu besuchen (24. März), dann über den Main zurück und überschritten den Rhein mehr abwärts, um rasch die Einschließung von Mainz auf der westlichen Seite zu vollenden. Während der König weiter nach Westen vorrückte, ging der Kronprinz über Wiesbaden, von wo wir seinen ersten Brief an Prinzessin Luise haben, und Ober-Jngelheim nach Guntersblum, südlich von Oppenheim, wo er für die nächsten Wochen Quartier nahm, um als Generalmajor und Kommandeur der Reserve unter Kalckreuths Oberbefehl an der Belagerung von Mainz teilzunehmen. Es war ihm nicht beschieden, sich dabei besonders auszuzeichnen. Man weiß, was der Freiherr vom Stein von der „zentnerschweren Langeweile" geklagt hat, die er im Kriegslager vor Mainz lastend fand. Kronprinz Friedrich Wilhelm war nicht frei davon. Jhm fehlte ohnehin die frisch zugreifende Tatkraft, die den Prinzen Louis Ferdinand und, wie es scheint, auch seinen eigenen Bruder Prinz Louis beseelte; jetzt vollends war er kaum noch mit halbem Herzen bei dem Kriege, der nie recht seinen Beifall gehabt hatte und dem er ein möglichst rasches Ende sehnlich wünschte. Mochten doch, so meinte er, die Franzosen zu Hause tun, was ihnen beliebte, wenn sie nur nicht nach Deutschland kämen. „Jch beschäftige mich nur mit Jhnen," schreibt er einmal der Braut, freimütig, aber unsoldatisch, „alles Andere ist mir gleichgiltig und langweilig." Er sehnt sich nur nach Darmstadt, um wieder „freundliche Gesichter" um sich zu sehen. Er freut sich, seiner Mutter, seinen Schwestern Friederike und „Mimi", der Herzogin von York und der Prinzessin von Oranien, von seinem Glück und von seiner Liebe schreiben zu können. Er spielt die Tänze, die er mit Luise getanzt hat; er zeichnet ihr die verschiedenen Soldatentypen des preußischen Heeres, — denn auch seine schwachen Kunstneigungen kleiden sich in militärische Formen: wenn er zeichnet, werden es Soldaten, und von der Musik liebt er nur die Militärmärsche — und fast alle Tage eilen Boten über die von den Belagerern bei Ginsheim geschlagene Rheinbrücke, um die Briefe der Liebenden zwischen Darmstadt und Guntersblum hin- und herzutragen.

Lauschen wir einen Augenblick dem Geplauder dieser ersten Tage.

Der Kronprinz: „Haben Sie schon an Jhr Bild gedacht? Wenn es nur ähnlich wird und nicht eine Karikatur Jhres reizenden Gesichtchens. Machen Sie, daß ich nicht zu lange darauf zu warten brauche."

Die Prinzessin: „Sie fragen, ob ich schon an das Bild gedacht habe? Wie können Sie daran zweifeln. Ich habe Ihnen versprochen, es so schnell als möglich machen zu lassen, und ich bin ein Mädchen von Wort. Der Mann, der mich malt, giebt sich die größte Mühe, ich habe ihm schon drei Mal gesessen, und er hat nur erst die Größe der Augen gemalt (die ziemlich klein sind, wie Sie wissen), den Umriß der Nase und des Mundes, und vorläufig sieht mir das noch garnicht ähnlich. Das Bild ist so groß, wie Sie es mir an meiner Hand gezeigt haben, ich habe ihm gesagt, mich höchst einfach zu malen, nichts auf dem Kopf und weiß gekleidet; ich weiß, daß Sie das Einfache lieben, und habe geglaubt Ihren Geschmack zu treffen. Bitte, sagen Sie mir, wenn Sie es anders haben wollen. Vergessen Sie aber, bitte, auch nicht mir Ihr Bild zu geben. Es scheint mir am besten, wie Sie meinten, das Bild von Schröder copiren zu lassen, denn ich glaube nicht, daß Sie einen Miniaturenmaler bei der Armee haben."

Der Kronprinz: „Ich bewundere Ihre Geduld und bin Ihnen Millionen Mal zu Dank verpflichtet. Wenn nur bei diesen häufigen Sitzungen ein Bild zu Stande kommt, das Ihnen einigermaßen ähnlich sieht; denn daß es Ihnen ganz ähnlich wird, daran verzweifele ich. Ihre Züge sind zu fein und zu hübsch, als daß ein Maler sie je treffen und die Sanftmuth und Anmuth wiedergeben könnte, die Sie so reizend machen. Ich werde an den Maler Schröder schreiben, daß er das „Schlaraffengesicht" copirt, das Sie zu haben wünschen. Uebrigens bin ich ganz damit zufrieden, wie Sie sich malen lassen, und ein hübsches Mädchen wie Sie, ist in einem einfachen Kostüm ohne Schmuck nur noch hübscher."

Die Prinzessin: „Aber nicht wahr, lieber Prinz, Sie sagen mir nichts mehr über meine Züge, ob sie fein sind oder grob. Sie haben mir nie so elegante Redensarten gemacht, und ich bin nicht daran gewöhnt, daß Sie mir schmeicheln. Sagen Sie mir lieber, daß Sie mich lieben und daß Sie mein guter Freund sind, das schätze ich viel höher."

Schlicht und herzlich wie diese Worte ist der ganze Briefwechsel des Brautpaares, den die liebevolle Pietät Friedrich Wilhelms der Nachwelt erhalten hat; schmucklose kleine Briefblätter, meist noch in ihren Umschlägen, bedeckt mit engen Zeilen, beide Handschriften jugendlich, die seinige schon etwas entwickelter, kräftiger; die ihrige weiblich und flüchtig, mit häufigen Unterstreichungen. Die Briefsprache, fast immer französisch, ist farblos aber fast korrekt unter Friedrich Wilhelms Feder; höchst inkorrekt im Ausdrucke und in der Rechtschreibung bei Luise, aber lebendig und anschaulich, besonders wenn das Französische vom Deutschen unterbrochen oder abgelöst wird. Pünktlicher und fleißiger als Briefschreiber ist Friedrich Wilhelm, in den Briefen an die Braut allein kann er ja ausströmen lassen, was an Gefühlen und Empfindungen in ihm lebt; Luise, von so viel Liebe und Teilnahme

3*

umgeben, ist lässiger, und wenn sie schreibt, kommt sie oft nicht über die zweite oder dritte Seite hinaus, so daß der Kronprinz wohl einmal über die Vater-Unser-Kürze ihrer Briefe spottet. Diese abbrechende Kürze zu entschuldigen, erfindet ihre Phantasie unerschöpflich immer neue Gründe; aber wie hätte er darüber zürnen können, da sie über diese wie über andere eigene Schwächen selbst so anmutig zu scherzen weiß!

Wahrhaftigkeit ist der gemeinsame Grundzug dieser Briefe; nicht vollständig — wir werden es noch sehen —, aber scharf und treu spiegeln sie das innere Wesen der Schreibenden wieder: den Kronprinzen in seiner schlichten, nüchternen Treuherzigkeit und Biederkeit, Luise in ihrem reichen Innenleben, in der auf ernstem Grunde erwachsenen gesunden Lebensfreude, in der sonnigen Fröhlichkeit ihres Gemüts; bei Luise daneben eine starke und innige Religiosität, bei Friedrich Wilhelm auch das hohenzollernsche Pflichtgefühl. Unmöglich wäre es, in diesen Hunderten von Briefen eine erkünstelte Empfindung, einen erklügelten Gedanken zu finden. Keine Schwärmerei, keine Gefühlsseligkeit, keine Ueberschwenglichkeit, wie sie der Zeit noch entsprochen hätte und wie sie in dem Briefwechsel des hessisch-mecklenburgischen Familienkreises sonst so viel begegnet; keine Leidenschaft: sanfte deutsche Liebe.

Das größere Maß der Neigung, darüber lassen die Briefe keinen Zweifel, ist, besonders anfangs, auf Seiten des Kronprinzen. In sein von anderen Empfindungen nicht bewegtes Seelenleben ist die Liebe siegreich eingedrungen und hat sein Inneres in Besitz genommen; sein glückloses Dasein schmückt sie verschwenderisch mit reicher Glückesfülle. Er lebt nur in seiner jungen Liebe, kein Gefühl, kein Gedanke, die nicht von ihr beherrscht oder verdrängt würden. Selbst den Verlauf des Krieges sieht er oft genug nur unter diesem Gesichtspunkt: ob die Erfüllung seines heißesten Wunsches — die Vereinigung mit der Geliebten — verzögert oder beschleunigt wird; kein Wort an die Braut verrät, daß er eine Empfindung hätte für die weltgeschichtliche Größe und Bedeutung des Kampfes, an dem teilzunehmen ihm vergönnt ist.

Luisens Briefe sind mehr herzlich als zärtlich, mehr liebenswürdig als geistvoll: der Ausdruck eines von hellem Verstande abgeklärten Empfindungslebens. „Mein Kopf läuft nicht mit meinem Herzen davon," hat sie selbst einmal geschrieben. „Ich habe keine Ursache gehabt, Nein zu sagen," so teilte sie dem Vater am 20. März des Prinzen Werbung mit; „doch, bester Vater, Ihre Antwort wird auch die meinige sein". Und wie kühl lautet doch selbst in der vertraulichen Nachschrift des ersten Briefes an den Kronprinzen der Ausdruck ihrer Neigung: „Sie sind mir nicht gleichgiltig, Sie kennen meine Gefühle für Sie, ich habe also nicht nöthig, zu wiederholen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin." Kein Hauch der Sehnsucht in ihren Briefen, der der Vermählungszeit entgegeneilte. Wie sie selbst frei ist von leidenschaftlichem Verlangen, so freut sie sich ebenso sehr, die Achtung

des Kronprinzen zu besitzen als seine Liebe. Ihre Neigung ist nur erst vertrauensvolles Freundschaftsgefühl, auf dessen Grunde bräutliche Liebe langsam emporwächst. Sie ist glücklich, aber ihr Glücksgefühl hat seinen Quell doch weniger in der Kraft ihrer Liebe, als in der festen Zuversicht auf die ein stilles Zukunftsglück verbürgende schlichte Treue des Kronprinzen.

Luise ist glücklich und bräutliche Freuden schmücken und füllen auch ihr Leben. Sie schickt dem Kronprinzen Briefe und legt Früchte bei, „damit die Briefe einen guten Geschmack bekommen;“ sie stickt Börsen und sendet Stammbuchverse. Sie sucht Brautkleider aus für die Verlobungsfeier, die durch das Ausbleiben der Ringe verzögert wird. Mit regster Teilnahme folgt sie den Wechselfällen des Krieges; sie freut sich jedes Erfolges „unserer“, der preußischen Waffen und zupft mit der Schwester und ihren Damen fleißig Scharpie für die Verwundeten. Sie ist glücklich, wie eine siebzehnjährige Braut es nur sein kann, und um ihr übermütiges und übervolles Herz einmal zu erleichtern, beginnt sie einen Brief an den Kronprinzen mit den Worten: „Grüne, grüne Petersilie und Krautsalat“.

Luisens zärtliches Herz hätte das bräutliche Glück nur unvollkommen genossen, hätte nicht der ganze Kreis ihrer Familie daran teilnehmen können. Schon am 27. März war der Vater mit seinen Söhnen aus Hildburghausen eingetroffen; mit den Worten: Ich gratuliere Dir, liebe Luise, begrüßte er die Tochter. Wenige Tage später kam auch Schwester Charlotte mit ihrem Gemahl, Herzog Adolf, aus Hildburghausen, und abermals nach einigen Tagen, am 11. April, Schwester Therese, die Prinzessin von Thurn und Taxis, mit Erbprinz Karl Alexander aus Regensburg. So waren, nach jahrelanger Trennung, alle sechs Geschwister um den Vater wieder vereinigt und füllten das stille Darmstadt mit lärmendem Glück.

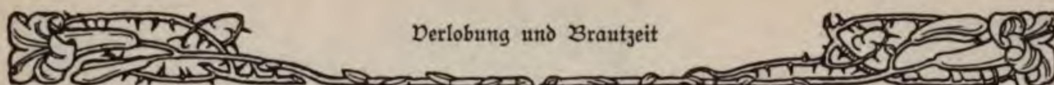
Die höchste Freude aber herrschte doch immer erst dann, wenn Kronprinz Friedrich Wilhelm die Braut besuchen kam, und er kam oft mit seinem Hunde Sultan auf der Ginsheimer Brücke über den Rhein herüber geritten, in Begleitung seines Adjutanten, des Majors von Schack, der immer die Großmutter beschäftigen mußte, die sonst gern selbst den Kronprinzen in Anspruch nahm und zu Luisens Verdruß pflichtschuldig unterhalten zu müssen glaubte. Jubelrufe und fröhlicher Sang schallten dann durch die Räume des alten Georgschen Palais am Markte. Wie selig fühlte sich hier der Kronprinz neben seiner Luise, die ihn mit einem „treuherzigen Händedruck“ und mit einem „Küßchen in Ehren“ empfing, bei dem zwanglos heiteren Verkehr in diesem Kreise lieber Menschen, unter denen er bald ganz sich heimisch fand. Die zurückhaltende Scheu seines Wesens schmolz vor der gewinnenden Liebenswürdigkeit dieser Schwestern, und die jungen Herzen erschlossen sich. So wenig er selbst Etikette und Komplimente liebte, so wenig hatte er sich davon frei zu machen gewagt. Jetzt löste Luise mit leichten Fingern diese Fesseln, und die „Altesse“ und „Hoheit“

verschwanden in dem silberhellen Lachen der Schwestern. „Mein lieber Fritze" hieß es bald hier, „Luisch" und „Luvatze" und „Fräulein Husch" da, und Schwester Friederike „Ika". Und Kronprinz Friedrich Wilhelm freute sich und jubelte und war glücklich mit den Glücklichen, und sie spielten ihm den Zollernmarsch und tanzten mit ihm den Lieblingswalzer „Wenn's immer, wenn's immer so wär", und sangen mit ihm „Unsre Katze hat sieben Junge".

Inzwischen waren die Vorbereitungen für die Verlobungsfeier des Kronprinzen mit Luise, des Prinzen Louis mit Friederike vollendet. Rhein auf, Rhein ab strömte die Verwandtschaft der Hessen und der Leininger herbei, die Nassaus und die Badener, die Erbachs und die Reuß, und besonders willkommen die „belle et angélique princesse palatine", Tante Auguste von der Pfalz mit ihrem Gemahl Max Joseph von Zweibrücken und ihrem Sohne, Vetter Louis, dem späteren König Ludwig I. von Bayern, der, wie erzählt wird, noch in hohen Jahren sich dieser Festlichkeiten gern erinnerte. Alle Paläste der kleinen Residenz und auch der Gasthof „Zur Traube" waren überfüllt. Am 24. April, dem Verlobungstage, kam mit großem und glänzendem Gefolge König Friedrich Wilhelm II. Im Georgschen Palais wurde die Verlobung gefeiert: der König selbst steckte den Bräuten die Ringe an die Finger und legte die Hände der Brautpaare ineinander. Der Kronprinz schien dabei ein anderer geworden: sein verwandeltes Wesen fiel auf. „Du würdest Dich wundern," schrieb Marquis Lucchesini seiner Frau, „wenn Du sehen könntest, wie ungewöhnlich verliebt der Kronprinz ist, wie er zu gefallen sucht und wie liebenswürdig er sich deshalb giebt."

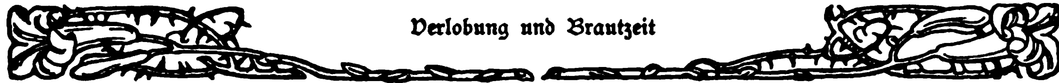
Nach der Abreise der Gäste — auch die älteren Schwestern kehrten nach Hildburghausen und Regensburg zurück — wurde es wieder still im stillen Darmstadt, recht „öde", wie Luise versichert, die sich mit Friederike durch Geplauder über das Glück der verflossenen Festtage tröstete. Auch die Besuche des Kronprinzen wurden allmählich seltener, besonders seitdem er um die Mitte Mai sein Quartier von Guntersblum nach Bodenheim hatte verlegen müssen. Dafür gab es nun einen Festtag neuer Art. Am 28. Mai, auf Einladung des Königs, durften Luise und Friederike den Prinzen im Feldlager einen Besuch abstatten. „Sorgen Sie ja dafür," schrieb Luise vorher dem Kronprinzen, „daß ich keine Klage über Sie höre, sonst werde ich garnicht thun als ob ich Sie kenne."

In einem Schreiben an Schwester Therese hat Friederike diesen Lagerbesuch geschildert — einen entzückenden Tag, wie sie schreibt, trotz Regen und Hagel. „Gegen Mittag kamen wir in Bodenheim an und stiegen beim Kronprinzen ab, wo sich auch mein „Partner" fürs Leben einfand. Nach der Parade kamen viele Offiziere zu uns. Um ein Uhr ließ der König uns rufen, und wir erschienen auf Befehl des Herrn, zwar nicht ohne Aengstlichkeiten ... Der König empfing uns am Hofthore; der ganze Hof war voll von Offizieren.



Dann wurde zu Mittag gespeist und sehr lange getafelt, und obgleich wir im unterthänigsten Respect waren, so war die übrige Gesellschaft doch sehr lustig. Luise und ich waren es weniger, wir waren wie auf dem Armesünderschemel, denn aller Augen warteten auf uns!" Ihr fiel dabei der durchdringende Blick des „liebenswürdigen" Prinzen Louis Ferdinand besonders auf; ahnte sie, daß er einmal in ihr Leben eingreifen werde? Gegen Abend besuchten die Prinzessinnen noch den Herzog von Weimar in seinem Zelt, der sie mit Tee und Likören bewirtete. Hier hat, wie bekannt, Goethe die Prinzessinnen gesehen: sie kamen ihm vor wie „himmlische Erscheinungen im Kriegsgetümmel".

Bei dem Besuche in Bodenheim wurde auch bereits der Hofstaat des künftigen kronprinzlichen Paares besprochen. Die Oberhofmeisterin bestimmte der König selbst: er wählte die alte Freundin seines Vaters, die eben verwitwete Frau von Voß, deren Name mit dem Andenken an Königin Luise für immer verbunden ist; trotz ihrer 64 Jahre damals eine noch schöne Frau, weltgewandt und warmherzig, ihrer jungen Gebieterin bald mit einer bis zur Eifersucht leidenschaftlichen Liebe ergeben. Der Kronprinz hielt sie für plauderhaft. Luise freute sich, daß sie heiter sei, und meinte: „ich hoffe, man wird an unserem Hofe mehr lachen als weinen". Noch zufriedener war sie mit der Ernennung des Fräulein Henriette von Viereck zur ersten Hofdame, deren Geist und Herz der Kronprinz besonders schätzte. Henriette von Viereck, die am Berliner Hofe bis weit in das vorige Jahrhundert hinein eine Rolle gespielt hat, war mit der ältesten Tochter des Königs, Friederike, bei deren Vermählung mit dem Herzog von York nach England gegangen; nach ihrer Rückkehr hatte sie sich an den Kronprinzen gewandt und ihm ihre zweite Schwester Doris zur Hofdame empfohlen. Der Kronprinz zog Henriette vor, ließ sich aber schließlich beide gefallen. Henriette und Doris waren nicht jung, nicht hübsch; die ältere aber klug, während die Harmlosigkeit der jüngeren dem Hofe oft genug zu Neckereien diente. Luise baute sehr auf Henriette, an deren Weltkenntnis sie später in Berlin eine Stütze zu finden hoffte, und in der Tat, in den ernstesten Tagen ihrer Ehe, einige Monate nach der Vermählung, hat sie nicht vergebens auf die Klugheit ihrer ersten Hofdame gerechnet. Kammerherr sollte Herr von Schilden werden, der bisher bei Prinz Ferdinand die gleiche Stellung bekleidet hatte und als Oberhofmeister noch ein halbes Jahrhundert dem preußischen Hofe angehört hat; Hofmarschall, Herr von Massow, früher Major im Regiment des Kronprinzen. Er leitete schon jetzt, unterstützt von dem Grafen Brühl, mit Geschick und Eifer die Einrichtungen für die künftige Hofhaltung des jungen Paares. Zum ersten kronprinzlichen Kammerdiener, der zugleich die kleineren Rechnungen und den unwichtigeren Briefwechsel der Kronprinzessin besorgen sollte, wurde Peter Fontane bestimmt, Theodor Fontanes Großvater.



Der Besuch in Bodenheim, besonders die Unterhaltungen über die künftige Häuslichkeit, haben in Luise, wie es scheint, einen überquellenden Reichtum an Glücksgefühl und Fröhlichkeit ausgelöst. Ist sie anfangs, wie wir sahen, in ihren Briefen meist zurückhaltend, später beeinflußt durch den drohenden Abschied von Darmstadt und den Lieben in und um Darmstadt, und zugleich wie beklommen durch die Aussicht auf die fremde Berliner Welt: nie ist sie in ihren Briefen heiterer und schalkhafter gewesen als im Juni 1793. So schreibt sie am 7. Juni: „Die Früchte, hoffe ich, werden bald reif sein; ich wenigstens, wenn ich eine Kirsche wäre, würde in einem Tage reifen, meine Wangen sind schon ganz feuerfarben ... Ich esse eben beim Schreiben köstliche Klöße, mit Brot und Butter; wenn Großmama das bei Tische merkt, so wird Luise, obgleich sie eine Braut ist, einen tüchtigen Wischer kriegen ... Papas Läufer ist an der Thür und quält mich zu schließen. Was soll ich thun, Königliche Hoheit? Ist es nicht das Beste jetzt zu schließen, um zu Tisch fertig zu sein, den Läufer und die Sehnsucht meines lieben Freundes zufrieden zu stellen, der mich gern noch heute lesen will? Es ist also die buchstäbliche Wahrheit: ich schließe meinen Brief, um Ihnen Vergnügen zu machen." Und wenige Tage später über dasselbe Thema, in dem ihr eigenen köstlichen Gemisch von Deutsch und Französisch: „Tout en mangeant des Kirschen bien schwarz und bonnes, je prends la plume pour vous dire que j'ai parfaitement bien geschlaffen, que je mange depuis sieben weniger un quart des cerises délicieuses noires comme un Hut et que je souhaiterais pour qu'elles me paraissent tout à fait délicieuses, la présence d'un certain Monsieur de votre connaissance." Ein andermal schreibt sie, sie lege ihrem Briefe Kirschen und Erdbeeren bei, um ihnen einen gewissen haut goût zu geben, und unterzeichnet sich als die „très humble et très obéissante, soumise dévouée, attachée, affectionnée servante Louise, princesse de Mecklenbourg, von dem hochadlichen Haus ..." Und am letzten Juni, einem Sonntag, mit einem Anflug des von der Großmutter erworbenen Pfälzer Dialektes: „Ich thue nichts als singen und tanzen, sodaß alle Welt glaubt, daß mir die Hitze ein wenig zugesetzt hat ... Ich werde so glücklich sein, wenn ich Sie wiedersehe, daß ich, glaube ich, im Stande bin wie Herodes' Töchterlein ein Solo vor der ganzen Armee zu tanzen nach der Melodie: Wenn's immer, wenn's immer so wär ... Die alten Scharteken, nämlich die Wägen fahren vor, die alten metallenen Klocken läuten, und ich, ich habe keine Lust in die Kirche zu gehen. Gott verzeihe mir's. Adieu, Altesse royale de mon cœur ... Ich muß fort in Kirch gehn, sonst schlägt mich mey alte Großmäme."

Für die wachsende Traulichkeit und Innigkeit des Verkehrs zwischen Friedrich Wilhelm und Luise, wie sie aus diesen und anderen Briefen spricht, gibt es noch ein besonderes

Vous Vous apercevrez peut-être cher Ami! Qu'il y a beaucoup
d'Article dans Votre Lettre, les quelles je garde sous silence.
ne Vous en étonnez pas, Papa et GM ont voulû que je leur
montre ma Lettre qui Vous écrirai, et la dernière surtout
me recommandé avant tout de ne pas Vous écrire
trop tendrement, heureusement daß die Gedanken
und Empfindungen Zoll frey sind, et sur ceux
ci elle ne peut mettre d'etiquette. Sachez donc cher
Prince que les noms d'amie, de chere Louise tout cela
me fait un vrai plaisir, nommé moi toujours comme
Vous Vous voudrez de ma vie il me viendroit en idée
de le trouver mauvais, au contraire cela me rend joyeuse.
Il me semble que comme nous étions dès le premier
moment de notre connoissance, naturellement ensemble
et sans gêne, que je Vous le devois, de Vous dire
la Raison pourquoi il regne dans ma Lettre un
certain Stile guindé, qui ne m'est point naturelle
sans cela Vous pourriez croire que je me suis changé envers
Vous, et je Vous jure, que ce n'est pas le cas, au contraire
[illegible] ne m'est pas indifferent, et Vous connoissez mes
sentimens pour Vous, ainsi je [illegible] pas [illegible] de Vous
repeter, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin.
soyez toujours le même envers moi. Je Vous protette
que mon Coeur est incapable de changer. Si Vous
étiez encore à [illegible], je me promettrai bien des jours
comme celui du 24, qui étoit un des plus beaux jours.
De ma Vie. Je Vous prie cher Prince ne montrez
ce petit Billet à âme qui vive. et Voulez Vous
my repondre, que ce ne soit pas dans Votre Lettre
mais apart sur un petit papier, pour GM ne le
remarque pas, sans cela j'en aurai du chagrin.
mais de mon côté je pretens, que je Vous le devois pour

Vous dire la Vérité. J'espère que Vous resterez encore quelq
ques tems à Wisbaden, car notre correspondance n'en
sera que plus animée, les lettres ne restent
que 2 jours en chemin. Encore une chose, GM
voulut que je fasse un brouillon pour Votre
lettre, et cela, parceque je n'écris pas correctement
et orthographiquement, j'avoue que cela n'est
pas beau, mais il faut que Vous connoissiez aussi
mes défauts, peut-être si je m'avois plus appliqué
dans mon Enfance, serai-je en état de Vous dire
sans faute, les sentimens de mon Coeur, so
kann ich es nur meine Schwachheit. Une
prière faite moi savoir par qui Vous voulez quand
Vous quitterez Wisbaden pour que je sache
toujours où Vous êtes, mon cher Prince!
Bien des complimens à Monsieur de Schack,
et à Votre Valet de chambre, ne soyez pas jaloux
du dernier. aimé toujours Louise

L'Altesse soeur est bien flattée de ce nom
Amicale et assure son Altesse Royale avec
sa chere Louise daß sie Ihnen auch recht herz-
lich gut ist.

Votre Amie Frederique.

Auch ich [illegible]
[illegible]

[illegible] Friedrich Wilhelm mit Nachschrift von Prinzessin Friederike

Anzeichen: indem sie einander näher rücken und sich auf die Lebensgemeinschaft einrichten, beginnen sie auch, man kann sagen, einer an dem anderen zu erziehen, versuchen sie, einer den anderen nach dem eigenen Bilde oder Ideale umzuformen. Nichts ist dabei charakteristischer und bedeutungsvoller als die Verschiedenheit der Richtungen, in der sich diese Versuche der beiden bewegen: ein Stück, und ein wichtiges, ihrer Zukunft ist darin beschlossen.

Man kennt Friedrich Wilhelms nüchtern-trockenes Wesen, seine Ordnungsliebe, seine Pedanterie. Es konnte nicht ausbleiben, daß er allmählich inne wurde, wie gerade die entgegengesetzten Eigenschaften im Wesen seiner reizenden Braut einen nicht geringen Platz einnahmen. Und nun begann der Kampf gegen alle jene liebenswürdigen, zuweilen gefährlichen, weiblichen Schwächen: die Vorliebe für Näschereien, das unregelmäßige Essen zwischen den Mahlzeiten, die Unpünktlichkeit, die sorglose Freude an Spiel und Tanz. Luise nahm die Mahnungen und Warnungen gelassen und willig hin, versprach lachend Besserung, erzählte prahlend von den Schals und Tüchern, in die sie sich gegen Erkältung wickeln lasse — denn ihre Gesundheit war immer nur eine zarte — und fuhr fort, Obst und Kuchen zu naschen und mit den Geschwistern herumzutanzen oder in Onkel Georgs Garten herumzutollen, bis der Erhitzung eine Erkältung und der Erkältung der „rhume de cerveau" unausweichlich folgte. Ihrerseits aber griff sie dann, im Wesen des Kronprinzen, eine andere Seite an.

Es ist schon oben angedeutet, daß in den Briefen an den Kronprinzen Luisens Ich doch nicht vollkommen zum Ausdruck gelangt. In ihr lebte ein angeborener Aufwärtsdrang, trotz oder infolge der nie wieder ausgeglichenen Mängel ihrer Erziehung eine heiße Sehnsucht nach einem höheren Bildungsleben; ihr reicher und schöner Geist umfaßte Anlagen, die in bräutlichem Getändel keine Befriedigung fanden: eine emporstrebende Welt von Gedanken und Gefühlen, die neben Friedrich Wilhelm, wie er war und blieb, verstummen und verkümmern mußte.

Ein schönes Zeugnis von diesem Wesenszuge Luisens liegt vor uns in einem an ihren Prediger und Lehrer Lichthammer in Darmstadt gerichteten Briefe, gerade aus jenen Tagen, in denen sie dem Kronprinzen nur die ausgelassensten und übermütigsten Seiten ihres Wesens zeigte. Lichthammer hatte ihr Mendelssohns Phaedon geliehen, und sie bat, ihr von Frankfurt dies Buch zu besorgen, das ein wahrer Schatz für ihre Seele geworden sei. „Meine Seele," schreibt sie, „wünscht außerordentlich sich zu bilden und sich nützliche Kenntnisse der Menschen, des Geistes der vergangenen Welten zu sammeln . . . Ich beschäftige mich immer, aber was ist eine Monatschrift, eine hübsche Zeichnung oder eine schöne Sonate für den Geist? Es zerstreuet sie wohl (die Seele), aber es giebt ihr keine Kraft, denn so gut

Anzeichen: indem sie einander näher rücken und sich auf die Lebensgemeinschaft einrichten, beginnen sie auch, man kann sagen, einer an dem anderen zu erziehen, versuchen sie, einer den anderen nach dem eigenen Bilde oder Ideale umzuformen. Nichts ist dabei charakteristischer und bedeutungsvoller als die Verschiedenheit der Richtungen, in der sich diese Versuche der beiden bewegen: ein Stück, und ein wichtiges, ihrer Zukunft ist darin beschlossen.

Man kennt Friedrich Wilhelms nüchtern-trockenes Wesen, seine Ordnungsliebe, seine Pedanterie. Es konnte nicht ausbleiben, daß er allmählich inne wurde, wie gerade die entgegengesetzten Eigenschaften im Wesen seiner reizenden Braut einen nicht geringen Platz einnahmen. Und nun begann der Kampf gegen alle jene liebenswürdigen, zuweilen gefährlichen, weiblichen Schwächen: die Vorliebe für Näschereien, das unregelmäßige Essen zwischen den Mahlzeiten, die Unpünktlichkeit, die sorglose Freude an Spiel und Tanz. Luise nahm die Mahnungen und Warnungen gelassen und willig hin, versprach lachend Besserung, erzählte prahlend von den Schals und Tüchern, in die sie sich gegen Erkältung wickeln lasse — denn ihre Gesundheit war immer nur eine zarte — und fuhr fort, Obst und Kuchen zu naschen und mit den Geschwistern herumzutanzen oder in Onkel Georgs Garten herumzutollen, bis der Erhitzung eine Erkältung und der Erkältung der „rhume de cerveau" unausweichlich folgte. Ihrerseits aber griff sie dann, im Wesen des Kronprinzen, eine andere Seite an.

Es ist schon oben angedeutet, daß in den Briefen an den Kronprinzen Luisens Ich doch nicht vollkommen zum Ausdruck gelangt. In ihr lebte ein angeborener Aufwärtsdrang, trotz oder infolge der nie wieder ausgeglichenen Mängel ihrer Erziehung eine heiße Sehnsucht nach einem höheren Bildungsleben; ihr reicher und schöner Geist umfaßte Anlagen, die in bräutlichem Getändel keine Befriedigung fanden: eine emporstrebende Welt von Gedanken und Gefühlen, die neben Friedrich Wilhelm, wie er war und blieb, verstummen und verkümmern mußte.

Ein schönes Zeugnis von diesem Wesenszuge Luisens liegt vor uns in einem an ihren Prediger und Lehrer Lichthammer in Darmstadt gerichteten Briefe, gerade aus jenen Tagen, in denen sie dem Kronprinzen nur die ausgelassensten und übermütigsten Seiten ihres Wesens zeigte. Lichthammer hatte ihr Mendelssohns Phaedon geliehen, und sie bat, ihr von Frankfurt dies Buch zu besorgen, das ein wahrer Schatz für ihre Seele geworden sei. „Meine Seele," schreibt sie, „wünscht außerordentlich sich zu bilden und sich nützliche Kenntnisse der Menschen, des Geistes der vergangenen Welten zu sammeln . . . Ich beschäftige mich immer, aber was ist eine Monatschrift, eine hübsche Zeichnung oder eine schöne Sonate für den Geist? Es zerstreuet sie wohl (die Seele), aber es giebt ihr keine Kraft, denn so gut

wie der Körper nicht von anschauen und anhören leben kann, ebenso gut kann die Seele keine Fortschritte machen, wenn sie keinen Stoff zum Denken hat."

Luise hat es versucht, auf den Geist des Kronprinzen in gleichem Sinne einzuwirken. Ihn, der nicht aufhörte, über die Langeweile des einförmigen Lagerlebens zu klagen, versorgte sie mit Büchern, Unterhaltungslektüre leichtester und gewöhnlichster Art, „Die witzige Tirolerin" etwa oder „Otto von Schwarzburg", eine damals eben erschienene Geistergeschichte von Fink, für die sie übrigens auch selbst schwärmte. Allein, sie bemühte sich doch zuweilen auch, sein Interesse für ernstere Bücher zu wecken, für „Codrus" z. B., das Trauerspiel Cronegks, dessen etwas hausbackene Moral ihr die Vollkommenheit selbst erschien. Dafür aber war nun wieder Friedrich Wilhelm nicht zu haben: sein Leben, meinte er — er lag damals schon vor Landau —, sei traurig genug, er brauche heitere Lektüre, und statt „Codrus" las er „Siegfried von Lindenberg, eine komische Geschichte" und „Der Empfindsame, Maurus Pankrazius Ziprianus Kurt", „Ein Moderoman" von Chr. Fr. Timme, der als Satire gegen die vor einiger Zeit „im Schwunge gewesene Empfindelei" ihm besonders gefiel. Die kleine literarische Meinungsverschiedenheit erscheint wie vorbedeutend für Luisens Erfahrungen in der Ehe: wie damals, so scheiterte sie später, so oft sie den Gatten zu höherem und ernsterem Geistesleben emporzuführen suchte.

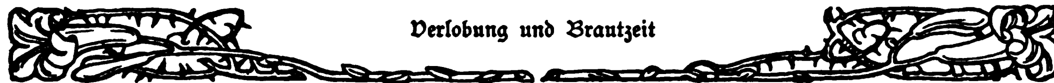
Der Hochsommer brachte dem Brautpaar wieder schöne Tage. Um die Mitte Juni war der Kronprinz mit zwei Gardebataillonen von Bodenheim nach Marienborn marschiert, wohin auch der König sein Hauptquartier verlegte. Es wurde Ernst mit der Belagerung von Mainz, die durch Mangel an schwerem Geschütz bisher nicht vorwärts gekommen war: die Beschießung wurde heftiger und wirksamer, Laufgräben wurden eröffnet. Mit Darmstadt aber war von Marienborn aus der Verkehr leichter und lebhafter als von Bodenheim. Man traf sich, nach „fußfälligstem" Bitten des Kronprinzen, auf halbem Wege in Großgerau, machte zusammen einen Ausflug nach Schloß Kranichstein, und am 8. Juli durfte Luise mit der Schwester abermals die Prinzen im Feldlager besuchen. Bald darauf siedelten die Prinzessinnen mit ihrer Erzieherin Fräulein von Gélieu nach der „Braunshardt" über; ein kleines Mansardenzimmer, von dem aus man die Beschießung von Mainz beobachten konnte, umschloß Luise und ihr bräutliches Glück. Aber wie war es „so kühl" da oben, und „so traulich und gut", und wie hell erklang Luisens Stimme, wenn Fräulein von Bose, der Großmutter Hofdame, ihr Gesangsunterricht erteilte. Fleißig ging sie auch im Schloßgarten spazieren und trank Pyrmonter Brunnen, eingedenk der besorgten Mahnungen des Kronprinzen. Noch lieber fuhr Luise spazieren und hielt selbst die Zügel, um allmählich in den Weg nach Großgerau einzulenken, wo der Kronprinz

erwartet werden konnte. Wenn er dann kam, in seiner schlichten Weise, setzte man sich erst zu einem „Festmahl von Schwarzbrot mit frischer Butter", dann ging es hinaus in den Garten, dessen Laubgänge das Brautpaar besonders liebte; und alle waren glücklich, und die Landgräfin-Tante, die sich mit der Verlobung längst ausgesöhnt hatte und von Darmstadt zu Besuch kam, sagte: „ach, es ist e gar zu ehrlicher Mann, der gut Kronprinz, ich hab' en gar zu lieb." Luise selbst aber schrieb dem Kronprinzen, noch unter dem frischen Eindrucke eines solchen Tages: „Ich liebe Sie nicht allein mit meinem ganzen Herzen, sondern ich schätze Sie und liebe Sie mit meiner ganzen Seele .... Sie glauben nicht, wie glücklich ich mich fühle, wenn Sie mir sagen, daß Sie mich lieben. Sie sind so wahr, so freimüthig, so offenherzig, daß ich an Ihren vollen Ernst glaube, wenn Sie mir das sagen."

Auch der Fall von Mainz, das sich am 23. Juli endlich ergab, brachte in dem häufigen Verkehre zunächst kaum eine Aenderung. Der Kronprinz besah sich die eroberte Stadt, in deren Verschanzungen er nun froh den Preußenmarsch schlagen hörte; er traf dort mit Luise zusammen und kehrte gemeinsam mit ihr nach der Braunshardt zurück. Dann, am Abend des 26. Juli, während Luise und Friederike ihm von ihren Fenstern lange nachsahen und nachwinkten, brach der Prinz auf, um in beschwerlichem Nachtmarsche die vorausgerückten Truppen in der Pfalz zu erreichen.

Luise blieb in der Braunshardt zurück. Sie war besonders traurig, daß sie den 3. August, den Geburtstag des Kronprinzen, nicht mit ihm feiern konnte. Nun mußte sie sich begnügen, ihm ihre kleinen Geschenke zuzusenden — einen tragbaren Schreibsekretär „zu vielen Briefen an sie" und ihren eigenen nicht benutzten Malkasten —; wertvoller mochte für den Kronprinzen dabei die Versicherung sein, „daß einer ihrer heißesten Wünsche" sei, „ihn so glücklich zu machen als er verdiene und zu werden hoffe." Zwei Tage später kam er selbst, um ihr zu danken. Ein kurzes glückliches Zusammensein, und unter dem Eindruck der schlichten Treue des Kronprinzen, in hoffnungsfrohem Ausblick auf die Zukunft schrieb ihm Luise: „Ich finde immer mehr, daß wir vortrefflich zu einander passen, und ich verspreche mir eine recht glückliche Zukunft. Ja, mein theurer Prinz, ich werde sicher glücklich mit Ihnen, denn Sie sind gut."

Bei dieser letzten Zusammenkunft wurde, wie es scheint, ein Plan verabredet, dem Friedrich Wilhelm und Luise noch eine Reihe herrlicher Tage verdankten. Die liebe gute Tante Auguste, die „engelhafte" Pfalzprinzessin, wurde bestimmt, das Brautpaar nach Mannheim einzuladen. Es traf sich, daß Friedrich Wilhelm selbst Luise von Darmstadt nach Mannheim begleiten konnte, wo sie vom 10. August ab einige Wochen verlebten, deren Glück nur durch kurze Abwesenheiten des Prinzen bei der Armee unterbrochen wurde.

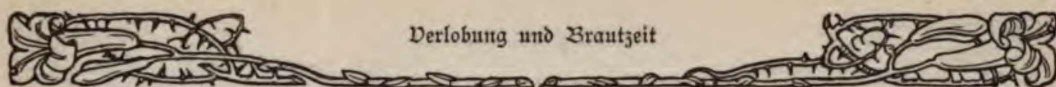


Die liebenswürdige Prinzessin Auguste hatte einen glänzenden und anregenden Kreis von Deutschen und Emigranten um sich gesammelt, unter ihnen auch Prinz Louis Ferdinand, der dort von einer vor Mainz erhaltenen Wunde geheilt werden sollte. Er hatte sich der Frau von Contades zuliebe — „schön wie ein Engel", nennt Luise sie — auf einem Rheinboote nach Mannheim bringen lassen, aber es hieß bald, daß er der Prinzessin Auguste wegen seine Heilung verzögere. Auch König Friedrich Wilhelm kam einmal zu Besuch und freute sich seiner schönen zukünftigen Schwiegertochter, die, wie Marquis Lucchesini dem Kronprinzen versicherte, dort seine Eroberung vollendete. An dem lustigen Pfälzer Hofe gab es immer Musik und Theater, Spiel und Tanz, und der Kronprinz und Luise waren die Fröhlichsten unter den Fröhlichen. Morgen, schreibt Luise damals, morgen wollen wir tanzen, trinken, singen, spielen und recht lustig sein „et je serai die tolle Luise, votre chère petite promise".

Ende August trennte man sich: Prinzessin Luise ging nach dem „lieben" Auerbach an der Bergstraße, der Kronprinz zunächst zu seinen Truppen nach der Pfalz, dann durfte er noch einmal die Braut besuchen; er durchstreifte mit ihr die waldigen Höhen, die sich über dem Auerbacher „Fürstenlager" sanft erheben, und sie mögen beide an der Stelle gestanden haben, wo ein von der Landgräfin gesetzter Denkstein jetzt an deren Schwestern, Luisens Mutter und Stiefmutter, erinnert. Dann ritt der Kronprinz — es war am 5. September — nach Edenkoben, wo ihn bald der Befehl des Königs erreichte, das Oberkommando über das Belagerungskorps vor Landau zu übernehmen, während Luise nach Darmstadt zurückkehrte. Erst nach Monaten sollten sie sich wiedersehen.

Der bräutliche Sommer, der dem Verlobungsfrühling gefolgt war, ist zu Ende: das Glück der Brautzeit, in Jugendlust und Unbefangenheit unter rheinischer Sonne genossen, ist ausgelebt; über den Herbst legt sich schon fast wie ein Schatten der Ernst der nahen Vermählung und Ehe.

Im September hatte König Friedrich Wilhelm II., bevor er seine Truppen verließ, um die neuen polnischen Erwerbungen zu besichtigen, noch die Bestimmung getroffen, daß die Doppelhochzeit des Kronprinzen mit Luise, des Prinzen Louis mit Friederike im Dezember in Berlin stattfinden solle. Erst von Rawitsch aus, im Oktober, erlaubte er dem Kronprinzen, sobald die Garde Winterquartiere beziehe, auch seinerseits die Armee zu verlassen und in Berlin an den Vorbereitungen für die Hochzeit teilzunehmen. Der Kronprinz war darüber wenig erfreut. Seine Lage war vor Landau überhaupt nicht so günstig wie vor Mainz. Es fehlte ihm zwar wohl an kriegerischem Tatendrang, doch keineswegs an militärischen Eigenschaften; er verstand es vortrefflich, mit den gemeinen Soldaten



umzugehen, deren Hingebung und Ausdauer in den schwierigsten Verhältnissen er bewunderte. Er wäre selbst aus Pflichtgefühl noch zu einem dritten Feldzuge bereit gewesen, so wenig der Krieg im Westen seine Sympathie hatte. Allein, dieser endlose Festungskrieg! Die Belagerung von Landau schleppte sich unter kleinen Scharmützeln ergebnislos hin; die Aufforderung zur Uebergabe blieb ebenso wirkungslos wie das Bombardement. Die Hütte des Kronprinzen lag in einer Senkung, die ihn sein schönes Zelt in Marienborn mit der prachtvollen Aussicht sehr vermissen ließ. Dazu das einförmige Blockadeleben, bei dem er oft nichts Besseres zu tun wußte, als fast die Hälfte der täglichen 24 Stunden im Bette zu liegen. Was ihn jetzt aber besonders verdroß, war die Verlegung der Hochzeitsfeier nach Berlin, dem er Darmstadt bei weitem vorgezogen hätte. In seiner entschiedenen Abneigung gegen alle rauschenden Festlichkeiten, bei denen er selbst eine Rolle spielen sollte, dachte er nur mit Widerwillen an den Einzug in Berlin, an die achtspännigen Glaskutschen und vollends an „den Fackeltanz und was dazu gehört!" Was ihn dabei ermutigte und erhob, war die innige Liebe zu der schönen Braut, nach der jetzt bei monatelanger Trennung sein Herz mehr als je sich sehnte, und das feste Vertrauen zu ihrer sieghaften Liebenswürdigkeit. „Sie sind gemacht," schrieb er damals, „alle Herzen zu gewinnen."

Auch in Prinzessin Luise trat jetzt der Untergrund ihres Wesens, der innere Ernst mehr und mehr zu Tage. Für sie bedeutete die Vermählung den Abschied von dem schönen Lande ihrer glücklichen Jugendtage, die Trennung von allem, was am Rhein sie mit so warmer Liebe umfangen hielt. Sie sah der Reise nach Berlin, wie sich versteht, nicht ohne freudige Erwartung entgegen; aber wenn sie nun mit Schwester Friederike daran ging, ihre kleinen Habseligkeiten zu mustern, Möbel, Nippsachen und alle die Kindheitserinnerungen auszusuchen, die sie in die ferne Stadt mitnehmen wollten, dann verstummte auch Luisens fröhliches Lachen und leise Tränen stahlen sich über ihre Wangen. Und hinter dem Abschied von dem lieben Darmstadt drohte dunkel der Eintritt in die fremde Berliner Welt, von der man im Reiche damals wie jetzt so Schreckliches sich zuflüsterte, daß eine kleine Prinzessin wohl davor bangen mochte. Luise sah schon aller Augen prüfend auf sich gerichtet. „Ich arme Novize," schrieb sie der Schwester Therese, „werde wie ein Fabeltier in Berlin beobachtet werden. Ich fürchte mich recht vor diesen Beobachtern. Wenige nur werden bloß mit ihren natürlichen Augen eine Person beurteilen, die doch von ganzem Herzen natürlich ist .... Fahrt hin unschuldige Vergnügungen, Jugend und Fröhlichkeit." Sie fühlte aber wohl, daß auch sie der Nachsicht bedürfen könne: „Ein wenig Nachsicht auf beiden Seiten," schreibt sie deshalb dem Kronprinzen, „und Alles wird gut gehen, ich habe meine Fehler, Sie kennen mich noch recht wenig, deshalb bitte ich Sie im voraus, haben

Sie viel Nachsicht mit mir, verlangen Sie nicht zu viel von mir, ich bin sehr unvollkommen, sehr jung, ich kann mich oft irren, aber wir werden doch glücklich sein." Und ein andermal: „Sicher wird es dort Dornen auf meinem Wege geben, bedenken Sie nur, wie jung ich bin und wie gering meine Erfahrung ist, und anfangs keine Freundin und später, fürchte ich, auch nicht." Aber rasch fügt sie hinzu: „Sie sind der Quell meines Glückes, mein zärtlich geliebter Freund, mein Herz segnet Sie dafür, meine Seele liebt Sie dafür, Gott wird uns Beide segnen und wir werden glücklich und zufrieden sein." Man sieht, Luise überwand Abschiedsschmerz und Großstadtbangen mit der Kraft ihres innigen Gottesglaubens und mit dem unerschütterlichen Vertrauen zu dem Manne, in dessen Hände sie ihre Zukunft gegeben hatte; es war dasselbe Gefühl noch, in dem zuerst sie den Bund geschlossen hatte, das jetzt ein unzerstörbarer Teil ihres Wesens geworden war und worin ihre Glücksgewißheit wurzelte.

Neben der großen Lebensfrage ihrer Zukunft forderten doch auch die kleinen Tagessorgen ihren Platz. Was gab es nicht alles zu bedenken für eine Brautreise vom Rhein an die Spree! König Friedrich Wilhelms II. ritterliche Vornehmheit hatte schon manche Schwierigkeiten hinweggeräumt; er hatte gestattet, daß die Mitgift der Prinzessinnen — 15000 Taler — von ihnen selbst für ihre Ausstattung verwandt werden könne; er hatte Vater und Großmutter und auch den Bruder Georg zur Hochzeit geladen, da die Prinzessinnen sich schon ängstlich gefragt hatten, wer sie nach Berlin begleiten solle? Aber nun kam die Sorge um Großmutters alten Reisewagen, dem man die lange Fahrt quer durch Deutschland kaum noch zumuten konnte; um die Reisebegleitung — darf sie wohl ihr bisheriges Garderobemädchen mitnehmen? — um die Schmucksachen, und vor allem um die Brautkleider, deren Seidenstoffe, längst in Lyon bestellt, immer noch vergeblich erwartet wurden. Verdrießlich fragte wohl der Kronprinz, ob wegen solcher „Lappalien" die Hochzeit verschoben werden müsse. „Aber gewiß," antwortet Luise, „wir könnten uns nicht bei Hofe sehen lassen, wir haben ja nichts, rein garnichts anzuziehen."

Nachdem auch dies Hindernis glücklich beseitigt, rüstete man ernsthaft zur Berliner Reise, Luise, der der Abschied sonst zu schwer gefallen wäre, in der stillen Hoffnung, bald einmal wieder mit ihrem Gemahl in das liebe Darmstadt zurückzukehren. Gegen Ende November hatte sie die Freude, nach langer Trennungszeit den Kronprinzen bei sich zu sehen, der erst kurz vorher seine unterirdische Wohnung vor Landau verlassen hatte und nun über Frankfurt nach Berlin reiste. Wie immer nach solchem Zusammensein, empfand Luise mit doppelter Stärke das Gefühl, das sie mit dem Kronprinzen verband: „Ich verspreche mir ein vollkommenes Glück," schreibt sie dem Kronprinzen gleich nach dessen

Abreise, „nicht ein romanhaftes Glück, aber sicher werden wir so glücklich sein, wie zwei Gatten, die sich lieben, werden können;“ und endlich kurz vor der Abreise in dem letzten Briefe, in dem sie in wenigen Worten die stärksten und schönsten Gefühle ihres Inneren zusammenfaßt, ihre Frömmigkeit und ihre vertrauensvolle Liebe: „Seit Sie zum letzten Male hier waren, habe ich viel Muth gewonnen. Sicher wird Gott mir Kraft geben, mich führen und mich nicht verlassen. Meine heißen Gebete werden ihn rühren und meine frommen und tugendhaften Grundsätze mich vor dem Bösen bewahren. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie liebe und verehre, daß ich Alles in der Welt thun werde, Ihnen zu gefallen und Sie glücklich zu machen, Sein Sie mein Beistand und mein Freund und mein Rath.“

Vergleicht man diesen letzten Brief mit dem ersten, so ermißt man die Länge und die Bedeutung des Weges, den Luise und Friedrich Wilhelm seit dem März zurückgelegt haben. Noch ist es freilich ein Nebeneinander, kein Miteinander, noch hat die innere Verschiedenheit ihrer Naturen zwischen ihnen trennende Tiefen gezogen, die das fröhliche Glück der Brautzeit mit seinen Blumen bedeckt hat, die aber im Ernst der Ehe wieder sich öffnen werden. Aber darüber hinweg haben Friedrich Wilhelm und Luise ihre Hände ineinander gelegt, und einig in gegenseitigem liebenden Vertrauen, fest und zuversichtlich, schreiten sie ihrer Zukunft entgegen.

Am 13. Dezember, dem zur Abreise bestimmten Tage, weckte zu früher Stunde der Lärm einer nahen Feuersbrunst die Bewohner des Georgschen Palais in Darmstadt. Bei dem Scheine der Flammen, um 4 Uhr morgens, während das nahe Glockenspiel der Stadtkirche den Choral „Jesus meine Zuversicht“ erklingen ließ, traten die Prinzessinnen Luise und Friederike mit Vater, Großmutter und Bruder Georg die Reise an.

Die Brautfahrt, von der uns ein Tagebuch des jungen Prinzen Georg berichtet, ging über Aschaffenburg und Würzburg nach Thüringen, wo die Reisenden in Erfurt von dem Statthalter Dalberg und in Weimar von Herzog Karl August und Goethe begrüßt wurden. Auch Karl Augusts Gemahlin, selbst eine hessen-darmstädtische Prinzessin, hat die Bräute dort gesehen; sie fand besonders Luise „sehr hübsch“; Friederike „viel weniger“, die Großmutter „strahlte wie die Sonne“. Von Weimar aus erreichten sie über Leipzig und Dessau endlich die preußische Grenze. Es war eine Brautfahrt, wie sie Deutschland wohl noch kaum gesehen. Von Aschaffenburg bis Leipzig, wo sie beim Besuche des Theaters mit Musik und Händeklatschen empfangen und bei der Abreise von einer zahlreichen Menge begleitet wurden, hatten jubelnde Menschenmassen die anmutigen Bräute umdrängt und ihre freudige Teilnahme so begeistert kundgegeben, daß Georg einmal schreibt: „Wenn meine Schwestern nicht so vernünftig wären, so hätte ihnen dies wohl schmeicheln können.“ In

Potsdam, das sie am 21. Dezember abends erreichten, empfing sie der Donner der Kanonen und das unaufhörliche Vivatrufen der uniformierten Bürgerschaft, die den Wagen mit Fackeln nach dem Schlosse geleitete. „Ein Zulauf von Menschen," schreibt Georg, „der ungeheuer war, alle Fenster beleuchtet, der Zug nahm kein Ende, und ein Werfen mit Sträußen, daß wir ordentlich in Blumen badeten." An der Rampe des Schlosses, dessen lange Fensterreihe ebenfalls in hellstem Lichterglanz erstrahlte, begrüßten der Kronprinz und Prinz Louis ihre Bräute und führten sie in den Marmorsaal, wo ihnen die Offiziere der Potsdamer Garnison vorgestellt wurden, dann in ihre Gemächer, in denen bereits die neuen Hofstaaten ihrer warteten. Unter fröhlichen Scherzen, so berichtet das Fourierbuch des Hofmarschallamtes, wurde dann von den Brautpaaren das Souper eingenommen.

Am nächsten Tage erfolgte der Einzug in Berlin, mit all der Pracht und in all dem Glanze, der bei solchem Anlaß entfaltet zu werden pflegt, unter begeistertem Zujubeln der Bevölkerung. An der großen Ehrenpforte Unter den Linden, dort, wo jetzt das Denkmal Friedrichs des Großen steht, hielt der Wagen mit den Prinzessinnen, und junge Mädchen der „deutschen Nation der Berliner Bevölkerung", wie schon vorher Knaben der französischen Kolonie, überreichten Blumen und Gedichte. Hier war es, wo die Kronprinzessin, gerührt und hingerissen, die Sprecherin umarmte und küßte.

Die mächtige Erregung dieser Stunde, wie sie das vertrauensvolle Zujauchzen unbekannter Menschenmassen und die in Zukunftshoffnungen schwellende Bewegung des eigenen Inneren hervorrief, hat noch lange in Luise nachgezittert. Zwei Jahre später schrieb sie dem Bruder Georg bewegten Herzens: „Erinnerst Du Dich noch der Feier des heutigen Tages, wie bange wohl mir das Herz pochte, als ich den Toren Berlins näher kam und alle die Freuden- und Ehrenbezeugungen empfing, die ich dazumal noch nicht verdiente als durch den festen Vorsatz, alles Mögliche zu tun, meinen zukünftigen Mann recht fröhlich und wo möglich glücklich zu machen, und dadurch den Beifall des guten Volkes zu verdienen. Ja, bester Freund, es war eine feierliche Stunde für mich, in der ich Berlins Einwohnerin ward." ....

Am südlichen Schloßportale, unfern der Langen Brücke mit Schlüters Denkmal des Großen Kurfürsten, empfingen der Kronprinz und Prinz Louis ihre Bräute und geleiteten sie zum König, der sie seiner Gemahlin, der regierenden Königin, und der Königin-Witwe sowie den anderen Prinzessinnen des königlichen Hauses vorstellte. Eine von diesen, des Prinzen Ferdinand Tochter Luise, die spätere Fürstin Radziwill, hat uns den Eindruck geschildert, den der Anblick der beiden Bräute auf sie selbst und wohl auch auf andere hervorbrachte. „Niemals," schreibt Prinzessin Luise, „niemals sah ich vorher und auch

niemals nachher ein so entzückendes Wesen, wie die Kronprinzessin. Von regelmäßiger und edler Schönheit, verband sie mit dem reizenden Antlitz einen Ausdruck von Sanftmut und Bescheidenheit, der ihr aller Herzen gewann. Ihre Schwester war auch reizend, anmutig, elegant, ihre Arme waren bewundernswert, ihre Farbe sehr schön; aber ihre Züge waren denen ihrer Schwester nicht zu vergleichen .... Friederike erschien sicherer und gewandter im Auftreten und in der Unterhaltung, aber die Aeltere, schön in ihrer einfachen Schönheit, hatte eine schüchterne Miene, die ihren Reiz noch erhöhte."

Am Weihnachtsabend, im Weißen Saale des königlichen Schlosses, wurde die Vermählung Friedrich Wilhelms und Luisens durch den Oberhofprediger Sack geschlossen. Achim von Arnim, der als Page damals die Braut sah, hat den Anblick nie vergessen, „wie sie gesenkten Hauptes im Glanze ihrer Schönheit durch die gedrängten Säle schritt." Was mag Luise selbst in diesem Augenblicke empfunden haben, wo ihre Jugend hinter ihr versank, eine neue Welt, ihre künftige Welt sich vor ihr auftat? Hinter ihr gingen die Witwe Friedrichs des Großen und die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. Dachte sie wohl des unglücklichen Eheschicksals dieser beiden preußischen Königinnen, das ihr eine Warnung oder eine Drohung bedeuten konnte? Bei der Verlobungsfeier, an jenem Frühlingstage in Darmstadt, hatte Luise sich von allen Geschwistern, von Onkeln und Tanten umgeben gesehen, von jenem ganzen Kreise, in dessen Liebe sie aufgewachsen war und sich glücklich gefühlt hatte. Jetzt, in Berlin, war außer Vater, Großmutter und Bruder Georg nur noch des Vaters älterer Bruder, der regierende Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, „Dörchläuchting", anwesend. Dafür sah sie im Fackeltanz die Vertreter des altpreußischen Staatswesens an sich vorüberschreiten, die Minister des Großen Königs, den Grafen Hertzberg und Carmer, und den Mann, der ein Jahrzehnt lang die Politik ihres eigenen Gemahls leiten sollte, den Grafen Haugwitz.

Es war wie ein Wink des Schicksals, der in eine Zukunft deutete, wo neben dem Familienleben, in dem Luise bisher ein ruhiges Glück gefunden, auch das Staatsleben sie in den Kreis seiner Pflichten hineinziehen sollte.



Drittes Kapitel

Kronprinzessin Luise

(1794—1797)

I. Kritische Flitterwochen

Am ersten Weihnachtstage des Jahres 1793 bezogen Kronprinz Friedrich Wilhelm und Kronprinzessin Luise, am Tage vorher vermählt, ihr Heim im jetzigen kronprinzlichen Palais, Unter den Linden, wo auch König Friedrich der Große einen Teil seiner Kronprinzenzeit verlebt hat. Prinz Louis und Prinzessin Friederike, deren Vermählung am 26. Dezember gefeiert wurde, erhielten das nach der Oberwallstraße zu anstoßende Palais, das mit dem kronprinzlichen durch einen Bogen verbunden war.

Beide Ehepaare, die in regem und traulichem Verkehre miteinander lebten, führten einen Haushalt ohne Aufwand und ohne Prunk; so wollte es der schlichte Sinn Friedrich Wilhelms, dessen Beispiel Prinz Louis sich anschloß. Wie der Kronprinz keinen Schmuck an seiner Gemahlin liebte, die ihm kaum bescheiden genug gekleidet sein konnte — er meinte selbst später, es damit anfangs übertrieben zu haben — so erschienen sie auch bei den gemeinsamen Spazierritten und namentlich bei den Ausfahrten so einfach, daß es in der Bevölkerung auffällig bemerkt wurde. Wirklich glücklich fühlte sich der Kronprinz allein in seiner Häuslichkeit, in der Zwanglosigkeit des Privatlebens. Von Vergnügungen liebte er nur das Theater. Teilnahme an Festlichkeiten, vor allem jede Veranstaltung, bei der er mit seiner Person hervortreten mußte, das gehörte zu den „Lappalien", die ihm unbequem und selbst widerwärtig waren.

Den Vermählungsfeierlichkeiten folgten noch Aufführungen der Oper Armida und andere Feste, die bis Neujahr währten; wenige Tage später, am 6. Januar 1794, begann der Karneval, während dessen in streng vorgeschriebener und innegehaltener Folge Fest sich an Fest reihte. Sonntags und Donnerstags waren die wegen ihrer Kälte und steifen Langweiligkeit gefürchteten Courtage der regierenden Königin, die in Monbijou alle Formen der Etikette sorgsam aufrechthielt und die ihrer Majestät gebührenden Huldigungen mit eifersüchtiger Strenge entgegennahm. Mittwochs empfing die Königin-Witwe, die im Schlosse eine der obersten Etagen bewohnte und über deren Wunderlichkeiten man am Hofe gern sich lustig machte. Die Montage und Freitage waren den Opernaufführungen vorbehalten. Dazwischen drängte sich eine Fülle anderer Vergnügungen: Konzerte bei dem Könige oder in der „Stadt Paris“, Assembleen bei Prinz Ferdinand in Bellevue und bei den Ministern, Dejeuners und Tees und Bälle allenthalben. Und überall, wie sich versteht, verlangte man die Gegenwart des kronprinzlichen Paares. Schon am 18. Januar 1794 schreibt deshalb die Kronprinzessin in dem ersten Briefe, der uns aus diesen Tagen erhalten ist, an ihre alte Erzieherin, Fräulein von Gélieu, nach Darmstadt: „Man tödtet mich durch das viele Tanzen“, und kurz darauf an Schwester Therese in Regensburg: „Mache Dich darauf gefaßt, daß Du bald von meinem Tode hören wirst, denn seitdem ich diesen Brief begonnen habe (sechs Tage früher), haben wir nichts getan als Tanzen und bis zu meinem Geburtstag gibt es noch sieben Bälle. Unsere Lebensweise ist unglaublich anstrengend, und ich wundere mich über meine Gesundheit. Was den Tanz betrifft, so weißt Du, liebe Therese, daß mecklenburgische Knochen daran gewöhnt und sehr schwer ganz zu ermüden sind.“

Die Wahrheit ist, daß Kronprinzessin Luise, während ihr Gemahl seine Abneigung gegen alle Oeffentlichkeit und alle Repräsentationspflichten kaum verbergen konnte, an diesen geselligen Freuden und rauschenden Festen nur zu gern und freudig teilnahm, daß sie insbesondere dem Vergnügen des Tanzes, den sie leidenschaftlich liebte, nur zu willig sich hingab.

Wir erinnern uns, wie bang und sorgenvoll Luise in Darmstadt dem Leben am preußischen Königshofe und in der fremden Berliner Welt entgegengesehen hatte. Jetzt mochte sie wohl manchmal über ihre damalige Angst lächeln; so völlig anders war anfangs alles geworden, als sie gefürchtet hatte. Es schien sich vielmehr erfüllen zu sollen, was ihr der Kronprinz gesagt hatte: daß sie gemacht sei, alle Herzen zu gewinnen. Die liebenswürdige Natürlichkeit ihres Wesens, ihre huldvolle Freundlichkeit gegen jedermann brachten Leben und Wärme in die steife Abgemessenheit und nüchterne Kühle der Berliner Gesellschaft. „Die Ankunft dieser engelschönen Fürstin,“ so schreibt Fouqué, „verbreitete über jene Tage einen erhabenen Lichtglanz. Alle Herzen flogen ihr entgegen und ihre Anmut und Herzensgüte ließ keinen unbeglückt.“

4*

Von den Prinzen und Prinzessinnen sah sie sich neidlos bewundert; der König überhäufte sie mit Güte und Gnade, er schenkte ihr zum ersten Geburtstage in Berlin das Oranienburger Schloß, das sie jedoch fast nie bewohnt hat; auch die Königin, die sich anfangs zurückgehalten hatte, kam ihr bald freundlicher entgegen. Es war wohl verzeihlich, daß die Achtzehnjährige, der man von allen Seiten huldigte, in überquellender Jugendlust und Lebensfreude über die Schranken der Berliner Hofetikette achtlos hinwegschritt, daß die preußische Kronprinzessin am Hofe Friedrich Wilhelms II. ihre rheinische Frohnatur so ungezwungen ausleben zu können vermeinte, wie eben noch in Großmamas Garten und im Alten Palais am Darmstädter Markte.

Als vollends gegen Mitte Februar der Vater mit der Großmutter und dem Prinzen Georg, vom Könige ausgezeichnet und reich beschenkt, Berlin verließ, schien es fast, als wolle die Kronprinzessin den Trennungsschmerz, den sie tief empfand, und das Gefühl des Heimwehs und der Vereinsamung im Wirbel geselliger Vergnügungen ersticken. Der Karneval war zu Ende, aber die Thé-dansants und Bälle dauerten fast ununterbrochen fort, und Luise tanzte eifrig Walzer, der auf ihren Wunsch damals am Berliner Hofe eingeführt wurde, den aber die Königin, wie erzählt wurde, ihrer Tochter verbot. Diese unermüdliche Tanzfreudigkeit der Prinzessin, die auch in der Wahl ihrer Tänzer der Etikettevorschriften nicht immer achtete, erregte bald um so mehr Anstoß, als sich jetzt in ihr Mutterhoffnungen zu regen begannen. Dazu kamen andere Verstöße gegen die Etikette, die, so harmlos sie waren, doch bei der sich allmählich gegen sie wendenden Stimmung Bedeutung gewannen: Einladungen, die sie annahm oder erließ, ohne mit ihrer Oberhofmeisterin gesprochen zu haben, Ausfahrten, die sie ohne Hofdame nur mit ihrer Schwester Friederike unternahm.

Der Kronprinz war machtlos dagegen. Der Gatte hatte noch keine Herrschaft über die Gattin gewonnen; sie empfing von ihm noch nicht das Gesetz ihres Lebens. Was konnte ihrem lebhaften und für alle Anregungen offenen Sinne Friedrich Wilhelms geistige Stille bieten? In den Briefen aus den ersten Monaten der Ehe gedenkt sie seiner mit den üblichen Wendungen als eines trefflichen Mannes, der sie glücklich mache; aber die Worte sind ohne Wärme und ohne Persönlichkeitswert: ihr Herz klingt dabei nicht mit.

Auch der Umgang mit der Familie des Prinzen Ferdinand, der sich mehr und mehr vertraulich gestaltete, wurde der Prinzessin damals verargt. Die „Ferdinanderie", wie man die Familie wohl nannte, war in Berlin nicht beliebt, und man sagte ihr manches Böse nach. Den Prinzen Ferdinand, den jüngsten Bruder Friedrichs des Großen, hielt man für ganz unbedeutend; seine Gemahlin, aus dem Geschlechte der Schwedter Markgrafen, war wegen ihrer scharfen Zunge gefürchtet; die Tochter Luise, klug und bedeutend, hochstrebenden

Geistes, galt für ehrgeizig; man wollte wissen, daß sie sich selbst Hoffnungen auf den Kronprinzen gemacht habe. Am meisten aber gab der älteste Sohn zu reden, Prinz Louis Ferdinand, wie man ihn zum Unterschiede von Prinz Louis, dem Sohne des Königs, nannte. Eine glänzende Erscheinung, von hoher geistiger Begabung, wurde er wegen seiner militärischen Tüchtigkeit und seiner persönlichen Tapferkeit ebenso bewundert, wie er wegen seiner Schulden und seiner Liebesabenteuer verschrien war. Er hatte die ersten Wintermonate bei der Armee am Rhein verlebt, in Oppenheim, wo sein zügelloses Verhalten den Oberkommandanten, Feldmarschall Möllendorff, zu einer ernsten Rüge veranlaßte. Im Februar war er dann nach Berlin gekommen und rasch zu einem tonangebenden Mittelpunkt in der Hofgesellschaft wie in den Offizierskreisen der Hauptstadt geworden. Auch hier aber erregte er Anstoß. In der „militärischen Republik" am Rhein, wie ein preußischer Offizier selbst damals das preußische Heer bezeichnet hat, war man freimütige Reden gewöhnt; der Prinz äußerte sich jetzt auch in Berlin, gegen jeden der ihn hören wollte, mit der größten Rücksichtslosigkeit. Er schalt auf die preußische Politik und noch mehr auf die preußische Kriegführung, und bald hieß es, der König habe ihm sagen lassen, er möge sich erinnern, daß auch schon Prinzen auf Festung gekommen seien. Es wurde bemerkt und besprochen, wie der Prinz sich der Kronprinzessin und ihrer Schwester geflissentlich zu nähern suchte, und es ist kein Zweifel, daß Prinzessin Louis, wenig glücklich in ihrer Ehe, sich die Huldigungen des ritterlichen Prinzen nicht ungern gefallen ließ. Der Prinz, dem nicht unbekannt war, welcher Ruf ihm voranging, spielte ihr gegenüber den Verkannten und Verleumdeten. Er klagte über den Ton der Berliner Gesellschaft, der entweder schlecht oder langweilig sei, und er sprach verächtlich von den Frauen, die es mit der Treue nicht streng nähmen. Prinzessin Louis — wir erinnern uns, daß sie eben erst ihr 16. Jahr vollendete — lauschte gern so ernsten und verständigen Worten aus so schönem Munde; sie fand, daß man den Prinzen in der Tat verkenne; er sei keineswegs der Mann, für den man ihn halte, habe vielmehr die vortrefflichsten Grundsätze und verdiene alle Hochachtung.

Es war unvermeidlich, daß die Kronprinzessin in diesen Verkehr mit hineingezogen, und daß bei dem bösen Rufe des Prinzen darüber gezischelt wurde. Luise kümmerte sich nicht um das Gerede, so wenig wie um die Etikettepredigten ihrer Oberhofmeisterin. Sie fuhr fort, manche Nacht hindurch zu walzen; sie lud ein, wen es ihr beliebte, ohne Frau von Voß zu benachrichtigen, sie fuhr spazieren, ohne andere Begleitung als ihre Schwester.

Gegen Ende März 1794 kam es zu einer ernsten Krisis. Die Bewunderung, die der Kronprinzessin schmeichelnd entgegengekommen war, hatte sich ebenso rasch wieder von ihr zurückgezogen: „alle Welt ist mit ihr unzufrieden", schrieb die Oberhofmeisterin damals

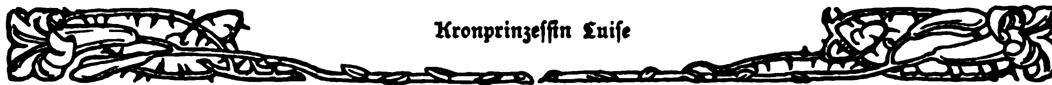
in ihr Tagebuch. Es gab stürmische Szenen zwischen dem jungen Paare, wobei Luise reichliche Tränen vergoß, ohne daß darum sich etwas änderte. Die regierende Königin Friederike mischte sich hinein; sie beklagte sich bei der Prinzessin Georg über Luise, die in ihrem Zustande zuviel tanze, immer verspreche sie sich zu schonen, aber versprechen und halten sei bei ihr zweierlei. Die Großmutter, wie sich versteht, nahm sich der Enkelin warm an, die doch die freundlichen Balleinladungen nicht ablehnen könne. Luise sei ganz wie ihre Mutter, die auch bis zu ihren Entbindungen getanzt habe. Schließlich griff auch der König selbst ein. Er veranlaßte Henriette von Viereck, der Kronprinzessin ernstlich und rückhaltlos zuzureden, — die Hofdame entledigte sich des Auftrages auch mit größtem Takt —, und er forderte den Kronprinzen auf, ihren Launen mit Festigkeit entgegenzutreten. Er solle ihr in aller Güte zeigen, daß sie wie jede Frau in der Welt dem Willen ihres Mannes zu folgen habe und daß „wir hier gewohnt sind uns bei unseren Frauen Gehorsam zu verschaffen". Nötigenfalls möge er ihr mit der Ungnade des Königs drohen. Uebrigens urteilte er milde über ihre Unbesonnenheiten; er fand es erklärlich, daß es ihr an Weltkenntnis fehle, und er empfahl deshalb seinem Sohne, ihr gegenüber Güte mit Festigkeit zu verbinden.

In diesem ernsten Augenblicke, wo die Kronprinzessin gleichsam den Boden unter ihren Füßen wanken fühlte, wo von der Familie, in der sie geboren und aufgewachsen war, außer der jugendlichen Schwester, die selbst der Führung bedurfte, niemand ihr zur Seite stand, während von der Familie, in die sie eben eingetreten war, jedermann sich gegen sie zu erheben schien, blieb allein der Gatte treu und ohne Wank der Gattin festeste Stütze. Die Klagen über Luisens Etikettefrevel mochten bei ihm ohnehin kaum Anklang finden. Aber die Hauptsache war doch: Friedrich Wilhelm kannte seine Luise zu gut, kannte zu wohl die Reinheit und den Adel ihres Herzens: nicht einen Augenblick hat er an ihr gezweifelt. Sie fand in ihm jetzt, was sie entbehrt und gesucht hatte: „den Beistand, den Freund, den Rat". Er verteidigte sie gegen Vater und Mutter, und er hatte die Freude, bald zu sehen, daß er sich nicht in ihr getäuscht habe. Luise selbst hat ihm die schöne Treue in diesen Tagen, da alle sich von ihr wandten, nie vergessen: sie hat es später oft und laut bekannt, daß sie durch ihn besser geworden, daß sie seiner Klugheit und seiner Liebe damals ihr ganzes Lebensglück verdanke.

Es war ein günstiger Umstand, daß gerade jetzt das junge Paar Veranlassung erhielt, Berlin zu verlassen. Das Frühjahr kam und mit ihm Exerzieren und Revuen, die Beurlaubten kehrten zu ihren Regimentern zurück. Auch den Kronprinzen riefen militärische Pflichten zu seinem Regimente nach Potsdam; am 1. April siedelte er dahin über und nahm mit Luise im Stadtschlosse Wohnung.

Hinweggeführt aus der schwülen Luft und dem geräuschvollen Gesellschaftsleben Berlins in das stillere Potsdam mit seinen Gärten und Seen, wo so manches sie an Darmstadt erinnerte — auch das Glockenspiel der Garnisonkirche — ist Luise eine andere geworden. Vielmehr sie wurde was sie war. Sie brauchte nur der Stimme ihres Herzens zu lauschen, die ihr den einzigen Weg zum Glücke wies: nur durch die innigste Lebensgemeinschaft mit dem Gatten, nur durch sein Glück konnte sie zu eigenem Glück gelangen. Luise besaß oder erwarb in vollstem Maße die Tugend echtester Weiblichkeit, die ihre Stärke wie ihre Schwäche ausmacht: selbstvergessene Hingebung an den Mann. Vor dem Willen ihrer Liebe wichen alle anderen Wünsche, Hoffnungen, Bestrebungen weit zurück. Aus der unbedingten Hingabe an den Gatten wächst fortan Luisens weitere Entwickelung hervor. Sie liebte ihn genug und sie war zugleich klug genug, um zu werden oder mindestens zu scheinen, wie er seine Frau haben wollte. Sie lernte — sie hat es später dem Bruder Georg selbst gesagt — den eigenen Geschmack verleugnen und Lieblingsideen entsagen; sie lernte mehr: den Eigenheiten Friedrich Wilhelms sich fügen, seinen pedantischen, oft kleinlichen Gewohnheiten sich anbequemen, seine Launen und Unfreundlichkeiten — seine „humeurs", wie man sagte — durch ihre immer gleiche goldene Fröhlichkeit überwinden. Nicht ohne Kampf und nicht ohne Opfer errang sich Luise so den Einklang von Pflicht und Liebe, der die Grundlage ihres Lebensglückes werden sollte.

Nicht ohne Kampf und nicht ohne Opfer. Auch die Königin, wie die Kronprinzessin, hat noch manche Träne heimlich vergossen: und manche Blütenträume, die im warmen und fruchtbaren Süden verheißungsvoll sich entfaltet, sind im kalten und sandigen Norden nicht zur Reife gelangt; manche deutsche Schwärmerei ist in der preußischen Nüchternheit erstickt. Aber die Grundzüge in Luisens Wesen sind doch auch in diesen Prüfungen und Wandlungen unangetastet geblieben. Es blieb ihre sonnige Heiterkeit, deren Strahlen die Herzen ihrer Umgebung erwärmten und erleuchteten; es blieb die Tiefe ihres Gemütes, das fremdes Leid mitfühlend erleichterte und fremde Freude teilnehmend erhöhte; und es blieb selbst in ihrem Herzen ein Kämmerchen voll Träumerei und Schwärmerei, zu dem Friedrich Wilhelm keinen Zugang hatte und das sie nur gleichgestimmten Seelen, wie dem Bruder Georg oder später der Frau von Berg, öffnete. Vor allem aber: jene ernsten Tage haben auch den ernsten Untergrund ihres Wesens vertieft und gekräftigt und damit ihre Persönlichkeit voller, reicher und harmonischer ausgestaltet; sie haben ihr Pflichtbewußtsein entwickelt und sie damit für die schweren Stunden vorbereitet, denen die Königin entgegengehen sollte. Wie in ihrem Blute sich oberdeutsche und niederdeutsche Art mischten, so verschmolzen sich in Luise fortan deutsches und preußisches Wesen, deren gegenseitige Durchdringung bei ihr,



wie immer und überall in unserem Volkstum und in unserer Geschichte, fruchtbar und segensreich gewirkt hat.

Die Wandlung in der Kronprinzessin wurde rasch bemerkt. Die Oberhofmeisterin, die noch am 18. März geschrieben hatte: „die Prinzessin beträgt sich gegen ihn immer noch sehr schlecht," notierte am 2. April in Potsdam: „die Prinzessin betrug sich den ganzen Tag vortrefflich", und drei Tage später: „die Prinzessin ist glücklich"; der Kronprinz selbst vertraute einem Freunde: „Meine Frau hat sich hier ganz verändert." Die goldenen Tage von Darmstadt schienen wiederzukehren: ein neuer Liebesfrühling erblühte dem jungen Paare. Soweit der Kronprinz nicht durch die militärischen Pflichten, mit denen er es sehr ernst nahm, in Anspruch genommen wurde, ging er mit Luise in den Gärten Potsdams spazieren, besuchte mit ihr den Brauhausberg und Babelsberg, besonders gern auch Sanssouci — der Genius des Großen Friedrich hat auf diesen seinen Nachfolger immer eine besondere Anziehung geübt — oder sie machten Ausflüge in die Umgegend. Abends wurden sie oft zum König geladen, der in dem eben vollendeten Marmorpalais Konzerte gab; am liebsten aber blieben sie still zu Hause und verkürzten den Abend mit einigen Partien Mariage und mit Würfelspiel, oder ließen sich von Massow vorlesen. Zuweilen las auch der Kronprinz selbst vor. Mit der vertrauten Umgebung des Königs, mit den Bischoffwerder und Lindenau, tauschten sie häufige Besuche. Einmal nahmen sie am Potsdamer Schützenfest teil, wobei Luise den Siegern Medaillen verteilte, wie sie gelegentlich auch dem Exerzieren des kronprinzlichen Regimentes zusah.

Ein Brief Luisens aus diesen Tagen zeigt, wie die überwundene Krisis noch nachzittert, zugleich aber, wie sie in der innigen Gemeinschaft mit dem Gatten Ruhe gefunden hat. Sie schreibt dem Bruder, von dem sie vergeblich einen Brief erwartet hatte: „Du hättest mir wohl einige Augenblicke widmen können; ach, einige Worte nur haben so viel Trost für mich. Ich brauche ihn mannigmal — Berlin ist viel größer als Darmstadt, es sind auch viel mehr Leute allerhand Arten darin. — Das werde ich gewahr . . . Ich bin in Potsdam und bleibe da sechs Wochen lang, bis die kriegerischen Uebungen vorüber sind, alsdann gehe ich wieder nach Berlin zu meiner englischen Friederike, die ich leider habe zurücklassen müssen, nicht ohne Schmerz und Traurigkeit, aber ein Soldatenweib muß ihrem Berufe nachgehen, und das tat ich. Ich esse Punkt zwölf, ich trinke Tee nach fünf, . . und esse zu Nacht Punkt acht. Ich gehe zu Bette mit den Hühnern, Küken und Kikerikis und stehe mit höchstdenenselben wieder auf, aber ich bin besser als sie, denn ich lese Geschichte, ich mache Auszüge aus Monsieur Weiß; schreibe Dir und Anderen und lebe zum Vergnügen meines Mannes. Nun Brüderchen, bald einen Brief und mir viel Freude und — Freunde" . . .


1


2


3


4


5


6

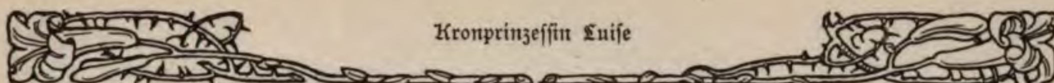

7


8


9

Die Königlich Preußische Familie I.

1. Prinzessin Friederike von Preußen, Herzogin von York. 2. König Friedrich Wilhelm II. 3. Königin Friederike. 4. Prinz Wilhelm d. Ae. von Preußen. 5. Prinzessin Marianne von Preußen. 6. Prinz Heinrich d. J. von Preußen. 7. Prinzessin Wilhelmine von Preußen, Prinzessin von Oranien, Königin der Niederlande. 8. Prinz Louis von Preußen. 9. Prinzessin Auguste von Preußen, Erbprinzessin von Hessen-Kassel



Und in demselben Sinne schreibt der Kronprinz seinem Adjutanten und Vertrauten, dem Major Schack: „Wir leben hier sehr ruhig und für mein Teil sehr angenehm, Berlin regrettiere ich gar nicht, und habe ich mir hier noch nie so gefallen. Alles lebt in Einigkeit, da sich keine fremde Hand ins Spiel mischt, und wir benutzen täglich recht fleißig die schöne Gegend, die so manche anmutige Gegenstände darbietet; zumal für Personen, denen sie noch unbekannt sind ... Gott gebe, daß bei unserer Rückkunft nach Berlin nicht neue Mißhelligkeiten und Klatschereien den häuslichen Frieden stören mögen" ...

In das junge Glück des kronprinzlichen Paares aber griffen schon nach wenigen Wochen kriegerische Ereignisse störend ein, diesmal nicht wie in der Brautzeit von Westen her, sondern von Osten.

II. Trennung

In dem unglücklichen Polen war nach dem im Januar 1793 zwischen Preußen und Rußland vereinbarten Teilungsvertrag, bei dem Danzig und Thorn nebst einigen Woiwodschaften von Großpolen und Stücken von Masovien, Cujavien und Kleinpolen an Preußen abgetreten waren, eine nationale Gärung entstanden, die im Frühjahr 1794 zu einem gefährlichen Aufstand führte. Der polnische General Madalinski rückte mit einer Kavalleriebrigade in preußisches Gebiet ein, überfiel eine preußische Schwadron, plünderte die königlichen Kassen und entkam den herbeieilenden preußischen Truppen durch glückliche Märsche in der Richtung nach Krakau. Hier hatte Kosciuszko, der von Dresden herbeigeeilt war, die Leitung der Bewegung übernommen; es gelang ihm, sich mit Madalinski zu vereinigen und die Russen am 4. April bei Raclawize zu schlagen. Nun breitete sich der Aufstand über ganz Polen aus; am 17. April erhob sich auch die Hauptstadt Warschau, die von den russischen Truppen geräumt werden mußte.

Auf die ersten Nachrichten von diesen Unruhen wurden an der preußischen Ostgrenze militärische Gegenmaßregeln ergriffen, die sich jedoch der wachsenden Ausdehnung des Aufstandes gegenüber bald als unzulänglich erwiesen. Vollends nach der Vertreibung der Russen aus Warschau konnte man sich in Berlin nicht verhehlen, daß jetzt zu dem Kriege gegen die französische Revolution im Westen die Gefahr eines zweiten Krieges im Osten drohe. König Friedrich Wilhelm II. selbst zwar sah einem Kriege nach zwei Fronten ohne große Sorge entgegen. Mit den polnischen Scharen, hoffte er, würden seine Generale unschwer fertig werden. Der Osten kümmerte ihn überhaupt wenig; sein Blick war nur nach Westen gewandt, wo er als Vorkämpfer des Deutschen Reiches noch immer die

französischen Revolutionäre vom Rhein zurückzutreiben dachte; eine leise Sehnsucht zog ihn insbesondere nach Frankfurt, wo er ein Jahr zuvor so glückliche Tage verlebt und eine schöne Frankfurterin ihn gefesselt hatte. Und eben schloß er — am 19. April 1794 — mit England einen Vertrag, der ihm durch die Gewährung reichlicher Subsidien die Fortführung des Krieges gegen Frankreich ermöglichen sollte. Ganz andere Stimmungen aber herrschten in der Umgebung des Königs und im Lande. Das Bündnis mit Oesterreich und der Krieg gegen Frankreich waren, wie wir wissen, in Preußen nie populär gewesen. Im Volke wie in der Armee, bei Ministern wie bei Generalen, regte sich längst eine Unzufriedenheit, die allmählich zu einer fast allgemeinen Mißstimmung und zu dem lauten Ruf nach Frieden mit Frankreich anwuchs. Kein national-deutsches Interesse, so meinte man, fordere Preußens fernere Teilnahme am Kriege im Westen, bei dem nicht Deutschland und Frankreich um die Rheingrenze, sondern Oesterreich und Frankreich um den Besitz Belgiens zu kämpfen schienen. Preußens territoriale Interessen wiesen eher nach Osten, wo der augenscheinliche Todeskampf der polnischen Republik das Einsetzen der vollen Kraft des preußischen Staates verlangte. Es war besonders der Oberst Manstein, Generaladjutant des Königs, der nachdrücklich in diesem Sinne sprach. Er hatte seit einem Jahre den bis dahin fast allmächtigen Einfluß des Generaladjutanten Bischoffwerder zurückzudrängen gewußt, und ihm gelang es jetzt, den König von der Notwendigkeit eines kräftigen Einschreitens in Polen zu überzeugen.

Nicht ohne Widerstreben gab König Friedrich Wilhelm II. nach. Er verfügte die Zusammenziehung eines Heeres von 40—50000 Mann gegen Polen; er entschloß sich, selbst an die Weichsel zu gehen, während das Heer am Rhein unter Möllendorffs Oberbefehl blieb, und er bestimmte, daß auch seine beiden Söhne, der Kronprinz und Prinz Louis, an dem Feldzug in Polen teilnehmen sollten. Er hoffte noch, wie angedeutet, in kurzer Frist die Ruhe an der Weichsel wiederherzustellen und dann an den geliebten Rhein zurückkehren zu können; der Kronprinz war minder vertrauensselig, er meinte gleich zum Major von Schack: „Dies scheint ganz der zweite Teil der französischen Revolution werden zu wollen."

Die Nachricht von dem bevorstehenden Abmarsch des Kronprinzen, den der König auf Mitte Mai festsetzte, traf die Kronprinzessin aufs schmerzlichste, obgleich sie als „Soldatenweib", wie sie sich fühlte und gern nannte, darauf immer gefaßt war. Nun drohte die Trennung in einem Augenblicke, wo sie zu ihrem Gatten eben erst das rechte eheliche Verständnis gefunden hatte, das sich mit jedem Tage in Potsdam inniger gestaltete. Nur jetzt nicht wieder nach Berlin zurück, war ihr erster Gedanke. Gleich am 27. April, bei einem Abendkonzert im Neuen Palais, erbat sie vom König die Erlaubnis, während

der Abwesenheit des Kronprinzen in Sanssouci wohnen zu dürfen, wohin auch ihre Schwester übersiedeln sollte. Der König willigte gern ein. Rasch verflossen dann die nächsten Tage, in Abschiedsbesuchen, Spaziergängen und Wasserpartien, wobei das schöne Einvernehmen des kronprinzlichen Paares durch nichts als durch den Schmerz der nahenden Trennung getrübt wurde. Am 10. Mai endlich fuhren Friedrich Wilhelm und Luise nach Berlin, wo zwei Tage später Königin Friederike die königliche Familie zu einem Abschiedsmahl in Monbijou vereinigte. Auch die Offiziere vom Regiment des Kronprinzen, das jetzt an Stelle eines ausrückenden Regimentes nach Berlin verlegt wurde, nahmen daran teil. Alle waren in tiefer Bewegung, besonders auch der König. Die Königin äußerte Besorgnisse für ihn vor Attentaten durch Revolutionäre und Verschworene; der König erwiderte ihr mit dem stolzen Vers aus Racines „Athalie", der in unseren Tagen durch Bismarck fast zu einem deutschen Sprichwort geworden ist: „Je crains Dieu et n'ai pas d'autre crainte". Am nächsten Tage, 13. Mai, trennte man sich. Der Kronprinz und Prinz Louis, noch von ihren Gemahlinnen begleitet, fuhren nach dem Massowschen Gute Steinhövel — es ist noch heute im Besitz der Familie —, wo man sie durch ein Gartenfest und eine Bauernhochzeit über den Trennungsschmerz hinwegzutäuschen suchte. Am 15. Mai aber in aller Frühe verließen die beiden Prinzen, der Generalmajor Kronprinz Friedrich Wilhelm und der Oberst der Kavallerie Prinz Louis, das gastliche Steinhövel, um über Frankfurt sich in Posen dem Hauptquartier des Königs anzuschließen. Mit ihnen gingen Major Jagow und Major Köckritz, der jetzt für den erkrankten Major Schack den Kronprinzen als Adjutant begleitete.

In welchen Gefühlen und in welcher Stimmung Luise zurückblieb, zeigt uns der Brief, den sie wenige Stunden nach des Gatten Abreise noch von Steinhövel aus dem Kronprinzen nach Posen nachsandte. Sie schreibt ihm (im Original französisch): . . . „Eine Feder, mein teurer und geliebter Freund, soll Dir nun sagen, was mein Mund Dir schon eine Million Mal gesagt hat: daß Du mir unaussprechlich teuer bist. Wie hart ist es für mich, Dich nicht mehr bei mir zu haben. Einsam und allein überlasse ich mich ganz meinem Schmerze, und mein einziger Trost ist, auf demselben Sofaplatze zu sitzen, wo Du immer saßest. O Gott, könntest Du mich sehen, könntest Du Dein unglückliches Weib sehen, wie sie über Deine Abreise seufzt, wie unglücklich und verlassen sie ist! Tränen sind meine einzige Wohltat, und wie bitter ist diese Wohltat. Vergiß mich nicht, mein teurer Freund, erinnere Dich Deiner Luise, die nur für Dich lebt, und die ohne Dich unglücklich ist . . . Ich kann Dir nicht sagen, was ich beim Abschied gelitten habe. Als Du unten warst und auf Deinen Bruder wartetest, da stand ich am Fenster, um noch einen trostvollen Blick zu erspähen,

aber vergebens, und ich war zu schwach, um Dir Lebewohl zuzurufen und fürchtete, Du möchtest gerührt werden, was Dir doch vor so vielen Leuten unangenehm gewesen wäre. Aber was ich gelitten habe, als ich Deinen Wagen abfahren sah, wahrhaftig, ich glaube, das kann sich niemand vorstellen, mir war, als ob man mir die Seele aus dem Leibe reiße, und so war es auch, denn was bin ich ohne Dich, mein teurer Freund? ?.. Ich brauche Dich nicht zu bitten, mir zu schreiben, denn Deine wahre und zärtliche Liebe zu mir, die Du mir durch so viele viele Freundschaft so göttlich bewiesen hast, verbürgt mir sicher, daß Du es tun wirst, sobald Du kannst ... Bei Gott, ich schwöre Dir, daß keine Liebe der gleich ist, die ich für Dich fühle, nicht die Liebe zu Vater, zu Mutter, zu Schwester, zu Bruder." Und dann fügt sie deutsch hinzu: „Du bist mein Alles, Engel meiner Seele, in Dir finde ich all mein Glück, und ohne Dich ist mir Alles nichts, und ich bin unglücklich. Ich bitte Dich, um Gotteswillen, antworte mir recht aufrichtig, ob Du auch recht innig und wahrhaftig von meiner wahren, reinen Liebe zu Dir überzeugt bist?"

Dem Bruder Georg aber, in dem sie mehr und mehr ihren vertrautesten Freund sah, und dem sie das Innerste ihres Herzens ausschüttete, schrieb sie einige Tage später von ihrem unaussprechlichen Schmerze über die Trennung von dem Gatten, den sie mehr liebe als sich selbst. „Ein Abschied, wie der war, welcher mich von meinem Mann trennte, ist platterdings nicht zu schildern. Er war so gerührt und so unglücklich darüber, daß er selbst als Mann dachte, es nicht überstehen zu können. Ach, lieber Junge, ich bin außerordentlich glücklich durch ihn ... Oefters wenn wir so traulich beisammen saßen und er mir vorlas, so unterbrach er sich schnell und sagte: „Dich, die Du all mein Glück und meine Seligkeit ausmachst, soll ich verlassen! Ach Gott, wie hart!" So eine Zusicherung macht einen doch wahrlich glücklich, besonders wenn man nur den einen Wunsch hat, seinen Mann recht glücklich machen zu wollen. Die sechs Wochen, die ich in Potsdam mit Ihm zugebracht habe, waren unstreitig die glücklichsten meines Lebens. Ganz ohne Gêne und Etikette, so ganz nach seinem Willen hab' ich gelebt, und ich fühlte das Glück, solch' ein Leben zu führen, nie lebhafter als wenn ich von Berlin Nachricht bekam: heute ist großer Ball oder heut ist groß Conzert und Souper. Ach da war ich vergnügt, mich an der Seite meines Mannes zu finden, in einer Linonchemise und ausgekämmte Haare, und ihm recht vorschwatzen zu können, wie sehr ich ihn liebte und schätzte" ....

Bereits am 16. Mai waren die Prinzessinnen wieder in Potsdam, wo sie nun in Sanssouci Wohnung nahmen, einsam inmitten ihrer Hofstaaten, allein mit ihrer Sehnsucht nach den fernen Gatten. Während im Westen und Osten, am Rhein und an der Weichsel um die deutschen Grenzmarken gekämpft wurde und die preußischen Waffen noch oft

ihren alten Ruhm erneuerten, lebte man in Sanssouci, an der Stätte, auf die noch vor einem Jahrzehnt die Augen einer Welt bewundernd gerichtet waren, ein Stillleben, von dessen inhaltlosem Einerlei sich wenig erzählen läßt.

Scheinbar war es ähnlich wie ein Jahr zuvor, als Luise in Darmstadt weilte, während der Kronprinz Mainz und Landau belagerte; tatsächlich war es doch so ganz anders .... In Darmstadt von vielen lieben Angehörigen und Verwandten umgeben, fühlte Luise jetzt in einer ihr so fremden Welt die ganze Last der Vereinsamung, die in den Umständen, in denen sie sich befand, mit doppelter Schwere auf ihr lag. Wohl hatte sie die Schwester neben sich, an der sie mit innigster Liebe hing, die aber selbst mehr Rat bedurfte als gewähren konnte. Die sonstige Umgebung flößte ihr wenig Vertrauen ein, eine Freundin, wie später an Frau von Kleist und Frau von Berg, hatte sie noch nicht gefunden. Mit der Oberhofmeisterin hatte sich noch kein Verständnis gebildet; Frau von Voß, der jungen Kronprinzessin an Jahren und höfischer Erfahrung so sehr überlegen, hatte nach den Vorfällen im März einen hofmeisternden Ton gegen ihre junge Herrin angenommen, den diese schließlich nachdrücklich zurückweisen mußte; wie sie auch deren Neigung, alle möglichen alten Etikettevorschriften wieder in Kraft zu setzen, in häufigen „Bataillen" zu bekämpfen genötigt war. Sie hätte deshalb die Voß am liebsten entlassen, und an ihrer Stelle die Frau von Schack, deren Mann damals starb und die Massows Schwester war, als Oberhofmeisterin angenommen. Besser stand sie zu Henriette von Viereck, ohne ihr doch ganz vertrauen zu können, da man ihr fälschlicherweise nahe Beziehungen zum Könige nachsagte. Die Hofdamen vollends ihrer Schwester zeigten bedenkliche Neigung, sich die Potsdamer Langeweile durch allerhand kleine Liebeleien zu verkürzen, und bedurften sehr der Ueberwachung. An Verkehr fehlte es sonst keineswegs. Wenn die Prinzessinnen selbst wenig ausgingen, so empfingen sie dafür oft Besuche. Die Königin kam zuweilen; sie war jetzt sehr gnädig und brachte jedesmal kleine Geschenke und Neuigkeiten, denn sie stand in nahem Verkehr mit Frau von Bischoffwerder, die von ihrem Manne immer die besten Nachrichten erhielt. Häufige Gäste waren die jüngeren Brüder des Kronprinzen, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, damals 12 und 10 Jahre alt, auch ihre Schwester, die Prinzessin Auguste. Besonders gern pflegte Luise die Offiziere vom Regiment des Kronprinzen zu sich zu bitten. Sie nahm stets lebhaften Anteil an der Sorge des Kronprinzen für dies Regiment, und sie freute sich, wenn sie dem Gemahl, der wegen des Aufenthaltes in Berlin nicht ohne Sorge gewesen war, berichten konnte, daß es keinerlei Anlaß zu Klagen gebe und daß ein Soldat des Regimentes, dem sie begegnet sei, recht „propre" ausgesehen habe.

Bei diesem Verkehre war die Kronprinzessin nach den Erfahrungen des letzten Winters ängstlich beflissen, sich allezeit nach den Wünschen ihres Gemahls zu richten, hauptsächlich

aber Rücksicht auf den Willen des Königs zu nehmen. Die Abhängigkeit, in der sie sich befand, ertrug sie schwer, und rüttelte wohl zuweilen an den sie einschließenden Schranken, ohne sich doch je darüber hinaus ins Freie zu wagen. So war es, als damals König Friedrichs des Großen Bruder, Prinz Heinrich, von Rheinsberg, das er nur selten verließ, nach Berlin kam und zu allgemeinem Erstaunen — er hatte noch nie ein deutsches Stück gesehen — einer Aufführung der mit ungeheurem Erfolge gespielten „Zauberflöte" beiwohnte. Er war der Hochzeitsfeier ferngeblieben, und man erwartete, daß er jetzt die Prinzessinnen in Sanssouci besuchen werde, die darüber in nicht geringe Aufregung gerieten. Sie wußten, daß er bei dem König in Ungnade war, dessen politische Richtung der unentwegte Franzosenfreund mit beißenden Sarkasmen kritisierte. Wie sollten sie ihn empfangen, wenn er sie besuchte; oder wie würde es werden, wenn sie gar zu einem Gegenbesuche genötigt wären? Zur großen Beruhigung der Prinzessinnen reiste jedoch Prinz Heinrich bald wieder nach Rheinsberg zurück, ohne nach Potsdam zu kommen, ja ohne seine eigene Gemahlin in Berlin zu sehen.

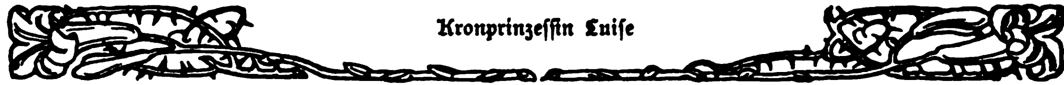
Ein anderer Vorfall, der sie in Unruhe versetzte, war das Ableben ihres Onkels, des regierenden Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, „Dörchläuchtings", das am 2. Juni 1794 eintrat. In dem Glückwunschschreiben an den Vater, der nun zur Regierung in Neustrelitz berufen wurde, meinte Luise, „er werde jetzt seinen Wunsch, Gutes zu tun, viel mehr befriedigen können als bisher; ohne das mache das Regieren nicht sehr glücklich, denn es sei doch eine schwere Last." Die Prinzessinnen hätten gern den Vater in Neustrelitz besucht, aber ohne ausdrückliche Erlaubnis des Königs wagten sie es um so weniger, als sie bei der Fahrt nach Neustrelitz wohl auch Rheinsberg hätten berühren müssen. Die Ermächtigung des Königs traf schließlich aus Polen ein, aber nach vielfältigen Zögerungen so verspätet, daß Herzog Karl inzwischen Neustrelitz wieder verlassen hatte und die Reise unterbleiben mußte.

So begnügten sich die Prinzessinnen meist mit Spaziergängen in dem Neuen Garten, nach dem Japanischen Palais, nach der „Grotte", wo sie oft zu Abend speisten, und besonders in Sanssouci selbst. Dem Schatten des Großen Königs, den die bewundernde Erinnerung der Nachwelt immer in den Alleen seines Parkes suchen und finden wird, ist Kronprinzessin Luise nie begegnet; nie erscheint sein Name in ihren Briefen. Die Vergangenheit des Staates, in den ihr Schicksal sie geführt, ist ihr noch nicht lebendig geworden; sie lebt nur der Gegenwart und einer Zukunft, in der sie wieder mit dem Gatten vereint sein wird, einer Zukunft vielleicht zu dreien. Und wenn sie Ausflüge macht in die weitere Umgegend Potsdams, etwa nach dem „Kaninchenwerder" — der später so geliebten Pfaueninsel —

so geht mit ihr immer die Erinnerung an die Stunden, die sie dort mit dem Gatten in glücklicheren Tagen verlebt hat. Sehr hübsch hat Luise diesen Empfindungen Ausdruck gegeben in der Schilderung eines Ausfluges nach Berlin, wobei sie die Einrichtung in ihrem Palais für die erwartete Familie besichtigte. Sie schreibt darüber dem Kronprinzen am 6. Juli: „Gestern habe ich dort eine Stunde geschlafen. Denke nur, ich hatte das Vergnügen, dasselbe Kissen noch zu finden, auf dem Du geschlafen hattest, und ich habe meinen Kopf daraufgelegt und da recht friedlich geruht, aber nicht auf dem Bette, das hätte mich zu sehr gerührt, sondern auf dem Canapé. Ich bin deshalb auch nicht in Deine Zimmer heruntergegangen, wo wir noch in den letzten Tagen so glücklich waren; aber ich habe mich vor den Schreibtisch gesetzt, den ich Deiner Güte verdanke, und ich habe die Soldaten und die Offiziere betrachtet, die Du gemalt hast, Deine und meine, und ich habe mich recht lebhaft daran erinnert, wo der eine und der andere gemalt wurde. Es gibt Braunshardter und Darmstädter darunter, einige in meinem eigenen Zimmer gemalt, andere in den Zimmern Großmamas. Einige sind auch in Marienborn entstanden, in dem reizenden Hagebusch, wo wir den angenehmen Nachmittag verlebten, der etwas heiß war, aber wo wir doch so glücklich und zufrieden waren. Wie haben sich die Zeiten seitdem geändert! Der arme Schack lebte noch, der die Großmama beschäftigte, damit sie uns mit ihren Geschichten und ihren so geistvollen Bemerkungen in Ruhe ließ. Denn hätte man sie gewähren lassen, so hätten wir keinen ruhigen Augenblick gehabt, und ich glaube, sie hätte lieber gesehen, daß Du ihr den Hof machtest als mir" ...

In Potsdam selbst haben die Prinzessinnen auch an kleinen Festlichkeiten teilgenommen, so im Waisenhause, wo sie Prämien verteilten, und am Schützenfeste, wo die Kronprinzessin von der Gilde zur Königin geschossen wurde, so daß sie sich mit einem großen Geldgeschenk loskaufen mußte, schweren Herzens, denn ihre Kasse war schon durch Unterstützungen an Arme übermäßig in Anspruch genommen. „Die allerliebste und viel geliebte Schützengilde," so schreibt Luise darüber, „hat sich schon zum zweiten Mal die Ehre ausgebeten, uns bei sich zu sehen, mit dem angenehmen Zusatz, daß sie hätten ein Zelt aufschlagen lassen und zwei Schildwachen davor gestellt, damit wir nicht von dem Pöbel belästigt würden, hätten allerhand Eis und Kuchen backen lassen, und freueten sich höchlich uns zu sehen. Was bleibt uns also übrig? Wir müssen, wollen wir oder wollen wir nicht, uns schmoren lassen und vielleicht gar toll werden, um die Ehre zu haben, den Bürgern die Cour zu machen."

Humorvolle Aeußerungen, wie diese, begegnen nur selten einmal in den zahlreichen Schreiben der Kronprinzessin aus diesem Sommer. Der Grundton der Briefe ist vielmehr ernst, zuweilen wehmütig und selbst traurig. Immer umdüstert das Gefühl ratloser



Vereinsamung Luisens sonst so sonniges Wesen. Und ob sie an Vater und Bruder schreibt, oder an die Großmutter, an Pfarrer Lichthammer oder an Fräulein von Gélieu, — ihr Gemahl, seine Liebe und seine Güte bilden den Hauptinhalt ihrer Briefe, wie er jetzt auch ihr Gefühlsleben ganz beherrscht und ausfüllt. So heißt es zur Großmama: „Du glaubst nicht, wie dieser Engel mich glücklich gemacht hat, wie aufmerksam er für mich war.“ Dem Geistlichen, dem sie ihre Teilnahme bei einer Erkrankung ausspricht: „Sie werden mich gewiß recht sehr bedauert haben bei der schrecklichen Trennung von meinem Mann ... Bedenke Sie aber nur diesen einzigen Gedanken, daß er mich unter lauter fremde Leute zurückließ, die ich nicht kenne, mit deren Charakter und Verbindungen ich ebenso wenig bekannt bin, als die Absichten, wodurch sie handeln. Kein Freund, kein Ratgeber habe ich, ich bin ganz verlassen.“ Und dem Fräulein von Gélieu: „In Allem ist meine Seele nicht mehr so heiter wie einst, das ist freilich natürlich, wenn man das Unglück hat, von seinem Manne getrennt zu sein, den man anbetet und der unser ganzes Glück ausmacht. Dann verläßt uns der ausgelassene Uebermut und man hat oft recht melancholische Augenblicke. Ihre Wünsche und Ihre Gebete, meine liebe Freundin, sind völlig erhört. Denn ich bin die glücklichste der Frauen, mein Mann macht mich ganz glücklich, er ist so gut, ich habe so viel Ursache, ihn zu lieben und zu schätzen, daß ich wohl mit Zuversicht mir schmeicheln darf, daß mein Glück wird dauerhaft sein, da es auf der festen Grundlage der Achtung und der Freundschaft ruht“ ...

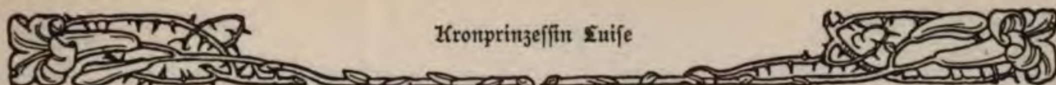
Sehnsucht und Wehmut ist vor allem auch der Grundton der Briefe an den Kronprinzen selbst; erfüllt und beseelt von reinster und echtester Gattenliebe, spiegeln sie den ganzen Umschwung wieder, der sich in Luise vollzogen hat. Sie sind wie ein Schrei der Sehnsucht des Weibes nach dem Manne, dem sie sich ganz gegeben, der in einer fremden Welt, zu einem neuen Leben, ihr Stab und ihr Führer geworden ist; nach dem Manne, in dessen Händen ihr Glück ruht. — Aus der Fülle der von solchen Stimmungen durchdrungenen Briefe wollen wir wenigstens einige Auszüge hier mitteilen, und zwar hauptsächlich deutsch geschriebene Aeußerungen, die immer die Empfindungen Luisens am vollsten und reinsten wiedergeben.

Schon am 21. Mai schreibt sie dem Gemahl: „Bei allem, was Dir teuer ist, schreibe mir oft, das ist das einzige Vergnügen, das mir in meiner Vereinsamung bleibt, das einzige, wobei mein Herz noch etwas Freude empfindet. Denn ich versichere Dich, daß ich seit Deiner Abreise kaum kenne, was man Freude, Heiterkeit, Lachen nennt ... Mein Herz ist so traurig, daß ich kein anderes Vergnügen habe, als in meinem Zimmer zu bleiben oder im Garten spazieren zu gehen oder die letzte Spazierfahrt in dem hübschen kleinen Gehölz zu wiederholen, die ich mit Dir gemacht habe. Am Sonntag war ich in der



Kronprinzessin Luise und ihre Schwester Friederike bekränzen die Büste König Friedrich Wilhelms II.

Oelgemälde von Weitsch, 1795

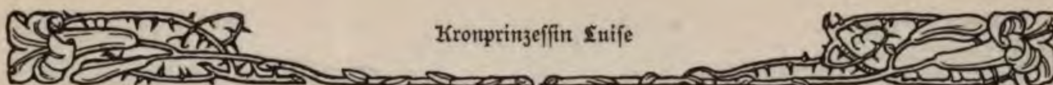


Kirche und beim Anblick des Schlosses flossen meine Tränen. Ach, großer Gott, wie glücklich war ich dort, ja, ich schwöre Dir, dort habe ich die glücklichste Zeit meines ganzen Lebens verbracht, Gott lohn' es Dir, Du Freund meiner Seele." Und einige Tage später: „Tausend Dank, lieber guter Mann, für alles Liebe, was Du mir sagst, es wird meinem Herzen dabei so weh und so wohl, und [ich] lese die liebevollen Stellen noch viel öfter durch, als alles andere. Engelskind, ich liebe Dich auch über alle Maßen und erinnere mich mit tausend Freuden aller der glücklichen Zeiten, die ich mit Dir durchlebt habe. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, recht lebhaft von Dir zu träumen, allein das Glück ist mir noch nicht zu Teil geworden. Des Tages beschäftige ich mich aber desto mehr mit Dir, denn ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich wohl nicht eine halbe Viertelstunde zubringe, ohne an Dich, lieber Freund, zu denken. Noch tausend Dank, Lieber, für alle Liebe, die Du mir wieder beweisest in Deinem letzten Brief, und nehme dafür die feste Versicherung von meiner reinen ungekünstelten und ewig dauernden Liebe, mit der ich leben und sterben werde" .... Und nach Empfang von Briefen des Gatten: „Ich habe mir noch einmal was zu gute getan und Deine beiden letzten Briefe durchgelesen, Du bist doch so zärtlich und gut, ach ich möchte Dich küssen vor Dankbarkeit, wenn ich nur könnte, Du bist wahrhaftig ein Engel gegen mich, und Du wirst gewiß sehen, daß ich alles anwenden werde, um immer mehr Deine Liebe und Güte zu gewinnen und zu verdienen. Wenn Du nur wieder da bist bis zu meinen Wochen, ich wünsche es gar zu sehr, damit Du mir durch Deine liebe Gegenwart beistehen kannst in den großen und schrecklichen Schmerzen, die mich erwarten. Gern will ich dann leiden, was nur ein Mensch leiden kann, wenn ich nur dann auch die Belohnung habe, Dich bei mir zu haben" ....

Am 1. Juli beginnt Luise den Brief an den Gatten: „Ich kann meinen Monat, lieber und geliebter Freund, nicht besser anfangen, als indem ich Dir meine ersten Gedanken widme. Immer also noch getrennt von Dir muß ich diese 31 Tage verleben, immer Dich in Gefahren wissend, ohne ihnen vorbeugen oder Deine Verdrießlichkeiten lindern zu können ... Du mein teurer und zärtlich geliebter Freund, Du bist der Quell so vielen Glücks für mich, Du bist aber auch der Quell vieler Tränen. Ich hänge so ganz mit Leib und Seele an Dir, es ist mir nichts so teuer und lieb wie Du, desfalls muß ich aber auch recht leiden, da ich alle mein Glück in Dir setze, der Du so weit von mir bist ... Gott bewahre Dich und schütze und segne Dich, das [sind] die wahren und innigen Wünsche Deiner treuen ängstlichen Luise. Hätt' ich Dich doch nur bald wieder bei mir, sonst ist doch kein wahres Glück bei mir, denn Du weißst es aus allen meinen Briefen, Du bist doch allein mein Glück und meine Freude. Dies ist was Altes, lieber Freund, nicht wahr?

aber eine glückliche Wahrheit, wovor wir Gott nicht genug danken können. Die Versicherung, daß Du mit Deinem lieben Frauchen zufrieden bist, macht es unendlich glücklich, und ich hoffe, daß es immer so bleiben wird, wenigstens, ich schwöre es Dir zu, habe ich die besten Absichten von der Welt, alles zu tun, was Dich glücklich und zufrieden machen kann." Wenige Tage später, nach einem Besuche der Grotte im Neuen Garten, wobei alle fröhlich waren, sie allein schwermütig, schreibt Luise: „Ich träumte mir alle die glücklichen Zeiten der Vergangenheit, alle das Unglück, was uns noch in der Zukunft verschleiert liegt, und war so traurig und so zum Weinen gestimmt, daß ich alle Mühe hatte, meine Tränen zurückzuhalten. Die Augenblicke, die ich mit Dir in der Grotte zubrachte, und waren es gleich nur Augenblicke, so waren sie doch glücklich, und jetzt, ach! wie verschieden ist nicht Alles, denn überall entbehre ich Dich, lieber, guter Mann."

Inzwischen war der Kronprinz mit dem König, nach längerem Aufenthalt in Posen, den die Unfertigkeit der Rüstungen verursachte, endlich Anfang Juni über Trebnitz und Czenstochau in Polen eingerückt, wo sie sich mit den preußischen Truppen unter Favrat in Wola, einige Meilen nördlich von Krakau, vereinigten. Ehe es aber zu einem Zusammenstoß mit der unter Kosciuszko versammelten polnischen Insurrektion kam, entfernte der König den Kronprinzen von der Hauptarmee, indem er ihm mit drei Bataillonen Infanterie und einigen Schwadronen Kavallerie eine Diversion nach dem 22 Meilen nördlich gelegenen Petrikau auftrug, angeblich „um dem Feinde auf seiner rechten Flanke und im Rücken Jalousie zu geben" und eintretendenfalls dessen Rückzug nach Warschau zu bedrohen. Der Kronprinz machte vergeblich Vorstellungen gegen diese Entfernung von der Hauptarmee, gerade in dem Augenblicke, wo ein ernsthafter Kampf bevorstand; er schrieb dem König, es sei ihm äußerst schmerzlich, von allen „brillanten Vorfällen" ausgeschlossen zu werden, während sein einziger Wunsch dahingehe, sich unter der Führung des Königs selbst „immer mehr zu belehren und seine Kenntnisse zu erweitern". Der König suchte ihn zu beruhigen, er erwiderte ihm eigenhändig: „ein Detachement zu führen, ist allezeit ein Zeichen von Zutrauen und eine Distinktion und viel instruktiver als so beim großen Klumpen zu bleiben". Nach Berlin aber schrieb er, er habe seinen Sohn absichtlich entfernt, weil er dem Lande für die Erhaltung des Thronerben verantwortlich sei; für sich sei er nur sich selbst verantwortlich, darum bleibe er. Während also am 9. Juni das für die Preußen siegreiche Treffen bei Rawka geschlagen und Prinz Louis, der an der Spitze seiner Dragoner mit dem Säbel in der Faust eingehauen hatte, vom König zum Generalmajor befördert wurde, stand der Kronprinz müßig in Petrikau, wo, wie er schrieb, er niemand störte und niemand ihn störte. Nach manchen Orders und Konterorders wurde er von dort weiter nordwärts

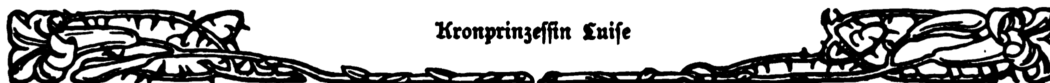


nach Lowicz dirigiert, wo er Südpreußen gegen einen etwaigen Einfall von Warschau her decken sollte, dann aber an die Hauptarmee wieder herangezogen, mit der er sich am 9. Juli bei Nadarzyn vereinigte, um an der Belagerung Warschaus teilzunehmen. Der König, mit dem er jetzt wieder zusammentraf, bezeigte ihm in gnädigen Worten seine volle Zufriedenheit.

Der Kronprinz selbst war weit entfernt, mit dem Gange des Feldzuges zufrieden zu sein. Er war nicht bloß erzürnt darüber, wie er selbst beiseite geschoben wurde, so daß er wohl meinte, wenn der König ihn zu nichts Ordentlichem gebrauchen wolle, so solle man ihn doch zu Hause lassen; er mißbilligte auch die preußische Politik, die den Kampf gegen Frankreich im Westen fortsetzte und sich zugleich, wie er meinte, durch Rußland zu einem Angriffskrieg in Polen verleiten ließ, während man hätte in der Defensive bleiben können. Ganz besonders aber verurteilte er die Kriegführung: die Schwerfälligkeit und Unzulänglichkeit der Rüstungen, die ihm „bejammernswürdig" schienen, die widerspruchsvolle Befehlsführung, die das Sprichwort bestätige, daß die „Kriegskunst veränderlich sei", die Unentschlossenheit und Halbheit in allen Maßnahmen. „Nie," ruft er einmal aus, „nie habe ich einen solchen Feldzug gesehen." Bemerken wir es wohl: die Eindrücke, die der Kronprinz 1794 in Polen gewann, mehr selbst als die Erfahrungen in den Rheinfeldzügen der Jahre 1792 und 1793, erklären die unerschütterliche Friedfertigkeit der Politik des späteren Königs, insbesondere aber seine Abneigung gegen jeden Koalitionskrieg.

Der Verlauf der Belagerung von Warschau, die Mitte Juli 1794 mit ungenügenden Mitteln zögernd unternommen, sich ergebnislos durch den Sommer hinschleppte, schien alle schlimmen Erwartungen des Kronprinzen zu bestätigen. Die Truppen selbst zwar erwiesen sich immer wieder als würdige Söhne der Helden des Siebenjährigen Krieges. Der Kronprinz kann die hingebende Tapferkeit nicht genug rühmen, die sie bei der Erstürmung einiger Schanzen vor Warschau, am 28. August, bekundeten. „Wir behaupteten endlich," schreibt er der Gemahlin, „das durch die unerhörte und göttliche Bravour unserer ausgezeichneten Truppen eroberte Terrain .... Es war ein mörderliches Feuer, und wir haben grausam viel Menschen verloren und sehr viele brave rechtschaffene Offiziers, um die es recht Schade ist und die allgemein bedauert werden. Ich kann Dir versichern, ich habe so etwas noch nicht gesehen. Die Blessierten kamen immer haufenweise zurück .... Der Anblick war erschrecklich und man mußte ohne Empfindung sein, um dieses mit Gleichgültigkeit anzusehen. Ich konnte es nicht und die Thränen standen mir und mehreren in den Augen, solch herrliches braves unverdrossenes ihrem Könige und ihren Offiziers so zugetanes Volk so aufopfern zu sehen, ohne das geringste Murren, vielmehr die auffallendsten Aeußerungen von Attachement und Liebe für den König von verschiedenen schwer blessierten und jämmerlich zugerichteten Leuten

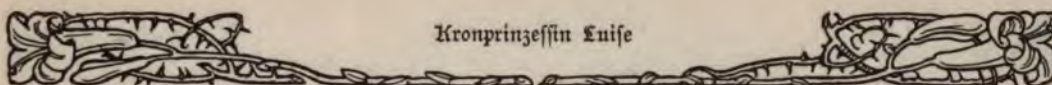
5*



äußern zu hören. Nein, gewiß, ich vergesse es nie, ich habe in meinem Leben noch keine rührendere Szene erlebt" ....

Was half die Tapferkeit von Soldaten und Offizieren gegenüber der Unzulänglichkeit des Oberbefehls? Es mangelte an Belagerungsgeschütz, und dann, als es endlich auf der Weichsel herbeigeschafft war, an der passenden Munition, so daß der König mit Strafen gegen die Nachlässigen dazwischenfuhr. Wie wenig entsprach auch dieser Feldzug wieder den Erwartungen, mit denen er im Frühjahr ausgezogen war! Unter den Entbehrungen in dem verwüsteten Lande, dem ungesunden Klima mit seinem raschen Wechsel von Hitze und Kälte, unter den Verdrießlichkeiten aller Art litten das freudlose Gemüt und die ohnehin erschütterte Gesundheit des Königs, und in dem Anschwellen seiner Beine zeigten sich schon die Anfänge der Krankheit, die ihn drei Jahre später hinraffen sollte. Es mag damit zusammenhängen, daß er den Entschluß zu dem Sturme auf Warschau nicht fassen konnte und sich vielmehr am 1. September für Aufhebung der Belagerung entschied, dem unrühmlichen Rückzuge aus der Champagne einen gleich ruhmlosen Rückzug aus Polen hinzufügend. Der Kronprinz schreibt hierüber noch am selbigen Tage: „Heute war hierselbst eine große Krisis, in der man den ganzen Tag bis jetzt geblieben ist, ob wir den Feind morgen von allen Seiten und mit der ganzen Macht angreifen sollten oder nicht. Die Mansteinsche Partei war für das erste. Nun waren aber alle übrige gutgesinnte Menschen für das letzte, indem wir durch den Verlust von elf Kähnen, auf denen Munition herangefahren werden sollte, in die größte Verlegenheit wären gesetzt worden, und überdem die ganze Sache ohnmöglich auf etwas Reelles abgelaufen wäre und uns bloß viel Menschen gekostet hätte, und wir am Ende doch hätten abziehen müssen, und vielleicht mit Verlust unseres Belagerungsgeschützes. Nun hat der König endlich den zwar harten, jedoch weisen Entschluß gefaßt, mit der Armee abzumarschieren und Südpreußen zu decken, die Confederations nehmen daselbst täglich überhand, und es ist die höchste Zeit, daß wir Hand über Herz legen und den Ruhm hierselbst fahren lassen .... Man sagt, der König wäre gesonnen, zur Rheinarmee zu gehen. Welcher Gedanke. Ich hoffe er kommt nicht zur Reife ...." Und in einer Nachschrift fügt er hinzu: „Bischoffwerder hat hiebei viel Gutes gestiftet, und ist mit einer von denen, die dem König die ganze Sache klar und deutlich dargestellt haben." So war es in der Tat: Bischoffwerder hatte über Manstein gesiegt, sein Einfluß beherrschte fortan die Politik der letzten Jahre König Friedrich Wilhelms II., so entscheidend wie früher die der ersten Jahre.

Der Kronprinz, wie wir sehen, billigte durchaus die Aufhebung der Belagerung Warschaus; allein er empfand doch anderseits brennend die Schmach dieses Rückzuges, und



er meinte wohl, daß die Urheber, die durch ihre „fehlerhaften und törichten Maßregeln" diese Niederlage verschuldet hätten, „vor Scham sterben müßten".

In allen diesen Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten war und blieb dem Kronprinzen ein Trost: die Briefe seiner Gemahlin, aus denen ihm Luisens liebe Persönlichkeit lebendig und gegenwärtig hervortrat. Es war ihm, als sitze sie bei ihm und plaudere mit ihrer lieblichen Stimme und schaue ihn an mit dem „freundlichen liebevollen Blicke", den er glücklich war auf einem Bilde von ihr, einem Geburtstagsgeschenk, wiederzufinden. So wenig an sich Gefühlsergüsse in seiner Natur lagen, so hat er Luisens innige Liebesbeteuerungen doch immer mit derselben Innigkeit erwidert. Er wußte, und er sprach es aus, daß ihm nur von ihr das Glück kommen könne. „Wie glücklich bin ich," so schreibt er einmal, „eine Frau zu haben, die mich so mit Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten überhäuft. Gebe der Himmel, daß ich alles vergelten kann, wie Du es verdienst, und daß ich bald das eine und einzige Glück habe, wieder bei Dir zu sein, bei Allem, was ich liebe und anbete." Dazwischen sorgte er mit rührender Aengstlichkeit um ihre Gesundheit, die in ihrem Zustande doppelte Vorsicht erfordere, und in Erinnerung an ihre Eßgewohnheiten, warnte er sie bei Eintritt der „lieben Ertoffelzeit" vor Unregelmäßigkeiten.

Kronprinzessin Luise in Sanssouci war dem Verlaufe des polnischen Feldzuges mit lebhaftestem Interesse gefolgt, teilnahmsvoll für das Geschick des Gatten, den sie wieder mit leichtester Unterhaltungslektüre versorgte, während der König von seiner Freundin Burkes und Dumouriezs Schriften erhielt, und als „gute Patriotin und gute Preußin", wie sie sich einmal nennt, besorgt um den Ruhm der preußischen Waffen. Sie hatte sich eine Karte von Polen beschafft und neben den Feldzugsbriefen des Kronprinzen las sie „mit Rage", „was an Wunder grenzete" — so schreibt sie der Großmutter —, die Cölnische Zeitung. Aus vollem Herzen teilte sie die Entrüstung des Kronprinzen über seine Entfernung von der Hauptarmee vor dem Treffen von Rawka. „Ich bin wirklich ein wenig wüthend und möchte den prügeln, der diesen dummen Plan gemacht hat, der zu nichts nützt als Dich zu ermüden und von der Hauptarmee zu entfernen . . . . Du bist ordentlich abgesondert von der ganzen Menschheit und bist vergraben bey die infamen Polen. Gott verzeihe mir meine Sünde, aber ich weiß nicht, was ich schreibe noch tue vor Wut, denn schon Dich betrübt und böse zu wissen, ist mir schmerzhaft, aber Deine üble Lage dabei macht mich ganz mürrisch, doppelt, da ich alle Galle vor mich behalten muß und es keiner merken darf, sonst würde es gewiß zu Dero höchstem Wissen kommen." Sie hielt nichts von der Allianz mit Rußland, das Preußen doch nur werde „hineinplumpen" lassen, und schalt ganz wie der Kronprinz auf die Planlosigkeit bei der Einleitung und Führung des Feldzuges überhaupt.

„Wir haben wenig Glück mit unsern Kriegen." „Immer," so schreibt sie, „immer wird alles, um es durchzusetzen, leicht, ganz leicht vorgestellt, haben wirs dann erlangt, so nehmen wir alles auf der leichten Achsel, übereilen uns, und soll es dann auf etwas Ordentliches hinausgehen, ja, dann sitzen wir in der Bredouille, haben vorne und hinten nichts und geben uns immer ein großes Ridicül." Die Langsamkeiten insbesondere bei der Belagerung Warschaus empörten sie: „es ist wahrhaftig um die Schwartzegelbesucht zu bekommen." Ueber Bischoffwerder und Manstein, mit deren Gattinnen sie häufig verkehrte, urteilt sie einmal: „Ich möchte wahrlich Verstand genug besitzen, um Manstein und Bischoffwerder ganz aus dem Fundamente zu kennen, denn dies tut und kann kein Mensch. Bald glaubt man, der Eine, bald, der Andere sei besser, dabei bleibt es und weiter kann niemand nichts sagen" .... Mit dem Kronprinzen teilte sie die Bewunderung für die Hingebung der Truppen. Der Bericht über den Sturm vom 28. August rührte sie zu Tränen. Sie eilte, wenigstens durch Scharpiezupfen mit ihrer Schwester zur Linderung der Leiden der Verwundeten etwas beizutragen und schrieb ihrem Gatten, dem künftigen Könige von Preußen: „Was sind doch unsere gute Preußen verehrungswürdig und wie glücklich ist es, Herr und König solcher braver biederer Menschen zu sein .... Die Preußen werden doch immer ihren alten Namen behalten" ....

Sie hatte sich inzwischen mehr und mehr in den Gedanken gefunden, der sie zuerst am meisten bekümmert hatte, daß sie ihre Wochen noch vor der Rückkehr ihres Gatten aus Polen werde halten müssen. Ihr Gesundheitszustand, der anfangs wenig günstig gewesen war, hatte sich allmählich gebessert und ihre Stimmung sich gehoben. Am 3. August konnte sie mit ihren Hofstaaten und mit den Offizieren des kronprinzlichen Regimentes den Geburtstag ihres Gemahls fröhlich feiern, und die Ankunft des Vaters vollends, der sie Anfang September für einige Tage besuchte — „gütig, zärtlich, anbetungswürdig wie immer" — brachte ihre fröhliche Laune wieder. Sie freute sich unendlich darauf, „bald Mama zu werden". Nur die Aussicht, „in dem schrecklichen großen Berlin" allein und vereinsamt ihre Wochen zu halten, beunruhigte sie noch sehr. Da erhielt sie, am 12. September, die überraschende Nachricht, daß der Kronprinz in wenigen Tagen wieder bei ihr sein werde.

Es war der König, dem sie dies Glück verdankte. Er hatte am 6. September die Belagerung von Warschau aufgehoben und sich mit seinen Truppen, unverfolgt von Kosciuszko, langsam in südwestlicher Richtung nach Südpreußen zurückgezogen. Er selbst reiste dann nach Breslau; er wollte es vermeiden zu seinem Geburtstage, dem 25. September, in Berlin zu sein, und dachte selbst wieder daran, an den Rhein zu gehen; seinen Söhnen aber gestattete er, nach Berlin zu eilen, um ihren Frauen in ihrer schweren Stunde nahe

zu sein. Nichts gibt ein helleres Bild von der innigen Lebensgemeinschaft, wie sie zwischen dem Kronprinzen und Luise jetzt sich herausgebildet hatte, als die Briefe, die sie bei dieser Nachricht miteinander wechselten.

Der Kronprinz schrieb am 7. September (französisch): „Nun paß einmal auf, was ich Dir jetzt sagen werde. Sage mir zunächst, engelhafte Luise, würdest Du Dich wohl sehr erschrecken bei der unerwarteten Erscheinung eines gewissen Jemand, der Dir nicht gleichgültig ist, und der von recht weither käme? Würde Dir diese Ueberraschung nicht unangenehm sein, und genügt es wohl, wenn ich Dir sagte, Dich auf eine solche Erscheinung vorzubereiten, die vielleicht gegen Ende dieses Monats und vielleicht selbst noch früher eintreten könnte? Nun, was meinst Du dazu? Ahnt Dein Herz wohl, um wen es sich dabei handelt, und kannst Du Dir deswegen die Freude dessen vorstellen, den dieses Glück erwartet? Alles was ich Dir sagen kann, ist, daß dieser gewisse Jemand fast toll vor Freude ist, ohne es jedoch zu sehr merken zu lassen, denn es ist, glaube ich, nicht angemessen, zu viel Lärm darüber zu machen. Höre, der König hat mich gestern rufen lassen und mir diese Nachricht gegeben, zugleich aber gesagt, daß ich Euch darauf vorbereiten möchte, damit in Eurem gegenwärtigen Zustand die Nachricht Euch nicht mehr schade als erfreue. Er hat uns befohlen — denn, wie Du Dir natürlich denken kannst, handelt es sich hier immer noch um einen zweiten Jemand — voraufzureisen; er werde uns bald folgen .... Wahrhaftig, ich versichere Dich, ich bin der glücklichste Mensch von der Welt. Welche Aussicht für mich, die nahe Hoffnung zu haben Dich wiederzusehen, das einzige Wesen wiederzusehen, das ich liebe und das ich anbete, und bald das vollkommene Glück zu genießen, Dich in meine Arme zu schließen und an ein Herz zu drücken, das Dich so zärtlich liebt. Es war natürlich, daß ich dem König meine Freude äußerte, und er schien sehr erfreut, uns alle beide dadurch glücklich zu machen. Als guter Offizier mußte ich ihm noch die Einwendung machen, ob ich nicht vielleicht eine Affaire verpassen könnte, wenn sich hier etwas ereignen sollte; er beruhigte mich aber, daß das sicher nicht der Fall sein würde" .... Der Kronprinz schließt dann in deutscher Sprache: „Nun will ich doch hoffen, daß Dir dieser mein Brief willkommen sein wird ... Stelle Dir meine Freude recht lebhaft bei dieser angenehmen Hoffnung vor, ich tue dasselbige von der Deinigen, die gewiß auch nicht heuchlerisch sein wird" ....

Nein, sie war nicht heuchlerisch, Luisens Freude! Gleich am Tage, wo sie den Brief erhielt, am 12. September, antwortete sie dem Gemahl aus Sanssouci, auch sie französisch und deutsch abwechselnd: „Folle, Splitter rasend toll vor Freude, kaum fähig die Feder zu führen, das ist mein Zustand, und das, ich wette, daß Du es schon geraten hast, und das wegen Deines göttlichen Briefes vom 7. September, den ich grade noch vor Tisch erhielt.



Welch göttliche Nachricht, ich wagte gar nicht mehr darauf zu hoffen, um so angenehmer. Kurz, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, und weiß nicht was ich tue. Ein Freudebeben ergriff mich bei der Lektüre Deines Briefes, mein Atem wurde ganz kurz, ganz kurz, noch jetzt weiß ich nicht was ich tue, und ich kann fast meine Feder nicht in der gewohnten Weise führen. Was wird es erst geben, wenn Du kömmst, wenn ich nur nicht niederkomme vor Freude; aber ein rechtes Glück ist es, daß ich es so lange voraus weiß, wahrhaftig, ich glaube, ich wäre umgekommen, denn so eine Sensation läßt [sich] gar nicht beschreiben, ach Gott, was ein Glück, welche Freude erwartet mein, ich zittre an Arm und Bein, wenn ich daran denke! Dein Brief war recht willkommen und tausend und tausend Mal habe ich die Stelle vom 7. durchgelesen. Was mich nur der Gedanke quälet, wann ist der Tag wo er kommen wird, das ist nicht zu sagen .... Ich bitte Dich aber auch recht inständig, mir den Tag Deiner Ankunft zu schreiben, denn ich muß es wahrhaftig wissen, sonst sterbe ich oder erschrecke wenigstens zum Tode, kömmst Du so und machst eine Surprise .... Ich schwöre Dir, ich weiß nicht was ich tue. Ich will Dir einen langen Brief schreiben, aber das gehet gar nicht, denn meine Gedanken verwirren sich so, daß ich nicht weiß, wo herausfinden" ....

Bald sollten beide wieder vereinigt sein. Am 20. September siedelte Luise mit der Schwester nach Berlin über, schon am nächsten Tage kam der Kronprinz „fröhlich und gesund" mit Major Köckritz an, am 22. folgte ihm Prinz Louis. Erst am 26. September traf auch der König wieder in Potsdam ein, glücklich, in seinem „ehrlichen Garten" dem polnischen Elend entronnen zu sein.

III. Wieder vereinigt

Kronprinz Friedrich Wilhelm und Luise hatten nicht lange die Freude des Wiedersehens genossen, als ein trauriges Ereignis ihrem Glück und ihren Hoffnungen jäh ein Ende machte. Am 7. Oktober genas Luise eines Kindes, das tot zur Welt kam, wie es später hieß — das Tagebuch der Oberhofmeisterin erwähnt noch nichts davon — infolge eines unglücklichen Falles. Mit rührender Geduld und Sanftmut ertrug Luise die Leiden ihrer schweren Stunde; die Zerstörung ihrer Mutterhoffnungen aber kostete ihr unendliche Tränen, die sich erneuerten, als am 30. Oktober ihre Schwester einen Prinzen gebar und bald darauf am Milchfieber gefährlich erkrankte. Vor dem Kronprinzen, dessen weiches Gemüt selbst sehr litt, suchte Luise die Tränen möglichst zu verbergen; das gemeinsame



Kronprinzessin Luise mit ihrer Schwester Friederike
Zeichnung von J. F. A. Tischbein, 1794



Kronprinzessin Luise mit dem am 15. Oktober 1795
geborenen Prinzen Friedrich Wilhelm (IV.)

Unglück führte sie noch näher zueinander, und Luise kann in ihren Briefen die Güte und die Liebe ihres „Engels" von Gatten in diesen Tagen nicht genug rühmen. Auch die Königinnen und besonders der König zeigten ihr herzlichste Anteilnahme. Luise selbst suchte ergebungsvoll sich in Gottes Fügung zu schicken, und in der Hoffnung Trost zu finden, daß, wie sie der Großmutter schrieb, „der Verlust bald wieder gut gemacht werde". Dem Bruder Georg aber schrieb sie am 1. November: „Ach, lieber George, wer besser als Du könnte meine Freude, meine Wonne, mein Glück teilen, wenn ich Dir von meinem Kinde schreiben könnte! So aber kann ich leider nur sagen: es war schön! Meine Tränen ersticken mich. Ich murre nicht. Ich trage mit Ergebung den Willen Gottes, der in allen seinen Fügungen unser Glück und unser Bestes vor Augen hat, auch sind Tränen kein Murren, sondern Empfindungen der Wehmut, deren sich ein mütterliches Herz nicht erwehren kann. Mein Mann grüßt Dich .... Er macht mich zum glücklichsten Weibe der Erde. Er ist ein seltener Mann."

Es folgte ein stiller Winter. An den offiziellen Festlichkeiten beteiligten sich Friedrich Wilhelm und Luise, soweit sie es nicht vermeiden konnten; sonst lebten sie ruhig für sich, in regelmäßigem Verkehr nur mit Prinz Louis und Friederike, und den jüngeren Brüdern des Kronprinzen, die sich allsonntäglich einzufinden pflegten. Das Familienleben mit seinen stillen Freuden, für Luise doch immer der Quell alles Glückes, legte sich allmählich lindernd und heilend auf die Wunde, die ein grausames Geschick ihr geschlagen und an der sie lange noch schweigend litt. Die alte Luise, voll ausgelassener Fröhlichkeit, wurde sie erst wieder, als im März 1795 Bruder Georg mit seinem Gouverneur Oberst von Gräfe zu Besuche kam. Bruder Georg! Mit unendlicher Liebe, mehr noch als früher, hingen beide Schwestern an dem jetzt Fünfzehnjährigen; niemand war ihnen willkommener. Es war, als brächte er ihnen das entschwundene aber nie vergessene Glück der rheinischen Jugendtage wieder, und jene holde Schwärmerei, die sie beide an der Seite ihrer Gatten entbehren mußten und doch nie ganz entbehren lernten. Schon bei der Nachricht von dem nahen Besuche überströmte Luise ein Wonnegefühl, das alle Geister der Laune und Fröhlichkeit wieder wach rief. „Außer mir bin ich, Euch wieder zu sehen, Ihr Lieben, Ihr Guten. Kommt nur früh, liebe Kinder! Sonst möchte ich vor Ungeduld des Tages Länge nicht erleben. Gehet frühe weg, Ihr alten lieben Geschöpfe, und laßt nicht gar zu lange auf Euch warten. Herr Oberst, ich werde mich noch einmal so tief bücken, wenn ich den Oberst sehe. Herr Erbprinz, um Gottes Willen schlafen Sie nicht zu lange. Ich bin dull im Kopf .... Ach liebe, beste Leute, kommt nur nicht zu spät, ich bitte Euch. Nun Adieu, des Unsinns ist genug. Adieu, je vous aime tous les deux."

Einige Wochen, nachdem Georg wieder abgereist, im Mai 1795, kam „Mabuscha", die Großmama, überaus rüstig mit ihren 66 Jahren, redseliger als je, zum großen Verdruß der gleichaltrigen und gleichredseligen Frau von Voß, die während ihrer Anwesenheit kaum zu Worte kommen konnte und ihre Abreise stets mit einem „Gott sei Dank" im Tagebuche zu verzeichnen pflegte. Großmama war immer unterwegs, bald nach Monbijou zur regierenden Königin, bald nach Schönhausen zur Witwe König Friedrichs. Luise liebte mit ihr und ihrer Hofdame Frau von Bose das Plauderstündchen morgens beim Kaffee, wo die Tage von Darmstadt wieder lebendig wurden, und blieb der Führerin ihrer Jugend in Liebe und Dankbarkeit ergeben. „Ich kann Dir doch nie vergelten," schrieb sie ihr, „was Du mir Gutes getan; Du hast mein irdisches und geistiges Glück begründet, ich kann nichts tun Dir meine Erkenntlichkeit zu beweisen, ich werde ewig Deine Schuldnerin bleiben." Die Großmutter hatte im nächsten Jahre den großen Schmerz, ihre dritte Tochter, ihren Liebling, Prinzessin Auguste von der Pfalz zu verlieren und siedelte dann vom Rheine zu ihrem Schwiegersohne Herzog Karl nach Neustrelitz über. Sie blieb in regstem Verkehre mit Berlin, wohin sie oft eingeladen wurde. „Wir haben Platz für sechs Großmütter," schreibt Luise ihr einmal, und ein andermal: „Du wirst Dich überzeugt haben, daß man Dich liebt und daß Du willkommen bist in unserem Hause, wo die Liebe und die Eintracht herrschen". Einen Versuch aber der Großmutter, sie zur Einmischung in politische Fragen zu verleiten, wies sie 1795 entschieden zurück: „Der König," erwiderte sie ihr, „habe schon vor ihrer Heirat zu ihrem Manne gesagt: Frauen dürfen sich nicht in Politik mischen, ein Mann darf das nicht leiden. Er muß regieren und eine Frau muß gehorchen; Alles, nur nicht unter den Pantoffel kommen, davor hüte Dich ja."

Das Zusammensein mit Bruder Georg und der Großmutter hatte alle zärtlichen Gefühle in Luise erregt, sie hätte gern schon im Sommer 1795 den Vater in Neustrelitz besucht, aber der König wünschte es nicht, um einer Berührung mit Prinz Heinrich in Rheinsberg vorzubeugen. Dagegen durften Kronprinz und Kronprinzessin im Juli ein Johanniterfest in Sonnenburg mitfeiern, wo Prinz Louis zum Koadjutor des Herrenmeisters Prinz Ferdinand erwählt wurde. Auch dessen Tochter Prinzessin Luise, die bald darauf dem Prinzen Radziwill vermählt wurde, war bei diesem Feste zugegen, sie schildert die Kronprinzessin, die dabei „schöner war als je und sich alle ihre Reinheit und ihre edle Einfachheit bewahrte und mit dem Kronprinzen das Bild einer glücklichen Ehe darbot." Auch die Massows in Steinhövel, wo man immer hübsche Feste zu veranstalten wußte, wurden dabei wieder besucht; im September, bei Frau von Humboldt in Tegel ein Picknick gefeiert. Im Herbste kam Schwester Lolo, die Herzogin von Hildburghausen, zu Besuch,

deren angenehmes Wesen auch bei der gestrengen Frau von Voß Beifall fand. Kurz nach ihrer Abreise trat endlich das Ereignis ein, das die Wünsche des kronprinzlichen Paares krönen sollte. Am 15. Oktober gab Luise einem Prinzen das Leben, der am 28. Oktober in Gegenwart der ganzen königlichen Familie, auch des Herzogs Karl und des Erbprinzen Georg, von Sack auf die Namen Friedrich Wilhelm getauft wurde. Es ist der spätere König Friedrich Wilhelm IV. Der kleine Fritz wurde und blieb der Liebling seiner Mutter, obgleich oder vielleicht gerade weil er einigermaßen ein Sorgenkind war, dessen körperliche und geistige Entwickelung nicht ganz regelmäßig verlief.

Der Winter kam und ging langsam, die Tage verrannen in einer Einförmigkeit, über die Frau von Voß in ihrem Tagebuche oft genug zu klagen hatte: regelmäßiger Verkehr mit Prinz Louis und Friederike, häufige Spazierfahrten nach dem „Hofjäger", den der Kronprinz besonders geliebt zu haben scheint, Theaterbesuche, Teilnahme an den üblichen Wintervergnügungen oder auch an irgendeinem militärischen Schauspiel, darin erschöpfte sich gewöhnlich der Tageslauf. Die geistigen Interessen gingen nicht hinaus über die Romane Lafontaines oder eines anderen Modeschriftstellers, aus denen Massow oder Kammerherr von Buch abends vorzulesen pflegten. Den Welthändeln stand man am kronprinzlichen Hofe fast völlig fern. Mit Frankreich war am 5. April 1795 in Basel ein Friede geschlossen, der den Zustand vor dem Kriege einfach wiederherstellte und nur für den Fall der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich im künftigen Reichsfrieden für Preußen Entschädigungen in Aussicht nahm. Zu schwach, Deutschland im Westen zu schützen, zog Preußen sich auf die Verteidigung Norddeutschlands zurück, dessen Staaten es in einem festen Schutzbunde zusammenzufassen suchte. Im Osten hatte eine dritte Teilung den Untergang Polens vollendet, wobei Preußen zwar nicht das ersehnte Krakau, aber doch Warschau mit anderen polnischen Gebietsteilen erhalten hatte. Der Kronprinz, auf den Dienst seines Infanterieregimentes beschränkt — ein Kavallerieregiment, um das er bat, schlug ihm der Vater ab —, blieb von der Politik ausgeschlossen. Die Kronprinzessin war nicht ohne Teilnahme für das Schicksal des den Franzosen verfallenen westlichen Deutschlands, ohne doch damals schon tiefer davon berührt zu werden.

Lebhafteren Anteil nahm man an dem Schicksale der oranischen Familie, die durch die Revolution aus Holland vertrieben nach England hatte flüchten müssen; der Erbstatthalter Wilhelm V. hatte König Friedrich Wilhelms II. Schwester Wilhelmine zur Gattin, und sein Sohn Wilhelm, der spätere König Wilhelm I. der Niederlande, war seit 1791 mit seiner Base Wilhelmine vermählt. Die schlanke und anmutige „Mimi", wie sie in der Familie genannt wurde, war Friedrich Wilhelms II. Lieblingstochter, und seine Freude war überaus groß, als

sie im Mai 1796 mit ihrem vierjährigen Söhnchen von England glücklich in Berlin ankam, wo ihr Gemahl sie schon erwartete. Die oranische Familie, der sich einige niederländische Familien angeschlossen hatten, brachte für das nächste Jahrzehnt ein neues Element in die Berliner Hofgesellschaft; namentlich Mimi, die sich mit der Kronprinzessin rasch befreundete, wußte durch ihre muntere Lebhaftigkeit Bruder und Schwägerin, auch in trüben Stunden, oft aufzuheitern. Dem Erbprinzen von Oranien, der den Kronprinzen gelegentlich auch in politische Unterhaltungen verwickelte und ihn dabei wohlwollend und einsichtig fand, gefielen die beiden Prinzessinnen sehr, besonders Luise. Er schrieb seiner Mutter nach England: „Da Du meine Ansicht über die beiden Prinzessinnen zu hören wünschest, so will ich Dir sagen, daß ich sie beide reizend finde, besonders die Kronprinzessin, die mit allen äußeren Vorzügen eine engelhafte Sanftmut verbindet, wodurch sie ihren Gemahl ganz an sich gefesselt hat, der sich nirgend glücklich fühlt als bei ihr. Prinzessin Louis ist lebhafter und unterhaltender, beide besitzen das Talent, den Leuten etwas Angenehmes zu sagen, wodurch sie sich die Herzen gewinnen. Im Publicum, das heißt in allen Klassen der Gesellschaft, wird besonders die Kronprinzessin sehr geliebt" . . . .

Im Sommer 1796 erfüllte sich endlich ein lange gehegter Herzenswunsch Luisens. Während der König, bei dem ein ernstes Leiden immer mehr hervortrat, zu einer Badekur nach Pyrmont reiste, durften Friedrich Wilhelm und Luise nach Neustrelitz fahren und den „Papa" besuchen, wie ihn auch der Kronprinz nannte, der seinen eigenen Vater immer nur als „der König" bezeichnete. Fast wäre der Reiseplan noch an einer Ungeschicklichkeit des Kronprinzen gescheitert. Es war Luise, die den König um die Erlaubnis zur Reise bat. Friedrich Wilhelm schrieb darauf dem Kronprinzen eigenhändig, nicht ohne vornehme Ironie: „Da Du nicht Zeit hast mich selbst um die Erlaubnis zu bitten, die Prinzessin Deine Gattin nach Strelitz zu begleiten, so müßte ich Dir durch einen Sekretär schreiben lassen. Da ich aber viel weniger beschäftigt bin als Du und viel mehr Zeit für mich habe, so finde ich glücklicherweise einen Augenblick, Dich durch diese Zeilen zu benachrichtigen, daß es ungehörig ist, wenn mein Sohn und ein General meiner Armee mich durch seine Gemahlin um Urlaub bittet. Uebrigens gebe ich Dir vierzehn Tage Urlaub für die Reise" . . . . Am 15. Juli wurde die Fahrt angetreten; es war das erste Mal, daß Luisens Fuß den mecklenburgischen Boden, das Land ihrer Väter, betrat. „Papa" wurde in Hohenzieritz überrascht. Dort, in Neustrelitz und in Jvenack verlebte Luise glückliche Tage; in voller Zwanglosigkeit konnte sie sich des Umganges mit Vater und Verwandten freuen. „Die Fürsten," schrieb sie über diesen Aufenthalt ihrer Erzieherin, „verderben sich meist ihre Vergnügungen durch unerträglichen Zwang und durch Jdeen von Großartigkeit, welche

sehr oft nur ihre Kleinheit bemerkbar machen. Das wahre Verdienst findet sich nur in uns selbst, und unsere Taten allein entscheiden darüber. Möge Gott mir immer die Kräfte verleihen, die mir notwendig sind, um meine Pflichten gegen ihn und meinen nächsten zu erfüllen" .... Am 1. August, nachdem man noch Großgiewitz, das Gut der Frau von Voß, besucht hatte, waren Kronprinz und Kronprinzessin wieder in Berlin.

Der Winter begann glücklich für Luise und Friederike, die am 10. September 1796, erst achtzehnjährig, ihr drittes Kind, ein Töchterchen gebar, während Luise neuen Mutterfreuden entgegensah. Gegen Ende November kam Schwester Therese von Thurn und Taxis, die „Frau Postmeisterin", wie der Kronprinz sie scherzend nannte. Der Frau von Voß gefiel sie am wenigsten von den Schwestern; auch ihre Begleiterin, Frau von Lenthe, die über Literatur und Philosophie gern und in hohen Tönen zu reden liebte, nennt sie etwas spöttisch einen „bel esprit". Wir aber verdanken diesem Besuche Theresens zwei höchst wertvolle Zeugnisse über das Innenleben Luisens, wie es sich unter dem Einflusse der Ereignisse, die wir geschildert haben, gebildet hatte und wie es im wesentlichen unverändert geblieben ist: das eine ein späteres Selbstbekenntnis Luisens, wahrhaft und echt, wie alles, was aus ihrer Feder stammt; ein Bekenntnis, das wie eine Fackel den tiefsten Grund ihres Herzens und den schönsten Reichtum ihrer Seele vor uns aufleuchten läßt; das andere ein Schreiben Theresens an Bruder Georg voll scharfer Beobachtung und treffender Beurteilung der Schwestern und ihrer Beziehungen zu den Gatten. Luise schreibt an Georg: „Noch ein Wort über die Wahrheit, daß ein reines Herz keiner Philosophie bedürfe. Du wolltest gerne wissen, wie ich auf den Gedanken oder zu dieser Ueberzeugung gekommen bin. Ich kann Dir versichern, lieber George, daß ich sie allein aus meinem eigenen Herzen habe ... Nun hörte ich öfters Menschen über Pflichten, Rechte, philosophische Principien reden und disputiren und wunderte mich des Todes, daß man erst darüber reden müßte, um überzeugt zu werden, daß man so und nicht anders handeln müßte, wenn man gut und rechtschaffen sein wollte. Ueber Pflichten gegen Gott, gegen die Menschen und sich selbst, über Pflichten als Gattin und Mutter, über häusliche und öffentliche Angelegenheit, darüber zu debattiren, war mir unglaublich, denn, sagte ich mir, es ist nur ein Weg, glücklich zu werden, nämlich der, der Stimme seines Gefühls, seines Herzens zu folgen .... Eine Gelegenheit, wo mir diese Wahrheit wieder ganz besonders auffiel, war, wie Therese zum ersten Male hier war, nach meiner Heirath, wo sie und die Lenthe so viel philosophirten, Letztere Therese absolut die Kant'sche Philosophie beibringen wollte und sich doch beide des Todes verwunderten, wie es möglich wäre, so ganz seinen Pflichten zu leben wie ich, seinen eigenen Geschmack zu verleugnen und alles zu thun, was zum Glück eines guten, geliebten



Gatten beitragen konnte. Dabei, mein Gott, dachte ich, zu was denn all das Studiren, wenn es Einem nicht einmal Kraft giebt, seinen Geschmack, Lieblingsideen und Gewohnheiten aufzuopfern, um einen Anderen glücklich zu machen? Diese und tausend ähnliche Fälle gaben mir Anlaß, mich zu überzeugen, daß man nicht grübeln müßte, um gut zu werden, sondern daß Gott die schönen Lignamente tief in unsere Seele und Herz eingegraben hätte, und daß man nur diesen folgen müßte, um auf dem rechten Wege zu bleiben."

Aus dem Herzen, hat man gesagt, kommen die großen Gedanken. Aus Luisens reinem und gutem Herzen quoll die Klarheit und Wahrheit ihres Wesens, die sanfte Harmonie ihrer ganzen Persönlichkeit.

Theresens Brief an Bruder Georg, vom 10. Dezember 1796 datiert, bestätigt, was wir von der inneren Entwickelung Luisens, vor allem in ihrem Verhältnis zum Gatten, erfahren haben. Therese schreibt: . . . „Ich fand die Schwestern sehr hübsch, Friederike zumal verschönert und frisch wie eine Rose. Jetzt nach zwölf Tagen täglichen Umgangs läßt sich mehr sagen. Es sind wirklich liebliche Geschöpfe, sehr verschieden, aber sehr liebenswürdig. Luise ist mehr glücklich, aber sie ist es sich selbst schuldig. Wie viel Frauen an ihrer Stelle würden sich unglücklich fühlen, wenn der Kronprinz nicht alles gut in ihren Augen machte. Kleine Rauhheiten, Eigenheiten des Kronprinzen, wie leicht könnten sie zur Härte werden, wie leicht plagend werden, wenn nicht dieses biegsame aber immer elastische Rohr ihnen entgegengesetzt würde. Was das unbändige Pferd zu dem gemacht hat, was es ist, ist ein vortreffliches Herz, Vernunft durch guten Rath befestigt, Nachdenken, Erfahrung, und das mächtigste aller Mittel, die Liebe. Liebe ist stark wie der Tod, beiden gehorcht Alles. Das Bewußtsein, daß man glücklich macht, ist ein göttliches Bewußtsein, das erhielt ihr ihren heiteren Sinn, das macht, daß sie Alles belebt, Alles beglückt und dadurch alle Herzen gewinnt. Friederike ist ein einziges [nicht deutlich lesbar] Geschöpf, wahrhaftig nicht weniger zu bewundern. Wie unglücklich, daß gerade das liebliche, hingebende Wesen mit so einem eiskalten Mann verbunden sei. Gott Lob, jetzt finden sie sich ganz, sie entschuldigt gewisse Schwächen und findet viel Glück, Freude und Nahrung für ihr Herz in ihren Kindern. Man weiß, wie leicht getäuschte Hoffnungen verbittern, allein das ist gar nicht ihr Fall. Sie hat sich und mir zugleich versprochen, daß sie sich vor Klagen und Explikationen wie vor Feuer hüten will, dabei ist ihr Dichten und Trachten, ihr ganzer Wandel, ein Bestreben, das, ihre Pflicht zu thun, und ihm wohl zu gefallen. Seit 3 Wochen, daß der Mann krank ist, denkt sie an kein Ausgehen, sogar der Wunsch, mich zu sehen, hindert sie nicht daran. Ich denke, es ist unmöglich, von dieser Beharrlichkeit, Sanftmuth und Liebe nicht gerührt zu werden. Gott gebe es auch" . . . .

Noch während der Anwesenheit der Prinzessin Therese, die am 19. Dezember 1796 Berlin wieder verließ, war Prinz Louis plötzlich erkrankt; trotz sorgsamster Pflege seiner Gattin, die nicht von seinem Lager wich, starb er am 28. Dezember 1796. Bald darauf, am 13. Januar 1797, verschied auch König Friedrichs des Großen greise Witwe, trotz ihrer Wunderlichkeiten allgemein betrauert wegen ihrer großen Herzensgüte und Wohltätigkeit. Auch der Kronprinz erkrankte an dem Leiden, dem sein Bruder zum Opfer gefallen war, einer Art Bräune, und schien zeitweise dem Tode nahe; die Kunst des Hofarztes Brown und die aufopfernde Pflege Luisens, die sich der Bedienung des Kranken selbst unterzog, retteten ihn. Prinz Georg, der mit der Großmutter wieder in Berlin anwesend war, schrieb darüber an Schwester Therese: „Luise muß für ihren Mann sorgen, dessen Kopf halten, der Großmama Artigkeiten erweisen u. s. w. Und wie sich Luise dabei benimmt, nein, auf Ehre, es ist unmöglich, ihr Ebenbild noch einmal zu finden. Der Oberst [von Gräfe], der sonst nur zu oft hie und da etwas auszusetzen fand und es ihr dann freimütig sagte, beteuert mir jetzt den ganzen Tag, selbst wenn er raffinierte, so wüßte er nichts an ihr zu tadeln" . . . .

Aus der Verlassenschaft der Königin-Witwe bot der König das Schloß Schönhausen dem Kronprinzen an, der es aber ablehnte, weil es ihm zu nahe bei Berlin lag; es wurde dann der Witwe des Prinzen Louis, Prinzessin Friederike, überlassen, die es mit der oranischen Familie teilte. Der Kronprinz zog das kurz vorher von ihm gekaufte Gut Paretz, hinter Potsdam, vor, dessen weltentlegene Einsamkeit ihm besonders zusagte und das er jetzt für sich einrichten ließ.

Dem trauerreichen Winter folgte ein glückliches Frühjahr. Am 22. März 1797, überraschend und leicht, gab Kronprinzessin Luise einem zweiten Knaben das Leben, dem Prinzen Wilhelm, der fast 74 Jahre später, nach wunderbarem Schicksalswandel, der erste Kaiser des neuen Deutschen Reiches werden sollte. Der günstige Verlauf der Entbindung und der Wochen, das Dasein eines zweiten Knaben, der sich zart aber gut entwickelte, haben Luise innig beglückt und die immer in ihr schlummernden Geister übermütig sprudelnder Laune aufgeweckt. Sie hat das selbst lebhaft empfunden und dem Bruder Georg damals bekannt: „Die Luisch ist noch mehr ein Nari geworden seit ihren Wochen. Gottlob, ja! Sie ist seitdem heiterer geworden." Diese beseligte Stimmung, dies Glücksgefühl im Besitz von Gatte und Kindern, belebt ihre Briefe an den Kronprinzen, der damals wieder in Potsdam im „Langen Stall" exerzieren mußte und mit dem sie eifrig korrespondierte. Wenigstens einen dieser schönen Briefe in dem uns schon bekannten köstlichen Gemisch von Deutsch und Französisch wollen wir hier mitteilen. Er ist aus Berlin vom 25. April 1797:

„Votre servante très humble et très obéissante! J'ai attendu en vain toute la journée. Point de nouvelle, point de lettre, point de réponse de Son Altesse Royale, et je suis aussi loin et aussi savante que je l'étais hier avant de vous avoir écrit. Das Gallenfieber ärgere ich mich an den Hals, doch das will ich bleiben lassen und Dir sagen, daß ich mich recht sehr wohl befinde, heute etwas eingenommen habe, worauf ich mich gestärkt und erleichtert fühle. Ma tête va extrêment bien et est devenue si légère que je ne la sens plus du tout. J'ai aujourd'hui aussi meilleure mine que l'autre jour, et en général je suis einem Fisch im Wasser ähnlich. M. Brown vous portera cette lettre, et comme vous êtes accoutumé qu'il ne vient jamais mit leeren Händen, il vous remettra des cerises, qui auront, à ce que j'espère, votre approbation.

Des nouvelles, je n'en ai guère que Maman a été hier à Charlottenbourg, aujourd'hui chez moi (sans m'en parler) et qu'elle ira demain à 8 heures à cheval à la faisanderie. Au reste, theuerster Gemahl, est-il 10 heures, je sacrifie pour vous sommeil, yeux, santé et tout, seulement pour vous parler, parce que je vous — aime.

A propos, ich habe mir was ausgedacht. Pour vous punir de ce que vous prenez tant de vin de champagne les samedis, je vous avertis que je mettrai tout le temps de mon séjour à Potsdam du rouge, et que si j'apprends que vous buvez encore tant le samedi qui vient, alors j'en mettrai aussi à Paretz, ja, ja. A présent, vous n'avez qu'à vous arranger de façon que je n'aie pas besoin de cette dernière punition, car pour la première, vous n'en échappez plus, nein, nein. Je crois réellement que je suis le petit Amour de l'arbre de Diane, qui se cache et qui crie toujours ja, ja, nein, nein.

Pensez seulement que Heinitz a été hier chez la Voss, qu'il lui a dit qu'il savait que cela était grossier, mais n'importe qu'il viendrait demain matin avec ce peintre suédois ou danois [Plötz] me faire peindre, parce que l'académie, la manufacture de porcelaine, enfin tout le monde le voulait et le demandait à cor et à cri. Wohl oder übel muß ich armes Weibsen dran. Also morgen um 11 sitze ich da und blaße höllisch Trübsal.

Adieu, je vais reposer mes grâces pour être plus fraîche que le matin qui va éclore. Je le sens, j'inspirerai de la jalousie demain même à Venus. Pourvu que le serviteur zélé de Mars m'aime toujours, je laisse bien volontiers à Venus sa beauté et ses grâces, le bonheur est pour moi. Du lieber Kriegsknecht, bleibe mir treu und gut, und mache mich stets so glücklich, wie ich es nun drei Jahre durch Dich bin.

Deine

Louise."

Inzwischen hatte das Leiden des Königs, das man einer Vergiftung in Polen zuschreiben wollte, sich so verschlimmert, daß er auf Andringen der Aerzte am 21. Juni 1797 eine zweite Badereise nach Pyrmont antreten mußte. Am nächsten Tage folgte ihm seine Schwiegertochter, Prinzessin Friederike, die sehr in Gunst bei ihm stand, und die er nach Pyrmont eingeladen hatte. Beklommenen Herzens sah Luise die Schwester abreisen. Die 19 Jahre Friederikens, ihre Unerfahrenheit und zu große Weichheit erfüllten sie mit bangen Sorgen. Würde sie sich vor Fallstricken zu hüten wissen? Würde sie es verstehen, mit Keinem zu gut zu werden, mit Keinem es zu verderben? In der rührenden Sorge ihrer Schwesterliebe hat sie Friederiken damals eine Art Instruktion nach Pyrmont mitgegeben, die, wir wollen es glauben, das leichte Blut der Schwester vor Unbesonnenheiten zu hüten beigetragen hat. Im Juli durften Kronprinz und Kronprinzessin selbst den König in Pyrmont besuchen, wo sie eine Reihe angenehmer Tage verlebten; auf der Rückreise, im August, haben sie sich einige Zeit in Luisens Geburtsstadt, in Hannover, bei Onkel Ernst aufgehalten und auch Magdeburg mit seinem ehrwürdigen Dome besichtigt. Am 16. August waren sie wieder in Potsdam.

Während ihrer Abwesenheit war die Neueinrichtung von Paretz vollendet, und das kronprinzliche Paar siedelte Anfang September auf einige Wochen dahin über, um sich an den Genüssen des Landlebens, an Spazierritten, Wasserfahrten, Jagd zu erfreuen. Eine Freundin der Natur, wie Luise war, hat sie auch die bescheidenen Reize der märkischen Landschaft immer geliebt. Die Oberhofmeisterin war anfangs sehr enttäuscht von Paretz, sie fand es „nicht im geringsten hübsch", hat sich jedoch später damit ausgesöhnt. Friedrich Wilhelm aber und Luise haben die sorgenfreiesten und glücklichsten Stunden ihres Lebens in der Stille und Zurückgezogenheit dieses abgelegenen kleinen Landgutes verlebt, wo er als „Schulze" und sie als „gnädige Frau von Paretz" walteten. Major Köckritz, den sie mitgenommen hatten, schrieb über das kronprinzliche Paar: „Der Kronprinz, dieser liebenswürdige Prinz, behandelt mich als seinen Freund . . . Ohngeachtet ich am Hofe lebe, so weiß ich doch nichts von Zwang, denn der Prinz ist ein Feind aller Ceremonien und aller lästigen Etikette. Seine Gemahlin ist die liebenswürdigste Person ihres Geschlechts und sucht sich ganz nach der biederen Denkungsart ihres vortrefflichen Gemahls zu bilden" . . . Und nach der Rückkehr nach Berlin (am 22. September 1797): „Mein guter Herr würde auch noch nicht so bald das ruhige Landleben, wozu er so viel Gefühl und Stimmung hat, mit dem quälenden Geräusch der großen Stadt verwechselt haben, wenn nicht das hiesige Herbstmanöver seine Gegenwart erfordert hätte. Die guten Menschen genossen zum ersten Mal in ihrem Leben so ganz das Einfache der Natur, entfernt von allem Zwang nahmen sie so herzlich Anteil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolks, besonders bei dem Erndtefeste,

6

vergaßen ihre Hoheit, mischten sich in ihre Tänze, und hier war im eigentlichen, aber wahren Verstande Freiheit und Gleichheit. Ich selbst dachte nicht daran, daß ich 54 Jahre zurückgelegt, und tanzte gleichfalls mit, desgleichen die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Excellenz"... Auch Prinz Georg, der damals Paretz besuchte, rühmt in einem Briefe an Schwester Therese den „kindlichen Frohsinn" des kronprinzlichen Paares; den ganzen Tag war man beieinander, speiste immer zusammen, und Friedrich Wilhelm und Luise stritten um die besten Stücke und nahmen sie sich gegenseitig weg: „mehr brauchen sie nicht, um zufrieden zu sein".

Die Tage König Friedrich Wilhelms II. neigten zu ihrem Ende. Im Frühjahr 1796 war seine Lebenskraft noch einmal aufgeflackert und der Gedanke eines neuen Krieges mit Frankreich scheint ihm nahe getreten zu sein. Schließlich, unter der vereinten Einwirkung des Grafen Haugwitz und des Generals Bischoffwerder, blieb es doch bei dem System der norddeutschen Neutralität, das den Interessen und der Lage des preußischen Staates damals entsprach und in dem der König selbst Ruhe fand. Dann kam der Winter von 1796, der dem König seinen zweiten Sohn nahm. Das Innenleben Friedrich Wilhelms II. ist uns meist verschlossen; nur zuweilen gestattet eine Aeußerung von ihm oder eine Zeile seiner ungelenken Hand einen Blick, der uns das Geheimnis harter Seelenkämpfe, bitterer Leiden ahnen läßt. Der König war ehrlich gewesen in dem Kampfe gegen das, was ihm die falsche Richtung seiner Zeit schien, wie er aufrichtig war in seinem antirevolutionären Eifer. Die Mißerfolge nach innen wie nach außen hatten ihn tief erschüttert. Er hatte sich selbst von seinen Angehörigen zurückgezogen, die seinen dem Mystischen zugewandten Neigungen kein Verständnis zeigten, und unter denen er nur Freigeister und Gottesleugner zu finden wähnte. Der Tod des Prinzen Louis, die schwere Erkrankung des Kronprinzen haben ihn dann mit seinen Kindern wieder zusammengeführt. „Der König," so schrieb Mitte Januar 1797 Luise dem Vater, „hat uns während dieser ganzen schrecklichen Zeit mit Güte überhäuft; er hat sich als ein wahrer Familienvater gezeigt." „Die Eintracht der Prinzen des preußischen Hauses," so schreibt der französische Gesandte in Berlin, „ist musterhaft. Der König liebt seine Kinder außerordentlich, und diese haben ihrerseits eine unbegrenzte Anhänglichkeit an ihren Vater. Die Geschichte wird über Friedrich Wilhelm als König richten; als Mensch ist unter allen, die ihm nahe stehen, nur Eine Stimme über seine Rechtschaffenheit, seine Güte und seine häuslichen Tugenden." Indessen machte das Leiden des Königs, ungehemmt durch Badekuren und andere Heilversuche, rasche und furchtbare Fortschritte; die Kräfte schwanden, der Atem stockte, das Leben wurde ihm zu einem langsamen, fühlbaren Sterben. Dabei wurde es allgemein bewundert, wie er die Qualen der Krankheit mit ruhiger Ergebung trug, während seine Güte unverändert blieb.

Selbst der damalige Gesandte Oesterreichs in Berlin, dessen Berichte sonst manch hartes Wort über den König und dessen Regierung enthalten, hat bezeugt, daß die Freundlichkeit des Königs sich immer gleich blieb und die allgemeine Teilnahme an seinem Leiden erhöhte. Am 15. November sprach der König in Potsdam noch einmal seine Gemahlin und seinen Sohn, den Kronprinzen; seine Schwäche war schon so groß, daß an die Einrichtung einer Regentschaft gedacht wurde. Am nächsten Tage kam die Nachricht, daß er im Sterben liege. Während der Kronprinz zögernd nach Potsdam fuhr, begegnete ihm schon Bischoffwerder mit der Nachricht vom Ableben des Königs. Prinzessin Luise Radziwill war bei der Kronprinzessin, als man Bischoffwerder auf das Palais zukommen sah; gleich darauf trat Frau von Voß ein, mit den Worten: „M. de Bischoffwerder demande à parler à Votre Majesté."

So war Luise Königin geworden, der Kronprinz König Friedrich Wilhelm III. Beide empfanden schwer und drückend die Last der Krone, die Größe ihrer neuen Aufgabe. Wie der Kronprinz bei seiner Abfahrt nach Potsdam zu seiner Gemahlin gemeint hatte: „Unser ruhiges Glück ist vorüber, die Prüfungszeit beginnt", so schrieb Luise am 17. November aus Potsdam dem Vater: „Mein teurer Vater. Ach, seit gestern 9 Uhr ist der König nicht mehr, und wir armen Kinder, wir weinen um ihn und trauern . . . . Gott wolle seiner Seele gnädig sein und meinem Mann in seinen Arbeiten beistehen, die schrecklicher sind als man glaubt."

Leicht hingeworfene Worte, deren zukunftsschwere Bedeutung Luise nicht ahnen konnte.

6*



Viertes Kapitel

Stille Jahre

(1797—1802)

I. König Friedrich Wilhelm III.

„Ein Regiment der Gerechtigkeit, der Ordnung und der Sparsamkeit beginnt" — mit diesen Worten begrüßte der französische Gesandte in Berlin die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms III. Ohne Zweifel bezeichnete er damit treffend die Absichten, in denen der junge König die Regierung antrat und durch die er den Schwierigkeiten, die er vorfand, abhelfen zu können meinte. Der Staatsschatz war geleert, die politische Lage infolge des Anwachsens der französischen Uebermacht gefährdet, die Verwaltung im Stillstand, die Disziplin im Beamtentum gelockert, und im Osten bot die Eingliederung der großen polnischen Erwerbungen fast unlösbare Aufgaben. Doch noch ganz andere Hoffnungen, als nur auf die Beseitigung der offenkundigsten Mißstände, knüpfte man in weiten Kreisen an den Regierungswechsel; man erwartete, daß nun eine neue Zeit für Preußen überhaupt anhebe. „Wir sind wirklich unbeschreiblich glücklich in allem Betracht .... Wir bekommen alle neues Leben", schrieb der greise Führer der Berliner Aufklärung, Nicolai. Ein Schüler von Suarez, dem Vater des preußischen Landrechts, schien der junge König den neuen Ideen, wie sie im siegreichen Fortgang der französischen Revolution unter preußischen Beamten, Offizieren und Bürgern sich verbreitet hatten, nicht unzugänglich. Der glänzendste Schrift- steller der Hauptstadt, Friedrich Gentz, ein Beamter, konnte es wagen, in einem der

Oeffentlichkeit übergebenen Schreiben den König zu Reformen, zur Anbahnung wirtschaftlicher und geistiger Freiheit einzuladen; und die neue Königin selbst, wie wenigstens Gentz wissen wollte, sollte ihren Gemahl auf dies Schreiben aufmerksam gemacht haben.

Das Schicksal Preußens hing nun davon ab, inwieweit der neue König nach seinem ganzen Wesen diesen weitgehenden Erwartungen entsprechen konnte.

Wir wissen es bereits: Friedrich Wilhelm war ein verschüchterter, in sich gekehrter, schwerblütiger Charakter. Eine durch und durch innerliche Natur von aufrichtiger und altväterischer Frömmigkeit, besaß er menschlich schöne und achtungswerte Eigenschaften: einen milden und wohltätigen Sinn, Rechtschaffenheit und Biederkeit, Treue und Zuverlässigkeit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit, die freilich oft in harte Pedanterie ausarten konnten, vor allem eine unbedingte Wahrheitsliebe. Selbst Frau von Voß, die ihn sonst in ihrem verschwiegenen Tagebuch oft streng genug beurteilt, schreibt einmal: „Er ist wirklich der wahrhaftigste Mensch, der existiert". Eine stattliche Erscheinung von männlich würdiger Haltung, war er doch im Verkehr ungewandt und wortkarg, gegen die Oeffentlichkeit ablehnend und zurückweisend. Schmeicheleien und Huldigungen, von welcher Art auch immer, waren ihm widerwärtig. Den Herausgebern der „Jahrbücher der preußischen Monarchie", die ihm mit den seither oft wiederholten Ueberschwenglichkeiten von Novalis-Hardenberg huldigten, ließ er bedeuten, solchen Unsinn nicht wieder zu drucken. Er war mißtrauisch gegen andere, am meisten vielleicht gegen sich selbst. Das Gefühl seiner Unsicherheit und Unzulänglichkeit machte ihn unentschlossen. Es ward ihm nicht leicht, zwischen entgegengesetzten Ansichten zu entscheiden: so neigte er dazu, eine Sache reifen zu lassen, Entschlüsse hinauszuschieben, oder nur vorläufige, unfertige Entscheidungen zu geben. Das Kategorische fehlte ihm ganz, obschon er hartnäckig sein konnte bis zum Eigensinn. Das „Ich will" fiel ihm schwer, leichter wurde ihm ein „Ich will nicht".

Eine schwunglos nüchterne Natur, die keinen Herd gefährlicher Leidenschaften in sich barg, die aber auch Begeisterung selbst so wenig empfand, wie sie andere je zur Begeisterung zu erheben und fortzureißen fähig war. Ein auf die Alltagswirklichkeit gerichteter Sinn, der das Element des Idealen, der Phantasie völlig ausschloß.

Für die Staatsgeschäfte hatte Friedrich Wilhelm geringe Neigung, am wenigsten für auswärtige Politik. Seine entschiedene Vorliebe galt dem preußischen Heere, und besonders seinem eigenen Regiment, doch klagte man bald, daß seine Gutmütigkeit die Disziplin schädige. Es fehlte ihm im Militärwesen so wenig wie sonst an gesundem Urteil, das sich aber oft mehr in scharfer und bitterer Kritik äußerte, als in durchgreifenden Willenshandlungen. Ueberdies hafteten sein Blick und seine Teilnahme doch mehr an Aeußerlichkeiten, mehr an friedlichen Exerzierübungen, als an kriegsmäßiger Ausbildung.



Das Wesen Friedrich Wilhelms zeigt einen patriarchalischen Grundzug: das offenbart sich seinem Lande gegenüber wie in seiner Häuslichkeit.

Durchaus patriarchalisch ist doch die Auffassung von seinem Verhältnis zum preußischen Volke: er hoffte, wie er es später in einer der großen Krisen seiner Regierung (1809) ausgesprochen hat, „ein treu ergebenes, friedliches, williges, gehorsames und besserungsfähiges Volk zu finden", und er war entschlossen, durch sein Beispiel, durch „Ordnung, Gerechtigkeit, Sparsamkeit" es von den „Abwegen der Irreligiosität, Immoralität und Genußsucht" zurückzuführen. Wie er selbst an seiner Stelle wirken wollte, so sollte auch jeder andere in dem Kreise, in dem er einmal geboren, seiner Pflichterfüllung still und ruhig leben; der altpreußische Klassenstaat, mit seiner strengen Sonderung der Stände, mit dem schroffen Gegensatz von Stadt und Land, war eigentlich ganz nach seinem Sinne: unruhiges Hinausstreben über die gegebenen Schranken war ihm unwillkommen, aber jedem sollte auch innerhalb seiner Sphäre sein Recht ungekränkt bleiben.

Wir besitzen zwei wertvolle Zeugnisse, noch aus Friedrich Wilhelms Kronprinzenzeit, die uns das zweifellose Vorhandensein gewisser reformatorischer Bestrebungen, nicht minder deutlich aber auch deren enge Umgrenzung aufweisen.

Im Sommer 1796, als die Erkrankung des Königs, seines Vaters, ihren gefährlichen Charakter offenbarte, hatte Friedrich Wilhelm in einer umfangreichen Niederschrift seine Auffassung der Pflichten eines Königs von Preußen niedergelegt. Ein positives „Regierungsprogramm" kann man es kaum nennen. Es ist mehr eine Kritik der Regierung Friedrich Wilhelms II., von dessen Handlungen er selbst fast in allem und jedem das Gegenteil zu tun sich vornimmt. Den Kriegen des Vaters stellt er den Satz entgegen: „Das größte Glück eines Landes besteht zuverlässig in einem fortdauernden Frieden". Er wird die Einkünfte, „die nicht dem Landesherrn, sondern dem Lande gehören", nicht in unsinnigem Aufwand vergeuden; vielmehr selbst mit einer „guten Wirtschaft" vorangehen. Kein Luxus beim Militär, keine verschwenderische Hofhaltung mit lächerlichem und steifem Zeremoniell; vor allem keine Günstlingswirtschaft, wegen deren die Höfe so vielfach als Sitze des Lasters und der Ueppigkeit verabscheut werden. Ein Fürst darf nicht bloß „den reicheren und angeseheneren", sondern muß auch „den nützlicheren und arbeitsameren gemeineren Teil des Volkes seiner Gnade und Aufmerksamkeit teilhaftig" werden lassen. Er muß den Rat „rechtschaffener, biederer, einsichtsvoller und uninteressierter" Männer einholen.

Einen Mann dieser Art glaubte Friedrich Wilhelm in seiner Umgebung bereits gefunden zu haben: den Major Köckritz, einen herzlich unbedeutenden Menschen, dem aber Biederkeit und Treuherzigkeit aus allen Zügen sprachen, und der dem Kronprinzen und dem späteren

König vor allem gefiel, weil er nie „durch Aufsehen erregende Hypothesen, Paradoxen und Theorien zu glänzen suchte."

Im Juni 1797 hat der Kronprinz eine zweite Denkschrift verfaßt, die er noch am Tage des Regierungsantrittes seinem Generaladjutanten, dem nunmehrigen Oberstleutnant Köckritz einhändigte. Es war, als fühlte Friedrich Wilhelm doch, daß die Tage der absoluten Selbstherrschaft vorüber seien. Bittend wendet sich der Erbe der Monarchie Friedrichs des Großen an einen seiner Offiziere, dessen Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit sein Vertrauen gewonnen haben, und in einer Sprache, die schlichte Wahrhaftigkeit und tiefen sittlichen Ernst bekundet, fordert er ihn auf, dem Könige ein wahrer Freund und treuer Ratgeber zu bleiben, wie er es dem Kronprinzen gewesen, und nach innerer Ueberzeugung, nach Pflicht und Gewissen, über die Menschen und die öffentliche Meinung als ehrlicher Mann ihm allezeit seine Meinung zu sagen. Zugleich enthält das Schreiben aber auch einen Hinweis auf Reformen, die den Gebrechen des preußischen Staatswesens da, wo sie am fühlbarsten sind, Abhilfe verheißen: Friedrich Wilhelm kündigt seinem Adjutanten an, daß er unter dem Beirat der geschicktesten und erfahrensten Staatsmänner die Zerrüttung in den Finanzen beseitigen und ein auf Ordnung ruhendes festes System der Staatsverwaltung einzuführen denke.

Wir sehen: zu einem „Regiment der Ordnung, Gerechtigkeit und Sparsamkeit" war der neue Herr seinem ganzen Wesen nach ohne Zweifel entschlossen; wie er auch zur Beseitigung der schreiendsten Mißstände und Auswüchse der bisherigen Regierung ganz bereit war. Er erscheint selbst nicht unberührt von human-bürgerlichen Gedanken, von dem philanthropischen Geiste des 18. Jahrhunderts, von dem der Ratgeber, den er nächst Köckritz sich zum Vertrauten wählte, der Kabinettsrat Mencken, ganz erfüllt war. Aber seine Neigung geht doch eigentlich weniger auf die Einführung von Reformen, am wenigsten von grundstürzenden, als auf die Abschaffung von Mißbräuchen. Und wie sehr blieb dabei das Regierungsprogramm, wenn wir das Wort wiederholen dürfen, überhaupt zurück hinter den theoretischen Forderungen der rationalistischen Aufklärung nicht bloß, sondern auch hinter den realen Bedürfnissen des preußischen Staates! Es ist nur zu wahr: die Absichten des Königs ebenso wie seine nächsten Maßnahmen berührten nur oberflächlich den eigentlichen Sitz der Krankheit des preußischen Staatswesens, sie griffen nicht hinein in die großen Lebens- und Daseinsfragen.

Das Regiment Woellners und Bischoffwerders wurde beseitigt, das drückende Tabaksmonopol abgeschafft, gegen Verschleppungen in der Rechtspflege schritt der König persönlich ein. Langsam und zaghaft, wie es einmal seine Art war, wagte er sich an andere Reformen. Für sein Heer dachte er an Vermehrung der Inländer, namentlich bei den Regimentern

im Osten, an Hebung des militärischen Unterrichtswesens, an Aufbesserung der wirtschaftlichen Lage der Soldaten. Nicht lange, und er lud Scharnhorst nach Berlin, der sich ihm durch seine reformatorischen Ideen besonders empfohlen hatte. Er berief die Kommission zusammen, die er in dem Schreiben an Köckritz schon angekündigt hatte. Er versuchte sich an der Lösung der großen Frage, die bereits seine Vorgänger vielfach beschäftigt hatte: er begann die schon oft geplante Bauernbefreiung, zunächst durch Freigebung der Domänenbauern. Besserungen im Zoll- und Steuerwesen, in der Verwaltung durch Umwandlung der Zentral- und Lokalbehörden wurden erwogen; man kann sagen: die Reformen, mit denen der große Freiherr vom Stein später seine ministerielle Wirksamkeit bezeichnet hat, sind schon in den ersten Jahren des neuen Königs angeregt, beraten, vorbereitet worden. Allein zur Verwirklichung und Durchführung fehlten ein Mann und ein Wille. Das altpreußische Staatswesen war auf einen kraftvollen und belebenden Antrieb von oben her gerichtet, der von König Friedrich Wilhelm, wie er nun einmal war, nicht erwartet werden durfte. Mit seinen Ministern hatte er wenig Fühlung, zu seinen Beamten überhaupt anscheinend wenig Vertrauen. Wie charakteristisch ist es, daß er die Instruktion für die eben erwähnte Finanzkommission von einem seiner Offiziere, dem Kommandanten von Potsdam, General Rüchel, hat ausarbeiten lassen. Die Kabinettsräte aber, auf deren Stimme er zu hören pflegte, hemmten oft die Wirksamkeit der Minister, ohne sie doch ersetzen zu können. So geschah es, daß man bei dem Reformwerk über Erwägungen und Vorbereitungen wenig hinauskam.

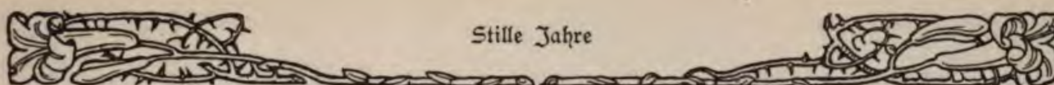
Die auswärtige Politik blieb von dem Regierungswechsel völlig unberührt. Nach den weitausgreifenden Plänen der ersten Jahre König Friedrich Wilhelms II. hatte unter des Grafen Haugwitz' Leitung die preußische Politik sich auf das System der norddeutschen Neutralität zurückgezogen, das durch Verträge mit Frankreich und durch Abmachungen mit den norddeutschen Ständen selbst gesichert war. Es gab Preußen und seinen deutschen Nachbarstaaten eine Zeit wirtschaftlichen Gedeihens und geistiger Blüte. Auch politisch war es doch ein Fortschritt gegen die Zeiten Friedrichs des Großen und selbst gegen den Fürstenbund, wenn Preußen gegen Frankreich jeden Angriff auf Hannover für einen Friedensbruch erklärte und sich zugleich in Hildesheim mit den norddeutschen Ständen zur Aufstellung eines Schutzheeres verbündete. Der neue König ergriff mit voller Ueberzeugung diese Politik der norddeutschen Neutralität, freilich mit einer gewissen einseitigen Bevorzugung der Neutralität an sich. Der Gedanke der Interessengemeinschaft Preußens mit den norddeutschen Staaten, der unter Friedrich Wilhelm II. oft und stark betont war, erfüllte ihn weniger lebendig als die Vorliebe für Neutralität und Frieden. „Alle Welt weiß, daß ich den

Tafel 9



Kronprinzessin Luise mit ihrer Schwester Friederike

Marmorgruppe von G. Schadow, vollendet 1796



Krieg verabscheue," so schrieb er eigenhändig seinem Großonkel, dem Prinzen Heinrich, „und daß ich kein größeres Gut auf Erden kenne als die Erhaltung von Frieden und Ruhe als das einzige für das Glück des Menschengeschlechtes geeignete Mittel."

Während im Westen und Süden das Völkermeer wie in einem Wirbelsturm schäumte und brandete, ging des Königs unablässiges Bemühen dahin, die Gegensätze auszugleichen, unruhige Nachbarn durch vermittelnde Worte zu beschwichtigen und den Zustand Mitteleuropas, wie er aus den Revolutionskriegen hervorgegangen, möglichst unveränderlich festzulegen. „Konservieren, apaisieren, kalmieren" waren ihm Lieblingsworte und Lieblingsgrundsätze.

Der patriarchalische Grundzug im Wesen Friedrich Wilhelms beherrschte auch das Hofleben und die Häuslichkeit des Königspaares. Einfach und regelmäßig in allen seinen Lebensgewohnheiten, verlangte der König in seiner Umgebung ebenfalls Einfachheit und Regelmäßigkeit. Nur in der Karnevalszeit entzog er sich nicht den einmal herkömmlichen Hoffesten. Wie er das Berliner Königsschloß verschmähte und im Kronprinzlichen Palais wohnen blieb, so sollte auch sonst möglichst die bisherige Lebensweise beibehalten werden. Er liebte weder Neuerungen noch neue Gesichter. Nach Jahrzehnten zum ersten Male wieder besaß nun Preußen nicht bloß einen König und eine Königin, sondern ein Königspaar, das in gemeinsamer Häuslichkeit lebte — einer Häuslichkeit freilich, für die des Hausherrn peinlich strenger Wille alles regelte, die Stunden der Mahlzeiten wie die Pferdezahl vor dem Wagen der Königin. Wie im Staate hatte im Hause jedes seinen unveränderlichen Platz. Abweichungen von der einmal eingeführten und ihm genehmen Ordnung duldete Friedrich Wilhelm nicht, sie waren ihm „fatal", wie eines seiner Lieblingsworte lautete, und weckten den in ihm schlummernden Haustyrannen. Die Fesseln der Etikette ließ er dabei sich lockern, die Tore zum Königspalast weit sich öffnen. In seiner Abneigung gegen Hofzeremoniell, in seinem Hang zu bequemer Häuslichkeit, glitt Friedrich Wilhelm zuweilen fast ins kleinbürgerliche Leben hinein. Wie ein echter und rechter Berliner besuchte er den Weihnachtsmarkt und den Stralauer Fischzug, besah den Aufstieg eines Luftballons oder ein Panorama. Sein Lieblingsvergnügen war das Theater, wo er Lustspiele und Possen bevorzugte, und das er aufsuchte selbst wenn sich eben der Grabhügel über einem seiner Kinder geschlossen hatte.

Indessen, das Hofleben in Berlin, so sehr es der König vereinfachte, blieb doch immer ein Hofleben unter dem Druck des Zeremoniells und der Etikette; lieber weilte er deshalb in Charlottenburg, in seiner Geburtsstadt Potsdam, am liebsten in Paretz, wo er sich nach seiner Neigung zwanglos gehen lassen konnte und an Topfschlagen und Blindekuhspiel teilnahm. In Potsdam trennte nichts ihn von seinem Volke; kein Posten sperrte zu ihm den

Weg, und ein österreichischer Gesandter, Fürst Dietrichstein, berichtet staunend und mißbilligend, wie der König dort mit dem Kronprinzen, die Königin mit einer Prinzessin auf dem Arm unter den Bürgern einherging.

„Bon bourgeois, bon père de famille, aber kein König für diese Zeiten" — so lauten bald die einmütigen Urteile der fremden Diplomaten. „Man muß ihn lieben, aber ihn bedauern."

Es war ein Glück für diesen König, wie für seinen Hof und das preußische Volk, daß das Schicksal ihm diese Königin an die Seite gestellt hatte.

II. Stilleben

Die ersten Wochen nach der Thronbesteigung vergingen der neuen Königin in den zahlreichen Zeremonien, die von einem Regierungswechsel unzertrennlich sind. Da waren Audienzen zu erteilen, die Gesandten der befreundeten Höfe zur Entgegennahme der Beileidskundgebungen und Beglückwünschungen zu empfangen; von den kleineren deutschen Höfen eilten viele Prinzen persönlich an den Berliner Hof, der bald inmitten der Kriegsstürme zu einem gesuchten Mittelpunkt fürstlicher Geselligkeit in Deutschland wurde. Auch Luisens Vater kam, die Großmutter und der jüngste Bruder Prinz Karl, der etwas später in die preußische Armee eintrat. Während der neue König sich seinen Repräsentationspflichten nicht ohne sichtliches Widerstreben unterzog und überhaupt aus der kronprinzlichen Zurückgezogenheit in die helle Oeffentlichkeit des Königtums nur ungern hinaustrat, erfüllte Luise ihre königlichen Pflichten zugleich mit majestätischer Würde und bezaubernder Liebenswürdigkeit. Wie mancher hat den unvergeßlichen Eindruck geschildert: Wenn die Geladenen erwartungsvoll sich versammelten, die Tür, auf die längst aller Blicke gerichtet waren, sich öffnete und die Königin hereintrat „als ob ein glänzendes mildes Licht den ganzen Saal erfüllte. Ihr blaues freundliches seelenvolles Auge, schnell den ganzen Kreis durchlaufend, hatte eine so eigentümliche heitere Lebendigkeit und doch dabei eine so vertrauende Innigkeit und Ruhe, eine so herzgewinnende Huld, daß alle hätten meinen können, jeder für sich habe nur allein den freundlichen Gruß: ‚Willkommen' empfangen." Es wird erzählt, daß Gesandte, die zum ersten Male zu einer Audienz zugelassen waren, bei dem Anblick der schönen Königin in ihrer Ansprache stecken blieben. Anmutiger noch wirkte der Königin Erscheinung im kleineren häuslichen Kreise, unter den lieben Verwandten und Freunden, die sich überzeugen konnten, daß sie unter dem Glanz der Krone noch die alte Luise geblieben war. „Sie ist ein Engel,"

schreibt die Großmutter aus Berlin einem ihrer Enkel; „sie wird von aller Welt bewundert", und Frau von Voß, hierin einmal mit der Großmutter einverstanden, notiert in ihrem Tagebuch: „La Reine est un ange en tout".

Luise selbst war noch entfernt davon, in ihrem Inneren die ruhige Sicherheit, das Selbstbewußtsein einer Königin zu fühlen. „Ich bin nicht zur Königin geboren, das glaube mir," hatte sie wenige Wochen vor dem Thronwechsel dem Bruder Georg geschrieben, und diesem Bescheidenheitsbekenntnis noch die Versicherung hinzugefügt: „Doch will ich gern das Opfer werden, wenn nur sonst in der Zukunft mal dadurch was Gutes gestiftet werden kann"; und ferner: „Du wirst mich vermutlich nie mehr so glücklich sehen, als Du mich verließest." Jetzt schrieb sie ihm voll Wehmut zugleich und in jenem Pflichtgefühl, das in ihr in schweren Tagen immer den Ernst ihrer Stellung verklärt hat: „Wir sind glücklich! Ich? So sehr als es eine Königin sein kann. Es ist aber doch nicht das Glück einer Kronprinzessin. Als ich von dem Glück sprach, so wollte ich sagen: Könnt' ich doch Rang und Würde ablegen, und bloß mit Menschen umgehen, die ich lieben könnte. Die Ueberzeugung aber, daß ich Gutes stifte in der Lage, wo ich bin, gibt mir Kraft und belebt meine Seele aufs neue mit dem heiligen Feuer, das nur Tugendhafte fühlen können, wenn sie sich vornehmen immer gut und tugendhaft zu sein."

Es war nicht bloß das Bewußtsein von dem, was ihr selbst noch zur Königin fehlen mochte, wodurch sie im Inneren sich unsicher fühlte; wie es scheint, sah sie auch schon jetzt nicht ohne Sorge auf ihren Gatten und dessen Königtum. Sie rühmte ihm Mut und vielen guten Willen nach, aber würde das genügen? In so unruhigen Zeitläuften, wo nach kaum geschlossenem Frieden mit Oesterreich die Franzosen ihre Hände immer drohender über den Rhein ausstreckten und das System der norddeutschen Neutralität gefährdeten? Sie gestand es leise dem Vater, daß sie um den Gatten sich beunruhige, der jetzt zum ersten Male selbständig handeln und sich durch seine Handlungen einen Namen machen solle.

Welches aber auch anfangs und zeitweise ihre Sorgen gewesen sein mögen, sie zerflatterten bald, als im Hofleben wieder die Tage festlicher Zerstreuungen anbrachen. Die Trauer um den verstorbenen König — das hatte er selbst noch bestimmt — dauerte nur wenige Wochen, dann begannen die Festlichkeiten, so glänzend und doch so einförmig wie je, die Bälle und Thé-dansants, die diplomatischen Diners und Theaterbesuche. Niemand kümmerte es, daß in denselben Tagen zu Rastatt zwischen französischen und deutschen Bevollmächtigten um die Rheingrenze gestritten wurde, wie man sich auch nicht stören ließ, wenn des unglücklichen Ludwigs XVI. Kammerdiener Clery in einer der glänzenden Gesellschaften zur Unterhaltung der Gäste aus seinen Tagebuchaufzeichnungen über die Gefangenschaft

im Temple vorlas. Dem König war es ganz willkommen, wenn man sich in Berlin vergnügte, als ob es kein Frankreich und kein Oesterreich auf der Welt gäbe. Eine Unterbrechung erlitten die Hoffestlichkeiten nur, als gegen Ende Januar 1798 zuerst der König und dann auch die Königin an den Masern erkrankten; nach wenigen Wochen waren sie wieder hergestellt und der Reigen der Festlichkeiten begann von neuem. Mit besonderem Glanze wurde der erste Geburtstag Luisens als Königin gefeiert; bei der abendlichen Cour erregte eine außerordentliche türkische Gesandtschaft Aufsehen. Auch an der Feier der Vermählung einer Hofdame der Prinzessin Louis, Fräulein von Knobelsdorff, einer vielgefeierten Schönheit, mit dem Stabskapitän von Hünerbein beteiligte sich das Königspaar.

Dem Berliner Wintervergnügen folgte — ein Jahr wie alle Jahre — der militärische Frühjahrsdienst in Potsdam. Ende März bezogen Friedrich Wilhelm und Luise im Stadtschloß den nordwestlichen Flügel, der unter König Friedrich Wilhelm I. als Garnisonkirche gedient hatte. Einrichtung und Ausstattung der Zimmer der Königin sind noch heute fast unberührt erhalten. Das Boudoir oder Schreibzimmer mit seinen grünseidenen Tapeten und einem Sofa mit grünseidenem Kissen, ein Mahagonibureau, zwei Bücherschränke, daneben ein einfenstriges Schlafzimmer mit rotgestrichenen Wänden und Draperien von weißem Musselin, in den Salons überall schmucklose, steife, unbequeme Möbel. Von den Zimmern der Königin führte eine Treppe zu den Zimmern des Königs, die eine noch einfachere Einrichtung zeigen; übrigens ließen sich die Räume schwer heizen, und es war bekannt, daß man sich dort gewöhnlich eine Erkältung zuzog.

Potsdam glich jetzt im Frühjahr und im Herbst fast einem Feldlager. Nicht jede Prinzessin aus dem Reich fand sich leicht in dies Potsdamer Wesen. „Nein, das ist schrecklich," schreibt einmal einige Jahre später die Gemahlin des Prinzen Wilhelm, eine Homburger Prinzessin, „man macht sich keine Vorstellung davon, wenn man nicht das Vergnügen hat es zu schmecken. Ein Tag ist wie der andere. Den ganzen lieben Morgen hört man nichts als den Lärm der Waffen, der Kanonen und Gewehre, nicht zu vergessen das ewige Rufen der Offiziere. Von halb elf bis zwölf ist die Königin bei mir, oder ich bei ihr, um zwölf ziehen wir uns für das Mittagessen an, genau 10 Minuten vor 1 Uhr muß man bei der Königin sein, und wenn das langweilige Glockenspiel sagt, daß es ein Uhr sei, setzt man sich zu einem sehr einfachen Mahl mit vier oder fünf Offizieren. Nach dem Essen langweilt man sich im Zimmer bis 3 Uhr, um 4 Uhr bin ich im Wagen zu zweien mit der Königin, gewöhnlich gehen der König und seine Brüder und sein Schwager zu Fuß, und wir treffen uns in der Allee von Sansſouci, wo wir nach Belieben spazieren gehen bei einer schneidenden Kälte. Um 6 Uhr muß man wieder in dem gelben Zimmer sein ...

Jetzt naht der schreckliche Augenblick, wir sitzen um einen Tisch um zu arbeiten und den Tee zu nehmen; wenn er genommen ist, beginnen der König und seine Brüder zu lesen, so sind wir natürlich verpflichtet zu schweigen, manchmal setzen die Königin und ich uns in ein anderes Zimmer, das geht dann sehr gut, aber das ist dem König nicht recht. Niemand geniert sich, man bleibt sitzen, wenn die Majestäten stehen. Um halb neun setzt man sich zum Nachtessen, ich immer zwischen den Majestäten an einem kleinen runden Tische, mit der lieben Familie, zu sechsen, die Damen und Herren sind an einem anderen Tische, gewöhnlich spricht niemand und man unterhält sich mit dem Lesen der Speisekarte. Um neun tritt der wachthabende Offizier ein mit dem Rapport, man steht auf, zieht sich durchs Zimmer, oder arbeitet auch bis halb elf, das ist die späteste Stunde, in der man sich zurückzieht."

Auch die Königin fand, wie sie dem Vater schrieb, die Lebensweise in Potsdam „sehr einförmig", aber ihre Schmiegsamkeit war doch so groß und ihr Anpassungsvermögen so stark, daß sie, da der König es nun einmal wünschte, in diesem militärischen Getriebe munter sich herumtummelte. Sie erschien zu Pferd oder zu Wagen bei den Revuen; sie verkehrte fleißig mit den Generalen, besonders mit dem neuen Vertrauten des Königs, Rüchel; sie nahm lebhaften Anteil an allen kleinen Vorfällen bei dem ersten Garderegiment, dem Regiment des Königs. Angenehmer doch waren ihr die nachmittäglichen Ausflüge nach Paretz und nach der Pfaueninsel, wo auf dem üppigen Grün des Wiesengrundes unter den herrlichen alten Eichen der Tee getrunken und gescherzt wurde, bis die abendliche Kühle nach dem Stadtschloß zurücktrieb. So erschien ihr dieser Aufenthalt in Potsdam schließlich doch als eine Reihe „glücklicher Tage".

Was das Glücksgefühl der Königin erhöhte, war die schöne Gewißheit, daß ihr Gemahl ein Leben ohne sie schlechterdings nicht zu ertragen vermochte. Waren die militärischen Pflichten erledigt und einige Kabinettsvorträge rasch entgegengenommen, so gehörten die übrigen Tagesstunden seiner Gemahlin. Sie war die Freundin, die Vertraute, mit der er alles besprach, die über das freudlose Einerlei seines Daseins den fröhlichen Zauber ihres sonnigen Wesens breitete. Sie erhielt jetzt einen neuen Beweis ihrer Unentbehrlichkeit. Der König bestimmte, daß seine Gemahlin ihn auf der Reise zur Krönung nach Königsberg begleiten solle. Die Königin war darüber unendlich froh. Dem Bruder Georg, der sich besorgt um ihre Gesundheit äußerte, da sie sich doch erst von ihrer winterlichen Erkrankung erholt hatte und überdies wieder mit Mutterhoffnungen gesegnet war, schrieb sie beruhigend, sie werde nur kleine Tagesreisen machen, während der König, um Zeit für seine Revuen zu haben, 20—25 Meilen im Tage zurücklegen müsse. „So gewinne ich Zeit und gehe meinen langsamen bedächtigen Weg und komme immer zur Zeit an. Außerdem noch

werden alle Wege meiner teuren Person wegen ausgebessert ... Nun warum reise ich? Dieses läßt sich leicht erraten, weil mein Mann es wünscht, dieser Wunsch, ich möchte ihn begleiten, machte mich sehr glücklich, ein neuer Beweis seiner Liebe kann mir nicht gleichgültig sein, eine so große Reise zu machen unter den bewandten Umständen ist höchst angenehm; sonst reiste ich nach Frankfurt, um Krönungen zuzusehen, jetzt lasse ich mich beinahe doch nun selbst krönen. Alsdann weiß ich mit Zuverlässigkeit, daß ich meinem Mann von Nutzen bin. Du weißt, er liebt nicht Cour, Gêne, Etikette, und wie die Dinger alle heißen, und diese Reise ist eine Kette von solchen Dingerchen; ich werde also die Last ehrlich mit ihm teilen, und die Gêne fällt größtenteils auf mich zurück, die ich aber nicht achten werde. Ich werde alles anwenden, um ohne Zwang die Liebe der Untertanen durch Höflichkeit, zuvorkommendes Wesen, Dankbarkeit da, wo man mir Beweise der Liebe und Anhänglichkeit geben wird, zu gewinnen und zu verdienen, und so, glaube ich, werde ich mit Nutzen reisen."

Am 24. Mai wurde die Reise von Berlin aus angetreten. Ueber Freienwalde, wo die Königin die Freude hatte, ihren Onkel Ernst zu treffen und gute Nachrichten von ihrem Vater zu erhalten, ging es zunächst nach Pommern, dann über Danzig nach Königsberg, Warschau und Breslau. Wir brauchen hier die Schilderungen nicht zu wiederholen, die uns die Begleiterin der Königin und treue Hofchronistin Frau von Voß in ihren Aufzeichnungen aufbewahrt hat und deren Bearbeitung in dem bekannten Buch: „Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe" gedruckt vorliegt. Es war von Anfang bis zum Ende ein ununterbrochener Triumphzug, wie ihn das alte Preußen niemals vorher gesehen. Von weither strömte alles zusammen, um dem König und namentlich der Königin zu huldigen. Ueberall Ehrenpforten, Begrüßungen, Blumenregen, Festlichkeiten, jubelnde begeisterte Menschenmassen, Empfänge und Ansprachen, dem König lästig, von der Königin mit immer gleicher bezaubernder Huld entgegengenommen und unermüdlich erwidert. Selbst in Warschau, so berichtet ein französischer Agent, gelang es ihrer hinreißenden Schönheit und Anmut, die widerwillige Abneigung der Polen zu überwinden. Und bald erzählte man sich im ganzen Preußenlande, in Palästen wie in Bauernstuben, von ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit gegen Hoch und Niedrig, von ihrer fast töchterlichen Güte gegen ein altes Mütterlein, von ihrer mütterlichen Herzlichkeit gegen Kinder, und hundert Erzählungen, heute noch immer von Mund zu Mund wiederholt, flogen durch das Land. In den von der harten Hand der großen Könige des 18. Jahrhunderts geformten Staat, in das kalte graue Preußen strömte von Königin Luise eine Flut von Licht und Liebe: sonnig, wärmend, belebend.

Von der Königin selbst sind nur wenige Aeußerungen über ihre Reise und ihre Eindrücke erhalten. Sie hatte, wie öfter, ein Tagebuch zu führen angefangen, das aber nach einigen Bemerkungen über Pommern wieder abbricht. Sie rühmt die alte Pommerntreue und freut sich an der malerischen Tracht der Bäuerinnen bei Köslin. „Nach allem was ich von dem Volk der Pommern habe bemerken können," schreibt sie, „scheinen sie viel Bonhomie zu besitzen und der Bauer scheint mir im ganzen nicht arm zu sein. Er ist sehr gewerbfleißig und arbeitet alles selbst, was er in seiner Wirtschaft braucht. Die Kleiderstoffe und die Kleider selbst sind ihrer Hände Arbeit. Der Boden, obgleich hie und da ein wenig sandig, gibt ihnen genug, um mit Leichtigkeit leben zu können, und mehrere Bauern, die ich fragte, ob sie mit ihrer Existenz zufrieden seien und ob sie reich wären, antworteten mir behaglich: Reich sind wir nicht, aber zufrieden und haben unser Auskommen. Wie viele können in Wahrheit sagen, daß sie zufrieden sind. Gott erhalte ihnen diese glückliche Empfindung und lasse sie nie die Bedürfnisse und den Luxus der Städte kennen, der das Unglück so vieler Familien macht, die den Phantasien der Mode nicht genügen können, der größten Tyrannin unserer Tage." Dem Bruder Georg und der Königin-Mutter schrieb sie aus Königsberg voll Entzücken über Danzig und dessen Handel und Schifffahrt und besonders über Oliva, das ihr mit dem Karlsberg, dem Wasserfall und der großartigen Meeresaussicht von dem chinesischen Häuschen wie ein Paradies erschienen sei, der Großmutter aus Warschau, wo es ihr so gut gefallen habe, daß es nicht besser hätte sein können. Mit Begeisterung spricht sie auch von Arkadien, dem Schloß der Radziwills, und von dem dortigen Tempel, den sie voll heiliger Ehrfurcht betreten habe.

Am 29. Juni 1798 war das Königspaar wieder in Charlottenburg, Luise etwas ermüdet, aber doch recht glücklich über die Reise und über die Liebe, die ihr allenthalben entgegengejubelt hatte. Wenige Tage später, am 6. Juli, fand im Berliner Schloß die feierliche Huldigung der märkischen Stände statt, der auch die Königin beiwohnte. Unter dem Thronhimmel nahm der König den Eidschwur der Versammelten entgegen. Zwischen den geladenen Zuschauern fiel der neue Gesandte der französischen Republik auf, der frühere Abbé Sieyès, von dem alle Welt wußte, daß er für den Tod des Königs Ludwig XVI. — la mort sans phrase — gestimmt hatte: Vertreter der königmordenden Revolution inmitten einer dem Königtum begeistert huldigenden altständischen Versammlung.

Abermals wenige Tage später, am 13. Juli 1798, genas Königin Luise in Charlottenburg ihres vierten Kindes, einer Prinzessin, die am Geburtstag des Vaters, 3. August, auf den Namen Charlotte getauft wurde, die spätere Kaiserin von Rußland. In Charlottenburg blieb der Hof auch während der nächsten Monate, ein friedsames Stilleben führend. Nur

einmal klopfte die lästige Politik an die Tür des Königsschlosses. Außerordentliche Botschafter Rußlands und Oesterreichs, Fürst Repnin und Graf Ludwig Cobenzl, der Unterhändler des Friedens von Campo Formio, erschienen in Charlottenburg, um den König zu einer Verständigung über gemeinsame Abwehr der französischen Uebergriffe zu bewegen. In einer ungewöhnlich langen Audienz, die der ungeduldige König mehrmals abzukürzen suchte, am 6. August in Charlottenburg, bemühte sich Cobenzl, den König mit allen Mitteln diplomatischer Kunst zum Anschluß an Rußland und Oesterreich zu gewinnen; vergeblich. Friedrich Wilhelm begnügte sich mit Versicherung seiner Freundschaftsgefühle für den Kaiser von Oesterreich; an allem, was nach einer Koalition aussah, lehnte er seine Beteiligung ab. Er war und blieb entschlossen, sich in seiner Politik der Neutralität und des Friedens nicht stören zu lassen. Mochte Nelson die französische Flotte bei Abukir vernichten, Napoleon Bonaparte Aegypten erobern, Rußland sich mit England und Oesterreich zu neuem Kampfe gegen Frankreich rüsten: in Charlottenburg beharrte der Erbe der Monarchie Friedrichs des Großen in dem bequemen Wohlleben eines vermögenden Gutsbesitzers inmitten seiner Familie, seiner Verwandten und Freunde.

Es liegt eine Stimmung heiteren Behagens und sorglosen Genießens über diesen Charlottenburger Spätsommertagen. Friedrich Wilhelms und Luisens Leben ging völlig auf in den schlichten Freuden der Häuslichkeit und des traulichen Umgangs mit den lieben Verwandten. Regelmäßiger Verkehr herrschte mit den Höfen in Schönhausen. Die Prinzessin Wilhelmine von Oranien und Luisens Schwester Friederike waren häufige Gäste in Charlottenburg; „Mimi", ohne jedes höhere geistige Interesse, in ihrer Alltagslustigkeit ganz für ein anspruchsloses Genußleben geschaffen, „Ika" — „munterer als je" — wie Prinz Georg damals urteilt — glücklich als vielumworbene Witwe in Schönhausen, aber noch glücklicher fast, zu der geliebten Schwester nach Charlottenburg kommen zu dürfen. „Durch die Sandwüste bis zum Elysium", schrieb sie wohl auf einen der Briefe, die von Schönhausen nach Charlottenburg durch „1 1/2 Meilen arabischer Wüste" gingen. Dort fühlte sie sich mit Luise in die Tage ihrer Kindheit zurückversetzt. Denn in Charlottenburg fand sie alte Darmstädter Freunde wieder. Vetter Ludwig war da, der spätere Großherzog Ludwig II., ein etwas indolenter junger Mann, aber, wie Friederike versichert, „ein ausgezeichneter Charakter"; und Onkel Georg, so unverwüstlich fröhlich wie einst am Rheine. Frau von Voß sah mit Mißtrauen auf seine Besuche, da er immer nur zu kommen schien, wenn er Geld brauchte; aber sie ergab sich doch schließlich seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit. Zu dem fröhlichen Kreise in Charlottenburg gehörte auch Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, der immer seine heiterste Laune mitbrachte und in der Zwanglosigkeit dieses Hofes es sich wohl sein ließ.

Der liebste Besucher aber war und blieb doch Bruder Georg, der am 12. August seinen 19. Geburtstag in Charlottenburg feierte. Er war ein hübscher, schlanker, blonder Bursche geworden, etwas weiblich gefühlvoll und schwärmerisch, aber eben darum wohl der Liebling Luisens und Friederikens, denen er auch äußerlich glich, während der schwarzhaarige Karl mehr Charlotten und besonders Theresen ähnelte. Mit ihm wurden alle die Lieblingsplätze in Potsdam und auf der Pfaueninsel besucht und in Paretz zum Erntekranz getanzt. Ein Augenzeuge hat uns die Ungezwungenheit dieser Feier geschildert. „Da sah man eine Königin neben einer Dienerin, einen Prinzen von Geblüt Kotillon tanzen mit einer Müllerin, einen König sich Punsch servieren lassen von einem Stalljungen und eine Prinzessin sich begegnen mit ihrer Köchin.“

Wie erschien Königin Luise in diesen Charlottenburger Tagen? Wie hatte sich das Verhältnis zu ihrem Gatten gestaltet? Friederike und Georg geben uns Antwort auf diese Fragen. Sie haben den Prinzessinnen Charlotte und Therese, die immer mit geschwisterlicher Teilnahme nach Berlin blickten, darüber berichtet, beide in liebender Bewunderung, Georg aber auch mit einer unter die lachende Oberfläche dringenden Beobachtungsgabe und mit nicht gewöhnlichem Verständnis.

Friederike schreibt: „Luise sieht so frisch aus und ist immer schön wie ein Engel. Ihr Charakter und ihr Herz entsprechen ihrem himmlischen Aeußern, das macht sie in meinen Augen noch schöner. Gott erhalte sie und störe nie ihr Glück, das jetzt vollkommen ist und von Seite ihres Gatten noch nie die mindeste Trübung erfahren hat.“ (Schönhausen, 11. August 1798.)

Prinz Georg (2. Oktober 1798) schildert das Glück des Alleinseins mit Luisen in den Vormittagsstunden, bei dem es fast wie eine Störung empfunden wurde, wenn der König vom Exerzierplatz zu ihnen zurückkam. „Aber wenn ich die Liebe sah, mit der er sie und sie ihn bewillkommnete, wenn es so echt durchleuchtete, wie ihr Morgenkuß ihm nach der Arbeit schmeckte und wie sie das beseligte, dann verschwand alles eigene Interesse, und ich war in dem Glück einer so guten edlen Schwester glücklicher noch als vorher. Schwer würde es mir aber auch werden, Dir zu beweisen, wie sehr sie's verdient; Dir zu sagen, wie sie so unermüdet fortschreitet auf der Bahn des Guten, so unablässig ihre Pflichten vor Augen hat, nichts sieht als ihren Mann, nichts sucht, nichts wünscht, als ihm zu gefallen, ihn glücklich zu machen, dabei der reine Sinn, der reine Wille, immer besser zu werden, die Gefälligkeit, das liebliche Wesen, so vollkommen das alte Betragen, ohne auch nur die Spur der Königin, und doch dabei die hohe Würde, die feste Treue und Wärme gegen ihre Freunde. Nein, es ist ein recht braves Weib und gewiß, wenn Du sie jetzt so sähest, Du würdest sie in dem Grade hoch schätzen wie ich. Willst Du wohl glauben, daß sie jetzt

7



sanfter wie die Ika ist? welche, obgleich ich sie diesmal munterer wie je fand, doch gewiß nicht auffahrend ist. Ihre Naivität und ihr damit verknüpftes originelles Wesen hat sie zwar ganz behalten, und obgleich die Naseschauer [?] und alles was in das Fach der Bouffons schlägt, vorüber ist, so gibt es doch immer noch Szenen, wenn wir allein sind, in denen die alte Luise zu erkennen ist. — Aber laß die Szene sich ändern, entweder der König soll humeurs bekommen oder die [ein unverständliches Wort] sich erhitzen und einer sich mit ihr streiten, ja laß ihr Unrecht tun, sie kränken, und von dem Augenblick hast Du nichts sanfteres gesehen. Eine solche Bescheidenheit, eine solche Gutmütigkeit, alles dabei so wenig erkünstelt, so daß man sieht, es ist Charakter und der überwiegende gute Sinn siegt über Temperament und Jugend. Nein, ich schwöre Dir, die Tränen sind mir oft in die Augen gekommen, und ich hätte ihr die Hände dafür küssen mögen. Wahr ist es, sie hat unzuberechnende Aufforderung, so sich stets zu bewachen und zu bessern, denn nicht allein ihr größtes, nämlich ihr häusliches Glück erhält dadurch immer hellere und reinere Farben, sondern auch ihr Platz, auf dem sie steht, muß sie schon unbeschreiblich aufmuntern, da es gewiß keine kleine Stärkung ist, die feste Ueberzeugung haben zu können, durch unser Beispiel auf Millionen zu wirken, Millionen dadurch glücklich zu machen und von Millionen dafür angebetet zu werden. Aber laß auch noch zehnmal mehr sie dazu anspornen, wer das unendlich große Wort Selbstbeherrschung kennt, der wird ihr deswegen weder seine Liebe noch seine Bewunderung um das geringste entziehen können. Ich wenigstens, der ihre Lage so unverschleiert sah, wie's nur immer möglich ist, kann das in Wahrheit beteuern, denn so gänzlich willenlos zu sein, sobald der König den kleinsten Wunsch äußert, und täglich mit dem Bewußtsein, den größten Dank zu verdienen, humeurs mit Lächeln ertragen zu müssen, ist und bleibt hart, und wenn auch der Mann, von dem ich sie ertrage, ein verehrungswürdiger Mann und ein Mann ist, der mich wieder mit Liebe überhäuft und sein ganzes Glück in mir findet, wie dies alles der Fall ist. Daher fließt denn manche Träne im stillen, die nicht gesehen oder deren Ursache nicht klar wird, und ich wiederhole es darum nochmals: wenn auch alles dies nicht hinlänglich ist, sie zu Fehlern zu berechtigen, so gehört doch eine sehr hohe Kraft des Herzens sowohl als des Geistes dazu, sich in dem Maße der Vortrefflichkeit zu erhalten, und stets so sich getreu zu bleiben" . . .

Im Wechsel der Jahreszeiten war inzwischen der Herbst gekommen mit seinen Manövern, die jetzt, zum ersten Male seit dem Tode des Großen Königs, wieder in Potsdam und Umgegend abgehalten wurden. Die Königin war fast regelmäßig dabei anwesend, wie sie auch an der Weihe und Nagelung der Fahnen für die Garde teilnahm. Einige Wochen später siedelte der Hof ganz nach Potsdam über; Mitte November war man wieder in Berlin.

Ein Jahr war nun seit dem Thronwechsel vergangen, ein Jahr selbstgenügsamer einförmiger Behaglichkeit, und hinter diesem einen Jahre lagen andere Jahre, ebenso groß an Zahl wie unveränderlich in ihrem Kreislauf: der Winter in Berlin mit seinen Festlichkeiten, Frühjahr und Herbst in Potsdam mit Revuen und Manövern, der Sommer mit Reisen und Erholungstagen in Charlottenburg. Ein mächtiger Strom neuen politischen Lebens brauste durch Europa, eine geistige Bewegung ohne gleichen flutete durch Deutschland: der Berliner Hof, den von dem Alltagsleben keine Schranke trennte, blieb jenen Strömungen verschlossen. Geistige Werte hatten in diesem Daseinskreise noch keine Geltung. So reich das häusliche Leben des Königspaares an stillem Glück war, es schien doch fast wie ein Blumenleben, das Luise führte. Dem Gemahl alles aus dem Wege räumen, was ihm lästig und unangenehm werden könnte, für die Regelmäßigkeit des Tageslaufes sorgen, den Verdrießlichen aufheitern durch ein Liedchen oder ein trauliches Gespräch, einen einsamen Spaziergang, eine lustige Unterhaltung am Familientisch, oder ein fröhliches Spiel in der Kinderstube, ernsteren Stimmungen auch wohl durch eine kleine religiöse Vorlesung entgegenkommen, darin erschöpfte sich hauptsächlich Luisens Tagewerk. In der unbedingten Unterwerfung unter den Willen des Gatten, in der rückhaltlosen Hingabe an das ihm bequeme phäakische Dasein drohte Luisens Persönlichkeit mit allem schlummernden Reichtum ihrer Begabung unterzugehen.

Durfte es so weitergehen? Sollte Luise abseits stehen bleiben von dem deutschen Geistesleben, wie ihr Gemahl abseits stand von der europäischen Politik? Luise war nicht blind gegen die Gefahr, die ihr drohte: „Ich weiß noch lange nicht genug, besonders habe ich viel vergessen, was ich gewußt habe“ — so bekannte sie dem Bruder Georg im dritten Jahre ihrer Ehe; jetzt im fünften Jahre sagte sie einmal scherzend: „Wenn es so fortgeht, werde ich bald nicht mehr wissen, ob London in England oder in Deutschland liegt.“

Mit wachsender Besorgnis sahen die Geschwister auf diese Entwickelung. Luise war ihr Stolz, von der sie das Höchste erwarteten: sie sollte eine Krone auch in der geistigen Welt tragen. Georg insbesondere, nach den Beobachtungen, die er bei seinem letzten Besuche gemacht, war traurig über dies leere Dasein. „Nein, ich schwöre Dir,“ so schrieb er an Schwester Therese, „es hat mich oft so unglücklich gemacht, daß ich hätte blutige Tränen vergießen können.“ Es beruhigte ihn nicht, daß der König selbst höhere Bildung bei einer Frau für überflüssig hielt; er fürchtete für eine Zukunft, in der „der Reiz der Jugend vorüber und das Alter da ist“ — wie würde dann bei der Abwesenheit aller geistigen Interessen die Langeweile ertragen werden? Therese, ohne die Angst des Bruders ganz zu teilen, empfahl für Luise kleine geographische und historische Taschenbücher, die von England bezogen werden sollten und als englisch wohl vor des Königs Augen Gnade finden würden.

7*

Georg oder sein Gouverneur sollten der Königin die Bücher geben; eine solche Sendung von ihr selbst, fürchtete sie, würde leicht dem Autodafé des Königs verfallen.

Indem die Geschwister noch hierüber berieten und Luise selbst sich nach Hilfe in ihrer geistigen Not umsah, trat ein Ereignis ein, das diese Bestrebungen zunächst zurückdrängte und das Glück des ganzen Familienkreises erschütterte.

Friederikens Ehe mit Prinz Louis war, wie schon früher angedeutet, niemals eine glückliche gewesen. Während der Kronprinz bei einer gewissen Empfänglichkeit für weibliche Reize doch ohne jede intimere Beziehung geblieben war, hatte Prinz Louis schon früh Liebesverhältnisse angeknüpft, die er auch nach seiner Vermählung fortsetzte und die seiner jungen Frau nicht verborgen waren. Die Geburt des ersten Sohnes, des Prinzen Friedrich, der vom Vater große dunkelblaue Augen und von der Mutter Grübchen am Munde geerbt hatte, führte das Ehepaar zeitweise einander näher, und auf einer Reise und bei einem längeren Aufenthalt in Schwedt hat Friederike glückliche Tage mit dem Gatten verleben können. In Berlin aber zeigte sich der Prinz stets „versteinert kalt" und beleidigend gleichgültig gegen die Gemahlin, die ihm noch zwei Kinder gebar, Friederike und Karl. Friederike schalt wohl über „die verteufelte Stadt", die den Prinzen mit soviel Verführung umgab und ihr den Gatten entzog, und die sie selbst doch so sehr liebte. Wieviel bittere Tränen hat sie geweint, sie die weichste und anschmiegendste aller Prinzessinnen, deren Wesen nichts als Liebe atmete, und die das Schicksal an diesen „eiskalten Mann" gefesselt hatte! Wie oft ihren Kummer und ihre Verzweiflung in Georgs treues Bruderherz ausgeschüttet! „O bitte Gott mit mir, daß er mir jungem Weibe Klugheit genug gebe, alles zu tragen, was er mir auflegt, daß er mir helfe in allen Nöten, daß er mich lehre, einen jungen unerfahrenen Menschen so zu lenken, daß er mir auf ewig zugetan bleibt." Und ein andermal: „Unterlasse es nicht, für die arme Ika zu bitten. Die besten Jahre, worin sie jetzt lebt, wo Mädchen sonst am lustigsten und am tollsten sind, verlebt sie in Schwermut und in Traurigkeit." Schließlich fand sie sich in ihr Schicksal und gab sich Mühe, nichts zu hören und nichts zu sehen, und blieb auch für den Ungetreuen „das liebe, sanfte Geschöpf", das sie immer gewesen war. Während der tödlichen Erkrankung des Gatten, der sein Ende kommen sah, bewies sie ihm die aufopferndste Liebe und Pflege und Georg kann in den Briefen an Therese „die arme, fromme, stille Dulderin" nicht genug rühmen, die sich wie „ein Engel" am Krankenbett benommen habe. Luise aber schrieb mitleidig: „Wie gut ist das Schicksal für mich gegenüber Friederike. Verdiene ich es denn aber mehr? Nein, gewiß nicht. Gott muß es ihr noch einmal in der Welt recht gut gehen lassen. Sie verdient gewiß Glück und hat nichts als Kummer."

Der jungen Witwe war dann, wie oben erwähnt, das Schloß von Schönhausen zum Aufenthalt überlassen worden, wo sie sich bald ganz behaglich fühlte, da sie dort nicht so „ausspioniert" werden konnte. Der neunzehnjährigen Schönheit fehlte es nicht an Verehrern und Bewerbern, deren trostvolle Huldigungen entgegenzunehmen sie sich durch ihr Eheunglück berechtigt hielt. „Jeder will sie haben", notiert Frau von Voß in ihrem Tagebuch. Der erste, den sie auszeichnete, war Prinz Louis Ferdinand; man dachte selbst an eine Vermählung, die aber, wie es scheint, König Friedrich Wilhelm III. untersagte. Dann kam einer ihrer englischen Vettern, Prinz August Herzog von Sussex, der sie heiraten und mit nach England nehmen wollte, wenn sie sich entschließe, ihre Kinder auf dem Festlande zu lassen. Friederike war nicht ganz abgeneigt, darauf einzugehen; da starb Anfang April 1798 ihr jüngstes Kind, Prinz Karl, und dieser Verlust schien ihr wie eine Strafe des Himmels dafür, daß sie sich von ihren Kindern hatte trennen wollen. Bei der schwermütigen Stimmung, in die sie hierüber geriet, näherte sich ihr als teilnehmender Freund der Prinz Friedrich von Solms-Braunfels, der, anfänglich in holländischen Diensten, 1795 in das Ansbacher Husarenregiment eingetreten und jetzt durch Friedrich Wilhelm III. nach Berlin in die Garde versetzt war. Der Umgang wurde während der Huldigungsreise des Königspaares höchst vertraulich: aus den Briefen Friederikens im Sommer 1798, obschon sie den Prinzen nie erwähnt, spricht verschwiegenes Liebesglück.

Friederikens Verhalten hatte die Geschwister längst beunruhigt. Prinz Georg namentlich, immer scharfblickend, fürchtete alles für sie von dem verführerischen Müßiggang des Berliner Wohllebens. Er vermißte an ihr ohnehin Luisens Geist, Luisens „esprit de conduite" und seufzte: „wenn doch der liebe Gott sie recht glücklich verheiraten wollte."

Um Weihnachten des Jahres 1798 erfuhr Königin Luise, aber nicht von der Schwester, was zwischen ihr und dem Prinzen Solms vorgegangen; Luise selbst mußte dann dem König Mitteilung machen. Nach längeren Beratungen, bei denen namentlich die Prinzessin von Oranien für Friederike eintrat, wurde eine schleunige Vermählung mit dem Prinzen Solms beschlossen, die der Prediger vom Invalidenhaus sofort vollzog. Zugleich aber befahl König Friedrich Wilhelm die Entfernung des jungen Paares nach Ansbach; die kleine Friederike durfte vorläufig die Mutter begleiten, der Sohn Fritz sollte in Berlin erzogen werden. Am 10. Januar 1799 verließ die Prinzessin den Berliner Hof; die jüngeren Brüder ihres verstorbenen Gemahls, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, geleiteten sie zum Reisewagen. Erst von Potsdam aus durfte sich der neue Gemahl ihr anschließen. Sie selbst schien glücklich. „Ich habe immer das Glück gesucht und ersehnt, zu lieben und geliebt zu werden, endlich werde ich es genießen", schrieb Friederike zum Abschied der Prinzessin Radziwill, und bald

nach der Ankunft in Ansbach dem Bruder: „Ich genieße das Glück, was in Hütten wohnt, und nicht das, was auf Thronen und in Kronen besteht. Ich bin verbunden mit dem einzigen Mann, der nach meinem Gefühl allein mich je hätte glücklich machen können.“

Es war eine böse Täuschung. Friederike sollte nach wenigen Jahren inne werden, daß das ersehnte und erhoffte Glück ihr abermals nicht beschieden war. Das leichtsinnige und brutale Wesen des Prinzen, seine rohen Trinkersitten, machten dem kurzen Glückstraum bald ein schlimmes Ende.

Königin Luise war durch den Fehltritt der so heiß geliebten Schwester aufs schmerzlichste erschüttert, sie war verwundet in dem tiefsten ihrer Gefühle: in ihrer geschwisterlichen Liebe. Immer hatte sie mit der Schwester Freud und Leid geteilt und getragen: nichts kränkte sie jetzt mehr, als der Mangel an Vertrauen, den Friederike die ganze Zeit her ihr bewiesen. Immer hatte sie die Schwester, deren Verhalten schon so manchmal Anstoß gegeben und Verdacht erregt, gegen alle verteidigt: jetzt mußte sie dem Vater, den Verwandten, selbst dem englischen Prinzen das Vorgefallene eröffnen.

Wie ergreifend schluchzt der Schmerz der Königin aus den Zeilen, die sie am Tage nach der Trennung von der Schwester an Bruder Georg richtete: „Sie ist fort, ja, sie ist auf ewig von mir getrennt. Sie wird nun nicht mehr die Gefährtin meines Lebens sein. Dieser Gedanke, diese Gewißheit umhüllen dermaßen meine Sinne, daß ich auch gar nichts weiteres denke und fühle. Ach Gott! helfe mir diese schwere Trennung tragen. Der Himmel allein weiß, was ich die Zeit über litt, und wieviel Tränen heimlich des Nachts mein Lager netzten. O! wie gerne will ich dies alles erduldet haben und mit Freuden noch ein Mal... soviel auf mich laden, hätte ich nur die Gewißheit, daß ihre Zukunft heiter und glücklich wäre... Das unumschränkte Vertrauen, das ich zu Gott habe, der Glaube an seine Liebe erhält mich, daß ich nicht ganz kleinmütig werde. Wenn ich mir vorstelle, daß Friederike unglücklich werden könnte, so recht elend und gequält, so kann ich Augenblicke haben, wo ich ganz verzweifelt und kopflos bin. Ach, gütige Vorsehung, verhindere dies. Es wäre mein Tod.....“ Bald wurde sie jedoch ruhiger; sie suchte und fand Trost in dem Gedanken, daß die Nähe Charlottens in Hildburghausen und Theresens in Regensburg günstig auf Friederike einwirken werde, und vor allem glaubte sie, daß eine große Liebe, wie die Friederikens, auch ein großes Glück verbürgen könne. Georg aber fand eine bittere Genugtuung in der raschen Verwirklichung seiner Besorgnisse und schalt grimmig auf das „verfluchte Schlaraffenleben“ in Berlin, bei dem auch „ein Heiliger in Gefahr komme.“

Auf das Hofleben hatte die Entfernung der Prinzessin Friederike nur geringen Einfluß. Außer der Königin trauerte ihr kaum jemand nach; man meinte, Luise sei ohne sie besser.

Alle wetteiferten, die Königin zu zerstreuen und zu unterhalten. Die Karnevalsfestlichkeiten gingen ihren gewohnten Gang, und jeder Anlaß zu einer besonderen Feier, wie der Geburtstag eines prinzlichen Vetters oder einer fürstlichen Tante, war willkommen. Zu Fastnacht 1799 veranstaltete man das erste jener glänzenden Kostümfeste, wie sie fortan fast alljährlich zum Abschluß des Karnevals gefeiert wurden; es stellte dar die Vermählung der katholischen Königin Maria von England (Königin Luise) mit König Philipp II. von Spanien (Prinz August Herzog von Sussex). Leiter dieser Festlichkeiten war der von der Gräfin Lichtenau nach Berlin gebrachte Archäologe Hirt, den Professor Kiesewetter und für die Musik der Komponist der beliebten Oper Fanchon, Himmel, unterstützten. Fröhliche Festproben, von denen jeder Etikettezwang verbannt war, und eine Nachfeier für alle Teilnehmer füllten den ganzen Monat Februar. Wie manchmal haben Königin Luise und Prinzessin Luise Radziwill später in Memel und Königsberg an diese Tage harmloser Freuden zurückgedacht, wo man keinen größeren Kummer kannte, als wenn einmal König Friedrich Wilhelm störend in die Vorbereitungen eingriff und etwa den Gebrauch königlicher Insignien bei den Kostümfesten verbot!

Schon damals aber gab es am Berliner Hofe doch wenigstens eine Person, die mit Unbehagen auf dies festliche Treiben sah: am 5. Februar schrieb Frau von Voß in ihr Tagebuch: „Man denkt an nichts als an die Redoute, während die Könige von Sardinien und Neapel auf der Flucht sind und Ehrenbreitstein genommen wird. Gott weiß, wie das alles gehen wird; gebe der Himmel, daß die Reihe nicht an uns kommt."

Denn inzwischen war der Krieg der französischen Republik mit der großen Koalition Oesterreich-Rußland-England, der Krieg, der ganz Westeuropa von den Niederlanden bis Neapel erschüttern sollte, in der Schweiz und Italien zum Ausbruch gekommen. In Berlin erschienen wieder außerordentliche Botschafter der verbündeten Mächte, Thomas Grenville von England, Fürst Dietrichstein von Oesterreich, General Kinkel für das Haus Oranien, um König Friedrich Wilhelm III. endlich zum Anschluß an die Koalition zu bewegen. Auch diesmal aber, obgleich von dem preußischen Minister Graf Haugwitz selbst lebhaft unterstützt, scheiterten ihre Bemühungen an der unerschütterlichen Friedensliebe des Königs. Vergeblich suchte man seine persönliche Teilnahme für das so nahe verwandte Haus Oranien und besonders für die alten linksrheinischen Besitzungen Preußens rege zu machen: er blieb nach wie vor entschlossen, nur bei einem wirklichen Angriff der Franzosen auf Norddeutschland zu den Waffen zu greifen: nur dann glaubte er auch auf die volle und begeisterte Hingabe seines Volkes rechnen zu können.

Bei diesen Verhandlungen ist, wie es scheint, zum ersten Male auch Königin Luise etwas in die Politik hineingezogen. Der russische Gesandte, Graf Nikita Panin, hatte schon

früher seiner Regierung empfohlen, die Gemahlin Kaiser Pauls I., Kaiserin Maria Feodorowna, eine geborene württembergische Prinzessin, zu einem vertraulichen Briefwechsel mit Königin Luise zu veranlassen, um durch sie auch auf den König Einfluß zu gewinnen — ein Briefwechsel, der ein Jahrzehnt später unter so ganz anderen Umständen verwirklicht wurde. Panin überzeugte sich freilich bald selbst und sprach es aus, daß die Königin keinen politischen Einfluß habe und überhaupt zu einer politischen Rolle nicht geeignet sei. Als er im Sommer 1799 sich von ihr verabschieden durfte, war er erstaunt zu hören, wie wenig sie doch von der eigentlichen Lage der Politik unterrichtet war. Anderseits ist anscheinend im Interesse des Hauses Oranien auf die Königin eingewirkt worden, und General Kinkel erfuhr, daß sie bei der Nachricht von den anfänglichen Niederlagen der Oesterreicher in Graubünden, ähnlich wie Frau von Voß, geäußert habe: „Nach ihnen werden wir an die Reihe kommen." Es findet sich auch, daß die Königin eine der damals entstandenen Denkschriften für die Neutralität Preußens, vielleicht eine Arbeit des Geheimen Kabinettsrats Beyme, eigenhändig abgeschrieben hat.

Alle diese politischen Verhandlungen hemmten weder, noch beschleunigten sie den Gang des Berliner Hoflebens. Pünktlich Ende März wurde nach Potsdam übergesiedelt, wo die Königin sich anfangs recht traurig und niedergeschlagen fühlte, da das Andenken an Schwester Friederike und deren Schicksal sich ihr dort mit neuer Gewalt aufdrängte. Kaum hatte sie diese seelischen Eindrücke überwunden, als sie sich von körperlichen Leiden heimgesucht sah. Es war ein ungewöhnlich kaltes Frühjahr und die Wohnung im Potsdamer Stadtschloß schwerer noch zu heizen als sonst. „Dank einem Berg glühender Kohlen und einem fürchterlichen Feuer", schreibt Königin Luise an Frau von Voß, „ist es mir [heute] gelungen, mich zu erwärmen. Gestern aber bin ich fast der heftigen Kälte erlegen, die das Blut in meinen Adern erstarren ließ. In diesem Augenblick schneit es .... Potsdam ist entsetzlich traurig, alles ist so kalt, alles ist so still. Glücklich, wer mit der äußeren Ruhe die Seelenruhe verbindet, die alles ertragen läßt. Wenn ich auf die Vergangenheit zurückblicke, so zittere ich nicht und fürchte mich nicht, mit mir allein zu sein, um etwas zu entdecken, was mich beunruhigen könnte. Meine Kinder, meine Bücher, das Schreiben beschäftigen mich so, daß diese beiden Tage recht schnell vergangen sind." Wenige Tage später erkrankte sie, ähnlich, aber schwerer als vier Jahre früher in Sanssouci. Bald hieß es, daß ihre Brust angegriffen sei, daß sie Blut speie. „Diese verwünschten Zimmer," klagt Frau von Voß, „in denen sie wohnt, und die Kälte, die dort herrscht, müssen sie schließlich töten. Ich bin ganz verzweifelt darüber." Erst nach einigen Wochen erholte sich die Königin. Sie konnte sich des Besuches ihres Vaters freuen und selbst wieder die üblichen Revuebälle besuchen, wo sie, wie


1


2


3


4


5


6


7


8


9

Die Königlich Preußische Familie II.

1. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. 2. Königin-Witwe Elisabeth Christine von Preußen. 3. Prinz Heinrich d. Ae. von Preußen. 4. Prinzessin Ferdinand von Preußen. 5. Prinz Ferdinand von Preußen. 6. Prinzessin Wilhelmine von Preußen, Erbstatthalterin der Niederlande. 7. Prinz August von Preußen. 8. Prinzessin Luise von Preußen, Fürstin Radziwill. 9. Prinz Louis Ferdinand von Preußen

einer der Teilnehmer, Graf Lehndorff, berichtet, die Anwesenden durch „den göttlichen Ton ihrer Stimme bezauberte, der nur diesem Engel von Frau eigen ist.“

Von Potsdam aus, am 25. Mai, wurde die Sommerreise angetreten, diesmal nach Westen, ins „Reich“. Was Luisens Herz dabei mit freudiger Erwartung erfüllte, war die Aussicht, alle ihre Schwestern — auch Friederike — und die Stätten ihrer Kindheit, Darmstadt und Frankfurt, wiederzusehen. So hatte der König selbst alles längst angeordnet und vorbereitet. „Wisse noch,“ schrieb Luise dem Bruder Georg, „daß mein Mann allein, ohne daß ich daran dachte, mit dem Plan meiner ganzen Reise hervorrückte und daß er es ist, der alles, alles arrangirte. Nun denke Dir diesen Beweis seiner Liebe gegen mich zu allem andern und empfinde lebhaft, was mein Herz gegen diesen edlen, durchaus rechtschaffenen guten Mann empfindet.“ In Hildburghausen sollte die Zusammenkunft der vier Schwestern — die erste seit der Verlobungsfeier in Darmstadt — stattfinden. „Lieber Georg, wie wird Dir bei diesem Gedanken?“ Gegen Ende Mai schon war der ganze Familienkreis in Hildburghausen bei Charlotte versammelt: Therese und Friederike, Georg und Karl, und auch die jetzt siebzigjährige Großmama. Man erwartete noch den Vater, Herzog Karl, und Königin Luise. Der Vater kam zuerst. „Welch Augenblick, dies Wiedersehn,“ schreibt Therese einer Freundin; „es gibt keinen liebevolleren und geliebteren Vater als ihn und mit Recht, es ist ein so vortrefflicher, so ritterlicher Mann. Jedes seiner fünf Kinder und neun Enkelkinder verlangte nach einem Blick, nach einem Kuß, wenigstens nach einem Händedruck. Er konnte nicht allen genügen. Wir zerflossen sämtlich in Tränen.“ Am 2. Juni, von Westfalen her, traf Luise ein. „Heute“, schreibt Therese, „kommt die Königin, es ist zu viel auf einmal. Was habe ich getan, so viel Glück zu verdienen?“ Und einige Tage später: „Ich weiß nicht, wie ich das Leben nennen soll, das wir seit der Ankunft der Königin führen. Sie ist die Seele eines Kreises, der auch ohne sie sich schon auf dem Gipfel des Glückes glauben würde. Auf dem Antlitz dieser unvergleichlichen Frau sind die Göttinnen der Anmut, des Spiels, des Lachens vereinigt. Ihr heiterer schuldloser Blick belebt und beglückt alles. Die Fremden strömen in dieser Stadt zusammen, man hat kaum Zeit Atem zu holen.“ Zu diesen Besuchern Hildburghausens gehörte auch Jean Paul, der dort der Königin durch Charlotte vorgestellt wurde und der später den „vier schönen und edeln Schwestern auf dem Throne“ seinen Titan widmete. Ein junger Künstler, Karl Barth, hat die Schwestern dort öfter auf ihren Spaziergängen im Park von Hildburghausen beobachten können; ihm fiel besonders Luise auf, „deren reine Formen, vor allem der so schön gebildete und doch wieder so individuell reizende Kopf, so harmonisch mit dem schlanken Hals vereinigt, überall an die Antike mahnten.“

Am 7. Juni verließ Luise mit Therese und Georg Hildburghausen und erreichte über Eisenach am nächsten Tage Kassel, wo sie mit ihrem Gemahl zusammentraf, der inzwischen in Westfalen noch Revuen gehalten hatte. Längst hatte der Ruf von Königin Luisens Schönheit und Holdseligkeit die Grenzen Preußens überschritten. Das dem preußischen Wesen sonst so spröde „Reich" huldigte dieser preußischen Königin wie einer deutschen Kaiserin. Göttinger Studenten haben geschildert, wie die ganze Universität damals „in Hitze und Staub" nach Kassel wanderte, angezogen von dem „Magnet", von Königin Luise. Alle Kollegien wurden geschlossen, „denn nur Kranke oder griesgrame Antiken" waren zurückgeblieben. „Die Landstraße war von Kutschen, Reitern, Menschen und Karren so bedeckt, daß man hier einer Völkerwanderung oder Emigration beizuwohnen schien." Viele sind in der Nacht vom 8. zum 9. Juni zu Fuß von Göttingen nach Kassel gewandert und fühlten sich glücklich, am nächsten Tage — einem Sonntage — dort oder auf dem Weißenstein (Wilhelmshöhe) die Königin sehen zu können. „Ihre Gestalt", schreibt ein Student dem Freunde, „hat etwas Aetherisches, welches durch die sehr dünne Kleidung sehr unterstützt wird; o des schönen Weibes, der Königin — hättest Du sie nur gesehen, wie sie mit einem holden Blick alle Herzen fesselte." Aber auch Therese fand ihre Bewunderer. Ein Berichterstatter meint, daß, „wer das Pikante dem Feinen vorziehe, ihr den Apfel reichen würde."

Ueber Eisenach, Hildburghausen und Koburg wurden dann die damals preußischen Markgrafschaften Ansbach-Bayreuth besucht, für die Königin Luise eine besondere Vorliebe faßte. Auch die Grabstätten der Hohenzollern in Heilbronn wurden besichtigt. Mit Hardenberg, dem alten Bekannten ihrer Eltern von Hannover her, der seit einigen Jahren in preußische Dienste getreten war und jetzt die Markgrafschaften fast selbstherrlich regierte, kam Luise damals in nähere persönliche Beziehungen. Dann ging es über Würzburg nach Wilhelmsbad, von wo Ausflüge in die Umgegend unternommen wurden. Welche Freude für die Geschwister, in Darmstadt das „Paradies" ihrer Kindertage wiederzusehen, und Frankfurt, „den Ort", wie Luise schreibt, „unseres ersten Umhersehens in der großen Welt, den Ort, wo ich die interessantesten Bekanntschaften meines Lebens gemacht habe." „Ganz Darmstadt", schreibt Therese, „empfing uns in rührender Weise und jedes Zimmer im Palast unserer Großmama erhielt einen besonderen Besuch." Im Roten Haus zu Frankfurt, wo 1793 König Friedrich Wilhelm II. residiert hatte, gab die Kaufmannschaft dem Königspaar ein Ballfest, bei dem eine von Köckritz verbreitete Nachricht über angebliche französische Ueberrumpelungspläne Beunruhigung erregte. In Frankfurt hat, wie bekannt, Luise durch Prinz Georg auch Goethes Mutter zu sich in das Thurn- und Taxische Palais geladen und mit ihr von „vorigen Zeiten" geplaudert. Am 30. Juni verließ sie nach einem rührenden

Abschied von Friederike Wilhelmsbad und kam über Eisenach, wo sich Charlotte verabschiedete, mit Therese und Georg am 1. Juli in Weimar an. Hier sah sie am nächsten Tage eine Aufführung von „Wallensteins Tod" — die Piccolomini hatte sie schon am 2. März desselben Jahres in Berlin gesehen — und ließ sich Schiller, der von Jena herübergekommen war, Goethe und Wieland vorstellen. Schiller fand die Königin „sehr graziös und von verbindlichstem Betragen"; Herders Frau nennt sie „ein Wesen von der glücklichsten Natur, die Naivetät und Grazie selbst", „eine Hebe". Am folgenden Tage verließ Luise mit dem Könige Weimar. Therese, die noch zurückblieb, schreibt über den Abschied von der Schwester: „Die Himmlische, sie schloß mich so fest in ihre Arme, ich drückte sie so warm an mein Herz, und doch vermochte man uns zu trennen . . . Du kannst nicht denken, was das für ein edles, reines, anmutiges Geschöpf ist, der Umgang mit ihr läutert einen, denn man würde sich fürchten, in ihrer Nähe mit unlauterem Herzen einherzugehen, vielmehr es wäre unmöglich, denn selten erschien wohl so hohe Tugend unter einer so reizenden Gestalt . . . "

Am 8. Juli war das Königspaar wieder in dem geliebten Charlottenburg.

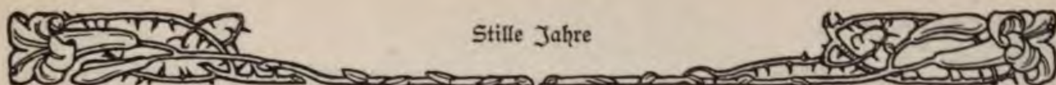
Die rasche Aussöhnung mit Friederike, deren Verbannung wenige Monate vorher so großes Aufsehen gemacht hatte, erregte doch einigen Anstoß, um so mehr, da es hieß, die Prinzessin werde bald wieder nach Berlin zurückkehren. Königin Luise nahm das übliche Berliner Gerede sehr leicht. „Daß hier und da junge ungezogene Herren", schrieb sie einmal an Georg, „sich dumme Späßchen oder Bemerkungen erlauben sollten, und mich so wenig als andere damit verschont lassen, ist sehr glaublich." Daß sie gegen Schwester Friederike und andere Verwandte — auch Stein hat das später getadelt — zu nachsichtig sei, war ihr selbst recht wohl bewußt. Allein diese geschwisterliche und verwandtschaftliche Liebe bildete so sehr einen Wesenszug ihrer weiblichen Natur, daß kein schlimmes Erlebnis je etwas daran hat ändern können. „Meine wahre und aufrichtige Anhänglichkeit an meine ganze Familie", schrieb sie einmal der Großmutter, „ist der Art, daß ich nicht ganz glücklich sein kann, wenn ich sie nicht alle glücklich weiß." Dem Bruder Georg aber, der sie von dem Gezischel benachrichtigt hatte, bekannte sie: „Ich bin ein schwaches Weib, das fühle ich alle Tage mehr; aus Güte des Herzens werde ich schwach. Ich wünsche, es ginge allen Menschen wohl, deshalb verzeihe ich leicht, vergesse gern, schelte nicht, wo ich sollte, um nicht zu betrüben, und ich fürchte, ich stifte doch nichts gutes, weder außer mir, noch in mir; denn die menschliche Natur ist verdorben, sie will Härte um der Besserung willen, sie dürfen nicht geschont sein, und ich habe mir zum Grundsatz gemacht, sanft, schonend, gütig gegen Jeden zu sein, und eben darum fürchte ich, werde ich schwach und meine Selbständigkeit verlieren. Beruhige mich darüber, lieber Georg, Du bist ein gefühlvoller Mensch, nur zu gefühlvoll,

das ist Dein Fehler, manchmal schwärmerisch. Es darf nicht geschwärmt sein, in der wirklichen Welt müssen wir bleiben, uns durcharbeiten, so will es das Schicksal. Kommt es bloß auf mich allein an, so traue ich mir zu, nicht schwach zu sein, so wenig in meinen Handlungen, als in meinem Urteile. Ist aber ein Anderer damit verbunden, hat mein Urteil Einfluß auf das Wohl eines Zweiten, so schwanke ich, obgleich das Gefühl des Rechts tief und klar in meinem Herzen schlägt. Was ist dieses Schwanken? Ist es Schwäche oder ist es Menschenliebe? . . . . . ."

Königin Luise hat in diesen Zeilen ihrer Geschwisterliebe und ihrer Menschenliebe ein schönes Denkmal gesetzt. Gab sie sich dabei aber nicht nachsichtiger vielleicht und weicher, als sie tatsächlich war? Gerade dem Bruder gegenüber bewies sie damals, daß sie doch mit beiden Füßen fest „in der wirklichen Welt" stand und „um der Besserung willen" auch „hart" zu sein wußte.

Prinz Georg, der bisher in Rostock studiert hatte, sollte nun in einer größeren Stadt seine Bildung erweitern und vervollständigen. Unter dem frischen Eindruck des Aufenthaltes in Weimar riet Luise ihm, diese Stadt zu wählen, wo er auch Finanz- und Kameralwissenschaften lernen könne; und dann — „denke Dir einmal die herrlichen Erholungsstunden in Wielands und Goethes Gesellschaft". Luisens Gedanke kam nicht zur Ausführung; es wurde vielmehr beschlossen, daß der Prinz nach Berlin gehen solle. So glücklich Luise darüber war, den Bruder längere Zeit um sich zu haben, so war sie doch nicht ohne Sorge, daß der Prinz in den berauschenden Genüssen des Berliner Karnevals der Verführung leichtfertiger und ausschweifender Menschen erliegen könne. Schwesterlich warnte sie ihn: Wenn sie so etwas an ihm erlebte, „ich heulte und schämte mich tot; Du würdest in mir die kälteste und fremdeste Person finden." Scherzend fügt sie diesen Ermahnungen ein andermal hinzu: „Herr Lichthammer ist in mich gefahren."

Zu Anfang des Winters 1799 siedelte Prinz Georg wirklich nach Berlin über, wo er im Palais des verstorbenen Prinzen Louis Wohnung erhielt. Soweit es ihm eine beginnende Schwerhörigkeit gestattete, besuchte er die Vorlesungen des Predigers und Historikers Ancillon, des schon erwähnten Professors Kiesewetter, des Apostels der Kantischen Philosophie in Berlin, der auch die jüngeren Brüder des Königs unterrichtete; Friedrich Schlegel u. a. scheint er ebenfalls gehört zu haben. Er war täglich am Hofe, allen ein willkommener Gast, auch dem Könige, den er durch seine bewegliche Fröhlichkeit aufheiterte; selbst in die gefürchtete Teestunde brachte er mit Luise etwas Leben. Mit der Frau von Voß und dem Kammerherrn von Schilden schloß er gute Freundschaft. Die schönste Freude an seiner Gegenwart hatte, wie sich versteht, Königin Luise, die namentlich im Sommer 1800, während



der König die Truppen in Pommern besichtigte, in Sanssouci mit ihm frohe Tage verlebte. Sorgen um den Bruder blieben ihr dabei freilich doch nicht ganz erspart. In Berlin zwar verhielt sich der Prinz tadellos, herzlich dankbar dafür, daß er bei Schwager und Schwester ein „Vaterhaus" gefunden habe; aber plötzlich überkam ihn die Sehnsucht nach einer älteren Rostocker Dame, in die er sich verliebt hatte, und die er jetzt durchaus heiraten wollte. Da hat ihn Königin Luise in schönen und ernsten Worten abgemahnt; sie beschwor ihn bei ihrer geschwisterlichen Liebe und Zärtlichkeit, und sie rief ihn aus seiner Schwärmerwelt in „die wirkliche Welt" zurück: „Laß Dich nicht so gehen wie ein Romanheld." Prinz Georg hörte und verzichtete, Königin Luise aber tröstete die Verlassene.

Wir haben dieser Episode gedacht, nicht bloß des Anteils der Königin Luise wegen, sondern weil ein Vierteljahrhundert später, unter ernsten und für das preußische Königshaus bedeutsamen Umständen, noch einmal daran erinnert wurde. Als Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, in schwerer Herzensnot um die Hand der Prinzessin Elise Radziwill kämpfte, hat Prinz Georg als Großherzog dem Neffen von seinem eigenen Liebesleid erzählt und mit den verständnisvoll tröstenden Worten eines Schicksalsgenossen ihn zur Entsagung ermutigt.

Nach etwa dreijährigem Aufenthalt, im Mai 1802, verließ Prinz Georg Berlin, um die Schweiz, wo er in Neuchatel Fräulein von Gélieu besuchte, und Italien zu bereisen. Er blieb längere Zeit in Rom, wo er mit Wilhelm von Humboldt näher bekannt wurde und Kunstsachen für den Berliner Hof ankaufte. Königin Luise trug die lange Trennung schwer. Was würden ihr die Berliner Winter ohne den Bruder sein? Die geschwisterliche Liebe aber schien mit der Entfernung noch zu wachsen, und Luise konnte sich nicht genug tun in Versicherungen zärtlichster Anhänglichkeit an den fernen Freund und Bruder. „Ich kenne meinen Georg," schreibt sie bald nach dessen Abreise, „dem nichts so heilig ist als Freundschaft, und gottlob, wir begreifen nicht, wie man leben kann und glücklich sein ohne diese himmlische Empfindung." Und zu seinem Geburtstage: „Die Kenntnis meines Herzens muß Dir sagen, daß ich diesen Tag preise und Gott ewig dafür danken werde, der mir meinen Bruder gab, den ich mit allen starken und zarten Empfindungen meines Herzens und meiner Seele lieben kann."

Georg hat der Schwester zärtliche Liebe allezeit mit schwärmerischer Innigkeit erwidert. Der Großmutter bekannte er einmal, daß „das Gefühl, mit dem die Katholiken an ihren Heiligen hingen, nicht von dem verschieden sei, das ihn an den Engel fessele". Und der Schwester schrieb er zum Geburtstag: „Sei mir gegrüßt und drei Mal willkommen, du Tag, den auch kommende Generationen noch mit dem Griffel der Liebe in ihr Herz zeichnen werden, der genannt werden wird, so lange die Menschheit noch Sinn sich erhält für den

Gedanken, daß wirklich einst das schönste Gemüt in der schönsten Hülle lebte." Die Geschwisterherzen schlugen in einem Gleichklang, für den Luise einmal das Wort fand: „Unsere Seelen verstehen sich so ganz, ein Hauch belebt die Saiten, und der Accord ist da und wird ewig da sein."

Unter den Schwestern war es Prinzessin Therese von Thurn und Taxis, die in dieser Zeit dem Herzen der Königin am nächsten stand; sie trat gleichsam an Friederikens Stelle, die ihre Eifersucht darüber nicht verhehlen konnte. Nach Therese sehnte sich Luise besonders im Frühjahr 1800, als der Tod eines nur wenige Monate alten Töchterchens, Friederike, und eine Erkrankung des Königs sie schmerzlich erschüttert hatten; dringend lud sie die Schwester zu einem Besuche ein. Die Briefe, die Luise und Therese darüber wechselten, führen uns hinein in die ganze Innigkeit ihrer Schwesternliebe und zugleich in die überschwängliche Gefühlsseligkeit jener Tage.

„Ich habe," schreibt Luise, „drei Wochen lang grausam gelitten, und erst seit einigen Tagen beginnt meine Seele ruhiger zu werden. Der grausame und zerreißende Verlust meiner kleinen Friederike, die Erkrankung des Königs, die vor ihrer Entscheidung mich zu Tode ängstigte, alles das überfiel mich mit einem Male. Ich war in einem bedauernswürdigen Zustande, das schwör' ich Dir. Meine Tränen, die gerecht waren, stockten plötzlich vor Schreck, als ich eines Morgens meinen Mann in starkem Fieber und sehr krank fand. Des Nachts weint' ich, bei Tage am Krankenbett lächelt' ich, um dem Leidenden Mut zu geben, bei den schönsten Sommertagen sein Leid zu tragen .... Den 30. [März] verlor ich meinen Engel, ihre Agonie dauerte von 6 bis 8 des Abends, da verschied der Engel und erwartet mich nun oben in besseren Sphären mit aufgeklärtem Geiste ..."

Die Königin bittet dann die Schwester, sie im Mai in Charlottenburg zu besuchen; vom 24. an werde sie dort 14 Tage lang allein sein, die sie ganz der Freundschaft widmen könne.

Therese lehnte ab, aus Rücksicht zunächst auf ihre Kinder, die der Mutter bedürften, dann wegen des in Süddeutschland wütenden österreichisch-französischen Krieges. Luise erwiderte (13. Mai 1800): „Wie konntest Du einen Augenblick zweifeln, daß ich Dich von Deinen Pflichten abhalten würde? Gesiegt hat das Muttergefühl, sobald ich Deine Gründe las, und die Schwester steht gern den Kindern nach. Bleib, beste Therese, bei Deinen lieben Kindern, sorge für sie, pflege sie, und wenn Du glücklich durch die Erfüllung Deiner Pflichten bist, so denke, daß ich Dich nicht hinderte, diese seligen Gefühle zu genießen. Ich gestehe Dir dennoch meine Schwachheit, daß gestern, als ich Deinen Brief (in Charlottenburg gerade) empfing und las, einige Tränen dem schön geträumten Traum flossen. Nenne es Eigennutz, nenne es aber auch Liebe, denn wahrlich, ich liebe Dich! und es

kostet mir nicht wenig, ganz den Gedanken zu unterdrücken, Dich nicht zu sehen, indem ich die Hoffnung unserer Vereinigung so lange und so besorgt nährte. Tausend Wünsche schicke ich zum Himmel für Dein Wohl."

Wenige Tage später, am 18. Mai, fügt sie hinzu: „Was sind wir Menschen doch für schwache Geschöpfe. Kaum haben wir einen Entschluß gefaßt, so wanken wir auch schon wieder. Glücklich, wenn wir nur wanken und nicht ganz erschüttert mit samt den Wurzeln untergehn. Dieses hat Bezug auf meinen Zustand. Denke, liebe Therese, daß ich in diesem Augenblick Deine beiden Briefe empfange, den vom 8. und den vom 11.... Mein Herz bebte und fühlte noch einmal mit aller Lebhaftigkeit das Glück unserer Vereinigung, die seligen Stunden, die sie uns gewährt haben würde. Doch nein! Das, was ich einmal für gut erkannt, dem blieb ich treu. Du bleibst bei Deinen Kindern, ich bleibe ohne Schwester! aber doch mit dem Bewußtsein, recht getan zu haben, das wird mein Trost sein.... Eine Bitte habe ich zu Dir, bester Engel, schicke mir eine Kleinigkeit, die Du aber viel trägst oder getragen hast. Ein Ring oder Band oder Kette, nur etwas, ich bitte Dich. Diese Kleinigkeit verläßt mich dann nicht die Zeit, die wir hätten können zusammen sein, und ich sehe es an, drücke es an mich und denke Dein! Schicke es mir durch eine Stafette, ich bitte Dich, dann kann ich es bald haben... Adieu, Engel! Es ist kalt, graues und trauriges Wetter. Gott gebe Deinem Herzen immer Sonnenschein.... Sterbliche sind wir und sterblich all unsere Wünsche. Leid und Freud, sie gehen oder wir gehen vorbei. Wie wahr ist dieses! Lebe wohl, bester Engel, und vergesse um Gottes willen nicht meine Bitte."

Therese erfüllte rasch den Wunsch der Schwester und sandte ihr ein Arbeitskästchen nebst einem Ringe mit einem „armen gefesselten gezerrten Herzen, dem Bild des ihrigen." Zugleich schrieb sie ihr einen Brief, der später das Schicksal gehabt hat, durch Napoleon aus Charlottenburg nach Paris entführt zu werden, und uns dadurch erhalten geblieben ist.

„Luise, Engel, Schwester, Liebling meiner Seele," schreibt Therese am 22. Mai, „wie soll ich Dich nennen, wie Dir ausdrücken, was ich empfinde? Worte können es nicht, nimm meine Tränen, ach, sie fließen Dir, unserer Nicht-Vereinigung im vollen Maße. Wie ist es möglich, daß das eiserne Schicksal so dem Drang zweier sich liebender Herzen widerstehen kann. Schicksal ist es, nicht Du, nicht ich, die das Nein ausgesprochen haben. Es ist ja unmöglich. Wie könnte ich meine Luise trauernd, wünschend lassen, wenn es irgend in meinen Kräften stände, es abzuändern. Ehe ich Dich nicht wieder heiter weiß ehe ist kein Sonnenschein für mein Herz. Gott ist mein Zeuge, liebe, einzige Luise, daß jetzt meine erste Pflicht mich zur Schwester ruft. Meine Kinder sind wohl, Sophie ist sehr gestärkt, und wahrhaftig, ich verließe sie ruhig. Und an Deinem Herzen könnte mir jetzt

ganz wohl werden. Glaube, Engel, daß mein gebeugtes Herz ganz die hohe Entsagung des Deinen fühlt, und daß, wenn ich recht tue, ich es Dir allein verdanke. Zu diesem wohltätigen Engel müßte ich, wollte ich hin, bei dem wäre ich beinahe schon jetzt, hätte der Alles vernichtende Krieg nicht auch meine schönste Hoffnung vernichtet ... Nein, ich darf nicht an den Himmel denken, dessen Eingang ich offen sehe und dessen Eintritt mir versagt wird. Vierzehn Tage mit Dir im schönen Charlottenburg oder in dem lieblichen Sanssouci, so was wird mir wohl nicht mehr. Luise, Luise, was für arme Menschen sind wir! Nein, Du kannst es nicht denken, mit was für vielen heißen Tränen Dein Brief ist benetzt worden. Es herrscht darin eine Schwermut, die mich ganz zu Boden geworfen hat, und ich, ich Auserkorene, je pourrais voir refleurir ce cœur flétri, und das bleierne Schicksal hält mich. Mein hohes Glück macht mich höchst unglücklich. Ach nur, Engel, siehe recht in mein wundes Herz — fordere was Du willst von mir, das schwerste Opfer, mir deucht, ich hätte Vieles wieder gut zu machen ... Leid und Freude, sie gehen oder wir gehen vorbei. Frau von Lenthe hat herzlich mit mir geweint, sie betet Dich an, ihr Herz ist wie das meine zerknirscht, ‚und die Frau,‘ sagte sie, ‚ist betrübt, und man eilt nicht zu ihr?‘ ... In dem Kistchen findest Du eine Locke, die ich von meinen Haaren abgeschnitten habe. Engel, Engel, könnte ich bald diesen glücklichen Gegenständen folgen, die Dich erinnern sollen an Deine treue Therese."

Trotz der Kriegsnot in Süddeutschland brachte das Jahr 1800 den beiden Schwestern schließlich doch noch die Erfüllung ihrer sehnsüchtigen Wünsche. Anfang September kam Prinzessin Therese, ungeduldig erwartet, zu längerem Aufenthalt nach Potsdam, zur geringen Freude der Oberhofmeisterin, da sie immer einen Kreis von Verehrern an den Hof zog. Einer von diesen, Graf Lehndorff, hat ihre „rassige Schönheit", ihre anmutigen Manieren, ihre Kenntnisse und ihren überlegenen Geist damals in schwärmerischen Worten gefeiert. Erst gegen Ende Oktober, von der Königin bis nach Baumgartenbrück geleitet, unter vielen Tränen reiste Therese nach Regensburg zurück.

Von dem äußeren Leben Luisens in diesen Jahren ist sonst wenig zu erzählen. Kurz vor der Ankunft Theresens, im August 1800, hatte sie mit dem König wieder Schlesien besucht. Am 18. August erstiegen sie die Schneekoppe, die Königin zu Pferde, in einem Amazonenanzug, strahlend in Glück und Schönheit. Den Augenblick, wo sie auf dem Gipfel anlangte, umgeben von einer bewundernden Volksmenge, hat sie immer für einen der seligsten ihres Lebens gehalten: „Es war ihr," pflegte sie zu sagen, „als wäre sie, erhoben über die Erde, Gott näher." Am nächsten Tage wurde im Waldenburger Bergwerk ein Schacht befahren, und man weiß aus des Hofpredigers Eylert schöner und ergreifender Erzählung,

wie unter den Bergleuten dort die Erinnerung an die Holdseligkeit der Königin lebendig geblieben ist. Dann wurde Fürstenstein, das schöne Schloß des Grafen von Hochberg, die Adersbacher Felsengruppe, die Herrenhuter-Kolonie Gnadenfrei und auch die Besitzung des Ministers Graf Haugwitz, Rogau mit seinem schönen Park, besichtigt. Der Winter verlief unter den gewohnten Festlichkeiten, deren Glanz durch zahlreiche fürstliche Besucher und Besucherinnen erhöht wurde. Während des Sommers 1801 blieb man in Charlottenburg; nur im Mai begleitete die Königin ihren Gemahl zu den Manövern nach Magdeburg, wo sie unter 24 Prinzen, zu denen auch Onkel Georg gehörte, einige überaus heitere Tage verlebte.

So begann das neue Jahrhundert, wie das alte geendet hatte, in dem Wechsel von winterlichen Hoffesten und sommerlichen Reisen. Das „Schlaraffenleben" — auch die Königin hat das Wort einmal gebraucht — ging in ewigem Gleichmaß weiter?

Nein, eines war doch anders geworden. Unter der unveränderten Oberfläche regte sich ein Neues: Ein geheimes sehnendes Leben, das sich nach außen nicht auswirken konnte; unter der Einförmigkeit ihres äußeren Daseins erblühte in Luise ein Innenleben, reich und schön und voll froher Verheißungen.

III. Königin Luise

Luise hatte bisher gelesen, wahllos, was ihr der Zufall in die Hände gab; sie hatte Herder verehrt, aber Lafontaine keineswegs verschmäht. Sie war sich, wie schon oben angedeutet, der Lücken ihrer Bildung längst bewußt und noch als Kronprinzessin suchte sie diese lernend auszufüllen. Sie wandte sich an Schwester Therese, deren Hofdame Frau von Lenthe ihre Lektüre regeln sollte. Sie nahm englische Stunden und sie dachte daran, auch historischen Unterricht zu nehmen, bei dem Sohne des Theologen Spalding, einem Berliner Schulmann, oder bei dem Oberkonsistorialrat Zöllner, dem Prediger an der Nikolaikirche, den sie sehr schätzte und der ihr neben religiösem Zuspruch zuweilen auch geschichtliche Unterweisung gegeben zu haben scheint. Nichts aber bezeichnet mehr die ratlose Verlegenheit ihres Bildungsdranges, als daß sie, gleich nach der Thronbesteigung, den alten Prinzen Heinrich bat, ihr eine Anzahl Bücher auszuwählen, nicht für ihr Vergnügen, sondern zum Nutzen ihrer Familie, ihrer Kinder, des Staates. Der Prinz empfahl der jungen Königin zum Studium der Moral Epiktet und Marc Aurel, von neueren Moralisten Montaigne und La Bruyère, daneben Condillac, Fenelons Telemach und die Briefe der Sévigné; von Dichtern Horaz, Homer und Virgil; von historischen Werken Plutarch und

8

die Literatur zur Geschichte der Liga und Ludwigs XIV. von Frankreich. Man wird sich nicht wundern, in dem noch erhaltenen Verzeichnis kein deutsches Buch zu finden; selbst für deutsche Geschichte empfahl der Prinz das französische Werk von Pfeffel.

Es scheint nicht, daß die Königin von den Ratschlägen des Prinzen Heinrich irgend welchen Gebrauch gemacht habe. So sehr sie die französische Sprache liebte und sich ihrer im höfischen Verkehre wie in dem Briefwechsel mit dem Gemahl fast ausnahmslos, seltener mit den Geschwistern bediente, ihr Verlangen ging nach deutscher, nicht nach französischer Bildung. Nur daß sie sich nicht selbst die Kraft und die Einsicht zutraute, den Weg zu den Höhen deutschen Geisteslebens zu finden: hier, wie sonst, bedurfte ihr ganz weibliches Wesen fremder Anregung und einer führenden Hand.

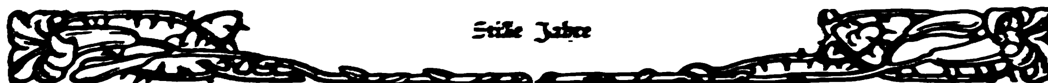
Zu den Offiziersfamilien, mit denen Luise schon als Kronprinzessin in Potsdam verkehrt hatte, gehörte auch die Familie des Hauptmanns von Kleist vom kronprinzlichen Regiment. Seine Frau Marie war eine geborene von Gualtieri, deren Bruder dem Kreise der Rahel angehörte und später als junger Diplomat bei der preußischen Gesandtschaft in Madrid starb. Eine Schwester von ihr, Amalie, war mit dem Oberst von Massenbach vermählt, der sich im Kriege von 1806 als Generalstabschef Hohenlohes einen so bösen Namen gemacht hat. Marie von Kleist fiel der Kronprinzessin durch ihre ungewöhnliche Bildung auf, mehr noch durch ihr Herz und ihr Gefühl, was Luise immer weit höher stellte als alles Wissen. Bald entwickelte sich eine Freundschaft zwischen beiden, die sich nach Luisens Thronbesteigung noch inniger gestaltete, zum eifersüchtigen Kummer der Frau von Voß, die es nie ertragen konnte, sich eine andere Frau vorgezogen zu sehen.

So oft die Königin in Potsdam lebte, ließ sie Frau von Kleist zu sich rufen, um sich bisweilen stundenlang mit ihr einzuschließen. Sie hielt ihren Sohn, Adolf, über die Taufe und folgte auch den Einladungen der Frau von Kleist, die in ihrem Hause musikalische Abende veranstaltete. „Tausend und tausend Dank, meine teure Kleist,“ schreibt Luise einmal, „Ihrem Gatten und Ihnen für die ganz göttliche und köstliche Soirée, die ich gestern mit Ihnen verlebt habe. Nein, Sie können sich nicht denken, wie glücklich und zufrieden ich war, ordentlich kindlich froh! Die Erinnerung daran wird mir lange bleiben und wird mir immer süß und kostbar sein, da ich meine Freude nur in so harmlosen und so einfachen Dingen gefunden habe, in einer so angenehmen und so auserlesenen Gesellschaft; ich bin noch heute ganz übermütig und heiter darüber!“ Die Freundschaft mit Frau von Kleist verklärte ihr selbst Potsdam, wo ihr nun die Leute „besser als irgendwo“ erschienen.

Allmählich gab Luise der Frau von Kleist neben sich ungefähr die Stellung, die Köckritz bei dem König einnahm: sie sollte ihr Gewissensrat werden. Schon 1798 schrieb

sie ihr: „Wenn Sie noch meine Freundin sind wie einst, so verlange ich von Ihnen die Wahrheit. Ich bitte Sie inständig, mir zu sagen, wo ich etwa fehle und was ich tun muß, um von Tage zu Tage besser zu werden, fähig die gute Meinung aufrecht zu erhalten, die man von mir hat, würdig des großen Namens: Gattin und Mutter. Ich werde bei diesen Zeilen bis zu Tränen gerührt, diese teuren Namen ‚Gattin und Mutter' haben meine Seele erschüttert, und der Gedanke, meine Pflichten nicht zu erfüllen, trat plötzlich vor mich, aber mein Herz war ruhig, und die Begeisterung für das Gute und die Erkenntlichkeit gegen Gott, der mich beschützt und mich segnet, läßt diese sanften Tränen fließen. Möchten Sie nie andere weinen, teure Freundin, und glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie ebenso liebe wie ich Sie schätze. Diese Empfindungen fesseln mich für immer an Sie." Und ein ander Mal: „Ich bitte Sie aus meines Herzens Grunde, mir Ihre zärtliche Freundschaft zu erhalten, die von unschätzbarem Wert für mich ist .... Wie angenehm ist es doch, eine Freundin zu haben, welche die Sprache des Herzens versteht .... Kurz, ich bin überzeugt: Sie sind ‚ma sympathique'."

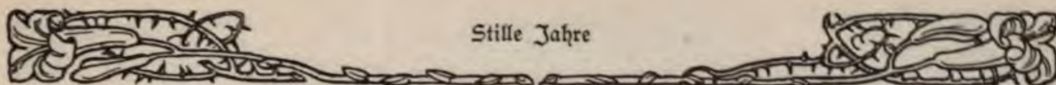
Man sieht: es ist eine Freundschaft, ganz im Zeichen der Gefühlsseligkeit, die Königin Luise mit Frau von Kleist verbindet; gemeinsame Schwärmerei für Freundschaft, für das Gute, für eine recht allgemeine und unbestimmte „Tugend". „Wenn Sie nur eine Stunde mit mir zusammen gewesen sind," versichert die Königin, „die wir damit hinbringen zu plaudern und unsere Herzen auszuschütten, so finde ich mich immer in meinen guten Entschlüssen bestärkt. Ihr Beispiel muß diese Wirkung haben, weil es so selten ist, eine Seele zu finden, welche die Tugend liebt und übt aus Liebe zum Guten selbst. Ich liebe von ganzem Herzen das Gute und alle Tugenden, welche die Seele läutern und uns der Vollkommenheit nähern, aber, meine teure Freundin, es ist doch so schwer, immer das beste zu tun .... Eine Seele braucht nur einen Augenblick Ueberlegung, um sich zu sagen, daß es nur die Uebung der Tugend ist, die uns glücklich macht, die uns die Seelenruhe erhält, und die uns Kraft gibt, das Unglück zu überwinden, das das Schicksal für uns bereit halten könnte .... Sie verbinden mit der Tugend und deren Uebung die Nachsicht, die Heiterkeit, die Güte, die nötig ist, um die Tugend so zu zeigen, wie sie ist; Sie nehmen ihr die Pedanterie, die sie sonst oftmals verhaßt macht oder wenigstens von ihr zurückhält. Sie geben mir so gute und so solide Gedanken vom Guten, von meinen Pflichten als Frau und als Mutter. Sie sagen mir die Wahrheit! Sie lieben mich aufrichtig! Und ich sollte Sie verlassen?" Frau von Kleist aber urteilte später über die Königin: „Es schien, als hätte das Schicksal einen Engel auf den Thron gesetzt, um die Tugend in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit, in ihrem ganzen Glanze zu zeigen".



Indessen, nicht immer wurde zwischen Königin Luise und Frau von Kleist nur über Freundschaft und Tugend geschwärmt. Sie haben auch viel miteinander gelesen. Es war die Aufgabe der Frau von Kleist, für Bücher zu sorgen, wobei sie, wie ihr Schwager Massenbach versichert, immer bemüht war, „den Sinn der Königin auf höhere Dinge zu lenken". „Lassen Sie sich nicht einfallen," mahnt einmal Luise, „anders zu mir zu kommen als mit einem dicken Buche." Wie man schon aus den oben mitgeteilten Briefen ohne weiteres schließen wird und wie wir tatsächlich erfahren, sind es vornehmlich Jean Pauls Werke gewesen, deren Bekanntschaft Frau von Kleist der Königin damals vermittelte. Luise, die den Dichter, wie wir uns erinnern, in Hildburghausen sich vorstellen ließ, hat dann mit ihm Aufmerksamkeiten ausgetauscht; sein „Verzeichnis derer, welche heute der schönen und edlen Königin Glück zum Geburtstag wünschen" (10. März 1801) mit dem Geschenk eines Schreibzeuges erwidert, und als er nach Berlin kam und sich dort verlobte, ihm ein Kaffee-Service gesandt und ihn in Sanssouci empfangen. „Ich sprach und aß," schreibt er darüber, „mit der gekrönten Aphrodite, deren Sprache und Umgang ebenso reizend ist, als ihre edle Musengestalt." Uebrigens gehörte Luise bei aller ihrer damaligen Schwärmerei und Gefühlsseligkeit keineswegs zu den gerade in Berlin so zahlreichen unbedingten Verehrerinnen Jean Pauls. Sein Mangel an Geschmack und selbst an Takt, so äußerte sie gegen Frau von Krüdener, stimme nicht zu ihrer eigenen Gefühlsweise. „Ich liebe nicht dies Amalgam von Trivialem und erhabenen Ideen, diese Mischung von Heiligem und Profanem."

Ein besonderes Verdienst der Frau von Kleist aber ist es, daß sie die Teilnahme der Königin Luise für ihren Neffen, den großen märkischen Dramatiker, den Dichter des Prinzen von Homburg und der Hermannsschlacht, Heinrich von Kleist, zu erwecken verstanden hat. Mit 60 Louisdor jährlich unterstützte ihn die Königin in seiner schwersten Zeit, wie sie auch seinem Freunde, dem damaligen Leutnant von Pfuel, dem späteren General und Ministerpräsidenten von 1848, und manchem anderen in ähnlicher Weise geholfen hat.

Mit Frau von Kleist beeinflußte auch deren Schwager Oberst Massenbach Luisens Lektüre. Massenbach hatte dem Königspaare gegenüber eine eigenartige Stellung. Das Amt, das der König dem Oberst Köckritz, die Königin der Frau von Kleist übertragen, maßte er sich selbst an. Er glaubte sich berufen, über das persönliche Verhalten des Königspaares ebenso zu wachen, wie über den Gang der preußischen Politik und über die Entwickelung des preußischen Heerwesens. Ungefragt, oft dreist und taktlos, gab er Ratschläge, Warnungen und Ermahnungen. Dabei verehrte er anscheinend aufrichtig den König und noch mehr die Königin. Noch als Kronprinz hatte ihm Friedrich Wilhelm, so versichert er wenigstens



selbst, seine Gattin vorgestellt mit den Worten: „Das ist meine Frau und meine Freundin". Von Luisens Begabung und Beruf hatte er die höchste Vorstellung. Wiederholt kommt er in seinen — ungedruckten — Aufzeichnungen darauf zurück: sie sollte werden, was die dänische Sophie Amalie, ja diese noch übertreffen. Sie sollte auch den König mit emporreißen. „Sie war die belebende, die schaffende, auf das hohe Ziel der Größe Preußens hinweisende, das Gemüt des Königs nach hohen Gegenständen hinleitende Phantasie. Nie ist eine Königin mit reinerer Ehrfurcht geehrt worden." Er erschrak, als er erfuhr, daß sie Wielands Agathon, den man ihr empfohlen, lese und daraus Auszüge mache. Mit Recht forderte er für die Königin eine gesundere, gehaltvollere geistige Nahrung. Er lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die großen englischen Historiker, auf Robertson, dessen Geschichte Kaiser Karls V. kurz vorher in deutscher Uebersetzung erschienen war, und Gibbon, dessen Geschichte des Verfalls des Römischen Reiches Luise — nach ihrem eigenen Bekenntnis — „las und las, daß ihr Hören und Sehen verging". Humes englische Geschichte hat die Königin damals ebenfalls kennen gelernt. Massenbach übersetzte auch die früher vielgelesene Lobrede von Thomas auf Marc Aurel und eignete sie ihr zu.

Von der allergrößten Bedeutung aber für die ganze geistige Entwickelung der Königin Luise wurde die nähere Bekanntschaft mit der Frau von Berg, die ungefähr um die Jahrhundertwende anhebt. Karoline Friederike von Berg, geborene von Häseler, 17 Jahre älter als Luise, war die Tochter eines preußischen Diplomaten. Ihre Mutter, die Tochter des Grafen von Podewils, des bekannten Ministers Friedrichs des Großen, eine bedeutende Erscheinung in der Berliner Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, war viermal vermählt gewesen, zuletzt mit dem Grafen Hårdt, der aus schwedischen in preußische Dienste getreten war. Frau von Berg-Häseler, wie sie gewöhnlich genannt wurde, hatte früh das Glück gehabt, mit den Großen von Weimar, mit Goethe und namentlich mit Herder, in persönliche Beziehung zu treten; auch mit Jean Paul, der sie eine „geistige Amazone" nannte, mit den Gebrüdern Jacobi und Stolberg, mit Gleim und Voß war sie bekannt. Herder verehrte in ihr „einen Schatz von Vernunft und tätiger Weisheit"; „es lebte sich, sagt er, mit ihr ungemein schön, hold, leicht, anmutig und vernünftig." Anderseits war sie seit dem Jahre 1785 mit dem Freiherrn vom Stein befreundet, der ebenfalls ihren „mannigfaltig gebildeten, tätigen Verstand" rühmte, wenn er auch ihre Lektüre „überhäuft und unzusammenhängend" fand. Ihre Tochter Luise vermählte sich im Jahre 1800 mit August von Voß, dem Enkel der Oberhofmeisterin. In Berlin verkehrten in ihrem am Tiergarten gelegenen Hause die Vertreter des altpreußischen Adels und des hohen Beamtentums ebenso wie die Vertreter von Dichtkunst und Wissenschaft.

Das war überhaupt das Eigene und Große an dieser Frau: Enkelin von Podewils, Freundin von Herder, vereinigte sie in sich eine feste und stolze preußische Staatsgesinnung mit dem Geist der neuen deutschen Bildung. Eben hierdurch wurde sie bedeutsam für Königin Luise.

Wir wissen nichts über die Anfänge der Bekanntschaft zwischen der Königin und Frau von Berg, vielleicht war Frau von Kleist die Vermittlerin. Schon im Jahre 1800 ist die Freundschaft mit der Königin und auch mit Erbprinz Georg sehr vertraulich. Die Königin schenkt ihr einen Ring und Georg sagt zu ihr „Mama". Ganz wie die Intimen des Hauses am Frankfurter Hirschgraben zu Frau Aja „Mama" zu sagen pflegten. Von Jahr zu Jahr wurde die Freundschaft inniger. „Schon zwei lange Tage habe ich Sie nicht gesehen," schreibt ihr einmal die Königin, „das ist mir unerträglich." „Glauben Sie an meine Freundschaft, die ich langsam gebe, aber dann für's Leben, wenn ich ein Herz finde, wie das Ihrige." Und ein andermal: „Ich habe neulich Ihretwegen einen Streit mit einer Dame gehabt; ich sagte, Sie wären eine Frau, die man nicht als Beispiel zu nehmen wage. So ein Verein findet sich unter tausend Frauen nicht zwei. Um das zu wissen, was Sie wissen, muß man soviel Verstand haben wie Sie, diesen hellen richtigen Blick in allen großen wie in allen kleinen Sachen, der nie fehlt, immer richtig urteilt, immer das beste aus allem heraussucht. Kurz, dies seltene Unterscheidungsvermögen. Wer Ihnen nachahmen will, kennt sich selbst nicht. Die Mama Berg ist eine der Frauen, die man nicht als Ziel zu nehmen wagt, oder man muß durch Sie erzogen sein, mit der Milch das eingesogen haben, was Jahre von Arbeit nie erreichen werden. In Ihrem Umgang zu sein, ist wahrer Gewinn für einen jeden; aber die Eitelkeit, es Ihnen je gleichzutun, eitler Wahn."

Frau von Berg, die viel bedeutendere, schob Frau von Kleist mehr und mehr in den Hintergrund; nach den Unglücksjahren 1806 und 1807 vollends wurde sie die Herzensfreundin, der Luise zu beichten pflegte, was sie selbst dem Bruder nicht vertraute. Niemand, auch Friedrich Wilhelm und Georg nicht, hat einen so tiefen Einblick gewonnen in das innerste Wesen Luisens, in die geheimsten Regungen ihrer Seele. Die kurze Biographie, die sie 1814 der verewigten Königin gewidmet und „dem preußischen Volke" geschenkt hat, bleibt immer die beste Charakterskizze der Königin.

Auch Frau von Berg wurzelte mit ihrer Gefühlsweise im 18. Jahrhundert: „Ich weiß zu lieben, aber ich weiß nicht zu schreiben", äußert sie einmal zu Georg. Allein die Verbindung mit Weimar hatte sie geläutert und in eine andere Welt erhoben, in eine Welt, in die sie nun auch Königin Luise einzuführen suchte. Es war nicht Teilnahme nur für eine aus beklemmender Enge in befreiende Weiten, aus dem Schatten nach Licht und Sonne verlangende Seele. Frau von Bergs Absicht, auf das Große und Allgemeine gerichtet,

ging höher. Als das wichtigste Moment in der deutschen Geschichte der nächsten Jahre erscheint uns heute die Verschmelzung des altpreußischen Geistes mit dem Geiste der neuen deutschen Bildung, auf der die preußische und die deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert beruht: Frau von Berg hat dieser Entwickelung mit Bewußtsein vorgearbeitet. Ihre Gedanken berührten sich mit denen Massenbachs. Durch Luise sollte die neue Bildung in Preußen einströmen, Luise auch politisch eine Führerin und dem Preußenvolk ein Vorbild und ein Segen werden.

Frau von Berg war es, die nun die Bücher für die Königin auszuwählen pflegte. „Bringen Sie ein Buch mit," schreibt ihr die Königin, „etwas für Herz und Kopf." Sie ließ sich auch gern von ihr Erläuterungen geben und die beachtenswerten Stellen bezeichnen: „Sie werden finden, daß ich, wie Georg, eine rechte Herrschaft bin, die es sich gemächlich macht." Lafontaine verschwindet nun völlig; aus der Gefühlswelt Jean Pauls tritt Luise in das Geistesleben der Klassiker. Herder wird wieder gelesen, insbesondere die Adrastea und die „Briefe zur Beförderung der Humanität", vor allem aber Schiller, dessen Ethik ganz nach dem Herzen Luisens ist. Sie nimmt immer wieder die Gedichte zur Hand, „denn man muß sie öfter lesen, um sie zu verstehen" — und erfreut sich namentlich an dem Gedicht „Die Ideale" mit ihrem Freundschaftskult und mit dem Schlußvers von der „nie ermattenden Beschäftigung", der in ihr den Wunsch nach Bildung stets von neuem weckt. Sie liest die Jungfrau von Orleans und nennt den revuehaltenden Gemahl wohl einmal „Talbot"; ihr Lieblingsstück scheint Maria Stuart gewesen zu sein, deren Verse oft in ihren Briefen begegnen. Ebenso hat sie die historischen Schriften Schillers und die von ihm herausgegebenen Memoiren viel gelesen, aber auch Goethe und selbst Shakespeare, wie Frau von Berg berichtet.

Bei Luisens empfänglicher Veranlagung konnte die glückliche Wirkung dieser geistigen Zucht nicht ausbleiben: seit 1803 etwa spiegelt sie sich in ihren Briefen. Der ursprüngliche ernste Zug in ihrem Wesen tritt wieder mehr hervor, ihr Gemüt vertieft sich, wie ihr Geist reifer wird. Ihr Herz schlägt für Freundschaft und Tugend noch so stark und so heiß wie je, aber das Gefühl wird abgeklärter und der Ausdruck gedämpfter.

Es ward der Königin nicht leicht gemacht, in diese neue Geisteswelt vorzudringen. Die Tageseinteilung und die ganze Lebensweise ließen ihr wenig Muße zu stiller Beschäftigung und geistiger Sammlung; sie selbst mit ihrer zarten und schwankenden Gesundheit besaß auch wohl nicht Kraft und Ausdauer genug, um solche Hemmungen und Hindernisse zu überwinden. Das Bedenklichste aber blieb immer, daß ihr Gemahl, König Friedrich Wilhelm, keineswegs geneigt war, sie auf ihren neuen Bahnen zu begleiten oder gar zu fördern. Seine

Frau sollte nicht steigen, wohin er ihr nicht folgen konnte; sollte kein geistiges Sonderleben führen. Er war ganz zufrieden, daß man ihre „wissenschaftliche Bildung" in der Jugend „vernachlässigt" hatte, und meinte, daß sie eben hierdurch „ihr reines und unverschrobenes Gemüt" bewahrt habe. Ihm genügte „der natürliche und richtige Verstand und das höchste Gefühl für alles Gute und Schöne", die er an seiner Gattin bewunderte. Seiner Ansicht nach hatte sie keinerlei Veranlassung, sich selbst für ungebildet, andere Frauen aber für „höhere Wesen" und deren Aussprüche für „Orakel" zu halten. Er beklagte es, daß „unberufene Personen ihr unverständliche Schriften deutscher Modeliteratoren, exzentrischer Modeschriftsteller in die Hände spielten", und suchte das zu verhindern, wie er auch den Umgang mit Frau von Berg einzuschränken wünschte. In ihr fand er ein „Gemisch von Enthusiasmus und hoher Poesie mit Trivialität, exzentrischem Wesen mit Natürlichkeit und Austerität mit Leichtsinn und Adulation gepaart" und betrachtete ihren Einfluß, dessen Stärke ihm nicht entging, geradezu als gefährlich. Aber seine Bemühungen, sie von Luise fernzuhalten, stießen bei der sonst so fügsamen und nachgiebigen Königin auf einen unbeugsamen Widerstand. Luise hielt mit fester Treue an dieser Freundschaft, die ihr namentlich in Königsberg manche schwere Stunde tragen half, und an die Brust der Frau von Berg gelehnt, hat sie ihren letzten Atemzug ausgehaucht.

Ebensowenig freilich gelang es der Königin, ihren Gemahl mit in das neue Land hinüberzunehmen, das sich ihr jetzt erschlossen hatte. Der König liebte historische Memoiren, er las gern mit seiner Gemahlin in den Werken Friedrichs des Großen, auch in dessen damals noch ungedruckten Briefen an preußische oder braunschweigische Prinzen. Aber deutsche „Modeliteratur", philosophische Schriften und vollends Unterhaltungen darüber am Teetisch waren ihm höchst unangenehm und erregten seinen Widerspruch. Er zeigte sich dabei, wie ein Augenzeuge einer solchen Szene erzählt, als „Amusos, skeptisch und bitter." Königin Luise, die sich hierdurch nicht stören ließ, hat es mehrfach versucht, ihn zu bekehren. Sie las ihm selbst eines Abends die „Vier Jahreszeiten der Liebe" von Jean Paul vor und war entzückt, als er sie dabei mit der Bemerkung unterbrach, Jean Paul sei zu schnell über den Sommer der Liebe hinweggegangen. Als sie geendet hatte, schien er gerührt und Luise weinte an seinem Halse heiße Tränen dankbarer Freude darüber, daß ihr und ihres Gatten Herzen den von Jean Paul geschilderten Herzen so sehr glichen. Könnte es nicht immer so sein? meinte sie. Allein der König sprach ihr seine Besorgnis aus, sie würde auf einer höheren Bildungsstufe ihm gegenüber eine andere werden und ihn nicht mehr leiden mögen. Er fürchtete: sie werde ihm entgleiten. Sie aber sollte ihm gehören, mit jeder Stunde ihres Tages, wie mit jeder Fiber ihres Herzens.



Kronprinzessin Luise
Oelgemälde von J. F. A. Tischbein, 1796

Es mag in diesen Zeiten, da Luise um das Recht ihres emporstrebenden Ichs kämpfte, wohl Stunden gegeben haben, wo sie alle Liebe und alle Zärtlichkeit zu ihrem Gatten wie zum Selbstschutz im Herzen zusammennehmen mußte; ja als sie unter der verdrießlichen Laune des Gatten einst mehr als billig zu leiden hatte, ist ihr wohl einmal das Geständnis entschlüpft: „Diese goldene Kette macht mir kein Vergnügen, denn sie kostet mich Tränen.“ Es waren seltene Augenblicke des Mißmuts, die doch rasch vorüberflogen. In denselben Tagen hat sie auch gesagt: „Ein guter, liebevoller Mann ist der Grundstein alles Guten.“ Wohl war es nun dahin gekommen, und es blieb auch dabei, daß Luise neben Friedrich Wilhelm ein geistiges Eigenleben führte, an dem er keinen Anteil hatte, das er aber dulden lernte, wie sie sich seinen Eigenheiten anbequemt hatte: ihr Herz gehörte doch eben nach wie vor ihm allein, und gerade in diesem gegenseitigen Gewährenlassen, wie der König später selbst anerkannt hat, wuchs die Gattenliebe zwischen Beiden noch an Innigkeit und Herzlichkeit. Wenn Luise an den verwandten und befreundeten Höfen, in Regensburg und Hildburghausen, in Weimar und Kassel, die unglücklichen Ehen sah, so wurde sie immer wieder inne, was ihr die durch und durch wahrhaftige und reine Natur ihres Gatten bedeutete, und ihr elastisches Wesen trug es leicht, auch wenn einmal, um ein Wort Friederikens zu wiederholen, „seine humeurs so groß wurden wie Kirchtürme“. Der treue Geselle in ihrer Brust, ihr goldener Humor, half darüber hinweg. Zärtlich bald und bald schalkhaft, stets wußte sie den Weg zu seinem Herzen zu finden. „Vous êtes donc toujours le même envers moi,“ schreibt sie ihm einmal, „toujours bon et indulgent, car vous m'aimez malgré tous mes défauts. Könnte ich Dir nur meine Seele so ganz aufschließen, damit Du hineinsehen könntest, sehen und empfinden, was Du mir bist. Ja, wahrlich, sehr viel. Oui, aimons-nous toujours, continuons à ne pas nous trouver heureux quand nous ne sommes pas ensemble, et nous le resterons, j'espère, encore longtemps.“ Und nach einer Schilderung der „Narrheiten“, mit denen sie und ihre Umgebung sich in „Ohnesorge“ die Zeit verkürzen: „Mitten unter diesem allen ist Dir mein Herz so gut als Du es kennst und an Deinem Hals will ich Dir sagen, wie ich Dich liebe.“ Und wie hätte er verdrießlich bleiben können, wenn sie ihm folgende Bittschrift übersandte:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König und Herr!

Unter den vielen Bittschriften, die Ihre Königlichen Majestäten täglich bekommen, möge doch der Herr wollen, daß diese mit einem gnädigen Blick beleuchtet werde, damit meine alleruntertänigste, demütigste, wehmütigste Bitte nicht unbefriedigt bleibe. Hierbei liegende Strümpfe sollen als Probe meiner Geschicklichkeit in der Strickerkunst zum Beweise dienen und mir hoffentlich mein Gesuch zu erlangen helfen, es besteht nämlich darin:



„daß Jhro Majestäten die Gnade für mich hätten und mir zukünftig alle dero Strümpfe stricken lassen und mir dabei den Titel als wirkliche Hofstrickerin allergnädigst erteilen ließen."

Diese hohe Gnade würde ich all mein Leben in tiefster Untertänigkeit erkennen und mit dankbarem Herzen ersterben. Ew. Königl. Majestät

als alleruntertänigste Magd
und Untertanin
Luise."

Der König anderseits, trotz des Auseinandergehens ihrer geistigen Richtungen, schenkte seiner Luise unbedingtes Vertrauen; er besprach mit ihr die Staatsangelegenheiten um so unbefangener, als in den großen Fragen von Krieg und Frieden noch kein Zwiespalt zwischen ihnen hervorgetreten war; erkrankte er, so las sie ihm die eingegangenen Berichte vor. Bei seiner sonstigen Verschlossenheit empfand er diese innige Gemeinschaft als „eine große Erleichterung und Wohltat". Selbst in die Militärverwaltung durfte Luise sich erlauben hineinzureden. Als der vortragende Generaladjutant Holtzmann im Frühjahr 1803 starb, schlug die Königin den Oberst Zastrow als Vertreter vor, bis sich ein Nachfolger unter ihm herangebildet habe. Hierzu aber empfahl sie den Grafen v. Götzen, der Kenntnisse auch in den Sprachen, Fleiß, Geist und einen zuverlässigen Charakter besitze. In der Tat wurde Graf Götzen im folgenden Jahre zunächst zum Flügeladjutanten ernannt. Er hat sich dann im Kriege von 1806 und 1807 als Verteidiger Schlesiens unsterblichen Ruhm erworben, und man mag sich wohl ausmalen, ob er nicht, nach Königin Luisens Rat an die Spitze des Militärkabinetts berufen, manchem Schlimmen vorgebeugt, manches Gute gestiftet hätte.

Das geistige Reifen der Königin, in Verbindung mit der wachsenden Innigkeit ihres ehelichen Verhältnisses zu dem Gemahl, entging auch der Umgebung des Königspaares nicht. „Sie lieben sich täglich mehr", urteilt Frau von Voß in einer ihrer Neujahrsbetrachtungen; und der Kammerherr von Schilden berichtet im Jahre 1804 an Erbprinz Georg, der kurz vorher aus Italien nach Berlin zurückgekehrt war: „Am mehrsten Freude hat es Ihnen sicher gemacht, daß das häusliche Glück des Königs und der Königin so auffallend fortschreitend und sich befestigend ist. Die Königin hat in den zwei Jahren unendlich noch in Hinsicht ihrer Entwickelung gewonnen, das sahen Sie und ich und einige von uns vorher, jetzt aber merkt es auch das größere Publikum mit wahrer Ehrfurcht und einer Anhänglichkeit an die Königin, die wahrhaft rührend ist. Sie steht aber auch da als Muster in jedem Edlen und in jeder Pflicht. Auffallend ist es, wie der König diesen hohen Wert mehr wie je erkennt und was sonst nicht immer der Fall war, anfängt, es bis in die feinsten Nuancen zu äußern. Sie werden sich davon selbst überzeugen, und, soviel es die

einmal bestehende Art und Weise erlaubt, selbst in den Aeußerungen Spuren der größten Anhänglichkeit und Wertschätzung finden." . . . .

Man bemerkt in Schildens Worten den leisen Tadel gegen die „einmal bestehende Art und Weise" des Königs. Es lag nicht in Friedrich Wilhelms wortkarger Natur, den Gefühlen für seine Gemahlin mündlichen und gar öffentlichen Ausdruck zu geben. Sein Verhalten gegen sie erschien den Beobachtern darum nicht selten unfreundlicher als es war. Was er aber vor der Welt keusch in sich verschloß, hat er später in der Stille seines Schreibzimmers um so treuherziger offenbart, voll innigster Liebe und tiefster Empfindung für das, was ihm seine Luise in guten wie in bösen Tagen persönlich gewesen war. So gedenkt er ihres Verhaltens an seinen Geburtstagen und bei seinen Erkrankungen:

„Mein Geburtstag", schreibt der König, „war für sie der feierlichste Tag im Jahr, meine Wünsche alsdann zu erraten und zu erfüllen, war ihr ganzes Bestreben. Wie wohl war mir an solchen feierlichen Tagen bei ihr, mit welcher liebevollen Freundlichkeit sprach sie alsdann zu mir. Ihre Augen wurden in solchen Augenblicken zum wahren Spiegel ihrer reinen himmlischen Seele . . . Ihr ganzes Innerstes trat gleichsam hervor und ihr Blick war wie verklärt."

Besonders dankbar aber empfand der König Luisens hingebende Liebe in seinen nicht eben seltenen Erkrankungen, bei denen er sich immer als wenig bequemer, ungeduldiger Patient zeigte.

„War ich krank," so hat er selbst später geschrieben, „so war sie meine Pflegerin und was für eine teilnehmende zärtliche Pflegerin, wenn sie mich für bedeutend krank hielt! In diesem Fall verließ sie fast nie mein Bett und suchte mich durch ihre wahre, nie lästig werdende, ich möchte sagen himmlische Zärtlichkeit und Teilnahme zuzusprechen, zu beruhigen und meinen Schmerz zu erleichtern und erträglicher zu machen. Da war keine Art von Dienst, die sie sich nicht unterzog, um mir Hilfe zu leisten und für mich etwas Angenehmes zu tun. Ja, ich möchte fast sagen, daß in solchen Fällen ihre Liebe zu mir einen noch weit innigeren Charakter erhielt, als gewöhnlich. Ja, ich sagte ihr wohl selbst bisweilen, daß ich manchmal gern krank würde, um mich von ihr pflegen zu lassen, da sie alsdann gar zu gut gegen mich wäre."

„Gattin und Mutter", wir hörten es aus Luisens Munde, waren ihr teure Worte, die ihr heilige Pflichten bedeuteten. Vielleicht ist sie noch mehr Gattin gewesen als Mutter, einfach weil der König ihrer noch mehr bedurfte als ihre Kinder. Wer möchte das abwägen wollen? War Luise unter ihren Kindern, mit ihnen spielend, ihnen Märchen erzählend oder am Krankenbett wachend, so war sie ganz Mutter und der Mittelpunkt und die Seele eines



trauten Familienglücks, das sie aus der Großeltern und der Eltern Hause nach Berlin verpflanzt und dort heimisch gemacht hat.

Reicher Kindersegen krönte dies häusliche Glück. Es war, als ob Luise, so sagt der König, nach ihren Wochen immer „verjüngt und verschönt erschien", sie wirkten bei ihr, meint ein anderer, „wie eine Frühjahrskur". Wie oft dachte der König später „ihrer Wonne und ihres Entzückens", „wenn sie nach glücklicher Entbindung ihn zuerst wieder an ihr Herz drückte und ihr Kleines in die Arme nahm." Zu ihrem „Kleeblättchen", wie sie die drei ältesten, Fritz, Wilhelm und Charlotte nannte, kam im Juni 1801 ein Prinz, ein besonders hübsches und liebenswürdiges Kind, von dem der Großvater Karl, dessen Namen er erhielt, sagte: er ist unwiderstehlich, und im Februar 1803 eine Prinzessin, die nach Kaiser Alexander von Rußland und dessen Schwester Helena Pawlowna Alexandrine Helene genannt wurde.

Die Kinder wuchsen in großer Freiheit auf, nicht anders wie Luise selbst in Darmstadt aufgewachsen war, in herzlichster Liebe zu den Eltern und zueinander, wenn es auch an Streitigkeiten und Balgereien nicht fehlte. Sie tummelten sich in den Gärten zu Potsdam und Charlottenburg, auf den Wiesen von Paretz und der Pfaueninsel, und besuchten in Berlin den Weihnachtsmarkt und die Weihnachtsausstellungen. Ihre größte Freude war, der Mutter entgegenzueilen, wenn sie von einer Reise zurückkam, ihr höchster Festtag der Mutter Geburtstag. Die beiden Neffen des Königspaares, Prinz Friedrich, Friederikens Sohn, und Prinz Wilhelm von Oranien, der artigste und wohlerzogenste von allen, beteiligten sich oft an ihren Spielen und gelegentlich auch an ihren Unterrichtsstunden. Es war eine fröhliche Schar, von deren Kindertagen Rousseaus Erziehungspredigten und Luisens Jugenderinnerungen allen Zwang nahmen und ihnen einen Lebensfrühling schenkten, an dessen Glück die Erwachsenen — zwei Könige, ein Kaiser und eine Kaiserin — oft zurückgedacht haben. Die Königin hat sich freilich selbst zuweilen bedenklich gefragt, ob sie nicht zu nachsichtig gegen ihre Kinder sei.

In einem Briefe an den Bruder Georg vom 13. Mai 1803 hat Luise diesen Kinderkreis geschildert: „Mein klein Töchterchen, Alexandrine Helene genannt, ist so hübsch, so fett, so rund, als ich es nur wünschen kann ... Karl ist das schönste meiner Kinder. Charlotte ist sehr groß, sanft und gut und ihre Erziehung wird nicht schwer, Wilhelm ist ein sehr kluges, komisches Kind, possierlich und witzig, Fritz über alle Maßen lebhaft, oft unbändig, aber sehr gescheit und ein gutes Herz. Er verspricht viel und Gott wird meine heißen Gebete nicht unerfüllt lassen."

Große Mutterliebe und auch etwas Muttersorge sprechen aus diesen Worten. Luise liebte innigst ihren Erstgeborenen, und Kronprinz Fritz hing ebenso mit schwärmerischer Liebe

an der Mutter, deren Schönheit er kindlich bewunderte. Seine wachsende Lebhaftigkeit, die sich nicht selten in Unarten austobte, machte es im Jahre 1800 notwendig, ihn unter männliche Zucht zu stellen. Zum Erzieher wählte man nach einigem Zögern den Rektor des altberühmten Pädagogiums am Kloster Unser Lieben Frauen zu Magdeburg, Friedrich Delbrück, einen Schüler Basedows, eine ernste und sinnige, etwas träumerische und schwärmerische Natur, nicht unberührt von der Gefühlsseligkeit und weichen Philanthropie des 18. Jahrhunderts, vielleicht mehr zum Prediger als zum Erzieher geeignet. Im Juli 1800 trat er sein Amt bei dem Kronprinzen an, im Mai 1801 wurde ihm auch die Fürsorge für den Prinzen Wilhelm übertragen. Eine besondere Instruktion für Erziehung und Unterricht, wie es sonst im Hohenzollernhause üblich gewesen war, erhielt Delbrück nicht; Königin Luise begnügte sich ihm zu sagen, er möge den Kronprinzen „zu einem guten Menschen und Fürsten" erziehen. Wie er diese Aufgabe zu lösen versucht hat, können wir jetzt Tag für Tag verfolgen in seinen eben erschienenen Aufzeichnungen, einer überaus reichhaltigen Quelle für das Hofleben unter Friedrich Wilhelm III. und Luise. Delbrücks Wirksamkeit blieb nicht auf die Erziehung der beiden Prinzen beschränkt. Er wurde zur Teestunde gezogen, bei der die Königin gern literarische und wissenschaftliche Fragen aufwarf, an deren Erörterung er sich beteiligte. Wie alle, die in ihren Kreis traten, wurde er bald zum wärmsten Bewunderer der hohen Frau. Er hat auch die Königin auf Bücher aufmerksam gemacht; Klopstock, dessen Frühlingsfeier ihr besonders gefiel, und Engels „Philosoph für die Welt" hat sie durch ihn kennen gelernt. Scherzend meinte sie deshalb einmal: „Delbrück erzieht Mutter und Kind." Freilich war er dabei nicht immer glücklich; er ist es, der der Königin Wielands Agathon empfahl, aus dem sich noch Auszüge von ihrer Hand erhalten haben.

Mit den Aufzeichnungen Delbrücks sind auch einige Briefe bekannt geworden, die zwischen der Königin und ihren Kindern gewechselt wurden; besser als alle Schilderungen zeigen sie uns die Liebesinnigkeit zwischen Mutter und Kindern, sowie die Größe und zugleich die Schlichtheit des Familienglückes in Friedrich Wilhelms und Luisens Hause.

Luise schreibt an ihr „Kleeblättchen" (9. September 1801):

„Lieber Fritz! Lieber Wilhelm! Liebes Charlottchen!

Guten Morgen liebe liebe Kinderchen. Papa küßt euch alle in Gedanken mit mir, und trägt mir auf euch zu sagen, daß ihm wie mir die Mohrrüben, Erbsen, Kerbel, Petersilie, Bohnen, Kohl und Salat aus eurem Garten außerordentlich viel Vergnügen gemacht haben. Das sind recht fleißige Kinder! hat Papa gesagt, ich will alles auf ihre Gesundheit essen; und ich sagte, die guten Kinder haben es so gern gegeben, es machte ihnen soviel Freude, es zu schicken, weil sie wußten, Papa und Mama würden sich recht freuen, und das tat

ihren kleinen Herzen wohl! — Ja, liebe Kinderchen, wir haben uns recht dazu gefreut, und es allen Menschen gezeigt und herbeigerufen, daß sie euren Fleiß bewundern sollten. Heute Mittag essen wir ein Gericht Mohrrüben, das ihr gepflanzt und gezogen habt. Das wird schmecken! . . . Nun lebet wohl, liebe Kinder, ich liebe euch von ganzer Seele und von ganzem Herzen und bin ewig eure zärtliche Mutter. Luise."

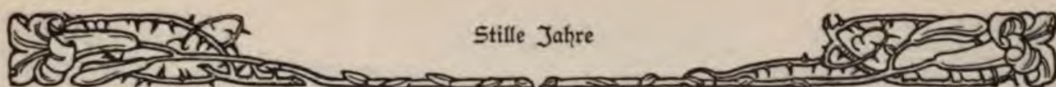
Wir fügen noch einen undatierten Brief an Charlotte hinzu, dessen französisches Original im Winterpalais zu Petersburg aufbewahrt wird.

„Meine gute Charlotte. Ich sende Dir hierbei einen Taler. Glaube nicht, daß ich damit die reizende kleine Girlande bezahlen will, die Du mir geschickt hast und die mir soviel Vergnügen macht. Man kann nicht bezahlen, was Liebe uns darbietet, diese Liebe, die Dich diese Girlande winden ließ und dabei denken: „sie wird Mama Vergnügen machen, und ich mache Mama so gern Vergnügen." Sondern ich sende Dir diesen Taler, damit Du heute das Vergnügen haben kannst, einem Armen zu helfen und dafür zu sorgen, daß ein Familienvater mit Frau und Kind vielleicht einmal eine gute Suppe essen und sich sättigen kann. Ich weiß, daß der Gedanke, andern Gutes zu tun, ein wahrer Genuß für Dein gutes kleines Herz ist, und ich bin erfreut, ihm indirekt diesen Genuß verschaffen zu können.

Deine zärtliche Mutter und Freundin Luise."

Der Familienkreis des Königspaares erweiterte sich mehr und mehr. Schon im Jahre 1797 hatte sich Friedrich Wilhelms jüngste Schwester, Prinzessin Auguste, mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel vermählt, und mit den nahverwandten Prinzen des Hauses Braunschweig gehörten fortan die hessischen Prinzen zu den häufigsten Gästen des Berliner Hofes. Die Ehe war von Anfang an nicht glücklich und es kam selbst im Berliner Schloß zu Streitigkeiten zwischen dem jungen Paare, bei denen Auguste unter der gewalttätigen Natur ihres Gatten hart zu leiden hatte.

Glücklicher wurde die Ehe, die im Anfang des Jahres 1804 des Königs jüngster Bruder Wilhelm mit seiner Base Marianne von Hessen-Homburg schloß. Die Prinzessin hatte schon ihren Herzensroman erlebt, als sie die Hand des Prinzen annahm; sie trat ohne Glückserwartung in die Ehe, in der sie doch reiches Glück finden sollte. In Berlin erschien sie anfangs kalt, wie ihre Persönlichkeit auch sonst enttäuschte: die Herzogin von Kurland, die an den Vermählungsfeierlichkeiten teilnahm, meinte, man hätte viel eher Königin Luise für die jugendliche Braut halten können. Aber obgleich sie sich nur recht schwer eingewöhnte und ihr „über alles geliebtes" Homburg nie vergessen konnte, so wußte sie sich doch bald am Hofe zur Geltung zu bringen. Hochgebildet — Stein verglich sie mit Vittoria Colonna —



und bei aller äußeren Zurückhaltung gemütvoll und warmherzig, fesselte „Gillette", wie man sie nannte, ihren Gemahl eng an sich und gewann auch zu Königin Luise bald das rechte Verhältnis. Beide teilten sie die Liebe zur alten Heimat, zum „Reich", zu den Geschwistern. Aber Luise war dabei eine ganze Preußin geworden, Marianne hat nie aufgehört, sich auch als hessische Prinzessin zu fühlen. Dem König, dessen Schwächen und Fehler Luise stets zu entschuldigen bereit war, stand Marianne mit ihrem Gatten kritisch gegenüber. In den Jahren des Unglückes aber hat Luise an Marianne, wie an Luise Radziwill, eine treue und kluge Freundin gefunden.

In dem Hofstaat der Königin hatte sich seit der kronprinzlichen Zeit wenig geändert. Neben Massow, Schilden und Buch waltete noch die Gräfin von Voß, wie sie seit ihrem 71. Geburtstag (11. März 1800) hieß, als Oberhofmeisterin stattlich und rüstig ihres Amtes, mehr als je bemüht, von den alten Etikettevorschriften zu retten, was sich unter einer so jedes Zwanges spottenden Herrschaft retten ließ. Ohne alle Menschenfurcht schrak sie vor keinem Streit zurück, sobald es sich um die Aufrechthaltung der ihr heiligen Formen handelte. Sie hatte einen klugen Kopf, ein warmes Herz und eine immer frische Ursprünglichkeit, die ihr auch über die preußischen Grenzen hinaus neben der Königin eine gewisse Popularität schufen. Königin Luise selbst stand mit ihrem „Kontessinchen", „Madamchen", ihrer „Voto", und wie sie sonst ihre Oberhofmeisterin kosend nannte, auf dem freundschaftlichsten Fuße, und sah auch über deren kleine Schwächen wohlwollend hinweg.

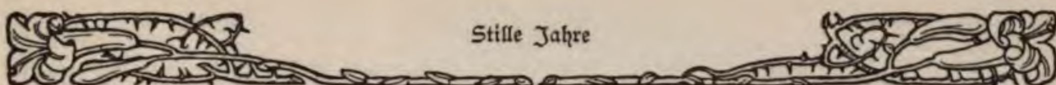
Zu den schon früher erwähnten Hofdamen, Henriette und Doris v. Viereck waren nach der Thronbesteigung noch mehrere hinzugekommen, Auguste von Heinitz, später mit dem Adjutanten und Oberstallmeister des Königs von Jagow vermählt, Adelheid von Hardenberg, die den Franzosen Le Camus, von König Jeromes Gnaden Grafen von Fürstenstein, heiratete; sie und andere blieben nur wenige Jahre am Hofe. An ihre Stelle traten die Gräfinnen Lisinka von Tauentzien, die Tochter des bekannten Generals, und Bertha von Truchseß, hübsche und muntere, etwas schwärmerische junge Damen, Lisinka als Kartenlegerin und Nachahmungskünstlerin beliebt. Beide haben sich erst nach dem Ableben der Königin vermählt, Lisinka mit dem Grafen Gustav Hacke, Bertha mit dem mecklenburgischen Freiherrn von Pentz. Ihnen allen war Luise eine gütige Herrin, herzlich teilnehmend an ihren Leiden und Freuden, nachsichtig gegen ihre harmlosen kleinen Koketterien, auch wenn diese einmal sogar dem König galten, und sie selbst haben die Huld der Königin mit schwärmerischer Verehrung vergolten.

Eine nur unter den Hofdamen scheint der Königin wirklich näher gestanden zu haben, Gräfin Charlotte Moltke, die Halbschwester des Herzogs von Holstein-Beck, die schon 1797

an den Hof kam und ihn erst verließ, als sie sich 1809 mit Friedrich August Ludwig v. d. Marwitz, dem bekannten Gegner Hardenbergs, vermählte. Auch sie war begeistert von ihrer Herrin. Die Königin erschien ihr, so schildert sie den ersten Eindruck, „in der höchsten und vollendetsten Blüte ihrer Schönheit, liebreich, einfach, freundlich, wie ich noch nie ein Wesen gesehen habe." Charlotte Moltke kam bald in große Gunst bei der Königin, die an ihr den sie selbst beseelenden Bildungstrieb und die Tugendschwärmerei liebte und wie eine ältere erfahrene Schwester der Leidenschaftlichen durch gute Ratschläge den Weg zum Glück zu ebnen suchte. „Wenn Sie fortfahren, Ihre Lebhaftigkeit zu dämpfen", so schrieb sie ihr, „und Ihre Empfindlichkeit zu mäßigen, so werden Sie sehen, wie Sie von aller Welt geliebt und verehrt werden. Nichts untergräbt das Glück und besonders eine Häuslichkeit mehr, als wenn man sich der Empfindlichkeit überläßt, mag sie tausendmal gerecht sein. Sanftmut muß überall verzeihen, das ist die Stärke unseres Geschlechtes." Zeitweise galt Gräfin Moltke für eine Nebenbuhlerin der Frau von Kleist und Luisens Freundschaft schien zwischen beiden zu schwanken. Dann aber glaubte sie zu bemerken, daß die Gräfin, allzustolz auf ihre Bildung, ihr Fühlen auf Kosten ihres Wissens vernachlässige — in Luisens Augen das schwerste Vergehen. Sie wurde fortan etwas zurückhaltender gegen ihre Hofdame, blieb aber doch in näheren Beziehungen zu ihr als zu den anderen, und bedauerte später lebhaft den Weggang dieser „ausgezeichneten" Person.

In diesem Kreise nun, zwischen Gemahl und Kindern, Verwandten und Hofstaaten, verlief in Berlin wie in Potsdam Luisens tägliches Leben mit der Regelmäßigkeit, die alles am Hofe Friedrich Wilhelms III. beherrschte.

Zwischen acht und neun erwachte die Königin; die Kammerfrau Schadow, die Schwester des großen Bildhauers, kam und stellte quer über das Bett ein niedriges Tischchen, von dem Luise das Frühstück nahm, meist einige Tassen Schokolade mit Sahne und Zwieback. Dann erschien die Gräfin Voß, der Küchenzettel wurde besprochen, wobei auf die einfachen Lieblingsspeisen des Königs Rücksicht genommen werden mußte, Putz wurde vorgelegt und die Toiletten für den Tag ausgewählt. Die jüngsten Kinder, die Luise immer gern in ihrer nächsten Nähe hatte, wurden herbeigerufen, die Mutter herzte und küßte sie im Bett und ließ sie dann im Zimmer herumspielen. Luise hatte einen Hang zur Gemächlichkeit, wie sie auch trotz der Mahnungen des Königs sich wenig Bewegung machte. Noch im Bett las sie die Zeitungen, besonders die Hamburger, auch wohl Bücher. Gegen 11 Uhr genoß sie häufig etwas Gerstenschleim, den sie eine Zeitlang wie eine Kur gebrauchte, um stärker zu werden. Gewöhnlich erst nach 11 Uhr erhob sie sich und blieb in einem weißen Morgenkleid mit einem Morgenmützchen, die älteren Kinder empfangend, den Arzt, auch einen oder



den anderen ihrer Lehrer im Englischen und in der Musik. Um 12 Uhr etwa kam der König, und mit Luisens Freiheit war es aus. Rasch kleidete sie sich an, um im Tiergarten mit ihm spazieren zu fahren; bei ungünstigem Wetter leistete sie ihm daheim plaudernd Gesellschaft. Pünktlich um 2 Uhr ging es zur Mittagstafel, zu der Luise, die erst Toilette machen mußte, nicht immer rechtzeitig erschien, was der König schmollend zu rügen pflegte. Bei der Mahlzeit trank sie gern Stettiner Bier; von Speisen liebte sie besonders rohen Schinken und Kartoffeln. Nach der Tafel, die eine gute Stunde dauerte, machte sie es sich wohl auf einer Chaiselongue bequem, wobei sie ein Buch las oder auch ein wenig schlummerte. Dann empfing sie Besuche, die Komponisten Himmel oder Reichardt, mit denen musiziert und gesungen wurde. Die kleinen Lieder, die Luise zur Gitarre mit einer angenehmen Stimme vortrug, erfreuten auch den sonst so amusischen König. Luise selbst scherzte darüber, daß sie zuweilen deutsch und französisch las, englische Stunde hatte und italienisch sang. Ging die Königin nicht ins Theater, das sie seltener besuchte als der König, so versammelte man sich um sieben zur Teestunde, wobei sie selbst fast niemals Tee nahm. Sie suchte dabei die Unterhaltung in Gang zu bringen, was ihr freilich nicht immer gelang. Meist saßen die Damen über ihren Handarbeiten, während die Herren sich mit Schach oder Kriegsspiel beschäftigten. Häufig wurde auch Karte gespielt, namentlich Rabuge. Zuweilen las Buch vor, Memoirenliteratur; zuweilen zogen sich auch König und Königin zu eigener gemeinsamer Lektüre in ein Nebenzimmer zurück. Um neun schloß sich ein Abendessen an, bei dem es, wie wir schon aus der Schilderung der Prinzessin Wilhelm wissen, nicht lebhafter herging, als während der Teestunde.

Außer den genannten Musikern hat Luise auch Maler und Bildhauer bei sich gesehen und bei Genelli Zeichenunterricht gehabt, wie sie überhaupt für Kunst Interesse und Verständnis zeigte. Die Sendungen Georgs aus Rom machten ihr die größte Freude und die Verluste an Kunstwerken durch die Plünderungen der Franzosen schmerzten sie später tief. Gern unterhielt sie sich mit Schadow, dem sie auch ihr Einverständnis mit dem damals viel angegriffenen preußischen Kostüm seiner Feldherrnstatuen äußerte; im Gespräch mit ihm hat sie den Gedanken eines Monumentes für Friedrich den Großen angeregt. Dem Bildhauer Rauch, dem späteren Schöpfer ihres Grabdenkmals, der eine Zeitlang ihr Kammerdiener war, hat sie die ersten Schritte auf seiner ruhmvollen Laufbahn erleichtert. Oft empfing Luise die Besuche von Berliner Geistlichen; auch Hufeland, ihr Leibarzt, war ihr zugleich ein Seelenarzt, dessen tiefinnerliche Frömmigkeit sie sehr schätzte. Zu der Umgebung des Königs, seinen Adjutanten und Kabinettsräten, hatte sie keine näheren Beziehungen; ebensowenig zu den Ministern, mit Ausnahme Hardenbergs, dessen ganze

Persönlichkeit ihr höchst sympathisch war. Unter den preußischen Diplomaten korrespondierte sie mit dem Marquis Lucchesini, dem preußischen Gesandten in Paris, und mit dessen Gemahlin, einer geborenen von Tarrach; sie besorgten ihr Kopien von Raphael, für den sie nach ihrem eigenen Geständnis „schwärmte", aber auch Pariser Modewaren, wofür Luise dem Marquis einmal mit den Worten dankte: „Wem nichts zu groß ist, ist nichts zu klein." Die Vertreter der fremden Staaten sah die Königin fast nur bei feierlichen Empfängen oder großen Hoffestlichkeiten. Auch diese Kreise teilten die allgemeine Bewunderung für Luise. „Ein Fest ohne die Königin ist kein Fest" hieß es bei ihnen. Noch längere Zeit nach dem Weggang vom Berliner Hofe fing ein englischer Diplomat mit einem Kollegen Streit an, weil er „das Majestätsverbrechen" begangen habe, in dem Gesicht der englischen Königin, der Tante Luisens, eine gewisse Aehnlichkeit mit der unvergleichlichen preußischen „Schönheitskönigin" finden zu wollen.

Einem dieser jungen englischen Legationssekretäre, George Jackson, verdanken wir eine anmutige Schilderung der Königin; er schreibt im Februar 1803 an seine Schwestern: „Gestern Abend war Hofball zum Geburtstage der Prinzessin Heinrich. Die Königin war zugegen, verließ aber den Ballsaal bald nach neun Uhr. Kurz vor 11 Uhr erschien die Oberhofmeisterin Gräfin Voß wieder im Saale und verkündete die glückliche Entbindung Ihrer Majestät von einer Tochter. Dies glückliche Ereignis betrachten viele Anwesende und viele Abwesende als sehr zur Unzeit um einige Tage zu früh eingetreten. Denn die Königin hatte versprochen, am 1. März an einem großen Maskenball teilzunehmen .... Wie man versichert, bedauert die Königin ihre unfreiwillige Abwesenheit ebenso sehr wie ihre ergebenen Untertanen und Bewunderer. Das heißt: eine große Menge, denn in der Gesellschaft, besonders unter den jüngeren Leuten, herrscht ein Gefühl ritterlicher Ergebenheit für sie, und ein sonniges Lächeln oder ein Blick ihrer hell lachenden Augen ist eine Gunstbezeugung, nach der man eifrig trachtet. Wenige Frauen sind mit soviel Lieblichkeit begabt als sie, und sie ist ebenso liebenswürdig und anmutig, als sie schön ist, sie ist voll Lebhaftigkeit und geht mit Geist und Freude auf jedes Vergnügen ein. Doch ich muß innehalten oder Ihr werdet denken, daß mir der Kopf verdreht ist, wie es schon soviele Köpfe sind durch die Schönheit und Anmut der Königin Luise von Preußen."

Wir sahen Luise in ihrem geistigen Leben, im Kreise ihrer Geschwister, mit ihrem Gatten und ihren Kindern, wie in den Beziehungen zu ihrer näheren und weiteren Umgebung. Suchen wir noch die Hauptzüge ihrer Erscheinung und ihrer Persönlichkeit kurz zusammenzufassen und uns zu vergegenwärtigen.

Königin Luise war keine klassische Schönheit, ihr etwas blasses Antlitz aber hatte — nach dem Zeugnis der Malerin Vigée le Brun — feine und regelmäßige Züge; der biegsame Hals, auf dem das Haupt edel ruhte, die Schultern und die Arme waren von schöner Form und ihre Farbe blendend frisch; das Haar war blond, die Gestalt von tadellosem Ebenmaß, obwohl die Hände und die Füße etwas stark erschienen. Aus dem großen seelenvollen Auge strahlte ein Blick von gewinnendem Liebreiz. Die Schönheit der Gestalt zeigte sich besonders in den elastischen Bewegungen ihres Ganges, und wenn sie ritt oder tanzte. „Sie war nie schöner als zu Pferde" meint einmal der König. Ihre Kleidung und ihr Schmuck, wenn sie öffentlich erschien, waren immer reich und geschmackvoll; der König selbst hatte sie allmählich zu größerem Aufwand veranlaßt, da es ihn verdroß, wenn er immer die elegante Erscheinung Friederikens rühmen hörte. Ihre Haltung war würdevoll und ungezwungen; die Stimme klangvoll, mit einer leichten dialektischen Färbung, die ihr einen besonderen Reiz gab; ihr Gespräch stets eingehend, teilnehmend; sie verstand gut zuzuhören und der Ausdruck ihres Gesichts zeigte leicht das Interesse am Erzähler und am Erzählten.

Der Zauber ihrer anmutigen Persönlichkeit, dem sich niemand entzog und niemand entziehen konnte, lag doch nicht so sehr in ihrer äußeren Erscheinung: er strömte aus ihrem Innern, dessen schöne sanfte Harmonie ihre Bewegungen beseelte und in ihren Worten wiederklang. Ueber ihrem Wesen lagen keine Schleier, keine Rätsel; auf ihrem Antlitz las man keine Herzenskämpfe, sondern den tiefen Frieden einer unbefangenen reinen Seele und das warme Glück eines Herzens, das sich selbst froh und glücklich fühlt und alle froh und glücklich machen möchte. Frau von Berg schreibt ihr „eine angeborene Poesie" zu; andere sprechen von dem idealen Schimmer, der sie umfloß und alle bezauberte. Des Königs unfrohes Wesen fiel oft drückend und lähmend auf seine Umgebung: Luisens Erscheinung wirkte befreiend, erheiternd, beglückend. Es war nicht Gnade, nicht Herablassung; jeder fühlte eine aus dem Herzen kommende und zum Herzen sprechende natürliche Güte, die sich auch rasch in Taten des Wohlwollens und der Hilfe äußerte. „Ich bin den Menschen so gut," schrieb Luise einmal an Frau von Kleist, „mein ganzes Wesen ist Liebe für sie, ich möchte so gerne die Menschheit glücklich wissen und dazu beitragen, auf Kosten meiner selbst!" In der Beglückung anderer suchte und fand sie ihr eigenes Glück. So erschien sie immer gleich gütig, und sie strahlte verschwenderisch ihre Huld und ihren Liebreiz aus über alle, die ihr nahten, vielleicht bisweilen zu rasch und zu verschwenderisch.

Luise wäre kein Weib gewesen, wenn nicht der Schlüssel zu ihrem Wesen eben in ihrem Herzen gelegen hätte. Dies Herz aber hatte sich während ihrer Jugend in dem hessisch-mecklenburgischen Familienkreise von Gefühl gleichsam so vollgesogen, daß es jetzt leicht

9*

überströmte. Es schwelgte in Liebe und Freundschaft, wie in allen den hohen und edlen Gefühlen, die Luise unter dem Worte „Tugend" verstand. Sie liebte es, geliebt zu werden. „O wie süß, so geliebt zu werden" schrieb sie dem Bruder Georg als Antwort auf einen seiner Briefe. Ihre Güte versagte allemal nur da, wo sie Gefühlsleere zu bemerken glaubte. „Für die, die lieben, weinen, beglücken, fühlen und lachen, für die habe ich Herz, Kraft des Willens und Vollbringens." „Wer liebt der lebt, und nur der lebt der liebt, das ist mein Wahlspruch, mit dem ich lebe und sterbe." Der Stimme ihres Herzens folgte Luise mit unbedingtem Vertrauen, in allen Zweifeln und Kämpfen; wie Karoline Schlegel hätte sie von sich sagen können: „Ich mußte mich verlassen auf mein Herz über Not und Tod hinaus." Denn felsenfest war sie überzeugt, daß, wie sie an Georg schrieb, „im Herzen klar und deutlich das Wahre mit goldenen Buchstaben aus Gottes Hand steht."

Auch Luisens Frömmigkeit war mehr Gefühl, Glaubensgefühl, als dogmatische Ueberzeugung. Die schlichten religiösen Eindrücke, die sie aus der Großmutter Hause mitgebracht, waren in Berlin im Umgang mit Spalding und Zöllner leicht umgestaltet. Sie machte sich, wie Spalding, ein Christentum zurecht, das in der Frömmigkeit eine Stütze für die Tugend, und in der Tugend eine Stütze für die Frömmigkeit sieht. Religion haben hieß ihr in Gott die höchste Tugend verehren, ihr nachstreben und sich ihres Urbildes zuversichtlich freuen. Dies unerschütterliche Glaubensgefühl aber durchdrang lebendig ihr ganzes Wesen. Nie hätte sie zu Ostern Beichte und Abendmahl verabsäumt, auf das sie sich in stiller Sammlung Tage lang vorzubereiten pflegte und das sie in einer der Berliner Kirchen nach lutherischem Bekenntnis nahm, während der König als Reformierter die Potsdamer Garnisonkirche bevorzugte. Noch sind Aufzeichnungen erhalten, in denen sie an solchen weihevollen Tagen ihre Gedanken und Empfindungen aussprach: ihren Glauben an den Erlöser, ihre demutvolle Ergebenheit in Gottes Hand, ihr Pflichtgefühl, ihren reinen Willen, den Wunsch durch ihr Beispiel zur Nachahmung besonders bei ihren Kindern anzuregen.

Freundlich und liebevoll, gütig und fromm, so war Luise in den ruhigen und heiteren Tagen, so blieb sie auch in den stürmischen und dunklen Zeiten, deren Schatten sich ihr langsam nun näherten und deren Schrecken doch auch noch andere Wesenszüge in ihr offenbaren sollten.



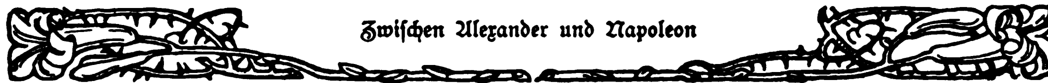
Fünftes Kapitel

Zwischen Alexander und Napoleon

(1802—1805)

I. Zusammenkunft in Memel

Preußen hatte, wie wir sahen, auch während der Koalition Englands, Oesterreichs und Rußlands gegen Frankreich in den Jahren 1799 und 1800 seine Neutralität behauptet. Der Verlauf des Krieges schien ihm recht zu geben. Nach anfänglichen glänzenden Erfolgen war das große Bündnis hauptsächlich infolge von Streitigkeiten Rußlands mit England und Oesterreich zerfallen. Frankreich, das seine Grenzen schon von einer Invasion bedroht gesehen hatte, blieb in der Schweiz und in Holland siegreich, und an die Spitze der Republik trat als erster Konsul der aus Aegypten zurückgekehrte General Napoleon Bonaparte, der die Oesterreicher bei Marengo entscheidend schlug und damit Oberitalien zurückeroberte. Die kriegführenden Mächte schienen erschöpft; eine friedliche Strömung, stärker als je seit acht Jahren, ging im Herbst 1800 durch die europäische Politik. In Preußen war man mit dieser Wendung der Dinge nicht unzufrieden; ein außerordentlicher Abgesandter Bonapartes, der General Duroc, der noch oft in entscheidungsvollen Tagen den Weg nach Berlin machen sollte, fand am preußischen Hofe die freundlichste Aufnahme. Man wünschte eine Aussöhnung zwischen Frankreich und Rußland und zugleich eine nähere Verbindung Preußens mit diesen beiden Staaten, unter deren Schutz man zwei große politische Ziele erreichen zu können hoffte: eine volle Entschädigung für die Abtretung preußischen Gebietes am linken



Rheinufer und die festere, sozusagen völkerrechtliche Begründung einer preußischen Führerstellung in Norddeutschland.

Die Aussöhnung zwischen Rußland und Frankreich kam rasch zustande; wenn man sich aber in Berlin geschmeichelt hatte, die Beziehungen zwischen beiden Mächten zu beherrschen oder wenigstens zu beeinflussen, so trat vielmehr das Gegenteil ein: Preußen wurde abhängig von dem jedesmaligen Stande der russisch-französischen Beziehungen, mochten diese freundliche sein oder feindselige.

Zunächst zwang der gemeinsame Druck Frankreichs und Rußlands, die sich gegen England verbündeten, im Frühjahr 1801 Preußen zur Besetzung Hannovers. Vergeblich hatte man von hannoverscher Seite die Verwendung der Königin Luise für ihr Heimatland nachgesucht; sie erklärte dem hannoverschen Abgesandten, der König werde zur vorläufigen Besetzung genötigt, denke übrigens nicht daran sich fremdes Gut anzueignen. Auch ihr Vater war von Neustrelitz herbeigekommen, um gegen die Okkupation zu wirken.

Kaum aber waren die Preußen in Hannover eingerückt, als die Nachricht aus Petersburg eintraf, daß Kaiser Paul von Rußland in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 ermordet sei. Sein Nachfolger Kaiser Alexander I. verständigte sich mit England, und die preußischen Truppen wurden wieder aus Hannover herausgezogen. Anderseits glückte es im Mai 1802, nach wechselvollen Verhandlungen mit Frankreich zu einem Vertrage über die preußischen Entschädigungen zu gelangen. Preußen hatte anfangs außer Hildesheim, Osnabrück und dem Eichsfeld die fränkischen Bistümer Bamberg und Würzburg gefordert. Gestützt auf diese Erwerbungen, würde Preußen eine maßgebende Stellung in Süddeutschland, eine völlig beherrschende in Norddeutschland erlangt haben. Sachsen, Hessen, Hannover wären hierdurch geographisch und deshalb auch politisch von Preußen ebenso abhängig geworden, wie Braunschweig und Mecklenburg es bereits waren. Allein, als die preußischen Pläne bei Rußland und bei Frankreich auf Widerspruch stießen, ließ man sie ohne viel Umstände fallen und begnügte sich schließlich mit Paderborn, Hildesheim, Eichsfeld nebst Erfurt, einem Teil des Bistums Münster und einigen Reichsstädten und Abteien. Territorial waren diese Entschädigungen für die preußischen Verluste überreichlich bemessen; politisch war es eine Niederlage. Nicht die Erfordernisse der deutschen Politik Preußens, sondern die Wünsche Frankreichs und Rußlands bestimmten die Entschädigungen Preußens, wie die Umwandlung Deutschlands durch den Reichsdeputationsschluß (1803) überhaupt. Zugleich erloschen durch diese Verträge die Abmachungen über die Demarkationslinie und die Verabredungen von Hildesheim (siehe oben S. 88), die nach einem Wort von Haugwitz der Grundstein für den Bau der preußischen Herrschaft in Norddeutschland hatten werden sollen.

Preußens Verbindung mit dem Deutschen Reiche löste sich mehr und mehr, ohne daß seine Stellung in Norddeutschland an Festigkeit gewonnen hätte.

Friedrich Wilhelm III. und Graf Haugwitz waren nicht ohne Empfindung für diese Nachteile; aber im Hinblick auf Preußens internationale Stellung gingen sie darüber hinweg. Sie glaubten noch an die Möglichkeit des ersehnten Dreibundes mit ihren beiden mächtigen Nachbarn, um so mehr, da man mit Frankreich in gutem Einvernehmen stand und mit Rußland soeben die alte zugleich politische und dynastische Freundschaft erneuert wurde.

Kaiser Alexander I. von Rußland, dessen Mutter Maria Feodorowna mit dem preußischen Königshause verwandt war, hatte unmittelbar nach der Thronbesteigung in seinem ersten Schreiben an König Friedrich Wilhelm III. von der Festigung der zwischen ihnen bestehenden verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bande und von der Konsolidierung der Beziehungen zwischen den beiden Staaten gesprochen. König Friedrich Wilhelm III. ging gern darauf ein: neben den politischen Erwägungen haben ganz persönliche Stimmungen wesentlich hierzu beigetragen.

Noch unter Kaiser Pauls Regierung, gegen Ende Januar 1801, hatte der Erbprinz Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin mit seiner Gemahlin Helena Pawlowna, der Tochter Pauls, den Berliner Hof besucht. Die Erbprinzessin, eine blendende Schönheit von kaum 16 Jahren, seit 15 Monaten vermählt und Mutter eines Knaben, des späteren Großherzogs Paul, gewann durch ihre jugendliche Anmut und ihre natürliche Liebenswürdigkeit rasch die Freundschaft der Königin Luise und die schwärmerische Verehrung König Friedrich Wilhelms III. Glänzende Feste wurden veranstaltet, an denen deutsche und fremde Fürstlichkeiten zahlreich teilnahmen, auch Napoleon Bonapartes jüngerer Bruder Louis mit seinem Adjutanten Flahault, und viele Emigranten, wie Rivarol und der in der damaligen Berliner Gesellschaft tonangebende Caraman. Besonders prunkvoll wurde Fastnacht gefeiert, wobei die Erbprinzessin als gütige Fee den König entzückte, und der Geburtstag der Königin, der Helena reiche Geschenke machte. Auch sie gefiel sich ungemein am Berliner Hofe, wo sie schließlich nicht mehr als Besuch betrachtet, sondern zur königlichen Familie gerechnet wurde. Kaiser Paul, erfreut über die herzliche Aufnahme seiner Tochter, übersandte der Königin den Katharinenorden und zeichnete auch den Kronprinzen durch russische Orden aus.

Unmittelbar nachdem die Prinzessin Berlin verlassen hatte, erfuhr man die Katastrophe ihres Vaters und die Thronbesteigung ihres Bruders Alexander. An der Neigung für die Schwester belebte sich die Teilnahme für den Bruder. Die Prinzessin, die mit ihrem Gemahl im Sommer 1801 nach Rußland reiste, trug des Königs freundlichste Grüße, Aeußerungen

des Interesses und der Bewunderung für den jungen Kaiser nach Petersburg. In ihren Händen liefen die Fäden zusammen, die sich jetzt zwischen den beiden Fürsten knüpften; in ihren und ihres Gemahls Unterredungen mit Alexander ist das erste Wort von einer Zusammenkunft zwischen dem russischen Kaiser und dem preußischen Könige gefallen.

Auf der Rückreise von Petersburg, im Oktober 1801, besuchte das erbprinzliche Paar abermals den preußischen Hof, wieder mit höchster Freundlichkeit aufgenommen. Des Königs Schwärmerei für die „schöne Helena" war noch gestiegen. Nach ihrer Abreise im März war seine schlechte Laune aufgefallen, sein geringes Entgegenkommen gegen andere Besucher. Dafür hatte er der Erbprinzessin in ebenso herzlichen wie humoristischen Briefen, wohl den persönlichsten und eigenartigsten, die je aus Friedrich Wilhelms Feder geflossen, seine Bewunderung offen ausgesprochen. Jetzt überhäufte der sonst zurückhaltende König sie so sehr mit Aufmerksamkeiten, daß die Oberhofmeisterin Anstoß nahm, während die Königin der gegenseitigen Annäherung lächelnd zusah und die Erbprinzessin nur noch immer mehr in ihr Herz schloß. In Berlin erzählte man sich, der König habe von der Prinzessin verlangt, sie solle ihn Fritz nennen, und da sie es nicht getan, sich schmollend von ihr entfernt; darauf habe sie ihn beim Arme genommen und „mit dem lieblichsten Ausdruck" gefragt: „Fritz, maulst du noch?"

Bei diesem Besuche teilte der Erbprinz den Wunsch Alexanders nach einer Zusammenkunft mit, die von Friedrich Wilhelm bereitwilligst angenommen wurde. Nach dem Vorschlag des Königs sollte die Begegnung während seiner Reise in die preußischen Ostprovinzen im Juni 1802, und zwar in Memel stattfinden.

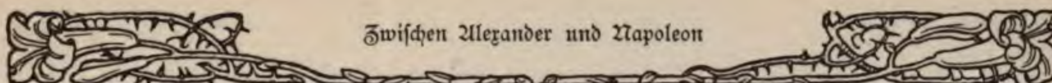
Am 25. Mai traten Friedrich Wilhelm und Luise mit den Brüdern des Königs die Reise an; auch die Gräfinnen Voß und Moltke waren im Gefolge. Ueber Stargard, wo die Königin an der Revue teilnahm und die Truppen „superb" fand, zwischen Manövern und Revuebällen ging es über Hammerstein und Mockerau nach dem schönen Schloß der Dohnas in Schlobitten, das die Königin an Charlottenburg erinnerte. Sie schlief in einem großen Himmelbette, in dem schon Friedrich Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm II. geschlafen hatten; der König in einem benachbarten Zimmer, in seinem Reisebett auf einer Matratze unter einer einfachen Pikeedecke, die er immer mit sich führte. Dem König gefiel es in Schlobitten, wo er das patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsherrschaft und Leuten so recht nach seinem Sinne fand. Am Morgen, beim Frühstück, äußerte er sich hierüber mit warmer Anerkennung. „Das sind die guten Früchte", bemerkte er, „von einem langen Güterbesitz von Großeltern bis auf Urenkel. Da können sich Herren und Untersassen recht kennen lernen und Liebe, Vertrauen und Anhänglichkeit gegeneinander fassen; aber wo man die



Begegnung zwischen Königin Luise, Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander von Rußland in Memel am 10. Juni 1802

Gouachegemälde von Dähling

Von links nach rechts: Die Kammerherren der Königin von Buch und von Schilden, Oberhofmeisterin Gräfin Voß, Hofdame Gräfin Moltke, Königin Luise, Kaiser Alexander, Friedrich Wilhelm III., General Graf Kalckreuth, Oberst von Köckritz, Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm d. Ae. von Preußen. Rechts im Vordergrunde Hofmarschall von Massow

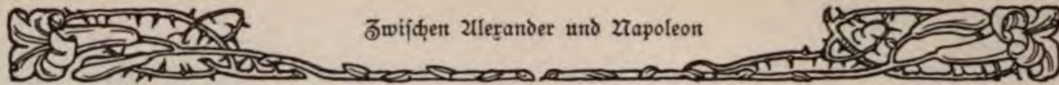


Landgüter wie eine Ware behandelt, die oft selbst unbesehen aus einer Hand in die andere für übertriebene Preise übergehen, da kann nichts Gutes aus der Wirtschaft werden."

Nach kurzem Aufenthalt in Königsberg trafen Friedrich Wilhelm und Luise am 8. Juni in Memel ein; am 10. Juni kam Kaiser Alexander, inkognito als „comte de Russie", aber von Ministern und Adjutanten begleitet.

Die ofterzählten Einzelheiten der Zusammenkunft, die bis zum 16. Juni dauerte, brauchen hier nicht wiedergegeben zu werden. Truppen wurden besichtigt, Bälle veranstaltet; dabei verkehrten König und Königin mit ihrem kaiserlichen Gaste in einer Ungezwungenheit, die eine herzliche Annäherung gestattete und begünstigte. „Man vergnügte sich", schreibt die Königin, „wie die Kinder und sprang herum wie die Böckchen, alles war glücklich und zufrieden." Nur einmal erfuhr die Festfreude eine jähe Unterbrechung; die Königin wurde von einem plötzlichen Brustkrampf befallen, der jedoch glücklicherweise rasch wieder vorüberging.

Zwischen dem preußischen Königspaare und dem russischen Kaiser schloß sich ein Freundschaftsbund, in Schwärmerei und Gefühlsseligkeit eine späte Blüte aus den Tagen der Empfindsamkeit, und zugleich eigenartig durch das Spiel der sich kreuzenden persönlichen Neigungen wie durch das Hineinwirken politischer Interessen. Des jugendlichen Zaren Lippen flossen über von Tugend und Rechtschaffenheit, von Menschenliebe und Völkerbeglückung — war es ein Wunder, daß die schlichten Herzen des preußischen Königspaares solchem Zauber erlagen? Der König sagte zu seiner Gemahlin: „Das kann ich Dir versichern, die Russen haben nie einen Kaiser gehabt wie diesen." Für Luise vollends war die Begegnung mit Kaiser Alexander ein Erlebnis, das Erlebnis ihrer Frauenjahre. Es war gerade die Zeit, in der die Bekanntschaft mit der neueren deutschen Dichtung ihr Inneres tief aufgewühlt hatte. Sie fand den jungen Kaiser keineswegs „regelmäßig schön"; nur sein Antlitz verklärt durch einen Zug engelhafter Güte. Aber in Alexander trat ihr ein Mann entgegen, der mit der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit ihres eigenen Gatten auch jene glänzenden Eigenschaften zu verbinden schien, die sie in ihrer nächsten Umgebung vermißte. Hier sah sie es vor sich, das Ideal, von dem ihr weibliches Sehnen geträumt haben mochte, wenn sie ihren Jean Paul oder ihren Schiller las. Ein Ideal, dem sie ihre Freundschaft und Bewunderung freigebig und rückhaltlos schenkte, an dessen Vollkommenheit sie sich aber ganz unbefangen von jetzt ab ein Recht zuschrieb. Darum bat sie den Kaiser zu bleiben, wie er sei; darum warnte die Sechsundzwanzigjährige schwesterlich, nein mütterlich den Selbstherrscher Rußlands vor den Gefahren jugendlicher Unerfahrenheit und jugendlicher Leidenschaft.



Aber auch Kaiser Alexander hat doch unter dem Zauber dieser Tage gestanden. Die schöne Königin, die besonders herrlich aussah, wenn sie zwischen den beiden Fürsten zur Parade ritt, oder wenn sie mit dem Kaiser tanzte, die „fée enchanteresse“, wie der Kabinettsrat Lombard, ein Augenzeuge der Zusammenkunft, sie nennt, machte auf Alexander einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. „Es scheint mir“, schreibt die Gräfin Lieven, deren Gemahl den Kaiser nach Memel begleitet hatte, „es scheint mir nach Hörensagen, daß man entzückt ist von der Königin; ich weiß selbst nicht, ob sie nicht noch mehr gefällt, als die Kaiserin, obgleich das schwer ist.“ Und die polnischen Gegner eines preußisch-russischen Bundes warfen mit deutlicher Anspielung dem Kaiser später vor, er habe seit Memel „in Preußen nicht mehr einen Staat im politischen Sinne gesehen, sondern eine Person, die ihm teuer sei.“ Alexander selbst aber hat noch nach zwei Jahrzehnten von einer Prinzessin, deren Erscheinung seine Erwartungen übertraf, nichts schöneres zu sagen gewußt, als daß sie der Königin Luise sehr ähnlich sehe.

So geschah es, daß während man den König mit seiner Neigung für Alexanders schöne Schwester Helena neckte, Alexander und Luise in schwärmerischen Freundschaftsgefühlen sich zu einander fanden, und daß auch der König von Alexanders gewinnender Persönlichkeit angezogen wurde, auf den wieder die treuherzige Biederkeit und offenbare Zuverlässigkeit des Königs günstig einwirkten.

Der Kaiser und der König nahmen es beide ernst mit diesem Freundschaftsbunde; und doch täuschte man sich auf beiden Seiten. Jeder glaubte in dem andern einen persönlichen Freund nicht nur, sondern auch einen politischen Bundesgenossen gewonnen zu haben. Wie sehr verschieden aber waren doch ihre Charaktere und die ihren Charakteren entsprechenden politischen Systeme ihrer Staaten: die rückständige preußische Territorialpolitik und die aufsteigende russische Weltpolitik. Friedrich Wilhelm sah in der Intimität der Beziehungen zu Rußland und dessen Kaiser nur eine Bürgschaft mehr für den über alles geliebten Frieden; der Kaiser, dem die Großmutter Katharina den Namen des Welteroberers Alexander gegeben, glaubte sich berufen zum Befreier des von Frankreich geknechteten Europa und des selbst von Napoleon geknechteten Frankreich. Er zweifelte nicht, wenn die Stunde schlage, auch den neuen Freund zu dem Alexanderzug nach Westen mit fortreißen zu können.

Königin Luise hat über die Zusammenkunft in Memel ein Tagebuch geführt, in dem sie die einzelnen Vorgänge, die Paraden und Prunkmahle, Teeabende und Tänze, mit chronikalischer Gewissenhaftigkeit verzeichnet, von Alexander selbst und ihren Eindrücken nur in gedämpftem Tone redet. Aber schon am Tage, nachdem man in Memel unter Tränen voneinander Abschied genommen, schrieb sie dem Kaiser, von ihrem Schmerz über die

Trennung, von dem Trost, den sie in der Hoffnung auf ein Wiedersehen in zwei Jahren empfinde. Vollends, als sie über Warschau und Posen Anfang Juli wieder daheim war, gab sie in Briefen an die Vertrauten ihres Herzens ihrer schwärmerischen Bewunderung für Kaiser Alexander begeisterten Ausdruck. So schrieb sie dem Bruder Georg, der ihr von seiner Schweizerreise berichtet hatte, am 13. Juli: „Ich sah zwar keine Alpen, aber ich sah Menschen, oder vielmehr einen Mensch, im ganzen Sinn des Worts, der durch einen Alpenbewohner ist erzogen worden und dessen Bekanntschaft mehr wert ist als alle Alpen der Welt. Denn diese wirken nicht, aber jener wirkt, verbreitet Glück und Segen mit jedem Entschluß, mit jedem Blick macht er Glückliche und Zufriedene durch seine Huld und himmlische Güte. Daß ich von dem Kaiser, von dem einzigen Alexander spreche, hast Du doch wohl verstanden. Lieber Georg. Ach, wie viel, wie viel ist mir diese Bekanntschaft wert. Nicht ein Wort, welches man zu seinem Lobe spricht, kann je in Schmeichelei ausarten, denn er verdient alles, was man nur Gutes sagen kann ... Die Memeler Entrevue war göttlich, die beiden Monarchen lieben sich zärtlich und aufrichtig, gleichen sich in ihren herrlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit, Menschenliebe und Liebe zum Wohl und Beförderung des Guten. Auch ihr Geschmack ist gleich. Viele Einfachheit, Haß der Etikette und Gepränge des Königs- und Kaisertums. Alles ging erwünscht und gut und es wird immer so gehen" ...

Den Briefwechsel mit Kaiser Alexander, „ihrem lieben Vetter", setzte Luise fleißig fort, wie sie auch Geschenke mit ihm austauschte. Dem König blieb die Verehrung seiner Gemahlin für den russischen Kaiser keineswegs verborgen; aber er wußte auch, daß diese Beziehungen „rein und edel" waren. Er seinerseits korrespondierte eifrig weiter mit der Erbprinzessin Helena, die bereits im Herbst 1802 abermals zu längerem Besuch eintraf und dabei an dem ihr zu Ehren verschobenen Erntekranzfest in Paretz teilnahm. Es sind eben noch die Tage jener schwärmerischen Freundschaften, die, wie wir aus Wilhelm von Humboldts kürzlich veröffentlichten Jugendbriefen wieder gesehen haben, Freundschaften bleiben, aber zuweilen doch in die ehelichen Beziehungen hinübergreifen und gleichsam auf deren Kosten sich ausdehnen.

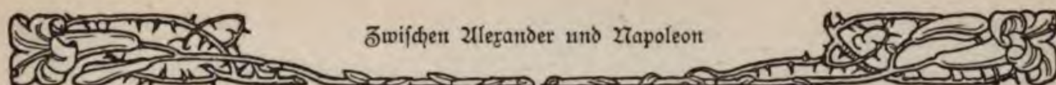
Die neue preußisch-russische Freundschaft erfuhr gleich im Jahre 1803 eine schwere Belastungsprobe. Während die preußische Politik auf der Erhaltung des europäischen Friedens beruhte, erkalteten die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland und zwischen Frankreich und England kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, welche die Dauer des Friedens in Frage stellten. Hiervon wurde Preußen in seinen Lebensinteressen sofort aufs empfindlichste getroffen. Am 20. März 1803 erschien General Duroc in Berlin, um im

Auftrage Napoleon Bonapartes anzukündigen, daß Frankreich bei Ausbruch des Krieges mit England das Kurfürstentum Hannover besetzen werde.

Mit Duroc kam auch ein Adjutant Napoleons, Graf Segur, nach Berlin, der sich später durch seine „Geschichte der großen Armee in Rußland" einen berühmten Namen gemacht hat. Er hatte die Ehre, der Königin Luise vorgestellt zu werden, von der er eine Schilderung entwirft, die hier wohl eingeschaltet werden darf. „Eine der Erinnerungen," schreibt er, „die mir von meiner kurzen Reise nach Berlin geblieben sind, ist die Bewunderung, welche mir die schöne und geistreiche Königin von Preußen einflößte . . . Ich glaube noch diese Fürstin vor mir zu sehen: halb hingestreckt auf ein prächtiges Sofa, ein goldener Dreifuß neben ihr, ein Schleier von orientalischem Purpur um die elegante und anmutige Taille. In dem Klang ihrer Stimme lag eine so harmonische Sanftheit, in ihren Worten etwas so liebenswürdig und rührend Hinreißendes, in ihrer Haltung so viel Reiz und Majestät, daß ich einige Augenblicke völlig betroffen, mich einer jener Erscheinungen gegenüber glaubte, deren berückende und bezaubernde Bilder uns die Fabeln der alten Zeiten geschildert haben."

Die Eröffnungen Durocs riefen in Berlin nicht geringe Bestürzung hervor. Nachdem man zunächst vergeblich versucht hatte, den Ausbruch des Krieges durch diplomatische Mittel möglichst hinauszuschieben und die Gegensätze der in Hannover aufeinanderstoßenden Interessen durch wohlgemeinte Vorstellungen nach allen Seiten hin auszugleichen und zu versöhnen, empfahl der Minister Graf Haugwitz, zur Sicherstellung Preußens gegen die Folgen des Krieges, die abermalige Besetzung Hannovers durch preußische Truppen. Wiederum wurde Königin Luise an den hierbei gepflogenen Verhandlungen beteiligt. Der Herzog von Cambridge, ihr Vetter, schrieb ihr im Interesse Hannovers, und sie vermittelte dem hannoverschen Abgesandten, Major v. d. Decken, auf dessen Bitte eine Privataudienz bei dem König. Auf die Anregungen des Gesandten wegen einer neuen Demarkationslinie zum Schutze Norddeutschlands verhielt sich der König ablehnend; das würde, meinte er, jetzt zu einem Kriege mit Frankreich führen, den er bis aufs äußerste vermeiden müsse; auch eine Besetzung des Landes durch preußische Truppen werde Frankreich nicht zugeben; übrigens habe er durch die Okkupation im Jahre 1801, die doch lediglich zu Hannovers Bestem gewesen, bei dem Lande selbst wenig Dank geerntet.

Neben der Friedfertigkeit des Königs, die vor der bloßen Möglichkeit einer kriegerischen Verwickelung mit Frankreich zurückschreckte, war es Rücksichtnahme auf Rußland, was die preußische Politik entscheidend beeinflußte. Zwei Jahre früher war die Besetzung hauptsächlich auf russischen Antrieb geschehen; jetzt erklärte sich Rußland dagegen, anscheinend aus Argwohn gegen ein heimliches Einverständnis Preußens mit Frankreich.



Wenn hiernach die Besetzung Hannovers durch preußische Truppen unterblieb, so beantragte Graf Haugwitz, wenigstens durch gewisse militärische Rüstungen sich auf alle Zwischenfälle des englisch-französischen Krieges vorzubereiten. Der König zögerte, einer Maßregel zuzustimmen, deren Tragweite sich schwer absehen ließ. Er verschob die Entscheidung auf eine Besprechung mit seinen militärischen Ratgebern, die bei den Manövern in der Umgegend von Magdeburg stattfinden sollte und zu der er auch den Grafen Haugwitz einlud.

Am 25. Mai traten König und Königin die Sommerreise an, die zugleich Truppenrevuen, der Besichtigung der neuen Erwerbungen Preußens in Thüringen und verwandtschaftlichen Besuchen, namentlich des kurhessischen Hofes in Wilhelmsbad, gelten sollte. Drei Tage später, am 28. Mai, kam es in Cörbelitz auf dem rechten Elbufer zu Beratungen, die für das Schicksal Preußens und Deutschlands von großer Bedeutung werden mußten. Graf Haugwitz legte einen Erlaß an die preußische Gesandtschaft in Paris vor, in welchem der französischen Regierung der Verzicht auf den Einmarsch in Hannover vorgeschlagen, zugleich aber die Vornahme militärischer Rüstungen in Preußen ausdrücklich angekündigt wurde. Der König, in Uebereinstimmung mit seiner militärischen Umgebung, namentlich mit dem Oberst von Köckritz, verwarf den Vorschlag des Grafen Haugwitz. Er erklärte, daß der Minister zu schwarz sehe: nur schwache Truppenteile sollten an der hannoverschen Grenze aufgestellt werden. Am nächsten Tage, in schlechter Laune, setzte er mit der Königin die Reise nach Thüringen fort: aus Erfurt, am 31. Mai, schrieb der Kabinettsrat Lombard an Haugwitz: „Nichts wird uns verhindern, nach Wilhelmsbad zu reisen."

Das System der Neutralität Norddeutschlands lag zertrümmert am Boden. Nachdem Preußen sich von der Verteidigung des Deutschen Reiches 1795 und 1796 zurückgezogen hatte, versagte es nun auch den Staaten Norddeutschlands die Hilfe, die doch seine eigenen Interessen unbedingt geboten hätten; wie lange werden die preußischen Grenzen selbst noch unverletzlich bleiben und auf den Schutz ihres Staates rechnen können?

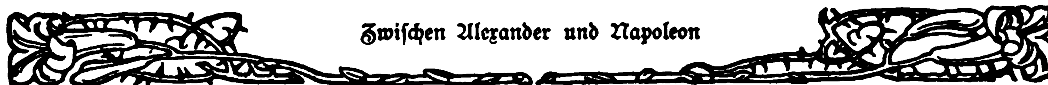
Während französische Truppen das Kurfürstentum Hannover überfluteten und zwischen Elbe und Weser sich festsetzten, reiste der König, der seine gute Laune bald wiederfand, mit der Königin über Hildburghausen, Koburg und Ansbach nach Wilhelmsbad, wo sämtliche Schwestern der Königin ebenso wie die Brüder und Schwestern und Schwäger des Königs sich zusammenfanden. Auch Königin Luise hatte die politischen Sorgen, wenn sie ihr überhaupt näher gekommen waren, bald vergessen. In Wilhelmsbad ließ sie Goethes Mutter wieder zu sich einladen, plauderte mit ihr von den unvergeßlichen Jugendtagen in Frankfurt und beschenkte sie mit einem goldenen „Halsgeschmeide". Von ganzem Herzen genoß sie die Freuden der Reise, vor allem die Wonne des Wiedersehens mit ihren drei Schwestern. Dem Bruder

Georg, der noch in Italien weilte, schrieb sie nach der Rückkehr von Charlottenburg aus: „Ich war also wieder in den glücklichen Gefilden, wo wir unsere ungetrübte Kindheit und Jugend zubrachten. Ach! Ich kann es nicht beschreiben, mit welchen Gefühlen ich sie durchlief. Doch das schwöre ich, daß Du immer unter uns warst, wo die vier Schwestern waren, und daß unser Ausruf aus allen Kehlen gleich war: ‚Gott, was sind wir doch glücklich, wäre George nur bei uns, so wäre es vollkommen', und was am sonderbarsten war, ist, daß diese Wahrheit sich bis auf die Kammerfrauen erstreckte; wie oft beim Ausziehen in Wilhelmsbad sagte mir die Schadow nicht: ‚Es fehlt niemand, wie der Herr Erbprinz, der macht alles schöner und lebendiger'. Ich kam den 1. Juni nach Hildburghausen. Unten am Schloß standen die zwei ältesten Schwestern, alle Kinder, die sich nach der Reihe an meinen Hals, Kleider und Schleppe hingen. Das war wieder ein himmlischer Augenblick! ... Den 4. Juni gingen wir über Koburg nach Fürth ... In Fürth fand ich Friederike. Diese Zusammenkunft war beinahe mehr schmerzlich wie erfreulich. Ich glaube, wir empfanden im Augenblick des Wiedersehens und der ersten Umarmung den ganzen Umfang des Unglücks, voneinander getrennt zu sein, denn sie weinte so heftig, daß sie sich nicht erholen konnte, und ich, als sie mich aus ihren Armen losließ, beinah ohnmächtig. Ich fand sie so gut und hübsch als möglich ... Den 12. kamen wir alle wieder zusammen in Wilhelmsbad, sowohl die preußische als die mecklenburgische Familie. Kaum waren wir beisammen, so kam Dein teurer Name in aller Mund und der Wunsch Dich bei und um uns zu sehen. Der Zusammenfluß von Prinzen war unbegreiflich, 42 Prinzen und Prinzessinnen waren wir bei Tisch ... Den 16. waren wir in Darmstadt, alle vier [Schwestern] in einem Wagen. Alle Tore, Straßen, Gänge mit Bekannten und Leuten angefüllt. Hoffmann, Strauß, Lichthammer, alles fand sich wieder. Der Landgraf, einfach, aber herzlich. Die alte Rätin am Fenster, streckte beide Arme aus und über den Kopf. Im Wagen schrie alles, ach, sehe, Papa sein Haus, dem Onkel Karl seins, und so bis ans Palais, wo Tränen mich erstickten und so auch beim Aussteigen im Schloß. Ich konnte nicht sprechen, aber denken tat ich, fühlen, und empfand das, was man nicht in Worten ausspricht. Ich wette, Du bist wie dahin verpflanzt beim Lesen dieser Zeilen und liest in meinem Innern. Gott, wie ist doch vieles so gut, so sonderbar, so unbegreiflich in der Welt" ... Auch der Großmutter berichtete sie über den Besuch in Darmstadt: „Ich war im lieben Darmstadt, ich kam bei dem lieben Palais vorüber, und tausend köstliche Erinnerungen und die vollkommenste Dankbarkeit erfüllten mein Herz. Ich war so gerührt bei dem Anblick dieser teueren Stätten und bei dem Gedanken an Ihre Güte und an Ihre Fürsorge, daß ich in Tränen das Schloß erreichte."

Am 30. Juni war der König mit der Königin daheim in Potsdam, wo die politischen Sorgen sogleich wieder auf ihn einstürmten. Noch an demselben Tage erhielt er eine Denkschrift des Grafen Haugwitz, der infolge des Einmarsches der Franzosen und bei der gefährdeten Lage Norddeutschlands die Mobilisierung eines preußischen Truppenkorps von 40—50000 Mann nachdrücklich forderte. Seine Vorstellungen blieben nicht ohne Wirkung auf den König; noch vermochte er sich nicht ohne weiteres zu Rüstungen zu entschließen, aber er sandte seinen vertrauten Kabinettsrat Lombard zu Napoleon nach Brüssel, um sich nach dessen Eindrücken über die Anträge des Grafen Haugwitz zu entscheiden. Johann Wilhelm Lombard, schon unter Friedrich dem Großen Kabinettssekretär, hatte sich in die Anschauungen König Friedrich Wilhelms so eingelebt, daß er der beste Dolmetscher seiner Gedanken geworden war und bei den fremden Gesandten in Berlin auch dafür galt. Er teilte die Vorliebe des Königs für das Neutralitätssystem, womit er noch eine auf Abstammung und literarischen Sympathien beruhende Hinneigung zu Frankreich verband. Durch die bestimmtesten und feierlichsten Versicherungen ließ er sich jetzt in Brüssel überzeugen, daß Napoleon nur mit dem Kriege gegen England beschäftigt sei und selbst den Frieden auf dem Festland erhalten wolle. Ohne sich bei Napoleons Charakter für alle Zukunft verbürgen zu wollen, hielt Lombard doch zunächst jede Gefährdung Preußens für ausgeschlossen und glaubte deshalb seinem König von militärischen Rüstungen abraten zu sollen.

Noch während der Anwesenheit Lombards in Brüssel versuchte Napoleon die Anknüpfung persönlicher Beziehungen zu dem preußischen Königshause. Schon im Winter von 1800 auf 1801 hatte sich, wie erwähnt, sein jüngerer Bruder, Louis Bonaparte, längere Zeit in Berlin aufgehalten. Sein bescheidenes Auftreten machte am Hofe einen günstigen Eindruck, und auch ihm behagte es dort so, daß er erst auf ausdrücklichen Befehl Napoleons im Februar 1801 abreiste. Er hat die freundliche Aufnahme am Berliner Hofe nie vergessen und als König von Holland später wiederholt seine Dankbarkeit bewiesen; für Königin Luise insbesondere empfand er aufrichtige Verehrung: ihr Bild hing in seinem Schlafzimmer. Wir erinnern uns, daß ein russischer Diplomat einige Jahre früher empfohlen hatte, die russische Kaiserin zu Königin Luise in Beziehung zu bringen und dadurch auf den König einzuwirken. Wollte Napoleon jetzt in ähnlicher Weise verfahren? Von Brüssel aus schrieb seine Gemahlin Josephine an Königin Luise (28. Juli 1803):

„Frau von Lucchesini, gnädigste Frau, hat mir einige Male von den Aufträgen erzählt, die Ew. Majestät ihr für französische Moden gegeben haben; ich dachte mir deshalb, daß es Ihnen angenehm sein würde, wenn ich sie während ihrer Badereise verträte. Herr Lombard hat es freundlichst übernommen, Ihnen Hüte und Brüsseler Spitzen zu überbringen.

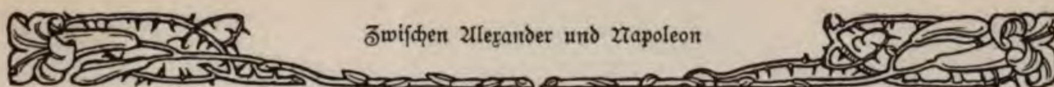


Diese Putzsachen können die Reize nicht erhöhen, die die Bewunderung aller erwecken, die das Glück haben, sich Ihnen nähern zu dürfen. Aber indem ich sie Ihnen anbiete, habe ich den außerordentlichen Vorzug, Eurer Majestät die Huldigung meiner Empfindungen darbringen zu dürfen. Josephine Bonaparte."

Bei allem weiblichen Entzücken über diese Geschenke, von denen sie gleich den Bruder Georg benachrichtigte, begnügte sich Königin Luise doch, ihren Dank durch die Marquise Lucchesini übermitteln zu lassen; erst im Mai 1804 schrieb sie selbst an Josephine. Noch länger dauerte die Herstellung des Gegengeschenkes, einiger mit Ansichten von Malmaison geschmückten Vasen der Königlichen Porzellanfabrik, die nicht besonders geschmackvoll gerieten und im Jahre 1805 nach Paris gesandt wurden.

Die von Lombard überbrachten Versicherungen Napoleons beseitigten zwar zunächst den Gedanken an eine Mobilisierung; da aber die allgemeine Lage der europäischen Politik für Preußen bedrohlich blieb, so mußte wieder der Weg diplomatischer Verhandlungen beschritten werden, um dem erschütterten preußischen Neutralitätssystem eine neue und festere Grundlage zu geben. Dabei stellte es sich immer mehr heraus, wie die Anwesenheit starker französischer Truppenmassen in Hannover eine unerschöpfliche Quelle von Schwierigkeiten und Verwickelungen für Preußen bildete. Nachdem man zuerst wieder versucht hatte, mit Rußland und Frankreich zugleich, dann mit Frankreich allein zu einer Verständigung zu gelangen, brach man im April 1804 alle Verhandlungen mit der Erklärung ab: man erwarte mit Bestimmtheit, daß Frankreich seine Truppen in Hannover nicht weiter verstärke und die Neutralität der norddeutschen Staaten nicht mehr verletze; bei Erfüllung dieser Bedingungen werde Preußen sich nie an feindseligen Plänen gegen Frankreich beteiligen. Einige Wochen später unterzeichnete der König auf Kaiser Alexanders Wunsch eine zweite Erklärung, worin er die Ruhe Norddeutschlands auch Rußland gegenüber verbürgte. Eine ihm angetragene Allianz mit Rußland aber, deren Spitze sich doch gegen Frankreich gekehrt hätte, verwarf der König ebenso wie ein Bündnis mit Frankreich, an dem Rußland keinen Teil haben sollte. Er wollte der Freund der einen wie der anderen Macht sein und bleiben. Graf Haugwitz, der dem König vergebens seine Zweifel andeutete, ob man diese beiden Freundschaften auf die Dauer miteinander werde vereinigen können, überließ im April 1804 die Leitung der preußischen Politik dem Freiherrn von Hardenberg. Der Ministerwechsel bedeutete keinen Umschwung in der preußischen Politik: nach wie vor war es König Friedrich Wilhelm III. selbst, der ihren Charakter und ihre Richtung bestimmte.

Während Preußen den beiden Nachbarstaaten gegenüber eine durchaus freundschaftliche Haltung beobachtete, hatten die erfolglosen Verhandlungen über Hannover in Friedrich



Wilhelm doch eine gewisse persönliche Verstimmung gegen Napoleon hervorgerufen, die noch durch die Erschießung des Herzogs von Enghien verschärft wurde. Königin Luise hätte gern Trauer um den Prinzen angelegt. Auf die politischen Beziehungen aber hatte das Ereignis keinen Einfluß. Die Anzeige Napoleons von seiner Erhebung zum erblichen Kaiser der Franzosen erwiderte der König mit lebhaften und aufrichtigen Glückwünschen. Napoleon benutzte das abermals zu einem Versuch, sich dem preußischen Königshause zu nähern. Er sandte seinen Kammerherrn Graf Arberg an König Friedrich Wilhelm mit einem Schreiben, in welchem er für das Verhalten Preußens bei der Errichtung des Kaiserreichs dankte und seine Bereitwilligkeit aussprach, seinerseits zur Erhöhung des Glanzes der preußischen Krone beizutragen. Während der Anwesenheit Arbergs in Berlin war viel davon die Rede, daß Preußen mit Zustimmung Frankreichs zum Kaiserreich erhoben werden solle. Die Hofkreise, so hieß es, auch Hardenberg und die höheren Offiziere wären dafür gewesen: der schlichte Sinn Friedrich Wilhelms aber bewahrte Preußen vor der Gefahr eines Kaisertums von Napoleons Gnaden.

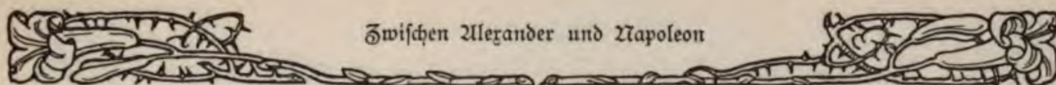
Der französische Gesandte will dabei erfahren haben, daß auch Königin Luise dem König zur Ablehnung des französischen Antrages geraten habe, obgleich sie im Inneren eigentlich dafür gewesen sei. Wir haben keinerlei authentisches Zeugnis über die Haltung der Königin in dieser Frage; keiner ihrer Briefe aus dieser Zeit enthält irgendwelche politische Anspielungen. Bei aller persönlichen Hinneigung zu Alexander und bei einer wachsenden Mißstimmung gegen Napoleon, billigte sie doch von Herzen das preußische Neutralitätssystem; den fremden Gesandten galt sie durch ihren angeblichen Einfluß auf den König für eine Hauptstütze dieser Politik, zuweilen sogar eher für franzosenfreundlich.

Viel näher als das politische Getriebe lag der Königin die Teilnahme an dem Schicksal ihrer Freundin Helena Pawlowna. Die Prinzessin war nicht lange nach ihrem letzten Besuch am preußischen Hofe erkrankt, wie es später hieß, infolge einer Erkältung in Potsdam. Sie siechte langsam dahin, zur großen Verzweiflung der Königin, die mit der innigsten Liebe an ihr hing. Als im Frühjahr 1803 verlautete, daß die Leidende zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach dem Süden reisen solle, lud sie die Prinzessin dringend ein, sich unterwegs einige Zeit in Sanssouci aufzuhalten und auch den kleinen Paul mitzubringen, der mit ihren Kindern Bekanntschaft machen solle. „Engel meines Herzens," schrieb sie ihr, „das schöne Sanssouci muß Sie reizen, die guten Früchte ebenfalls und Ihre Freunde auch ein wenig. Ich werde Ihnen ein Bett machen von Pfirsichen und von Trauben; wenn Sie sich auf die eine Seite wenden, wird Ihnen ein Pfirsich in den Mund fallen, und wenn Sie sich dann auf die andere Seite drehen, so wird eine Traube da sein, die von

10

Ihnen verschluckt werden will. Welch reizendes Leben, und dann werde ich Herrn Brown (den Arzt) quälen, bis er mir erlaubt, einige Stunden des Tages bei Ihnen zuzubringen, meine liebe Freundin, und ich werde Ihnen Geschichten erzählen „à la morbleu“. Kurz, Sie müssen nach Sanssouci, ohne Sanssouci kein Heil“ . . .

Die Erbprinzessin reiste nicht und kam nicht nach Sanssouci; sie erbat sich das Porträt der Königin, um es, wie sie sagte, mit demjenigen ihrer Mutter zusammen an ihr Herz zu drücken. Aber da ihr Zustand immer bedenklicher wurde, machten Friedrich Wilhelm und Luise bei einer Reise nach Neustrelitz im August 1803 ihr einen Besuch in Ludwigslust, von dem sie in tiefer Ergriffenheit zurückkamen. Am 24. September starb die Prinzessin. An der Schwelle der neuen so bedeutsamen und so lange nachwirkenden Phase der preußisch-russischen staatlich-dynastischen Beziehungen steht für immer die liebliche Erscheinung dieser Prinzessin, umflossen von der rührenden Tragik eines frühen Todes, der sie hinraffte, kaum ein Jahr nachdem sie die Hände ihres Bruders Alexander und ihres Freundes Friedrich Wilhelm ineinandergelegt hatte. Das preußische Königspaar wurde durch diesen Tod auf das schmerzlichste erschüttert; besonders die Königin, die mitten in den Manöverzerstreuungen die Nachrichten über den Todeskampf der unglücklichen Freundin erhielt. In zahlreichen Briefen hat sie ihrem tiefen Schmerz Ausdruck gegeben. Dem Bruder Georg klagte sie: „Der Tod der engelsguten, engelsreinen Erbprinzeß hat mich um vieles in dieser Welt gebracht. Ich glaube, ich sagte Dir schon einmal, daß sie sich in dem letzten Jahre ganz besonders an mich geschmiegt hatte. In den vier Wochen, die sie vorigen Herbst hier zubrachte, hatte sie mich ganz genau kennen lernen. Kein Geräusch der großen Welt entfernte uns, und daß ich in ihren Augen bei näherer Bekanntschaft nicht verlor, hat sie mir durch unzählige Proben gezeigt. Die Bekanntschaft mit ihrem Bruder, den sie anbetet, die näheren Verhältnisse, die dadurch zwischen ihrer Familie und der unsrigen entstanden, flößten ihr unbegrenztes Zutrauen ein. Sie war so gut gegen mich, der König war ihr mit so vielem Wohlwollen zugetan, wir verlebten so angenehme Stunden in ihrer Gesellschaft. Sie hatte so wenig kleinliche Fehler an sich, die so oft Freundschaft stören und untergraben, sie war so unfähig, etwas zu unternehmen, was mir oder ihr nachteilig sein konnte, alles dieses ist dahin und wie fürchterlich dahin! . . . Ich war sehr herunter und auch meine Gesundheit hat gelitten, doch meine eiserne Natur hat gesiegt, und der eiserne Wille, den König nicht durch meinen Schmerz zu plagen, hat mir Mut gegeben, wieder fröhlich zu sein und zu scheinen“ . . . Einen gewissen Trost und Ersatz für die verlorene Freundin fand Königin Luise in der Freundschaft mit der Großfürstin Anna, einer geborenen Prinzessin von Sachsen-Koburg, die mit Großfürst Konstantin, dem jüngeren Bruder Kaiser Alexanders,



in unglücklicher Ehe lebte. Königin Luise hatte sie bei der Durchreise durch Koburg 1803 näher kennen gelernt. Auf ihre Einladung kam die Großfürstin Anfang Mai 1804 mit ihrem Bruder nach Charlottenburg, wo sie sich bis zum 20. Juni aufhielt. Luise schloß mit ihr innige Freundschaft, die sich in vielen Briefen äußert. Gleich am Tage nach der Abreise Annas schrieb sie ihr: „Die Tage, die ich mit Dir und Deinem Bruder verlebt habe, werde ich immer unter meine glücklichsten Tage rechnen ... Ich freue mich so innig, daß ich Dich ganz kenne und Dich so herzlich lieb haben kann, bleib mir auch nur ein wenig gut.“ ...

Im Frühjahr 1804 sah der preußische Hof noch andere bedeutsame Besuche. Noch während der Anwesenheit der Großfürstin war Friedrich Schiller, Luisens Lieblingsdichter, am Hofe vorgestellt worden; sie hat es immer bedauert, daß die damals angeknüpften Verhandlungen nicht zu seiner Uebersiedelung nach Berlin geführt haben. Kurz vorher war Frau von Staël von der Königin empfangen worden. Als die Schriftstellerin, deren Roman „Delphine“ eben großes Aufsehen machte, der Königin gegenüberstand, war sie von deren Anblick so überwältigt, daß sie, wie sie selbst ihrem Vater Necker schrieb, in tiefer Bewegung verstummte — vielleicht zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben! Die beiden Frauen wechselten einige Komplimente miteinander. Frau von Staël war geblendet. „Ohne Schmeichelei,“ schreibt sie, „es ist die reizendste Frau, die ich je gesehen habe.“

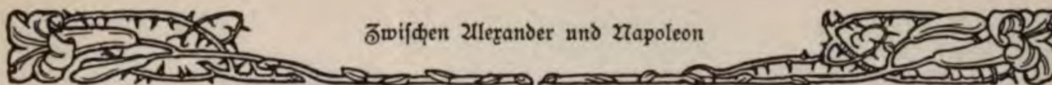
Die übliche Sommerreise dieses Jahres beschränkte sich auf einen kurzen Ausflug, der gegen Ende August nach Schlesien unternommen wurde. Der Winter brachte dem Königshause Freud und Leid, Leben und Tod. Am 13. Dezember 1804 gebar die Königin ihren vierten Knaben, der am 6. Januar 1805 auf den Namen Ferdinand getauft wurde. Wenige Wochen später erlitt die Königin-Mutter einen Schlaganfall, dem sie nach einiger Zeit erlag. Ihr Ableben verbreitete tiefe Trauer bei ihren Kindern nicht nur, sondern bei den vielen, denen sie eine gütige Wohltäterin gewesen war. Nach dem stillen Winter, der diesem Trauerfall folgte, freute sich die Königin um so mehr zu der Sommerreise des Jahres 1805, die wieder ins Frankenland führen sollte. Wie gewöhnlich wurde am 25. Mai aufgebrochen. Von der Revue in Cörbelitz, der auch französische Generale beiwohnten, ging es nach Magdeburg, wo die Königin, wie Karl Immermann ausführlich geschildert hat, durch ihre liebenswürdige Huld gegen ein Kind die Herzen aller Einwohner eroberte. Ueber Wernigerode, von wo der Brocken bestiegen wurde, über Nordhausen, dessen eben erst preußisch gewordene Einwohner einen jubelnden Empfang bereiteten, Erfurt und Koburg reiste man in die fränkischen Markgrafschaften, deren Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen das preußische Königshaus von keiner der alten Provinzen übertroffen wurden. In dem Bayreuther Oberlande, in dem

10*

kleinen Badeorte Sichersreuth (Alexandersbad), inmitten einer reizenden Gebirgsgegend, verlebte das Königspaar heitere und glückliche Tage. Die Prinzessin Solms, deren Wesen man vorteilhaft verändert fand, und die Großfürstin Anna nahmen zur Freude der Königin daran teil. Täglich wurden zu Pferde Ausflüge in die benachbarten Berge unternommen, oft unter der Führung Hardenbergs. Der preußische Gesandte in Paris, Lucchesini, hatte sich ebenfalls eingefunden; er erzählt in den Briefen an seine in Frankreich zurückgebliebene Frau, wie alles herbeiströme, „angezogen durch die Freundlichkeit des Königs und die bezaubernde Schönheit der Königin." Luise hat sich dort ungemein gefallen, das Land erschien ihr als ein „Eden", und es ist bekannt, wie das Andenken an die Königin unter der fränkischen Bevölkerung, namentlich in Jean Pauls Geburtsort Wunsiedel, lebendig geblieben ist und durch Luisenburg, Luisensitz und andere Namen lebendig erhalten wird. Auch Eger mit den Erinnerungen an Wallenstein, die Stelle, „wo er seinen schönen heroischen Geist aufgab", sowie Franzensbad hat Luise damals besucht.

Es war die letzte jener Reisen, bei denen die Königin immer so viel Glück genossen und so viel Glück verbreitet hatte. Was sie sich bei ihrer ersten Reise vorgenommen: „die Liebe der Untertanen zu gewinnen", war ihr im reichsten Maße gelungen. Der Zauber ihrer Persönlichkeit schlang um das preußische Königshaus und das preußische Volk ein festes Band, das auch die Stürme der nächsten Jahre nicht gelockert haben.

Am 8. Juli 1805 waren Friedrich Wilhelm und Luise wieder in Charlottenburg und das Hofleben nahm seinen gewohnten Gang. König und Königin besuchten in Bellevue die Familie des alten Prinzen Ferdinand und dessen Schwiegersohn, den Fürsten Radziwill, in Friedrichsfelde die Herzogin von Holstein-Beck; sie fuhren nach Potsdam und Berlin ins Theater, wo Frau Jagemann aus Weimar gastierte, und sahen „Armida" und „König Lear" und den „Geizigen" Molières, den Iffland damals zum ersten Male mit großem Erfolge spielte. Sie besichtigten die Merkwürdigkeiten, die Alexander von Humboldt von seinen Reisen mitgebracht und die er im Prinz Heinrichschen Palais, der späteren Universität, ausgestellt hatte, und in der Porzellanfabrik die Vasen mit Ansichten von Malmaison, die, wie erwähnt, der Gemahlin Napoleons als Gegengabe für die der Königin geschenkten Spitzenkleider und Hüte bestimmt waren. Sonntags ging man in die Nicolaikirche, um den neuen Prediger Probst Ribbeck, den Nachfolger Zoellners, zu hören, der sehr gefiel. Häufig und gern wurden Ausflüge gemacht, nach der Pfaueninsel, wohin auch die königlichen Kinder von Sanssouci aus kamen, und nach Paretz, dessen weltentlegene Einsamkeit Friedrich Wilhelm immer noch jedem anderen Aufenthaltsorte vorzog. Oft, während der König seinen militärischen Beschäftigungen nachging, ritt die Königin spazieren in Begleitung ihrer Hofdame, der

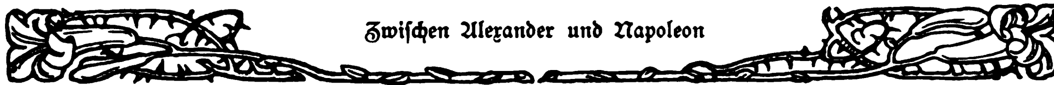


Gräfin Lisinka Tauentzien, oder der Gräfin Marie Brühl, die sich später mit dem großen Kriegstheoretiker Clausewitz vermählte.

Der Monat August brachte der königlichen Familie zwei schöne Festtage: am 3. August den Geburtstag des Königs, am 12. August den Geburtstag des Bruders der Königin, des Erbprinzen Georg. Es ist doch bezeichnend, wie verschieden beide Geburtstage gefeiert wurden. Am 3. August: großes Festmahl, viel militärischer Prunk, vor allem viel, viel Janitscharenmusik, denn Musik von Blasinstrumenten war, wie Königin Luise einmal schreibt, des Königs „einzige Freude", und Iffland mußte ihr zuweilen die Musik beliebter Opern, wie des „Unterbrochenen Opferfestes", für Blasinstrumente besorgen. Für Erbprinz Georg, der im Jahre vorher aus Italien zurückgekehrt war, hatte man einen Teil des nach dem Garten zu gelegenen runden Saales im Charlottenburger Schlosse in ein Orangenwäldchen verwandelt, hinter dem die Musik verborgen war, während Herren und Damen des Hofes in der Tracht römischer und albanischer Bauern und Bäuerinnen Quadrillen aufführten. Den Schluß des Festes machte in der mit Blumengirlanden geschmückten Galerie ein allgemeiner Ball, bei dem Königin Luise im vollen Glanz ihrer Schönheit strahlte, und auch ihre schönen Hofdamen, die Gräfinnen Moltke und Hardenberg, durch anmutigen Tanz auffielen. Gräfin Voß fand die Herren in ihren Bauernkleidern recht häßlich; aber der König, obgleich etwas leidend, freute sich der Ueberraschung seines Schwagers und meinte: „Es ist ein recht schöner Ball, ich hätt's nicht gedacht."

Minder erfreulich verlief eine andere Angelegenheit, die damals den Berliner Hof viel beschäftigte. Nachdem, wie wir uns erinnern, ein Jahr vorher der jüngste Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, mit Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg vermählt worden, dachte man jetzt daran, auch den jüngeren Bruder, Prinz Heinrich, zu verheiraten. Eine dänische Prinzessin war zu seiner Gattin ausersehen, und dänische Bevollmächtigte, unter ihnen Graf Bernstorff, der Bruder des Ministers, waren schon zu den Verhandlungen in Berlin eingetroffen. Aber Prinz Heinrich konnte zu keinem Entschluß kommen; der Heiratsplan scheiterte, wie alle anderen Pläne derart gescheitert sind, und der Prinz ist bekanntlich unvermählt geblieben.

In dies friedsame und häusliche Stilleben des Berliner Hofes brach nun im September der Kriegsschrecken herein, der nach einem Jahrzehnt des Friedens zehn schwere Jahre lang auf dem Lande lasten sollte: am 7. September 1805 begann die Mobilisierung der preußischen Armee.

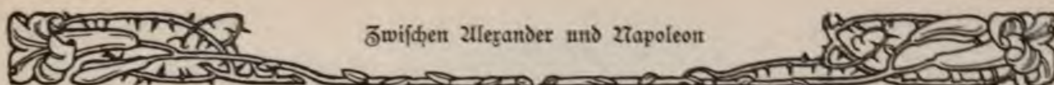


II. Bündnis mit Frankreich

Längst war eine neue große Koalition gegen Frankreich in Vorbereitung.

Schon im November 1804 hatten Rußland und Oesterreich einen Vertrag abgeschlossen, der noch einen defensiven Charakter trug und nur bei weiteren Uebergriffen Napoleons den Krieg gegen Frankreich in Aussicht nahm. Ein russisch-englischer Vertrag dagegen vom April 1805 stellte Forderungen an Napoleon fest, deren Ablehnung sofort den Krieg nach sich ziehen sollte: Räumung Italiens und Norddeutschlands, Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz. Ein russischer Diplomat, Nowossiltzow, sollte diese Bedingungen in Paris vorlegen, gab aber in Berlin die Reise auf, als die Nachricht von der ohne Rücksicht auf die schwebenden Verhandlungen vollzogenen Einverleibung Genuas in das französische Kaiserreich eintraf. Auf allen Seiten rüstete man jetzt zu dem nun unvermeidlichen Kriege: Oesterreich traf Anstalten zum Einmarsch in Bayern und in das neue napoleonische Königreich Italien, russische Truppen häuften sich an der preußischen Grenze, und in Reval sammelte sich ein russisches Korps, das, wie es hieß, an der hannoverschen Küste landen oder von dem damals schwedischen Stralsund aus die Franzosen angreifen sollte.

Während so ringsum die Welt sich mit Waffenlärm füllte, atmete in Preußen alles den tiefsten Frieden. Friedrich Wilhelm war 1805 so friedfertig gesinnt wie je zuvor. Er war nicht gleichgültig gegen das gefahrvolle Anschwellen der napoleonischen Uebermacht und klagt wohl einmal in einer seiner wenigen politischen Niederschriften aus dieser Zeit über die unruhige und unbeständige Politik seines Nachbars und dessen maßlosen Ehrgeiz und maßlose Herrschsucht. Solange aber die von ihm in der Deklaration vom April 1804 (siehe oben Seite 144) gezogene Grenze nicht verletzt, solange nicht geradezu preußisches Gebiet angegriffen wurde, war er entschlossen, seine Neutralität nach allen Seiten hin aufrecht zu erhalten. Königin Luise, ungeachtet ihrer Abneigung gegen Napoleon, die doch mehr ethischer als politischer Natur war, teilte die friedlichen Neigungen ihres Gatten durchaus. Von ihrer Sommerreise war sie mit ungünstigen Eindrücken und peinlichen Empfindungen zurückgekommen. Es hatte ihr nicht entgehen können, wie der französische Einfluß tiefer und tiefer in das „Reich" eindrang, während Preußens Ansehen in gleichem Maße zurückging. Es war ihr erzählt worden, daß der französische Gesandte in Kurhessen, Bignon, der früher als Geschäftsträger in Berlin für die Hoffestlichkeiten Gelegenheitsverse dichtete, einmal an der Hoftafel in Kassel geäußert habe: „Des Allemands? Mais y en a-t-il encore des Allemands?" Sie hatte davon in Berlin gesprochen. Als Deutsche, wie sie sich immer



gefühlt hat, mochte sie so dreister Hohn entrüsten; als Königin von Preußen war sie mit dem preußischen Neutralitätssystem gleichwohl vollkommen einverstanden.

Es ist allbekannt und braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden, wie die leitenden Staatsmänner des damaligen Preußen, der Freiherr von Hardenberg und Graf Schulenburg, und die nähere Umgebung des Königs, sein Generaladjutant General von Köckritz und seine Kabinettsräte Lombard und Beyme die Politik der Neutralität billigten und förderten. Aber auch die öffentliche Meinung Preußens, soweit eine solche schon sich regte, war in weit überwiegendem Maße für diese Politik eingenommen. Seit dem Baseler Frieden von 1795 lebte die preußische Bevölkerung in selbstzufriedener Ruhe hinter der Demarkationslinie, hörte von den Schlachten Napoleons, Erzherzog Karls und Suworows, als ob sie in anderen Weltteilen geschlagen würden, und sah der Zertrümmerung des alten Deutschen Reiches und dem Verlust des linken Rheinufers gleichmütig und teilnahmlos zu. Weltbürgerlichkeit und Partikularismus, Ueberhebung und Furchtsamkeit, Kriegsspielerei und Friedenssehnsucht hatten sich vereinigt, eine schwächlich laue Gesinnung hervorzubringen, in der das lebendige Gefühl für den vaterländischen Waffenruhm und die vaterländische Ehre nicht mehr gedeihen wollte. Zumeist gefiel man sich in der Vorstellung, das Neutralitätssystem für einen Beweis der Stärke, nicht für ein Zeichen der Schwäche anzusehen. Die Besetzung Hannovers durch die Franzosen und die daraus entstandenen wirtschaftlichen Störungen und Verluste hatten diese selbstgenügsamen Stimmungen leise erschüttert, ohne doch einen tieferen Wandel hervorrufen zu können. Mochten einzelne große Geister wie Friedrich Gentz und bald auch Johannes von Müller die Notwendigkeit einer allgemeinen Waffenerhebung gegen die napoleonische Uebermacht mit eifriger Beredsamkeit predigen, die Wortführer der öffentlichen Meinung standen in dem damaligen französisch-englischen Weltkampfe noch 1805 mehr auf Napoleons Seite. So Friedrich Buchholz, der Verfasser des „Neuen Leviathan", dessen Lehre von der Notwendigkeit einer napoleonischen Weltherrschaft zur Sicherung aller höheren Kulturgüter unter Beamten, Offizieren, Gelehrten viele und begeisterte Anhänger fand; so Karl Ludwig Woltmann, der in seiner Zeitschrift „Geschichte und Politik" die deutsche Nation dem Genius der Menschheit um höherer Zwecke willen gern zum Opfer brachte und ihr nur einen bescheidenen Platz in der fränkischen Universalmonarchie zuwies; so die Militärschriftsteller Massenbach und F. H. von Bülow, der Bruder des späteren Siegers von Dennewitz. Auch die beiden Berliner Zeitungen, die ihren politischen Inhalt ohnehin meist den französischen Blättern entnahmen, waren im ganzen franzosenfreundlich.

Dies waren die Stimmungen am Berliner Hofe und in der Berliner Bevölkerung, als im Sommer 1805 zugleich von französischer und von russischer Seite ein Angriff auf die preußische

Neutralitätspolitik unternommen wurde. Preußen hatte, wie wir wissen, seine Interessensphäre auf sein eigenes Gebiet und seine nächsten Nachbarn in Norddeutschland eingeschränkt; es war seit König Friedrichs Tode von der Höhe einer europäischen Großmacht allmählich zu einer deutschen, seit 1795 nur noch norddeutschen Territorialmacht herabgesunken. Die Bedeutung der Verhandlungen, derer wir hier nur kurz gedenken können, liegt doch eigentlich darin, daß gerade die europäischen Großmächte Preußen wieder an den Lebensfragen der europäischen Politik zu beteiligen und in den Kampf der europäischen Gegensätze hineinzuziehen suchten.

Am 8. August 1805 erschien der französische Gesandte in Berlin, Laforest, bei dem Minister Hardenberg auf dessen Landgut Tempelberg und schlug ihm einen Vertrag vor, worin Preußen sich zur Unterstützung Frankreichs verpflichten sollte, falls irgendeine Macht den Besitzstand in Italien gewaltsam zu ändern versuchen würde. Was Preußen im eigensten Interesse für Norddeutschland übernommen, sollte es im französischen Interesse auf Italien ausdehnen. Für die schwere Last einer solchen Verpflichtung konnte Frankreich eine vollwichtige Gegengabe bieten. Es versprach, Hannover an Preußen sofort abzutreten und die Festsetzung dieser Abtretung in den künftigen Friedensschluß mit England aufzunehmen. Um dem friedliebenden Könige den Vertrag annehmbar zu machen, wurde zugleich nachdrücklich betont, daß einem preußisch-französischen Zweibunde gegenüber niemand den Frieden des Festlandes zu stören wagen werde.

Die Erwerbung Hannovers war von zu ungeheurer Bedeutung für Preußen, als daß man das französische Angebot ohne weiteres hätte zurückweisen dürfen. Sie beseitigte die Mängel der geographischen Zerrissenheit Preußens, sie ergab in politischer, kommerzieller und militärischer Hinsicht die unschätzbarsten Vorteile. Diese Erwägungen lagen so sehr am Tage, daß König Friedrich Wilhelm und Hardenberg auch ihrerseits den Gedanken einer Erwerbung Hannovers bereits mehrfach erörtert hatten. Wenn sie aber jetzt auf die französischen Allianzanträge zunächst eingingen, so meinten sie, und insbesondere war das die Ansicht oder der Wunsch des Königs, damit doch zugleich an der bisherigen Grundlage der preußischen Politik festhalten zu können. Eifrig ergriffen sie die französische Andeutung, daß die Allianz Preußens und Frankreichs den Frieden bedeute. Um aber hierfür noch eine breitere Grundlage zu gewinnen, forderten sie im Interesse Oesterreichs und Rußlands nun auch von Frankreich Bürgschaft für die Unabhängigkeit der noch selbständigen Staaten Italiens, der Schweiz und Hollands. Sie schmeichelten sich, damit den Wünschen Oesterreichs und Rußlands entgegenzukommen und ihnen die Beweggründe zu ihrer Feindseligkeit gegen Frankreich diplomatisch zu entziehen.

Allein Napoleon, wie er selbst einmal gesagt hat, sah in Italien eine Geliebte, die er für sich allein haben wollte; man kann sich denken, wie er die Forderung von Bürgschaften



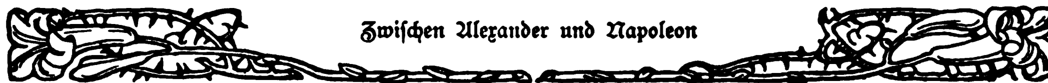
Kronprinzessin Luise
Pastellgemälde von Félicité Tassaert um 1797

für Italien, die ihn selbst verpflichten sollten, aufnahm. Sein Hausmarschall Duroc, der am 1. September 1805 zu weiteren Verhandlungen in außerordentlicher Sendung in Berlin eintraf, erklärte auf ausdrücklichen Befehl Napoleons, daß die italienischen Verhältnisse ganz von der Verhandlung ausgeschlossen bleiben müßten, und daß Frankreich höchstens den Besitzstand, nicht aber die Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz zugestehen wolle. Dafür aber verlangte er, daß Preußen durch energische Erklärungen, selbst durch Truppenbewegungen Oesterreich bedrohe. Der König und Hardenberg, mit dem Duroc am 3. September sieben Stunden lang verhandelte, wiederholten ihrerseits, daß sie zu einer näheren Verbindung mit Frankreich geneigt seien, daß aber auch Frankreich Garantien gegen weitere Uebergriffe geben müsse; der König erinnerte persönlich an die überraschende Einverleibung Genuas und gewisse Vorbereitungen gegen Lucca, wodurch selbst die besten Freunde Frankreichs beunruhigt würden. Nachdrücklich und in schriftlich verbindlicher Form wurde zugleich ausgesprochen, daß des Königs System die Erhaltung des Friedens sei und bleibe, und daß er nur zu diesem Zwecke Napoleons Vorschlägen nähergetreten sei.

Es war der alte Gegensatz, der seit dem Baseler Frieden trotz aller gegenseitigen Annäherungsversuche Preußen und Frankreich immer wieder auseinandergehalten hatte, ein Gegensatz, den auch die geschickteste Diplomatenkunst nicht hinwegzuräumen vermocht hätte: Frankreich, unter der Republik wie unter Napoleons Regiment, suchte Preußens Bündnis zur Durchführung seiner kriegerischen Expansionspolitik, Preußen war zu einer Allianz bereit, soweit dadurch die Herstellung oder die Aufrechterhaltung des Friedens gefördert werden konnte.

In denselben ersten Septembertagen, wo Frankreichs Angriff auf das preußische Neutralitätssystem zum Scheitern kam, erging auch nach Petersburg hin durch König Friedrich Wilhelm selbst eine entschiedene Absage an die russische Aufforderung, sich den Rüstungen gegen Frankreich mitwirkend anzuschließen.

Seit der Zusammenkunft in Memel war Kaiser Alexander I. von Rußland unablässig bemüht gewesen, den mit dem preußischen Königspaar geschlossenen Freundschaftsbund zu einer intimen politischen Allianz im Sinne der russischen Koalitionspläne zu erweitern, während König Friedrich Wilhelm III. allem Bitten, Schmeicheln und Drängen geschickt auszuweichen verstanden hatte. Im Sommer 1805 nun führte diese vorsichtige Zurückhaltung Preußens zu einer ernsten Krisis, der ernstesten vielleicht, die im 19. Jahrhundert die preußisch-russischen Beziehungen vor 1878 erschüttert hat. Bei den Staatsmännern und Fürsten, von denen die große antifranzösische Koalition von 1805 ausgegangen ist, hatte die neutrale Haltung Preußens allmählich eine wahre Erbitterung hervorgerufen. Die früheren



Unternehmungen gegen Frankreich waren gescheitert; für den Erfolg eines neuen Feldzuges schien die Hilfe der Armee Friedrichs des Großen unentbehrlich. Zu gut aber kannte man die friedfertige Gesinnung König Friedrich Wilhelms, als daß man einen bereitwilligen Anschluß von ihm erwartet hätte. So tauchte denn der unheilvolle Gedanke auf, den Beitritt Preußens zu dem Weltbunde gegen Frankreich durch eine russische Armee zu erzwingen, — der Gedanke, der der politischen Lage im Spätsommer 1805 ihr besonderes Gepräge gibt. Der Plan der Vergewaltigung Preußens fand rasch Eingang in den aus diesem oder jenem Grunde damals gegen Preußen aufgebrachten Kreisen; selbst die österreichische Diplomatie billigte ihn, der außerordentliche Abgesandte Oesterreichs in Petersburg, der General Stutterheim, ebenso wie der Vertreter Oesterreichs in Berlin, Graf Metternich. Mit besonderer Freude griffen natürlich Polen und Russen den willkommenen Gedanken auf, vor allem Alexanders vornehmster Ratgeber, Fürst Adam Czartoryski; er und seine Freunde hätten es am liebsten gesehen, wenn der Krieg gegen Frankreich durch einen Angriff auf Preußen eingeleitet und Preußen dabei seiner polnischen Erwerbungen beraubt wäre. Auch Kaiser Alexander, entrüstet über den hartnäckigen Widerstand des Königs gegen jede Beteiligung an der Koalition, aufgestachelt durch die unablässigen Wühlereien seiner preußenfeindlichen Umgebung, ist auf solche Entwürfe eingegangen. Mag er seinerseits einer freundschaftlichen Verständigung mit König Friedrich Wilhelm noch den Vorzug gegeben haben: sollte sie mißlingen, so war doch auch er entschlossen, ohne weitere Rücksicht seine Heere in Preußen einbrechen zu lassen.

Militärisch wie politisch wurde im August 1805 alles zur Ueberrumpelung Preußens vorbereitet. Zwei russische Armeen sollten sich in Brzesc und Grodno sammeln und von dort den Einmarsch in Preußen antreten. Zugleich wurde unter dem 18. August 1805 der russische Gesandte in Berlin, Alopeus, mit den genauesten Weisungen versehen, die den diplomatischen Feldzug gegen Preußen in allen Einzelheiten regelten. Man gab die Hoffnung noch nicht ganz auf, daß Friedrich Wilhelm einem gewissen sanften Zwange nachgeben und endlich den Russen Heeresfolge leisten werde; wenn nicht, so mochte Preußen, ungerüstet wie es war, die Folgen der Hartnäckigkeit seines Königs tragen. Schon war selbst das Kriegsmanifest gegen Preußen vorbereitet, in dem Kaiser Alexander nach seiner Weise Gott und die Welt zu Zeugen für die Lauterkeit seiner Politik anrief.

Zwei eigenhändige Schreiben Kaiser Alexanders an König Friedrich Wilhelm sollten die einzelnen Phasen der Unterhandlung einleiten.

Am 19. August benachrichtigte der Kaiser den König von den Rüstungen Rußlands und verlangte die Mitwirkung des Königs zu Maßregeln für Herstellung des allgemeinen

Friedens, oder, wenn ein solcher noch nicht möglich wäre, zur Befestigung einer Ordnung der Dinge in Europa, bei der die Unabhängigkeit aller Staaten gesichert wäre. Dazu bedürfe es des Zusammenwirkens von 200000 Preußen, ebensoviel Russen und 300000 Oesterreichern mit den Streitkräften des Deutschen Reiches. Sehr viel bestimmter lautete das zweite Schreiben vom 4. September. Jetzt wurde die Erlaubnis für den Durchmarsch russischer Truppen nachdrücklich gefordert; der Kaiser werde sich selbst zu der Armee begeben und gern die Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit dem König ergreifen, bei der alle noch nötigen Einzelheiten geregelt werden könnten. Der Ton des Schreibens war höchst kategorisch und schien die Möglichkeit einer Ablehnung überhaupt auszuschließen.

Bereits das erste Schreiben Alexanders aber, das am 28. August in Berlin eintraf und sogleich wie eine Art „Marschorder" aufgefaßt wurde, reichte hin, um lebhafte Beunruhigung und namentlich bei dem Könige eine tiefe Verstimmung hervorzurufen. Es kam hinzu, daß von den russischen Truppenansammlungen in der Nähe der preußischen Grenze immer bedenklichere Nachrichten einliefen und daß hochfahrende Prahlereien russischer Offiziere über einen bevorstehenden Einmarsch in Preußen bekannt wurden. Mit dem friedsamen Stilleben war es vorbei: Sorgenvolle Tage kamen und gingen nicht sobald wieder. „Ueberall brennt's, es ist eine abscheuliche Zeit," klagt die Gräfin Voß in ihrem Tagebuch. Schon das Zusammenströmen heimischer und auswärtiger Staatsmänner und Abgesandter gab dem Hofleben ein ungewohntes Aussehen. Am 1. September, wie bereits erwähnt, war Duroc in Berlin erschienen; am 11. September kam aus Wien in außerordentlicher Mission der Generalleutnant Graf Merveldt. Der König hatte das Bedürfnis, seine bewährten Ratgeber um sich zu sammeln. Der Herzog von Braunschweig und die Grafen Haugwitz und Schulenburg wurden herbeigerufen; auch der Kabinettsrat Lombard, der für längere Zeit nach Italien beurlaubt gewesen, traf am 6. September in Berlin ein.

Inmitten aller Unruhe, bestürmt von Rußland, Frankreich und Oesterreich, war König Friedrich Wilhelm jetzt nur noch um so mehr entschlossen, unerschütterlich an seinem Neutralitätssystem festzuhalten. Wie er Durocs Anträge zurückwies, so beantwortete er Kaiser Alexanders Zumutungen am 6. September mit einer entschiedenen Ablehnung. Er erinnerte an seine so oft ausgesprochenen Grundsätze, die ihm eine Teilnahme an offensiven Maßregeln nicht gestatteten; die in der Deklaration von 1804 vorgesehenen Fälle seien noch nicht eingetreten. Er kündigte zugleich an, daß er ein Truppenkorps zur Aufrechterhaltung der Neutralität auf Kriegsfuß setzen werde.

In der Tat wurden am 7. September die Befehle zur Mobilmachung von etwa 80000 Mann erlassen, angeblich „zur Abwehr französischer Uebergriffe", tatsächlich aber

doch eher gegen Rußland. Wenn der König das dem russischen Kaiser verschweigen mochte, so wurde es dem russischen Gesandten um so deutlicher gesagt. Dieser Diplomat, der Finnländer Alopeus, hat in jenen ernsten Tagen, in denen ein unbedacht hingeworfener Funke die Kriegsflamme zwischen Rußland und Preußen entzünden konnte, beiden Ländern, die er gleichmäßig liebte, unschätzbare Dienste geleistet. Er hat seinem Kaiser nicht verhehlt, welchen verhängnisvollen Eindruck die Bedrohung der preußischen Neutralität in Berlin hervorrufe: wie der König, der Hof, die Minister, die Generale, alle einmütig seien in dem Entschluß, lieber unterzugehen als das zu dulden.

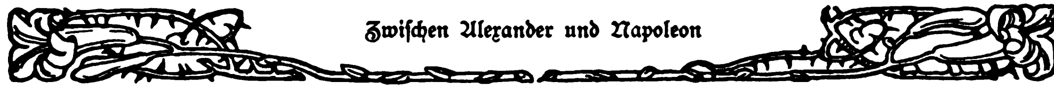
Der Bericht von Alopeus, der diese Warnungen enthielt, und das Schreiben des Königs, beide vom 6. September, brachten in Petersburg einen raschen Umschwung hervor. Während Metternich noch am 16. September eigenhändig nach Wien schrieb: „Die Maßregeln sind ergriffen, um das zu nehmen, was nicht zugestanden wird; Preußen wird in jedem Falle überrumpelt werden wie Napoleon", sandte Kaiser Alexander zur geringen Freude seiner Umgebung am 18. September vorläufige Gegenbefehle an die zum Einmarsch in Preußen bereitgestellten Truppen. Drei Tage später ging er selbst zu seiner Armee ab.

Ehe diese Nachrichten in Berlin eintrafen, hatte man noch einmal bange Stunden zu durchleben. Am 15. September, kurz vor Mitternacht, war jenes Schreiben Alexanders vom 4. September eingetroffen, das die Genehmigung zum Truppendurchmarsch in drohenden Worten forderte und zugleich auf die Möglichkeit einer Zusammenkunft der beiden Souveräne hinwies. Die Aufregung, die hierdurch am Berliner Hofe entstand, wurde noch gesteigert, als Alopeus zugleich vorzeitig die vertrauliche Mitteilung an Hardenberg gelangen ließ, daß die russischen Truppen unter allen Umständen in Preußen einrücken würden. Der König, wie Alopeus am 18. September berichtet, erklärte seinem Minister Hardenberg abermals: er werde eher untergehen, als sich von Rußland Gesetze vorschreiben lassen. „Aber ist es denn nur möglich," so fuhr er fort, „daß der Kaiser, den ich als meinen ersten Freund betrachtet habe, dem ich, Gott ist mein Zeuge, ein unbegrenztes Vertrauen geschenkt habe, das mißbrauchen könnte? Wenn er sich in Gefahr befunden hätte, wenn ihm bei dem bevorstehenden großen Kampfe ein Mißgeschick begegnet wäre, so wäre ich ihm zu Hilfe geflogen. Daß er aber mich zu etwas zwingen will, daß ich die Lage der Dinge unter dem nämlichen Gesichtspunkte wie er selbst betrachten soll, das verletzt doch meine Unabhängigkeit. Wenn diese aber angetastet ist, kann ich dann noch auf meine Vorfahren schauen, kann ich denken, daß ein Friedrich II., ein Großer Kurfürst unter ihnen ist? Nein, mag ich untergehen, aber mit Ruhm. Ich werde dann als Opfer meines Vertrauens zu einem Fürsten fallen, der mein Herz zu gewinnen verstanden hat."

Wenn diese Aeußerungen des Königs gegen Hardenberg hauptsächlich auf Rußland berechnet waren, so erkennt man die inneren Gründe seines politischen Verhaltens sicherer aus einer Unterredung mit dem österreichischen Abgesandten, Grafen Merveldt, dem er damals eine Audienz gewährte. Ihm erklärte der König, er sei nicht gleichgültig gegen das Umsichgreifen Frankreichs, aber wenn sich die Erhaltung des Friedens als unmöglich herausstellen sollte, müsse man sich doch über einen Krieg und dessen Ziele rechtzeitig und gründlich verständigen. Er habe immer den Feldzug von 1792 in Erinnerung, wo man so leichtsinnig darauf losgegangen sei. Fast prophetisch aber, wenn man sich an Alexanders Verhalten nach Austerlitz und Friedland erinnert, erscheint das Mißtrauen, das der König dann gegen Rußland äußerte. Rußland, meinte er, könne sich zurückziehen, selbst ohne Frieden zu schließen, und die anderen ihrem Schicksal überlassen.

Der König ließ es nicht bei Worten bewenden. Auf seine eigenste Veranlassung wurde seit dem 18. September auch der Rest der preußischen Armee kriegsbereit gemacht, mit besonderer Beschleunigung die Regimenter an der russischen Grenze. Dem Kaiser Alexander schrieb der König am 21. September, daß die Gestattung des Einmarsches russischer Truppen eine Unmöglichkeit sei. Charakteristisch ist die Antwort auf die vom Kaiser angeregte Zusammenkunft. In dem ersten Briefentwurfe nahm der König den Vorschlag „avec reconnaissance" an; in dem wirklich abgegangenen Schreiben verwies er auf die Pflichten, die ihn in einem so kritischen Augenblicke in Anspruch nähmen; wenn aber der Kaiser im Interesse der Geschäfte eine Begegnung für nützlich halte oder aus Freundschaft wünsche, so wolle er über alle Bedenken hinwegsehen, und der Kaiser möge ihm durch den Ueberbringer des Briefes seine weiteren Entschlüsse darüber mitteilen. In der Tat empfand der König, wie Lombard damals an Hardenberg schrieb, einen wahren „Schrecken" vor der Zusammenkunft und war im voraus entschlossen, ihr unter irgendeinem Vorwande auszuweichen.

Mit diesen Maßnahmen glaubte König Friedrich Wilhelm den Erfordernissen der Lage völlig genügt zu haben: schon am 22. September kehrte er wieder in die ländliche Stille von Paretz zurück. Es war vergeblich, daß — bereits einige Tage vorher — Hardenberg, Haugwitz und selbst Köckritz ihn beschworen hatten, in Berlin zu bleiben — „auf den Knien", wie Hardenberg seinem Freunde Alopeus versicherte. Dem Könige war eigentlich die ganze auswärtige Politik lästig. Man bemerkte seine Ungeduld, namentlich bei Verhandlungen, in denen von der Möglichkeit kriegerischer Verwickelungen die Rede war. Um dem Drucke der aufs äußerste gespannten Lage und dem politischen Wirrwarr sich zu entziehen, mied er soviel als möglich Berlin, wo Minister und Gesandte mit unbequemen Anliegen seiner warteten. Wozu langweilte man ihn überhaupt mit diesen unendlichen

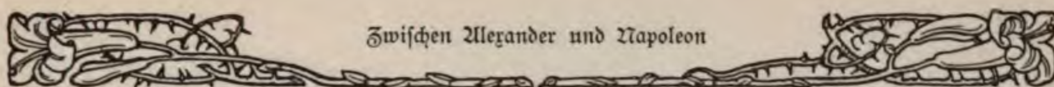


diplomatischen Verhandlungen, diesen ewigen Konferenzen und Audienzen, da er doch unerschütterlich entschlossen war, nicht einen Fuß breit von seinem Neutralitätssystem abzuweichen? Dabei überkam ihn wohl einmal die Ahnung des Unheils, das für ihn wie für Preußen aus seiner starren Friedseligkeit erwachsen sollte; hat er doch, wie wiederum Alopeus berichtet, damals zu Köckritz gesagt: „Mehr als ein König ist untergegangen, weil er den Krieg liebte; ich, ich werde untergehen, weil ich den Frieden liebe."

Während die französischen Truppen den Rhein überschritten und Napoleon von Straßburg aus den diplomatischen und militärischen Feldzug einleitete, der die süddeutschen Staaten Frankreich unterwarf und das österreichische Heer bei Ulm zertrümmerte, während auch die preußischen Truppen zu ihren Sammelplätzen eilten, blieb König Friedrich Wilhelm III. ruhig in Paretz, wo in den letzten Septembertagen das Erntefest in gewohnter Weise gefeiert wurde. Nur einmal verließ er sein geliebtes Landhaus und nur zu einem Familienfeste: am 27. September wurde die goldene Hochzeit des Prinzen Ferdinand durch ein Gartenfest in Schloß Bellevue und ein Prunkmahl vom goldenen Service in Charlottenburg gefeiert. Schon am nächsten Tage kehrte der König schleunig nach Potsdam und Paretz zurück, wo er vorläufig blieb, trotzdem früh eintretende Herbstfröste seiner Umgebung den Aufenthalt sehr verleideten.

Noch waren auch Hof und Gesellschaft — das Tagebuch der Gräfin Voß vergegenwärtigt diese Stimmungen — mit der Politik der Neutralität einverstanden. Selbst Königin Luise. Sie war gerade wieder ganz Tochter und Schwester. Sie hatte fast alle ihre Geschwister um sich versammelt, außer den beiden Brüdern Prinz Georg und Prinz Karl auch die Prinzessinnen Therese von Thurn und Taxis und Friederike Solms. Man plante eine große Familienzusammenkunft, zu der auch die vierte Schwester Prinzessin Charlotte von Hildburghausen erwartet wurde, um am 10. Oktober den 64. Geburtstag des Vaters in Neustrelitz zu feiern. Aber die leidige Politik, so sehr man in Paretz die Türen vor ihr zusperrte, drang auch dort ein, durchkreuzte die Pläne der Königin und kostete ihr manche Träne. Der König war entschlossen, krank zu werden, nur um der gefürchteten Zusammenkunft mit Kaiser Alexander zu entgehen: wie konnte da die Königin ihren Gatten verlassen? Und wenn es Ernst wurde, wenn die Zusammenkunft nicht zu umgehen war, und Preußen doch noch in der einen oder anderen Weise in den Krieg hineingezogen wurde, dann mußte die Königin natürlich erst recht an der Seite des Königs ausharren.

Und es wurde Ernst. Am 4. Oktober kam Fürst Peter Petrowitsch Dolgorukij mit einem neuen Schreiben Alexanders, in dem der Kaiser seine Freude darüber aussprach, daß der König, wie er von seinem Gesandten erfahre, die Zusammenkunft annehme; er erwähnte die Gegenbefehle gegen die übereilten Märsche seiner Truppen, bat aber doch



zugleich um Beschleunigung der Erlaubnis zum Durchmarsch. Am 6. Oktober in Sanssouci, in Gegenwart Hardenbergs, überreichte Dolgorukij dem König das Schreiben. Bei der Unterhaltung mit dem Gesandten berührte Friedrich Wilhelm sogleich die drohenden Ansammlungen russischer Truppen an der preußischen Grenze, die ihn bekümmert und gezwungen hätten, alles der Verpflichtung zu opfern, seine Ehre und Unabhängigkeit zu wahren; er äußerte sich dann sehr scharf über Napoleon und dessen Regierungsgrundsätze, wiederholte aber immer wieder, daß Frankreich ihm keinen Grund zum Bruche gegeben habe. Er kündigte zugleich seine bevorstehende Abreise zur Zusammenkunft mit Alexander an, war aber trotz aller Einwendungen Hardenbergs und auch der Königin Luise innerlich entschlossen, nicht abzureisen, sondern den Herzog von Braunschweig mit seiner Vertretung zu beauftragen. Da traf eine Nachricht ein, die den König aus seiner friedseligen Stimmung gewaltsam herauswarf und der bisher mehr gegen Rußland gerichteten bewaffneten Neutralität Preußens eine Wendung gegen Frankreich gab.

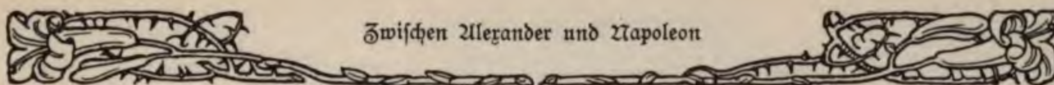
In dem Augenblick, wo Hardenberg und Dolgorukij den König verlassen hatten, brachte ein Kurier die Meldung, daß am 3. Oktober zahlreiche französische und bayerische Truppen bei ihrem Zuge vom Main zur oberen Donau durch das preußische Gebiet in Ansbach marschiert seien. Was Rußland nur angedroht hatte, war von französischer Seite rücksichtslos geschehen; der König selbst, der gegen die russischen Zumutungen sich immer auf Napoleons Vertragstreue berufen hatte, fühlte sich persönlich aufs schwerste beleidigt. In der zornigen Aufwallung des ersten Augenblickes dachte er die Gesandten seines Beleidigers, Laforest und Duroc, aus Berlin auszuweisen. Das Verhängnis Preußens wollte es, daß Hardenberg, der sogleich zurückgerufen war, des Königs Entrüstung beschwichtigte und die Entfernung der Gesandten verhinderte. Man begnügte sich, die Unterhandlungen mit Frankreich durch die Erklärung abzubrechen, daß Preußen jetzt seine Interessen selbst militärisch sicherstellen werde. Es wurde zugleich beschlossen, zwischen den kriegführenden Mächten eine bewaffnete Vermittelung in der Weise zu versuchen, daß Preußen den Franzosen billige Bedingungen vorschlagen und bei deren Ablehnung am Kriege teilnehmen sollte. Das Ziel der preußischen Politik war dabei nach wie vor die Erwerbung Hannovers, das man nun freilich durch eine Verständigung nicht mehr mit Napoleon, sondern mit dessen Feinden zu gewinnen hoffte. Am 13. Oktober ergingen die Befehle an die preußischen Truppen, die eben nach Osten hin zusammengezogen waren, nach Westen umzukehren und Hannover zu besetzen. An Kaiser Alexander wurde der Fürst Dolgorukij mit einem Schreiben des Königs zurückgesandt, in dem der Einmarsch der Russen nunmehr gestattet, aber in Rücksicht auf die Lage um Aufschub der Zusammenkunft gebeten wurde.



Man kann nicht sagen, daß bei allen diesen Beschlüssen der König nun die Teilnahme am Kriege gegen Frankreich bereits mit voller Entschiedenheit ins Auge gefaßt hätte. Er war, wie die Oberhofmeisterin berichtet, „wütend" über die Franzosen und Bayern, die bei ihren Durchmärschen durch preußisches Gebiet manche Ausschreitungen begingen; sein Aussehen war kummervoll und finster; erst die neue Ausgestaltung der Politik der bewaffneten Neutralität, die ganz seinem immer auf starres Festhalten eines bestimmten Systems gerichteten Sinne entsprach, schien ihm Ruhe und Entschlossenheit wiederzugeben. Von einer Zusammenkunft mit Alexander aber wollte er nach wie vor nichts hören, trotz alles Zuredens seiner Umgebung; er ist „wie ein Maultier," vertraut die Oberhofmeisterin ihrem verschwiegenen Tagebuch an. Hartnäckig verblieb er in Paretz, ohne Rücksicht auf die in so kritischer Zeit sich drängenden Regierungsgeschäfte, deren Erledigung dadurch immer verzögert wurde.

In Paretz wurde damals auch der Eintritt des Kronprinzen in das preußische Heer gefeiert, nach Hohenzollernsitte an seinem 10. Geburtstage, dem 15. Oktober. Der König selbst überreichte ihm Offiziershut und Degen. Mitten in die festliche Stimmung hinein aber trafen die ersten Nachrichten von den österreichischen Niederlagen. Königin Luise, ohnehin etwas leidend, war tief bewegt; wie sie selbst ein Jahr später an Gentz erzählt hat, ermahnte sie ihren Sohn mit den bekannten Worten: „Ich hoffe, daß an dem Tage, da Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen." Der Gräfin Voß schrieb sie einige Tage später: „Der König ist sehr zufrieden mit Fritz, mit seinem Aussehen und seinem Betragen. Was mein Herz empfindet, ist unsagbar. Es ist aber auch wahr, daß er sich an seinem Festtage ausgezeichnet benommen hat. Gott segne ihn und seine neue Laufbahn und den König und die Armee und ganz Preußen."

Wir bemerken, wie sich bei Königin Luise eine innere Wandlung langsam vorbereitet: sie beginnt sich der Politik zuzuwenden, der sie bisher, ich wiederhole es, ganz fern gestanden hatte. Es ist nicht weiblicher Fürwitz, der sie dazu treibt; die Macht der Ereignisse selbst drängt sie an einen Platz, den sie einnehmen muß, weil nur sie ihn einnehmen kann. In den Wirrnissen und Erschütterungen dieser Tage erkennt sie deutlicher als bisher, wie sehr der König eines guten und treuen Gefährten bedarf, der sein Selbstvertrauen und seine Tatkraft steigert; sie wird sich ihrer hohen Aufgabe bewußt, und so sehr ihr Herz nach dem Vater verlangt, so fühlt sie, daß sie auf einem Posten steht, den sie nicht verlassen darf. Darum schreibt sie ihrer Freundin, der Großfürstin Anna von Rußland, Schwägerin Kaiser Alexanders: „Ich habe meinen Pflichten, die mir heiliger sind und teurer als alles auf der Welt, ein recht großes und recht peinliches Opfer gebracht," und dem Bruder Georg: „Ich



stehe auf meinem Posten und finde Trost in der Erfüllung meiner Pflicht, aber mein armer Vater, wenn ich daran denke, heule ich. Nein, das Schicksal ist doch manchmal zu hart."

Wenn die Entrüstung über den französischen Neutralitätsbruch in Berlin und am Hofe eine kriegerische Strömung hervorgerufen hatte, so war vollends in den Offizierskreisen der Hauptstadt, die nach alter friderizianischer Ueberlieferung bisher eher Gegner Oesterreichs gewesen waren, die Stimmung völlig gegen Frankreich umgeschlagen. Das zeigte sich besonders am Tage nach dem Geburtstag des Kronprinzen, am 16. Oktober, als man im Nationaltheater „auf Begehren" Wallensteins Lager gab. Das Theater war überfüllt von Wachtmeistern, Unteroffizieren, Soldaten, für die das Offizierkorps des berühmten Regiments Gensdarmes die Plätze bestellt hatte. Als das Reiterlied verklungen war, begann der Piccolominikürassier nach einer an die Melodie von „Am Rhein, am Rhein" anklingenden Weise ein von Major v. d. Knesebeck verfaßtes Kriegslied zu singen, in das die übrigen Schauspieler einstimmten; von den Logen flatterten die Texte patriotischer Lieder herab, und bald durchbrausten, von allen begeistert mitgesungen, die Klänge des „Heil dir im Siegerkranz" den Saal.

Diese Bewegung ergriff auch die Bürgerschaft Berlins. Am 16. Oktober war Fürst Peter Dolgorukij mit dem die Zusammenkunft hinausschiebenden Briefe des Königs bei Alexander eingetroffen, der bereits einige Tage vorher die Nachricht von dem französischen Durchmarsch durch Ansbach und dem in Berlin eingetretenen Umschwung erhalten hatte. Alexander atmete erleichtert auf; er war nahe daran gewesen, noch einmal den Einflüsterungen seiner preußenfeindlichen Umgebung Gehör zu geben, und hatte schon ein Schreiben vorbereitet, in dem er unter Klagen über preußische Rüstungen und das Verhalten des preußischen Ministeriums den Vormarsch seiner Truppen ankündigte. Jetzt besann er sich eines andern. War es der Freundeswunsch, nach den vorhergegangenen Irrungen den König und die Königin ganz zu versöhnen? War die Absicht zugleich oder noch mehr politisch: den König in seiner Erregung zum Anschluß an die Koalition fortzureißen? Alexander faßte den Entschluß und teilte ihn dem König in einem neuen Schreiben mit, daß er selbst am 25. Oktober in Berlin eintreffen werde.

Schon am 22. Oktober verbreitete sich diese Nachricht in Berlin, und, wie Fr. Delbrück aufgezeichnet hat, „eine freudige Bewegung" ging durch die Einwohnerschaft. Am Hofe war die Stimmung geteilt; die Königin sah dem Besuche froh entgegen; ihre Oberhofmeisterin, die für den ritterlichen und freigebigen Kaiser schwärmte, war „außer sich vor Freude". Der König zeigte sich zurückhaltender; sein vertrautester Generaladjutant, General Köckritz, der dem Kaiser bis Frankfurt a. O. entgegenreisen sollte, schalt sogar laut auf Alexander.

11

Am 25. Oktober nachmittags hielt Kaiser Alexander unter dem Donner der Kanonen seinen Einzug in Berlin. Die Bevölkerung bereitete ihm einen jubelnden Empfang, der sich in den nächsten Tagen bei einer Vorstellung von Glucks „Armida" wiederholte. Der Kaiser, der ursprünglich bei seinem Gesandten hatte absteigen wollen, bezog auf des Königs Zureden die Zimmer König Friedrich Wilhelms II. im Berliner Schloß, hielt sich aber auch vielfach in Potsdam auf. Im übrigen verlief der Besuch, wie fürstliche Besuche damals und heute zu verlaufen pflegen. Es gab Paraden — der König selbst führte in Potsdam dem Kaiser seine Kavallerie vor — Prunkmahle, Bälle und Festaufführungen. Der Kaiser besichtigte, was es im damaligen Berlin zu sehen gab: das Zeughaus, die Militärakademie, das Kadettenhaus, die Porzellanmanufaktur, die Denkmäler des Wilhelmsplatzes.

Der Eindruck, den Kaiser Alexander am Berliner Hofe machte, war, wie drei Jahre zuvor bei der Zusammenkunft in Memel, gewinnend, hinreißend. Nicht bloß die Damen, wie Prinzessin Wilhelm, des Königs Schwägerin, ihrem Bruder in Homburg schrieb, fanden, daß man sich „nichts lieblicheres vereint mit allem edlen" vorstellen könne; auch ein Mann wie der stolze Reichsfreiherr vom Stein wurde so von Alexander bezaubert, daß er bald darauf in russische Dienste zu treten dachte. Mit dem preußischen Königspaare verkehrte der Kaiser in der einfachen und herzlichen Weise, wie sie gerade dem Geschmack Friedrich Wilhelms und Luisens am meisten entsprach. Der König, obschon er auf den Besuch vielleicht nicht ungern verzichtet hätte, vermochte doch dem sieghaften Zauber der Persönlichkeit seines Gastes nicht zu widerstehen. Für Königin Luise war der Besuch Alexanders ein Ereignis, das die Tiefen ihres Innenlebens bewegte. Seit Memel fühlte sie sich dem Kaiser — wir sind noch in der Zeit der Romantik — durch eine Art Seelenfreundschaft verbunden; ihre Verehrung umkleidete seine geistige und sittliche Persönlichkeit mit allem Idealen, das in ihrem eigenen Wesen lag. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Ihr weibliches Empfinden begann schon damals inne zu werden, wie das Wesen des Kaisers hinter glänzender und bestechender Außenseite der Tiefe und des Gehaltes entbehrte. So schloß der Besuch für sie mit einem gewissen Mißklang, wenn sie auch einige Monate später den letzten Tag der Anwesenheit Alexanders als ihren letzten glücklichen Tag bezeichnet hat. Dem Kaiser fiel jetzt besonders auf, wie sie der Möglichkeit eines Krieges mutig entgegensah. Er ahnte nicht, wie tief die Königin innerlich erschüttert war; ihre zarte Gesundheit besaß wenig Widerstandskraft gegenüber solchen Aufregungen, und sie verfiel einmal, bei einem Feste in Bellevue, einer Nervenkrisis, die sich in einem Tränenstrom löste.

Diese Oktober- und Novembertage waren vielleicht die Tage größten äußeren Glanzes in der Geschichte des alten Preußen. Welch auserlesene Gesellschaft, die sich damals in den

Prunksälen des Berliner Schlosses zusammenfand, — des Schlosses, in dessen Fenstern genau ein Jahr später sich die Wachtfeuer widerspiegelten, um die Napoleons Garde im Lustgarten sich gelagert hatte. Neben Kaiser Alexander, in dessen großem und glänzendem Gefolge man den Fürsten Czartoryski bemerkte, war als Vertreter des deutschen Kaisers Erzherzog Anton aus Wien erschienen, der aber bei aller Biederkeit seines Wesens nach dem Urteil der Damen durch seine geschmacklose Kleidung und auffallende Haartracht von der russischen Eleganz unvorteilhaft abstach. Mit Napoleons Vertreter Duroc, der gegen die Königin sich besonders aufmerksam erwies, begegnete sich ein außerordentlicher Abgesandter seiner englischen Todfeinde, Lord Harrowby. Sie alle waren gekommen, um die Hilfe des preußischen Schwertes zu werben, um die Unterstützung jenes Heeres, an dessen Fahnen noch der Ruhm Friedrichs des Großen haftete, und von dessen Eingreifen jetzt der Ausgang des großen Kampfes abzuhängen schien.

Denn inmitten der rauschenden Feste hatte die Diplomatie endlich ihr Werk vollendet. Am 3. November wurde in Potsdam der Vertrag unterzeichnet, der die Bedingungen der bewaffneten Vermittelung Preußens regelte. Ein preußischer Staatsmann — Graf Haugwitz wurde dazu in Aussicht genommen — sollte dem Kaiser Napoleon die Forderungen nach Unabhängigkeit der Schweiz, Neapels, Hollands, Räumung Deutschlands usw. vorlegen, deren Verwerfung die Teilnahme Preußens am Kriege gegen Frankreich ohne weiteres zur Folge haben würde. Für dies Zugeständnis Preußens an die Koalition verpflichtete sich Rußland, den König von England zur Abtretung Hannovers an Preußen zu bestimmen. Wie man sieht, bildet der Vertrag ein Kompromiß, in dem sich englisch-russische und preußische Interessen und Ziele verschmolzen.

Gleich am Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages, am 4. November, rüstete Kaiser Alexander zur Abreise. Bei dem abendlichen Abschiedsmahl in Potsdam äußerte er noch den Wunsch, die Gruft König Friedrichs zu sehen. Die Garnisonkirche wurde erleuchtet; bald nach Mitternacht begab man sich zur Gruft, Kaiser Alexander und Königin Luise traten Hand in Hand zum Sarge, den der Kaiser küßte, während der König am Eingang stehen blieb. Dann reiste Alexander zu seiner Schwester nach Weimar, König und Königin in tiefster Bewegung zurücklassend.

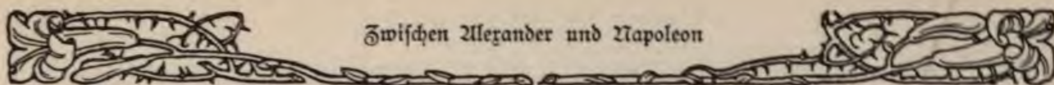
Die persönliche Gegenwart Kaiser Alexanders hatte die Zweifel, Bedenken und Schwankungen am Berliner Hofe für kurze Zeit überwinden können; nach seiner Abreise lebten sie in alter Kraft wieder auf. Die Königin zwar, nachdem sie nun einmal die Partei ergriffen, die patriotisches Fühlen und sittliches Empfinden ihr zur Pflicht zu machen schienen, blieb unerschüttert fest: voll heiligen Eifers, mit Bitten und mit Tränen kämpfte sie für

11*



die Sache, die Alexander — „unser Kaiser", wie sie mit ihren Damen sagte — zu der seinigen gemacht hatte, für den Gedanken des preußisch-russischen Bündnisses überhaupt; sie ließ selbst den Grafen Haugwitz zu sich rufen, um ihm Festigkeit zu predigen und Energie einzuflößen. Den wechselnden Nachrichten vom Kriegsschauplatz folgte sie in ängstlicher Spannung. Treu zu ihr hielten die Hofdamen, alle eifrig russisch gesinnt, besonders die Gräfin Moltke, die mit der üblichen Hofdamenschwärmerei leidenschaftliches politisches Interesse verband, vor allem aber die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, „Hauptmann Voß", wie man sie damals in Berlin nannte, denn in ihrem von Neuigkeitsjägern viel aufgesuchten Empfangszimmer im Schloß lag die Karte des Kriegsschauplatzes immer aufgeschlagen und wurden Kriegspläne eifrig erörtert.

Ganz anders war die Stimmung bei dem König und seiner Umgebung. Nach der bestimmten und von andern bestätigten Versicherung der Gräfin Voß wären es aber jetzt nicht die bekannten Kabinettsräte gewesen, denen die Schuld zugeschrieben werden müßte; es war vielmehr General Köckritz, der Generaladjutant, den der König zu seinem Gewissensrat gesetzt hatte, der das Bündnis mit Rußland und die kriegerische Wendung der preußischen Politik unablässig bekämpfte. „Köckritz ist kindisch, unausstehlich; er ist unser Unglück" schreibt die kriegerische Gräfin. Täglich im intimsten Verkehr mit dem König, war er nur zu geeignet, dessen Zweifel und Bedenken zu nähren, sein Mißtrauen, seine Neigung zum Pessimismus zu steigern. Der König hatte den Potsdamer Vertrag vom 3. November unterzeichnet, nicht so sehr getrieben von echtester innerster Ueberzeugung, als vielmehr dem Drängen Kaiser Alexanders freundschaftlich nachgebend. Er hat dem Grafen Haugwitz, den er am 14. November zu Napoleon entließ, beim Abschied den Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen, daß der Friede erhalten bleiben möge. Seine Stimmung gerade in diesen Tagen, wo die Entscheidung unausweichlich näher rückte, erschien abscheulich. Den russischen Siegesbulletins, die die Damen eifrig lasen und verbreiteten, versagte er allen Glauben. Es kann nicht bezweifelt werden: in seinem Innern lebte noch unauslöschlich der Gedanke an Frieden und an Neutralität, deren Erhaltung seine ganz unkriegerische Natur allem Waffenruhm und allen Eroberungen vorgezogen hätte. Allein ebenso sicher ist doch anderseits: der König erkannte in vollem Maße die Notwendigkeit, Norddeutschland gegen Napoleon zu schützen. Dazu aber war die endgültige Entfernung der Franzosen aus Hannover und, nachdem die Rheinlinie einmal verloren, die Gewinnung der Weserlinie unerläßlich. Vor allem aber: er hatte sein Wort gegeben, er war entschlossen, es zu halten. Durch alles, was geschehen war, fühlte er seine Ehre verpflichtet, und wenn es denn gegen alle seine Vorsätze und gegen alle seine Neigungen doch zum Kriege kommen



sollte, so hielt er sich ganz gerechtfertigt durch das Bewußtsein, einen guten Kampf für eine gute Sache zu kämpfen.

Wir würden über die wechselnden Stimmungen und Ansichten des Königs vielleicht sicherer unterrichtet sein, wenn er nicht, wie er politischen Unterredungen gern auswich, auch nur selten für politische Briefe zur Feder gegriffen hätte. Von dem Briefwechsel mit Kaiser Alexander abgesehen, der doch zum Teil auch etwas offizielle Färbung hat, liegt aus dieser ganzen Zeit nur ein einziges von dem König unmittelbar ausgegangenes Schreiben intimeren Charakters vor, ein an den Hofprediger Sack gerichteter Brief, in dessen Inhalt wir wohl den Ausdruck der Anschauungen des Königs erblicken dürfen. Sack hatte dem König „in diesem höchst wichtigen Zeitpunkt ein Wort herzlicher Teilnahme" sagen wollen. Er wisse, schrieb er ihm schon am 19. Oktober, wie gern der König seinem Volke die Segnungen des Friedens erhalten hätte, und wie nur die schwere Regentenpflicht, die Ehre seiner Krone und „die Wohlfahrt seiner Länder," nicht Unwille oder Zorn, Ruhmsucht oder Machtbegierde den König unwiderstehlich in den Krieg fortrissen. Nur so könne die Unabhängigkeit des Staates erhalten werden; die Vorsehung wolle einmal, daß um die Segnungen des Friedens gekämpft werde. Seinem Volk sei kein Opfer bei diesem gerechtesten aller Kriege zu schwer, und der König selbst werde durch das Bewußtsein der gerechtesten Sache über alle menschlichen Besorgnisse hinweggehoben werden.

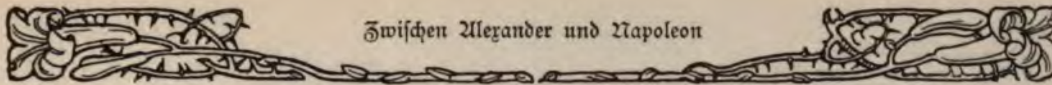
Der König — auch das ist bezeichnend — hat erst am 20. November den Brief Sacks noch beantwortet. Er hat dessen richtige Beurteilung der Lage mit „Freude und Beifall" aufgenommen: Sacks Folgerungen und Betrachtungen, schrieb er ihm, seien ganz in dem Sinne, wie er selbst die Dinge beurteile, entsprächen völlig seiner eigenen Ueberzeugung. „Sie haben ein Wort zu seiner Zeit geredet; es dient mir aufs neue zur Stärkung und zur Beruhigung. Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache (ein Ausdruck, der hier gewiß nicht gemißbraucht ist) muß einen jeden braven Landsmann mit Mut und Kraft beseelen."

Es konnte aber nicht ausbleiben, daß der Mangel an einem frischen und rückhaltlosen Entschluß zum Kriege, wie er bei dem König und einem großen Teile seiner militärischen Ratgeber immer noch bemerkbar war, auf die Rüstungen in Preußen hemmend einwirkte. Bedächtig und langsam, mit einem schleppenden Troß, der auch bei nichtmilitärischen Beobachtern Anstoß erregte, hatten sich die preußischen Truppen, in mehrere kleine Korps zersplittert, in Bewegung gesetzt, teils um Hannover einzunehmen, teils um sich in Thüringen zu sammeln und dann nach dem oberen Main hin vorzurücken. Von einem energischen Angriffsplane war überall nichts zu merken. Die Truppenbewegungen schienen vielmehr, wie Prinz Louis Ferdinand einmal meinte, mehr bestimmt, dem Feinde auszuweichen, als

ein Zusammentreffen mit ihm zu suchen. Das Merkwürdige hierbei ist, daß in den militärischen Beratungen, die in Berlin unter Zuziehung auch österreichischer, russischer und englischer Bevollmächtigter gepflogen wurden, der moderne strategische Gedanke, wonach das feindliche Heer das Operationsziel und Angriffsobjekt für die vereinigten Truppen bildet, mehrfach von österreichischer sowohl wie von preußischer Seite nicht bloß ausgesprochen, sondern nachdrücklich und grundsätzlich betont worden ist. Von dieser gesunden theoretischen Erkenntnis freilich wie weit entfernt blieb die Wirklichkeit!

Immerhin, so langsam es ging, man kam doch vorwärts. Der Zustand der Truppen selbst erschien auch den Fremden vortrefflich. Anfang Dezember waren etwa 126000 Mann Infanterie mit 35000 Pferden kriegsbereit, um sich, wie am 3. Dezember bestimmt wurde, je nach den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz und je nach dem Ausgang der diplomatischen Verhandlungen, gegen die französische Flanke nach Böhmen oder nach der oberen Donau hinzuwenden. Am 4. Dezember rückten endlich auch die Truppen der Potsdamer Inspektion aus, voran die Garde-du-Korps, mutig und kampflustig, begleitet von unzähligen Menschenmassen. Sie marschierten am König vorüber, der mit gezogenem Degen Befehle erteilte; die Offiziere salutierten, und die Fahnen neigten sich vor der Königin, die mit ihren beiden Schwestern und ihrer Schwägerin, der Prinzessin von Oranien-Fulda, vom Fenster des Potsdamer Schlosses dem Ausmarsch zusah. Am nächsten Tage, — dem Jahrestag von Leuthen — folgten die letzten Truppen der Berliner Inspektion. Schon am 3. Dezember war die Feldequipage des Königs abgegangen, der dabei zu dem alten Feldmarschall Möllendorff bemerkte: er werde selbst als Kurier folgen, sobald es nötig sei. Auch seinem jüngsten Bruder, dem Prinzen Wilhelm, der mit seinem Kavallerie-Regiment ausrückte, sagte er beim Abschied: „In vierzehn Tagen komme ich nach!“ Königin Luise, so war schon verabredet, sollte ihn ins Feld begleiten.

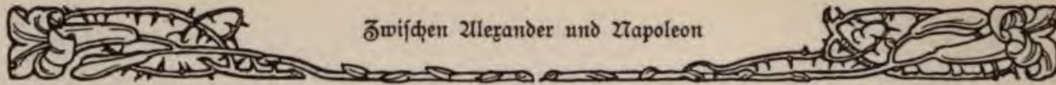
Allein wenige Tage später, am 7. Dezember, man war gerade zum Tee bei der Königin versammelt und freute sich an der Frische und Munterkeit des greisen Prinzen Ferdinand, kamen zwei Stafetten von dem preußischen Gesandten in Olmütz und brachten die Schreckenskunde von einer völligen Niederlage der Russen bei Austerlitz (2. Dezember). „Wie ein Donnerschlag wirkte dies auf die Gemüter,“ berichtet ein Anwesender. Die Königin war aufs tiefste erschüttert. „Gott behüte Dich,“ schrieb sie dem Bruder Georg, „ich glaube an kein Glück mehr hienieden.“ Täuschende Nachrichten von dem zähen Widerstand der Russen, die viel Leute verloren, aber ihre Stellungen behauptet hätten, beruhigten die Königin wieder einigermaßen, und sie schrieb der Prinzessin Ferdinand von den Wundern der Tapferkeit, die die Russen unter Befehl des Kaisers und des Großfürsten Konstantin verrichtet hätten;



„Gott segne die Waffen der guten Sache. Ich bin gewiß, liebe Tante, daß Deine Bitten sich mit den meinigen vereinigen, und schmeichele mir, daß sie allem, was uns teuer ist, Glück bringen werden.“ (9. Dezember.)

Die Hoffnung währte nur kurz. In den nächsten Tagen kamen Schlag auf Schlag die Unglücksbotschaften, die den Zusammenbruch der Koalition bedeuteten: von der Zusammenkunft des Kaisers Franz mit Napoleon, dem Abschluß eines Waffenstillstandes zu Znaym, den Friedensverhandlungen, dem Abzug der Russen und der fluchtartigen Rückreise Kaiser Alexanders nach Petersburg. Schlimmer noch als diese Nachrichten wirkte das Verhalten der Russen und Oesterreicher gegeneinander: was etwa in Berlin an Kampfesfreude und Kriegslust noch lebte, mußte dadurch erstickt werden. Fast vom Schlachtfelde weg, ängstlich besorgt, einer dem andern zuvorzukommen, eilten österreichische und russische Vertreter nach Berlin, um Hilfe zu erbitten und sich des Verrats, der Treulosigkeit und Unfähigkeit gegenseitig anzuklagen. Der erste, der eintraf, war der österreichische General Stutterheim, der jahrelang in Petersburg den Kaiser gegen Preußen aufgehetzt hatte; jetzt kam er, um durch preußische Einwirkung mildere Friedensbedingungen für Oesterreich zu erlangen. Sein Bericht über den Verlauf dieser Mission ist ungemein merkwürdig; er zeigt, daß König Friedrich Wilhelm auch in diesem Augenblick noch bereit gewesen wäre, sein Wort einzulösen und am Kriege teilzunehmen, wenn er nur auf die Festigkeit Oesterreichs hätte rechnen können.

Der König empfing den General mit den bittersten Vorwürfen, daß man ihn seinen Besorgnissen und Zweifeln überlassen habe; alles was er bisher über Austerlitz wisse, habe er nur von den Franzosen erfahren. Nachdem er ruhiger geworden, versicherte er dem General, man solle überzeugt sein, daß er Oesterreichs Sache als die seinige betrachte; er verlange aber offenherzige Mitteilung über die Verhandlungen wegen eines Sonderfriedens, deren Anknüpfung Stutterheim dann zugab und mit der Isolierung Oesterreichs entschuldigte. Der General brachte nun seine Klagen über die Russen vor, die dem König nach seinen eigenen Erfahrungen nicht unberechtigt schienen; vor allem aber suchte er den König zu überreden, die preußischen Rüstungen und Truppenbewegungen an der sächsisch-böhmischen Grenze zu beschleunigen, natürlich ohne Ueberschreitung der Grenze, was der österreichisch-französische Waffenstillstand untersagte. Nach vielem Hin- und Herreden kam schließlich der König auf die Hauptsache zurück und gab die bestimmte Erklärung: „Wenn der Kaiser mir versprechen will, keinen Sonderfrieden zu schließen, wenn er mir sagen will, wie er zu den Operationen mitzuwirken denkt, falls Frankreich durch zu harte Bedingungen den Frieden unmöglich macht, so bin ich bereit, seine Sache mit meiner ganzen Macht zu unterstützen.“

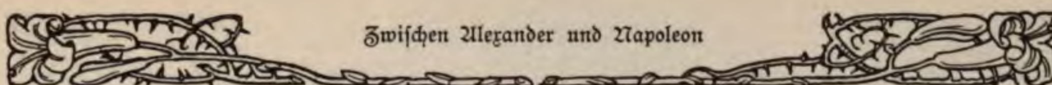


Der österreichische General war nicht ermächtigt, eine entsprechende Erklärung abzugeben. Er glaubte schon den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben, wenn er Preußens Unterstützung für Oesterreich zur Erlangung gemäßigter Friedensbedingungen gesichert hielt.

Stutterheim hat auch Königin Luise gesprochen, sie konnte bei der Unterredung über die unglückliche Wendung der Dinge ihre Tränen nicht zurückhalten und entschuldigte ihre Erregung mit den Worten: „Man müßte kein Deutscher sein, um alles dies nicht zu fühlen" — es sind die einzigen deutschen Worte in Stutterheims sonst französisch abgefaßtem Berichte.

Auf Stutterheim folgte am 17. Dezember Fürst Peter Dolgorukij mit einem Schreiben Kaiser Alexanders vom 6. Dezember, das dem König überließ, sich mit Frankreich zu verständigen, ihn aber zugleich auf alle Fälle und auf immer der Unterstützung des Kaisers versicherte, und zwei Tage später des Kaisers Bruder, Großfürst Konstantin, der sich in den leidenschaftlichsten und gehässigsten Anklagen gegen die Oesterreicher gar nicht genug tun konnte und der durch sein brutales Wesen überhaupt in Berlin den ungünstigsten Eindruck machte. „Es ist nicht mein Alexander," schrieb Gräfin Voß resigniert in ihr Tagebuch. Man bemühte sich eifrig, seine üble Laune durch Hoffeste aufzuheitern, die gerade in diesem Winter, mitten im Lärm der Waffen und im Zusammenbruch des alten Europa, so glänzend und so zahlreich gefeiert wurden, wie kaum je zuvor, und bei denen sich Konstantin ebenso tanzlustig zeigte wie Königin Luise selbst. Auch ihre Schwestern, die sich abwechselnd in Berlin aufhielten, nahmen daran teil, und die Schwester Alexanders und Konstantins, Großfürstin Maria Pawlowna, die Erbprinzessin von Weimar, die Anfang Januar 1806 nach Berlin kam.

Wenn nun auch Kaiser Alexander selbst in seinem Schreiben vom 6. Dezember den König von den Verpflichtungen des Potsdamer Vertrages freigesprochen hatte, so war doch die letzte Entscheidung über Krieg und Frieden damit noch nicht getroffen. In Berlin selbst war wenigstens in Königin Luise die kriegerische Stimmung noch keineswegs erloschen. Man erzählte sich am Hofe von lebhaften Auseinandersetzungen zwischen ihr und dem König; sie selbst spricht einmal von „Wortwechsel" infolge „ganz verschiedener Meinungen". „Die arme Königin," schreibt damals ein russischer Diplomat aus Berlin, „ist wirklich unsere Freundin ... Sie ist sehr zu beklagen; lassen Sie sich alle die Szenen erzählen, die sie mit ihm gehabt hat, und alle die Tränen, die wir ihr kosten. Beiläufig, wie hübsch ist sie, diese Königin." Unter den Truppen, die ihre Bewegungen zu größerer Konzentrierung nach der sächsisch-böhmischen Grenze hin ohne Unterbrechung fortgesetzt hatten, war die Stimmung die allerbeste. „Sage der Königin," schrieb Prinz Louis Ferdinand seiner Schwester, der Prinzessin Luise Radziwill, „wenn ihre Gefühle und die entschlossene Art, wie sie sich für das Gute



und für energische Maßregeln ausgesprochen hat, bekannt wären, so würden alle gutgesinnten Leute und die ganze Armee ihr Altäre errichten." Bei dieser Lage der Dinge hing noch alles von dem Ausgang der Verhandlungen des Grafen Haugwitz mit Napoleon ab.

Den Weihnachtsabend, der zugleich Kaiser Alexanders Geburtstag war, hatte der Berliner Hof unter Beteiligung des Großfürsten Konstantin und des Herzogs Eugen von Württemberg noch mit gewohntem Glanze gefeiert. Am ersten Weihnachtstage kam Graf Haugwitz selbst von Napoleon zurück, und mit den Nachrichten, die er brachte, sah man sich vor eine Entscheidung gestellt, die der Politik der letzten Monate völlig zuwiderlief. Graf Haugwitz, der schon bei seiner ersten Unterredung mit Napoleon in Brünn noch vor der Schlacht bei Austerlitz die ihm auf Grund des Potsdamer Vertrages aufgetragenen Forderungen nicht vorzulegen gewagt hatte, war nach der Zertrümmerung des russischen Heeres zufrieden gewesen, die Bedingungen anzunehmen, die ihm am 15. Dezember zu Schönbrunn Napoleon für einen preußisch-französischen Vertrag anbot. Preußen sollte gegen Abtretung von Ansbach, Cleve, Neuenburg und Garantie des französischen Besitzstandes das heiß umworbene Hannover erhalten. Ohne langes Bedenken, überzeugt, daß er nur zwischen Krieg und Bündnis zu wählen habe, unterzeichnete Graf Haugwitz.

In Berlin war man doch nicht wenig betroffen, als Haugwitz mit diesem Vertrage zurückkam. Ihn einfach abzulehnen hätte niemand auf sich nehmen mögen. Um aber die in den napoleonischen Bedingungen liegende Feindseligkeit gegen England und Rußland zu vermeiden, verfiel man auf den Ausweg, ihn nur mit Einschränkungen anzunehmen, welche die Erfüllung der Abmachungen bis nach dem allgemeinen Frieden hinausschoben. Man ermißt leicht, wie Napoleon diese Aenderung, zu deren Rechtfertigung Graf Haugwitz selbst nach Paris ging, aufnehmen mußte: er zwang den preußischen Bevollmächtigten am 15. Februar 1806 zu einem neuen Vertrage, der Preußen auch noch zur Schließung der Häfen und damit zur Teilnahme am Kriege gegen England verpflichtete.

Die preußische Regierung hatte inzwischen selbst sich der Möglichkeit beraubt, den neuen Forderungen Napoleons Widerstand entgegenzusetzen. Einen mit Absicht ganz unbestimmt und freundlich gehaltenen Erlaß des französischen Ministeriums an Laforest hatte man im Sinne einer Genehmigung der von Preußen vorgeschlagenen Vertragseinschränkungen, überhaupt als eine „Friedensbotschaft" gedeutet und daraufhin, nicht ohne Bedenken des Königs, den größeren Teil der preußischen Truppen auf den Friedensfuß gesetzt. Gegen Mitte Februar sah man die stolzen Garderegimenter wieder in Berlin und Potsdam einrücken, einzelne durch Desertionen sehr zusammengeschmolzen, insbesondere gerade das Regiment des Königs, das der König selbst deswegen nicht sehen mochte. Alle Truppen, Offiziere wie

Soldaten, waren voll Scham und Erbitterung über diese kampflose und unrühmliche Rückkehr, nach den zwecklosen Märschen von Osten nach Westen und wieder von Westen nach Osten. Unter den durchmarschierenden Regimentern war auch das seit Hohenfriedberg hochberühmte Dragoner-Regiment Ansbach-Bayreuth, dessen Chef, der letzte Markgraf, eben gestorben war und das nun der Königin verliehen wurde, jetzt Kürassier-Regiment Königin. Die Verleihung erweckte große und allgemeine Begeisterung. „Möge einst", hieß es, „in einem entscheidenden Augenblicke, sie selbst an die Spitze des Regiments sich setzen."

Am Abend desselben Tages, wo diese Verleihung erfolgte, am 23. Februar, kam der preußische Gesandte in Paris, der Marquis Lucchesini mit dem neuen von Haugwitz unterzeichneten Vertrage in Berlin an. So groß auch die Mißstimmung darüber sein mochte: wie es scheint, war es doch nur Königin Luise, die dem Anschluß an Frankreich noch zu widersprechen wagte. Wenigstens schreibt Lucchesini, den die Königin am 24. Februar empfing, am nächsten Tage an seine Frau: „Ich fand die Königin so schön und so liebenswürdig wie je, aber (unter uns gesagt) vollkommen unvernünftig in der Politik."

Waffenlos, wie jetzt Preußen den noch in Süddeutschland versammelten Heeren Napoleons gegenüberstand, wer hätte es wagen mögen, das neue Abkommen zu verwerfen? Schon am 25. Februar wurde beschlossen, den Vertrag zu ratifizieren, der nun Preußen zum Verbündeten Frankreichs machte. Preußen, das noch eben mit Rußland, Oesterreich und England gegen Frankreich verbündet schien, war zu Napoleon übergegangen. Aus Napoleons Händen nahm es das Kurfürstentum Hannover entgegen, auf das sein Landesherr noch nicht verzichtet hatte und das, mit Ausnahme der Festung Hameln, von den Franzosen nicht mehr besetzt war. Delbrück schrieb in sein Tagebuch: „Preußen hat aufgehört Preußen zu sein, und der Tag ist gekommen, wo sein Ruhm sinkt." Alle Hoffnungen, die man in Norddeutschland und auch in Süddeutschland auf Abschüttelung der napoleonischen Uebermacht an die preußische Waffenerhebung geknüpft hatte, waren von Preußen selbst vernichtet worden. Tiefer hatte sich Preußen nicht herabgewürdigt, tiefer war es in der Achtung der Welt, in der Achtung vor allem der Deutschen nie gesunken; selbst das in den Freiheitskriegen vergossene preußische Blut hat die brennende Erinnerung an jene Schmach nicht ganz auslöschen können.



Sechstes Kapitel

Bruch mit Frankreich

(1806)

Am Neujahrstage des Jahres 1806 schrieb der Vertreter Schwedens in Berlin, der unter dem Namen Selmar auch als deutscher Dichter bekannte Brinckmann, an die Gräfin Voß, die Tochter der Frau von Berg und Gemahlin des Enkels der Oberhofmeisterin:

„Für was sollen wir uns schlagen, seitdem wir so weise und so aufgeklärt geworden, daß uns nichts mehr heilig ist; seitdem wir vernünftig genug geworden, um jede Anhänglichkeit an das Alte und Ehrwürdige, das von unsern Vätern auf uns vererbt wurde, als ein Ammenurteil zu verspotten, seitdem wir endlich einsehen gelernt haben, daß jenes mystische Wort „Vaterland" nicht einen sittlichen, sondern bloß einen geographisch-statistischen Begriff bezeichne, und seitdem wir endlich zu philosophisch denken gelernt haben, um unsere Fürsten für etwas anderes zu halten, als für Regierungsinstrumente, die wir also, gleichviel woher, am liebsten so wohlfeil wie möglich erkaufen. Warum denn nicht lieber einem Murat in Ruhe gehorchen, als den Thron Friedrichs des Großen mit höchst unbequemen Aufopferungen des wirklichen Lebensgenusses verteidigen? Das bißchen Luxus von Ideen und Empfindungen, dem die menschliche Seele doch nicht völlig entsagen kann, mögen wir ja zu Poesie und Kunst verbrauchen, nur verderbe man damit nicht den Volkscharakter und verkaufe nicht für solche Chimären die Realien des vegetierenden Lebens!"

Brinckmann selbst hat diese bittere Satire auf das aufgeklärte Weltbürgertum der Deutschen wenige Wochen später wieder eingeschränkt, als er in den ersten Märztagen, nach Abschluß des Pariser Vertrages, seiner Regierung berichtete: „Zur Ehre der öffentlichen Meinung muß ich gestehen, daß, so viele Jahre ich Preußen kenne, ich das Nationalgefühl nie so tief verletzt gesehen habe, als in diesem Augenblick."

Man hat längst bemerkt, wie durch die Umwälzungen im Winter von 1805 auf 1806 in den Gesinnungen der gebildeten Kreise Deutschlands und besonders Preußens ein tiefgreifender Umschwung eintrat, wie die Gedanken an Weltbürgertum und Universalmonarchie von den Geistern abfielen, und die Erkenntnis der Verwerflichkeit selbstgenügsamer Abschließung gegen die Stammesgenossen und der notwendigen Hingabe des einzelnen an sein Vaterland siegreich aufleuchtete. Am schönsten vielleicht und deutlichsten kann man diesen Entwicklungsgang bei Prinz Louis Ferdinand verfolgen. Aber auch König Friedrich Wilhelm III. selbst ist von dem mächtigen Zuge dieser Bewegung nicht unberührt geblieben. In Zorn und Erbitterung über die plumpe List der napoleonischen Politik, die ihm die Waffen aus der Hand gewunden, über den Druck, der ihm die Verträge von Schönbrunn und Paris aufgezwungen, wandelte sich die politische Gesinnung des Königs. Schwer litt sein friedliebendes Gemüt und seine trübselige Stimmung fiel allgemein auf; man erzählte sich, daß er häufig weine und daß er das Wort „Ansbach" in seiner Gegenwart auszusprechen verboten habe. Seine Verhandlungen waren bisher zumeist dahin gegangen, der Erhaltung oder Wiederherstellung des Friedens zu dienen und dem preußischen Staate seine neutrale Stellung zu bewahren. Jetzt begann er sich von dem bisher so zähe verteidigten Neutralitätsgedanken auch innerlich zu befreien und, die selbstzufriedene Isolierung aufgebend, engste Anlehnung an Rußland zu suchen, die er, wie bekannt, während seiner ganzen Regierungszeit festgehalten hat. Damit verband sich eine Abwendung von Frankreich und ein persönlicher Widerwille gegen Napoleon, der ihn aus seinen Friedensträumen so rauh aufgeschreckt hatte. Vergebens bemühte sich Graf Haugwitz, der nach seiner Rückkehr aus Paris an Stelle Hardenbergs die Leitung der auswärtigen Politik Preußens wieder allein übernahm, ihn mit der neuen Ordnung der Dinge auszusöhnen.

Niemand aber am Berliner Hofe hat den Wandel der Tage, den Uebergang von der Allianz mit Alexander zu dem Bunde mit Napoleon, den Zusammenbruch des preußischen Ansehens, persönlich so schwer und so schmerzlich empfunden wie Königin Luise. Je mehr sie auch politische Fragen vornehmlich ethisch aufzufassen pflegte, um so tiefer mußte sie sich erschüttert fühlen. Alles was Schönes und Edles und Hohes in ihr lebte, alles was sie selbst als „Tugend" empfand, war im Innersten getroffen. Der Abschluß des Pariser Vertrages

warf sie geradezu aufs Krankenlager. Es war die volle Wahrheit, wenn ein deutscher Diplomat, der Legationsrat Woltmann, einige Wochen später schrieb: „Die Königin soll bei diesem Gang der politischen Angelegenheiten unaussprechlich leiden und besonders den Verlust Ansbachs nicht verschmerzen können. Der Gram soll an ihrer Gesundheit nagen, daß der Leibarzt Hufeland ungemein für sie fürchtet." Aber körperlich leidend, wie sie war, ist sie in dieser Krisis geistig erstarkt und gewachsen. Sie hat es selbst ausgesprochen, daß sie sich damals der Kräfte bewußt geworden sei, die in ihr schlummerten. Nie fühlte sie sich in weihevollerer Stimmung zum Empfang des heiligen Abendmahls als Ostern 1806.

In dem allgemeinen Umschwung der Dinge änderte sich auch ihre Beurteilung in der öffentlichen Meinung.

Man kennt das herrliche Sonett, in dem Heinrich von Kleist geschildert hat, wie zu der Anmut und Schönheit der Königin, die zu bewundern man längst gewohnt war, auch ihre Größe sich ungeahnt und überwältigend offenbart habe. Die Gefühle und Empfindungen, denen der Dichter hier ergreifenden Ausdruck gab, begannen schon damals sich zu verbreiten. Man fing an zu ahnen, was Königin Luise neben Friedrich Wilhelm bedeute: lebhaften Sinn für das Große und Schöne mit etwas Schwärmerei und Ideologie, reizbares deutsches Nationalgefühl mit frisch zugreifender preußischer Tatenlust, alle die Eigenschaften, die man bei dem König vermißte, fand man bei der Königin. Von einem König, der Hardenberg gehen ließ und Haugwitz wieder zu seinem ersten Ratgeber erhob, erwartete man nichts mehr; selbst ein Mann wie Beyme, so wird glaubwürdig berichtet, empfahl die Heranziehung der Königin zu den Staatsgeschäften. An Königin Luise klammerten sich die Hoffnungen aller Patrioten; schon sprach man von einer „Partei der Königin". Auf ihre Unterstützung bauten die Männer, die sich zur Herbeiführung eines Umschwungs im Innern wie nach außen hin damals vereinigten.

Die Allianz mit Frankreich und ihre Folgen, die Ländervertauschungen, vor allem aber doch das Regiment der verhaßten Haugwitz, Lombard und Beyme, hatten in der Berliner Gesellschaft aller Klassen eine tiefe Unzufriedenheit hervorgerufen, die sich in bisher ungekannter Weise laut und rückhaltlos äußerte. Durchmarschierende Regimenter hatten dem scheidenden Minister Hardenberg lärmende Huldigungen dargebracht. Den Offizieren mußte durch Parolebefehl das Politisieren und Räsonnieren verboten werden. Die Vertreter Napoleons und seiner Verbündeten wurden gesellschaftlich ebenso gemieden, wie die preußischen Staatsmänner, die man zur „französischen Partei" rechnete. Es bedurfte erst eines ausdrücklichen Befehls des Königs, ehe sich die Oberhofmeisterin der Königin, Gräfin Voß, herbeiließ, den Grafen Haugwitz nach seiner Rückkehr aus Paris zu empfangen. Sein Haus mußte

unter polizeilichen Schutz gestellt werden, nachdem zwei Nächte hintereinander die Fenster eingeworfen waren. Entscheidend aber wurde, daß die Bewegung bei den Persönlichkeiten nicht stehen blieb: sie wandte sich auch gegen die innere Einrichtung des preußischen Staatswesens. Was selbst in den schlimmsten Zeiten Friedrich Wilhelms II., unter der Herrschaft der Woellner und Bischoffwerder nicht geschehen war: es bildete sich aus den Prinzen des königlichen Hauses, aus den ersten Männern im Staate und in der Armee eine Vereinigung, die die Regierungsform in Preußen durch die Beseitigung der Kabinettsregierung und ihrer Träger und durch die Einführung eines wirklichen Staatsministeriums umzugestalten strebte. Das alte absolute Regiment in Preußen wurde in seinem inneren Bestande wie vorher schon in seiner auswärtigen Politik angegriffen. Hier haben wir den Anfang zur politischen Parteibildung in Preußen, vielleicht den Anfang zur neueren Geschichte Preußens überhaupt.

Die Führer dieser oppositionellen Bewegung in der Hauptstadt waren Prinz Louis Ferdinand und der Minister des Handels und der Finanzen, der Freiherr vom Stein, die einander seit Jahren schon nahe standen. Von den Generalen gehörten zu diesem Kreise Scharnhorst, Rüchel und Phull. Dazu kamen Gelehrte wie der Geschichtschreiber Johannes von Müller, auch Alexander von Humboldt und Ancillon. Man fand sich zusammen im Hause des Prinzen Louis, wo Phull militärische Vorlesungen hielt, oder in Bellevue und bei dem Prinzen Radziwill, dessen Gemahlin Luise, die Schwester des Prinzen, von manchen als „die Seele des weiblichen Hasses gegen Napoleon" betrachtet wurde. Hardenberg wußte um diese Bestrebungen, ohne indessen unmittelbaren Anteil daran zu nehmen. Neben dem Prinzen Louis wurden allmählich, wohl durch ihn hauptsächlich beeinflußt, auch andere Prinzen des königlichen Hauses ins Einverständnis gezogen, wie die Brüder und der Schwager des Königs, die Prinzen Heinrich und Wilhelm und der Prinz von Oranien-Fulda. Um aber auf den König selbst zu wirken, schien die Unterstützung der Königin unentbehrlich. So war es Königin Luise, der der Minister Stein am 10. Mai 1806 durch die Gräfin Voß jene berühmte Denkschrift überreichen ließ, in der er die Form der Kabinettsregierung und die Persönlichkeiten der Kabinettsräte selbst, sowie den Grafen Haugwitz und den General Köckritz einer schneidenden Kritik unterwarf. Die Königin, wie sie einige Wochen später durch Fürst Wittgenstein an Hardenberg schreiben ließ, spendete der Denkschrift ihren „höchsten Beifall"; allein sie fand die Ausdrücke Steins „zu heftig und zu leidenschaftlich," so daß man damit „mehr schaden als nützen" würde, und nahm deshalb Anstand, die Schrift dem Könige mitzuteilen.

Es ist gewiß, daß Königin Luise den Hoffnungen der Patrioten, die von ihr eine wirksame Unterstützung erwarteten, damals wie später noch manchmal, nicht entsprochen hat. Es

war vor allem doch das Verhältnis zum König, das ihr vorsichtige Zurückhaltung auferlegte. Sie hatte, wie wir wissen und wie Frau von Berg einmal später an Stein schrieb, aus Gattinnenpflicht sich gewöhnt, „alle Neigungen und Meinungen des Königs zu teilen, diejenigen zu verteidigen, die er verteidigte.“ Im letzten Winter hatte sie ihre abweichenden Ansichten oft genug nachdrücklich vertreten, und es war darüber zu „Wortwechseln“ gekommen, die nicht zu einer wirklichen Entfremdung zu steigern sie ängstlich beflissen sein mußte. Besser als andere kannte und verstand Luise den Eigensinn des Königs, den zu überwinden fast unmöglich schien. Sie mochte es als eine Warnung empfinden, daß schon von Spannung und Erkältung zwischen ihnen gesprochen wurde, daß man sich selbst erzählte, ihr Gemahl wende seine Neigung anderen Frauen zu. Der König, in dem Briefwechsel mit seiner Gemahlin, der die ungetrübte Innigkeit ihrer Beziehungen außer allem Zweifel setzt, hat darüber gespottet; aber die Königin selbst fand es doch nötig, in ihren Briefen, auch an Kaiser Alexander, solchen allgemein verbreiteten Gerüchten entgegenzutreten.

Königin Luise war keine Kampfnatur. Ruhe und Eintracht in ihrer Familie und mit ihren Geschwistern, Ruhe und Friede auch nach außen war ihres Herzens Sehnsucht. So schrieb sie, noch im Februar 1806, dem Bruder Georg: „Gott weiß, daß die Einigkeit im Innern doch das Einzige ist, was Glück zu nennen ist. Uebrigens ist auch alles so affrös um und über mir, der Horizont so schwer und grau, weil die Teufel Macht haben und die Gerechten untergehen sollen, daß ich mehr als jemals das Glück erkenne, einen solchen Mann und solche Geschwister zu haben. Ach ja, bester Georg, das Diadem ist schwer, wenn man gut und ehrlich bleiben will; wenn man nicht schlecht mit Schlechten werden will . . . Ich bin wieder einmal recht herunter an Leib und Seele, und gerne gäbe ich 20 Jahre meines Lebens hin und hätte ich nur noch zwei zu leben, wenn dadurch Ruhe in Deutschland und Europa zu erlangen wäre.“

Es darf nicht übersehen werden: neben der Rücksichtnahme auf den König und dessen Eigenheiten war es auch das Gefühl körperlicher Schwäche, der leidende Zustand ihrer Gesundheit, was die Königin jetzt und oft von tatkräftiger Teilnahme an den politischen Kämpfen ausschloß. Sie war nie sehr kräftig gewesen. Wiederholte Erkrankungen, häufige Wochenbetten, nach denen sie sich nie lange schonen durfte, hatten ihr Befinden noch mehr beeinträchtigt. Schon 1799, auch die Berichte der Gesandten erwähnen es, sprach man von einem ernsten Lungenleiden. Die Krisen im Herbst und Winter 1805 und 1806 hatten dann ihre geringen Körperkräfte völlig erschöpft. Dazu kam gegen Ende März die tödliche Erkrankung ihres jüngsten Kindes, des Prinzen Ferdinand. Am 30. März mußte Luise noch, dem Wunsche des Königs gehorchend, an einem glänzenden Festmahl teilnehmen,

unter polizeilichen Schutz gestellt werden, nachdem zwei Nächte hintereinander die Fenster eingeworfen waren. Entscheidend aber wurde, daß die Bewegung bei den Persönlichkeiten nicht stehen blieb: sie wandte sich auch gegen die innere Einrichtung des preußischen Staatswesens. Was selbst in den schlimmsten Zeiten Friedrich Wilhelms II., unter der Herrschaft der Woellner und Bischoffwerder nicht geschehen war: es bildete sich aus den Prinzen des königlichen Hauses, aus den ersten Männern im Staate und in der Armee eine Vereinigung, die die Regierungsform in Preußen durch die Beseitigung der Kabinettsregierung und ihrer Träger und durch die Einführung eines wirklichen Staatsministeriums umzugestalten strebte. Das alte absolute Regiment in Preußen wurde in seinem inneren Bestande wie vorher schon in seiner auswärtigen Politik angegriffen. Hier haben wir den Anfang zur politischen Parteibildung in Preußen, vielleicht den Anfang zur neueren Geschichte Preußens überhaupt.

Die Führer dieser oppositionellen Bewegung in der Hauptstadt waren Prinz Louis Ferdinand und der Minister des Handels und der Finanzen, der Freiherr vom Stein, die einander seit Jahren schon nahe standen. Von den Generalen gehörten zu diesem Kreise Scharnhorst, Rüchel und Phull. Dazu kamen Gelehrte wie der Geschichtschreiber Johannes von Müller, auch Alexander von Humboldt und Ancillon. Man fand sich zusammen im Hause des Prinzen Louis, wo Phull militärische Vorlesungen hielt, oder in Bellevue und bei dem Prinzen Radziwill, dessen Gemahlin Luise, die Schwester des Prinzen, von manchen als „die Seele des weiblichen Hasses gegen Napoleon" betrachtet wurde. Hardenberg wußte um diese Bestrebungen, ohne indessen unmittelbaren Anteil daran zu nehmen. Neben dem Prinzen Louis wurden allmählich, wohl durch ihn hauptsächlich beeinflußt, auch andere Prinzen des königlichen Hauses ins Einverständnis gezogen, wie die Brüder und der Schwager des Königs, die Prinzen Heinrich und Wilhelm und der Prinz von Oranien-Fulda. Um aber auf den König selbst zu wirken, schien die Unterstützung der Königin unentbehrlich. So war es Königin Luise, der der Minister Stein am 10. Mai 1806 durch die Gräfin Voß jene berühmte Denkschrift überreichen ließ, in der er die Form der Kabinettsregierung und die Persönlichkeiten der Kabinettsräte selbst, sowie den Grafen Haugwitz und den General Köckritz einer schneidenden Kritik unterwarf. Die Königin, wie sie einige Wochen später durch Fürst Wittgenstein an Hardenberg schreiben ließ, spendete der Denkschrift ihren „höchsten Beifall"; allein sie fand die Ausdrücke Steins „zu heftig und zu leidenschaftlich," so daß man damit „mehr schaden als nützen" würde, und nahm deshalb Anstand, die Schrift dem Könige mitzuteilen.

Es ist gewiß, daß Königin Luise den Hoffnungen der Patrioten, die von ihr eine wirksame Unterstützung erwarteten, damals wie später noch manchmal, nicht entsprochen hat. Es

war vor allem doch das Verhältnis zum König, das ihr vorsichtige Zurückhaltung auferlegte. Sie hatte, wie wir wissen und wie Frau von Berg einmal später an Stein schrieb, aus Gattinnenpflicht sich gewöhnt, „alle Neigungen und Meinungen des Königs zu teilen, diejenigen zu verteidigen, die er verteidigte.“ Im letzten Winter hatte sie ihre abweichenden Ansichten oft genug nachdrücklich vertreten, und es war darüber zu „Wortwechseln“ gekommen, die nicht zu einer wirklichen Entfremdung zu steigern sie ängstlich beflissen sein mußte. Besser als andere kannte und verstand Luise den Eigensinn des Königs, den zu überwinden fast unmöglich schien. Sie mochte es als eine Warnung empfinden, daß schon von Spannung und Erkältung zwischen ihnen gesprochen wurde, daß man sich selbst erzählte, ihr Gemahl wende seine Neigung anderen Frauen zu. Der König, in dem Briefwechsel mit seiner Gemahlin, der die ungetrübte Innigkeit ihrer Beziehungen außer allem Zweifel setzt, hat darüber gespottet; aber die Königin selbst fand es doch nötig, in ihren Briefen, auch an Kaiser Alexander, solchen allgemein verbreiteten Gerüchten entgegenzutreten.

Königin Luise war keine Kampfnatur. Ruhe und Eintracht in ihrer Familie und mit ihren Geschwistern, Ruhe und Friede auch nach außen war ihres Herzens Sehnsucht. So schrieb sie, noch im Februar 1806, dem Bruder Georg: „Gott weiß, daß die Einigkeit im Innern doch das Einzige ist, was Glück zu nennen ist. Uebrigens ist auch alles so affrös um und über mir, der Horizont so schwer und grau, weil die Teufel Macht haben und die Gerechten untergehen sollen, daß ich mehr als jemals das Glück erkenne, einen solchen Mann und solche Geschwister zu haben. Ach ja, bester Georg, das Diadem ist schwer, wenn man gut und ehrlich bleiben will; wenn man nicht schlecht mit Schlechten werden will ... Ich bin wieder einmal recht herunter an Leib und Seele, und gerne gäbe ich 20 Jahre meines Lebens hin und hätte ich nur noch zwei zu leben, wenn dadurch Ruhe in Deutschland und Europa zu erlangen wäre.“

Es darf nicht übersehen werden: neben der Rücksichtnahme auf den König und dessen Eigenheiten war es auch das Gefühl körperlicher Schwäche, der leidende Zustand ihrer Gesundheit, was die Königin jetzt und oft von tatkräftiger Teilnahme an den politischen Kämpfen ausschloß. Sie war nie sehr kräftig gewesen. Wiederholte Erkrankungen, häufige Wochenbetten, nach denen sie sich nie lange schonen durfte, hatten ihr Befinden noch mehr beeinträchtigt. Schon 1799, auch die Berichte der Gesandten erwähnen es, sprach man von einem ernsten Lungenleiden. Die Krisen im Herbst und Winter 1805 und 1806 hatten dann ihre geringen Körperkräfte völlig erschöpft. Dazu kam gegen Ende März die tödliche Erkrankung ihres jüngsten Kindes, des Prinzen Ferdinand. Am 30. März mußte Luise noch, dem Wunsche des Königs gehorchend, an einem glänzenden Festmahl teilnehmen,

sprang aber in ihrer Angst vom Tische auf, um zu ihrem Kinde zu eilen. In der zweiten Nacht darauf starb es. „Wie viel hatte die zärtliche Mutter gelitten," schreibt ein Augenzeuge, „nie werde ich vergessen den rührenden Anblick, sie hingebeugt zu sehen über das Bett des kämpfenden Sohnes. Sie hielt seine Hand in der ihrigen, ihre Lippen ruhten auf derselben und sie sprach die rührenden Worte: „Mein Ferdinandchen, wird Dich Gott mir wohl wieder schenken?" ... Den Toten aber hat sie dann glücklich gepriesen, da er vieler Schmach und vielem Ungeheuren entgangen sei.

Eben in diesen Tagen schweren persönlichen Leids kam eine politische Nachricht, die die Königin aufs neue erregte. Die Verträge mit Frankreich hatten schon zu unangenehmen Zwistigkeiten mit verschiedenen Staaten geführt. Zur größten Freude der Königin, die immer noch auf Alexander rechnete, gelang es zwar, mit Rußland die alten freundschaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten und selbst im tiefsten Geheimnis, ohne Mitwissen des Kabinetts und des Grafen Haugwitz, allein durch Hardenberg, eine noch festere und innigere Verbindung vorzubereiten. Man dachte auch, infolge einer Anregung Kaiser Alexanders, an eine Vermählung des Prinzen Heinrich mit einer russischen Großfürstin, wofür sich besonders Königin Luise interessierte. Inmitten russischer Truppen, die sich in Stettin nach ihrer Heimat einschiffen sollten, feierte sie mit dem König diesmal ihren Geburtstag (10. März 1806). Dagegen kam es, hauptsächlich infolge der Sperrung der Nordseehäfen und Lübecks, zu einem völligen Bruch mit England, der dem preußischen Handel unermeßlichen Schaden zufügte. Auch das Verhältnis zu Schweden gestaltete sich höchst unerquicklich; von Schwedisch-Pommern aus hatten schwedische Truppen das hannoversche Lauenburg besetzt, aus dem sie nur mit Gewalt vertrieben werden konnten. In den ersten Apriltagen nun erhielt man die Nachricht, daß der neue Herzog von Cleve und Berg, Napoleons Schwager Joachim Murat, die Abteien Essen und Werden und etwas später noch Elten habe besetzen lassen, die erst 1802 als Entschädigungen an Preußen gekommen waren. Von französischer Seite berief man sich darauf, daß diese drei Abteien nach ihrer landständischen Vertretung und ihrer Steuerverfassung kürzlich mit dem im Pariser Vertrag abgetretenen Herzogtum Cleve vereinigt seien. Einige preußische Truppen, die in Essen standen, wurden leicht zurückgedrängt; der in Westfalen kommandierende General Blücher ließ dann aber durch ein stärkeres preußisches Truppenkorps Murats Proklamationen in den Abteien abreißen und die preußischen Adler wieder anschlagen. Königin Luise, der der König diese Nachrichten mitteilte, antwortete ihm, einen Tag nur nach Ferdinands Tode: „Ich rate Dir, von Bonaparte darüber Rechenschaft zu fordern ... Uebrigens beweist das immer wieder, daß seine Politik nichts achtet; je mehr Nachgiebigkeit man ihm zeigt, um so mehr macht er sich über die



Königin Luise
Kupferstich von Tielker, 1798

lustig, die so gutmütig sind. La force contre la force, voilà la seule chose à mon avis, nous avons un bon allié, profitons-en" . . .

Auch sonst nahm Königin Luise noch in politischen Fragen das Wort, wenigstens sobald sie damit nicht dem Willen des Königs geradezu entgegenhandelte. Sie hatte Hardenbergs Rücktrittsgedanken bekämpft und ihn inständigst gebeten, den Dienst des Königs nicht zu verlassen; ihr sei es ein Trost, so hatte sie ihm geschrieben, die Geschäfte in den Händen des achtungswertesten Mannes zu wissen, der da lebe. Mit dem Entlassenen, dem ja auch der König sein Vertrauen nicht entzog, blieb sie durch die Gräfin Voß und durch Fürst Wittgenstein in Verbindung, und vermittelte ihm in ihren Zimmern Zusammenkünfte mit dem König. Was ihr aber am meisten am Herzen lag und was sie trotz ihrer Schwäche und trotz ihres Ruhebedürfnisses immer noch Kraft fand zu fördern und zu pflegen, das waren die Beziehungen zu Rußland und zu Kaiser Alexander. Wenn diese in Frage kamen, trug sie kein Bedenken, nachdrücklich Partei zu ergreifen.

Der russische Gesandte Alopeus hatte es vermieden, amtlich mit Graf Haugwitz zu verkehren, der darüber zu Anfang Mai durch die preußische Gesandtschaft in Petersburg Beschwerde führen und den Wunsch nach Abberufung von Alopeus andeuten ließ. Königin Luise, der der Erlaß nach Petersburg mitgeteilt wurde, sprach ihre Bedenken gegen Lombard aus. Sie erinnerte daran, wie man es während der Krise mit Frankreich zugelassen habe, daß der französische Gesandte Laforest, statt mit Hardenberg, mit ihm, Lombard, verhandelte; ebenso könne jetzt der russische Gesandte mit dem Grafen Keller verhandeln, der damals als zweiter oder dritter Kabinettsminister neben Haugwitz in Aussicht genommen war. Es wäre beklagenswert und nachteilig, wenn ein so guter Preußenfreund, wie Alopeus, durch einen anderen Gesandten ersetzt werden sollte. Die Angelegenheit schien ihr wichtig genug, um sie auch noch schriftlich zu erörtern. Sie schrieb eine „Parallele des Verhaltens, das man gegen Laforest und gegen Alopeus gezeigt hat", worin sie unter Angriffen auf Lombards Eitelkeit, der mit Laforests Betragen zufrieden gewesen sei, jene Bedenken wiederholte, zugleich aber die ernste politische Bedeutung dieses Diplomatenstreites hervorhob. Man hätte mindestens, meinte sie, wie gegen Alopeus in Petersburg, so gegen Laforest in Paris vorgehen müssen. Jetzt zeige man sich schwach gegen den, der allen anständigen Leuten verhaßt sei, und laufe Gefahr, an Stelle von Alopeus, auf dessen Freundschaft man sicher bauen könne — sein Verhalten im Herbst des vorigen Jahres war ihr gewiß nicht unbekannt geblieben —, einen zweifelhaften Nachfolger zu erhalten, der vielleicht Preußen mit Rußland entzweie und es seiner letzten Stütze, den König seines wahren Freundes beraube. „Dann stehen wir isoliert gegenüber dem infamen Koloß Napoleon. Und das eben ist das Ziel

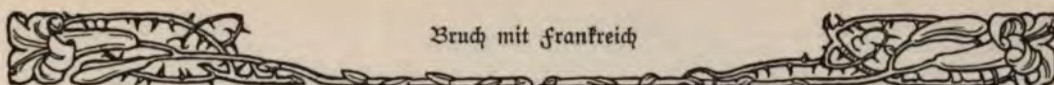
12

seiner Politik ... Man sagt immer, man darf sich nicht mit Frankreich überwerfen, mit diesem Ungeheuer an Macht, und ich antworte: Man muß ganz ebenso vorsichtig sein, sich seine Freunde zu erhalten, die einzigen, die uns nützen und als Stütze gegen dies Ungeheuer dienen können, das keine Freunde kennt. Er will nur Sklaven als Werkzeuge seines Willens. Und ich bin überzeugt, daß jeder Preuße lieber den letzten Blutstropfen hingeben, als sich zu der Infamie erniedrigen wird, Verbündeter oder Sklave — was synonym ist — der Franzosen zu werden. Dahin aber arbeitet man, davon bin ich überzeugt."

Inzwischen nahm die Schwäche der Königin zu, ihr Leiden wurde sichtbarer. Als sie am Karfreitage 1806 in der Nikolaikirche bei Propst Ribbeck das Abendmahl feierte, erschien sie den Anwesenden „wie eine Heilige". Rührende Anhänglichkeit bewies ihr in dieser Zeit ihre Schwägerin, die Prinzessin von Oranien-Fulda, der es zuweilen gelang, sie etwas aufzuheitern, während der König nach seiner Gewohnheit auch jetzt im Theater Zerstreuung suchte. Da ihr Zustand sich aber immer verschlimmerte, so traten die Leibärzte Hufeland und Brown zu einer Beratung zusammen und erklärten eine Badekur für unerläßlich. Königin Luise hat hiervon selbst dem König in einem Schreiben Mitteilung gemacht, das für ihren Charakter wie für ihre Beziehungen zu ihrem Gemahl zu bezeichnend ist, als daß es hier nicht Platz finden müßte. Sie schreibt dem Könige, der in Potsdam verweilte, aus Berlin am 12. April 1806:

„Bester Freund! Die Aerzte wünschen ernstlich mit Dir reden zu können wegen meiner miserablen Gesundheit, die, ich kann es nicht leugnen, wirklich durch Seelenkummer, der seit dem September unaufhörlich an meiner Lebenskraft nagte, sehr herunter ist. Du kennst meine Gesinnungen, meine Liebe für Dich, Du kannst Dir also leicht denken, daß eine Trennung von 5 oder 6 Wochen grade in einer Zeit, wo Du meiner bedarfst, mir viel kostet, aber ich glaube, um eine längere zu verhüten, bin ich Dir, mir und unsern Kindern schuldig, alles zu thun, um mich zu erhalten. Thue ich nichts Ernstliches dieses Jahr, so wird mein Zustand der Schwäche und Entkräftung mit jedem Monat ärger, und ich werde Dir in einem Jahre vielleicht schon zur Last, ein Gedanke, der mir manche bittere Thräne kostete. Es ist also besser, ich gehe, wohin der Ausspruch der Aerzte mich schickt, es ist besser, daß wir uns auf einige Zeit trennen, als bald auf immer. Bin ich gestärkt, geheilt, so bin ich die alte wieder, Dir eine heitere Gesellschaft und Freundin, (denn mein frohes Gemüth ist jetzt mit einem Nebel umzogen), und meinen Kindern eine nützliche Stütze. Vergieb diese Zeilen, die Dir vielleicht einen Augenblick Mißmuth verursachen werden, allein die Nothwendigkeit meines Zustandes machten sie nöthig. Liebe immer Deine treue Luise.

Die Aerzte kommen um 10 Uhr, um mit Dir zu sprechen."



Das Schreiben ist ein rührendes Zeugnis der selbstlosen Hingabe Luisens an den Gemahl: nur mit ängstlicher Scheu eröffnet sie ihm die Notwendigkeit ihrer Abreise, denn sie weiß, wie der Freudlose und Einsame durch eine Trennung von ihr leiden wird; und wenn sie ihre Gesundheit wiederzuerlangen wünscht, so ist es um seinetwillen, dem sie nicht zur Last fallen, den sie in trüben Tagen aufheitern und in ernsten stärken und stützen will.

Der König, so schwer ihm die Trennung wurde, willigte sofort ein; schon am nächsten Tage konnte Gräfin Voß freudig in ihr Tagebuch schreiben, daß man nach Pyrmont gehen und daß sie die Königin begleiten werde. Doch sollte erst die bessere Jahreszeit abgewartet werden. Das Frühjahr, mit dem gewohnten Aufenthalt in Potsdam und Charlottenburg, brachte der Königin keine Besserung. Die politische Lage verschlimmerte sich durch die Verschärfung der Streitigkeiten mit England und Schweden. Man war eifrig bemüht, durch Kaiser Alexander auf diese Mächte versöhnend einzuwirken, ohne damit Erfolg zu haben. Luise selbst schrieb ihm von Charlottenburg: „Sie sind meine ganze Hoffnung, das wahre Wohlergehen Ihres Freundes wird Ihnen mehr am Herzen liegen, als das Interesse Englands." Sie gedachte dabei des gemeinsamen Aufenthaltes in Charlottenburg am 29. Oktober 1805, wo der Kaiser das Schloß im Schnee kennen gelernt hatte, und wünschte ihn herbei, um ihm Charlottenburg in der Blütenpracht eines ungewöhnlich schönen Frühlings zu zeigen — schmeichelnde Träume, die sie über die traurige Wirklichkeit flüchtig hinwegtäuschten. „Denn," so fügte sie hinzu, „im Grunde finde ich wenig Glück in mir und außer mir ... Ich soll auf ärztlichen Rat nach Pyrmont, und ich werde im Juni hinreisen, um zu sehen, ob es ein Mittel gibt gegen seelische Leiden."

Mitte Juni trat die Königin von Potsdam aus die Reise nach Pyrmont an, mit einigen Hofdamen und den Kammerherren von Schilden und von Buch; Gräfin Voß war bereits vorangereist. Große Hitze und sandige Wege, namentlich von Brandenburg ab, machten die Reise ungemein beschwerlich. Dazu kamen häufige Begrüßungen und Bewillkommnungen, Einladungen zum Frühstück usw., denen die Güte der Königin trotz ihrer Schwäche sich nicht entziehen mochte. Der König fehlte, der sonst die sich herandrängende Begeisterung abzuwehren pflegte, und so konnte die Bevölkerung ihre stürmische Teilnahme ungehindert bezeigen. Völlig erschöpft kam Luise am ersten Tage in Magdeburg an, wo alle „Honorazionen" — so schreibt sie selbst — sie empfingen und so umdrängten, daß sie wie schwebend in ihr Zimmer getragen wurde; und dann mußte sie noch die Liebenswürdige spielen, während sie vor Ermüdung fast umgesunken wäre. Am nächsten Tage, wieder in Staub und Hitze, ging es über Halberstadt nach Braunschweig, vor dessen Toren der alte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand der Königin entgegenkam. Er hatte in den letzten

12*

Monaten auf Bitten des Königs sich der schweren Mission unterziehen müssen, persönlich in Petersburg die durch die neuen Verträge mit Frankreich gefährdeten Beziehungen zu Rußland zu befestigen. Es konnte nicht fehlen, daß bei dem Zusammentreffen mit der Königin auch die Weltlage zur Sprache kam. Zur Ueberraschung der Königin, die ihn sonst als unschlüssig und schwankend kannte, zeigte er sich jetzt fest und bestimmt. Während Luise meinte, es werde ein wahres Glück sein, wenn man ein oder zwei Jahre Ruhe haben könne, erwiderte er: „Das wäre wohl zu wünschen, ... aber daran ist nicht zu denken. Es ist eine Chimäre. Der König muß sich entscheiden, wen er in diesem Kampfe unterstützen will.“ Für wen nach seiner Ansicht Preußen Partei ergreifen sollte, zeigte seine Warnung vor Rekrutierungen in Hannover, die damals beabsichtigt waren. „Jeder gute Preuße,“ meinte er, „muß dem König Hannover wünschen, aber es ist unmöglich, daß er es behält, unmöglich, das würde ihn ins größte Unglück stürzen, und uns sicher mit unserem wahren Verbündeten und Freunde entzweien, und das ist der wahre Vorteil, den Frankreich davon erwartet“ ...

Ueber Hildesheim, das, obgleich erst seit wenigen Jahren preußisch, der Königin einen jubelnden Empfang bereitete, und das bisher hannoversche Hameln, dessen Einwohner kaum grüßten, erreichte Königin Luise am 19. Juni Pyrmont, wo sie als Gräfin von Hohenstein im Badehause Wohnung nahm.

Der Erzähler verweilt gern bei dieser Badereise, so wenig sie an sich im Leben der Königin bedeutet; wie man den schwindenden Glanz letzter Sonnenstrahlen noch möglichst zu genießen sucht, ehe das Dunkel der Nacht hereinbricht.

Pyrmont — Schiller läßt bekanntlich seine „berühmte Frau“ dahin reisen und Matthisson wählt es zum Mittelpunkt seines Feenreiches — Pyrmont war noch immer das Modebad der vornehmen Welt, die sich in seiner berühmten Lindenallee damals zusammenfand, wie heute etwa in Baden-Badens Lichtenthaler Allee. Bei Königin Luisens Ankunft, die gleich am ersten Abend unter den Linden spazieren ging, gab es in so früher Jahreszeit nur erst wenige Badegäste: einige kurländische Familien, der Maler Schröder, der die Königin dort malte, der Musiker Himmel, der Leibarzt Hufeland, der die Kur der Königin leitete. Der Königin in ihrer noch schwermütigen Stimmung war die Stille eben recht; so lebte sie anfangs, da auch das Wetter kühl und regnerisch war, sehr zurückgezogen, nur mit Brunnentrinken und Baden beschäftigt. Allmählich wurde das Wetter sommerlicher und die Gesellschaft zahlreicher: es wurde Pyrmonts glänzendste „Saison“. Man kann sich denken, wie Königin Luisens Anwesenheit Gäste herbeizog. Nur wenige Tage später als Luise kamen ihr Vater, Herzog Karl, seit fast 40 Jahren ein treuer Besucher Pyrmonts, der

Onkel Ernst und ihr Bruder Georg, der immer Frohsinn um die angebetete Schwester zu verbreiten wußte, und viele andere deutsche Fürsten und Prinzessinnen und adlige Familien von fern und nah. Besonders lieb war der Königin die Anwesenheit von Kaiser Alexanders Schwester, der edlen Erbprinzessin von Weimar, Maria Pawlowna, die man als „Maria Angelica" in Weimar kaum weniger verehrte als Königin Luise in Preußen. Die Erbprinzessin hatte schon im letzten Winter bei ihrem Aufenthalte in Berlin die Freundschaft Luisens gewonnen; inzwischen war auch ihr ein Kind gestorben, und der gemeinsame Schmerz wie gemeinsame politische Ansichten führten jetzt die beiden Fürstinnen noch näher zusammen. Von Hameln kamen oft Offiziere des dort garnisonierenden preußischen Regimentes Prinz von Oranien, von Münster General Blücher, der die Königin schwärmerisch bewunderte, und bei ihr, wie alle frischen und tatkräftigen Naturen, in großer Gunst stand. Auch Frau von Berg fand sich ein, zum Kummer der Gräfin Voß, der ihre Intimität mit der Königin wieder grimme Eifersuchtsqualen bereitete.

In diesem Kreise, dessen Liebe und Verehrung sie wohltuend umgab, unter der günstigen Einwirkung der von Hufeland streng überwachten Kur, erholte sich allmählich Königin Luise und konnte bald an den Zerstreuungen und Vergnügungen des Badelebens teilnehmen. Sie hat uns selbst, in ausführlichen Briefen an den König, mit dem sie sehr regelmäßig korrespondierte, ihr Leben geschildert. Bei den ersten Klängen des Chorals, im schlichten weißen Morgengewand, den Trinkbecher in der Hand, erschien Königin Luise am Brunnen. Sie pflegte die Stahlquelle mit etwas Eselsmilch zu trinken und dabei fleißig spazieren zu gehen; denn anhaltende Bewegung im Freien hatte Hufeland zur großen Genugtuung des Königs vor allem empfohlen. Um 10 Uhr wurde unter den Linden an langen Tischen in großer Gesellschaft das Frühstück eingenommen, zu dem eine der Fürstlichkeiten oder auch ein bestimmter Kreis der Gesellschaft einzuladen pflegte. Dann badete die Königin und nach kurzer Ruhe unternahm sie, meist zu Pferde, wieder in größerer Gesellschaft, einen Ausflug in Pyrmonts Umgegend, nach dem Friedenstale, auf den Königsberg, zum Waldeckschen Schloß, oder wohin sonst das schöne Wetter lockte und Graf Bernstorff, meist Leiter dieser Ausflüge, die Gesellschaft führte. Nach der Rückkehr wurde zu Mittag gespeist. Gegen Abend vereinigte man sich im Kursaal zum Tee, wobei auch kleine Hazardspiele nicht ausgeschlossen waren; zeitig wurde zu Abend gegessen und zeitig die Ruhe gesucht. Zuweilen aber gab es auch Konzerte und Bälle; und die Königin selbst, nachdem Hufeland es gestattet, hat sich am Tanze beteiligt.

Wir besitzen für diese Tage noch eine anmutige Schilderung der Königin; eine adlige Dame aus Hannover hat sie aufgezeichnet, die 1806 in Pyrmont war, 49 Jahre später

das Bad wieder besuchte und dabei ihre Erinnerungen an die Königin auffrischte. „Königin Luise," so erzählt sie, „trug, wie die junge Großfürstin, mit der sie gern ganz gleich war, ein weißes klares Gewand, dessen Saum und Gürtel leichte Silberstickerei deckte; weiß und silbernes Band im Haar, einen Strauß von Orangenblüten und Rosen. Ihre Schönheit, wenngleich von weichster Frauenmilde und warm belebt von den schönsten Farben und dem seelenvollen Ausdruck der sonnigen Augen, hatte etwas Statuengleiches, etwas durchaus Unsterbliches; eine Schönheit, von der die Blüte der Jugend hinweggestreift werden konnte, ohne sie zu verringern. Leise Wehmut ... umgab, wenn sie schwieg, ihren süßen Mund, überschleierte die leuchtenden Augen; nichts aber glich ihrem Lächeln, ihrer holdseligen Freundlichkeit, wenn sie sprach. Den hatte ein liebliches Geschick umfangen, der eines Wortes von ihr sich rühmen konnte ... Königin Luise war immer von engelgleicher Huld und Herablassung, nicht allein für die Kreise, die zunächst sie umgaben, nein, für alle" ... Sie sah dann die Königin eines Abends beim Ball im Kursaal. „Ich sah sie tanzen .. Sie schwebte dahin, nicht wie eine Staubgeborene, und niemand wäre erstaunt gewesen, hätte sie ihr Flügelpaar plötzlich entfaltet" ...

Luise fühlte sich unendlich wohl in den heiteren Genüssen dieses zwanglosen Badelebens; langsam kamen ihr die verlorenen Kräfte wieder, deren sie bald so dringend bedürfen sollte. Hätte nur die leidige Politik nicht auch hier wieder in das sonnige Glück dunkle Schatten geworfen. Die Königin, wir wissen es aus ihrer Unterredung mit dem Herzog von Braunschweig, sehnte sich unaussprechlich nach Ruhe. Ihr Haß gegen Napoleon blieb immer der gleiche; aber der Wunsch nach Frieden ringsum überwog doch jede solche Leidenschaft. Es war ganz in ihrem Sinne und hatte ihren vollen Beifall, wenn König Friedrich Wilhelm, der sonst nicht gerade gern zur Feder griff, „in einem Anfall politischer Verve", wie er selbst sagt, dem russischen Kaiser damals ausführlich den Plan entwickelte, der seinen eigensten politischen Gedanken in sich schloß: Man solle Ruhe halten und den übermächtigen Franzosenkaiser durch anscheinende Resignation in Sicherheit wiegen, um in der Stille alle Kräfte zu einer umfassenden Koalition bedächtig zu sammeln. Königin Luise lobte die Denkschrift des Königs als das Werk „seiner Hand, seines Herzens und seines Geistes"; sie ermunterte ihn, so fortzufahren und überhaupt mehr Selbstvertrauen zu fassen, das allein ihm fehle.

Wie wenig aber kannten beide ihren Gegner, wenn sie ernstlich glaubten, daß er ihnen dazu Zeit lassen werde! Während Luise noch in Pyrmont weilte, hörte man von den Umwälzungen, die sich in Deutschland vorbereiteten; man erfuhr auch, daß Napoleon Sachsen und Hessen, deren Zugehörigkeit zur preußischen Interessensphäre bisher stets geachtet war,

an sich zu ziehen suche. Von preußischer Seite mußte dem entgegengearbeitet werden. Königin Luise selbst hielt es für angezeigt, gegen den Kurfürsten von Hessen, den sie zu einem Besuche in Pyrmont veranlaßte, die Liebenswürdige zu spielen, um, wie sie sagte, dem König „einen Freund mit 25000 Mann zu erhalten". Der König billigte das höchlich, obgleich er im übrigen wünschte, daß die Königin im Interesse ihrer Gesundheit der Politik sich möglichst fern halte.

Auch die innerpolitischen Bewegungen in Preußen trugen ihre Unruhe bis nach Pyrmont. Steins Denkschrift gegen die Kabinettsregierung war, wie wir uns erinnern, nicht an den König gelangt. Da nahm Hardenberg sich der Sache an. Und höchst bezeichnend für die damaligen Zustände in Preußen wie für die Stellung der Königin ist es, in welcher Weise das geschah. Auch Hardenberg verzweifelte daran, auf den König, mit dem er doch nach seinem Rücktritt in nahen Beziehungen geblieben war, unmittelbar zu wirken; auch er glaubte die Vermittelung der Königin nicht entbehren zu können. Er wandte sich an den preußischen Gesandten in Kassel, den Fürsten Wittgenstein, der sich gleichfalls damals in Pyrmont aufhielt, um durch ihn den Rat und die Unterstützung der Königin zu erlangen. Der König, so erklärte er ihm, sehe die „traurige, schimpfliche und gefährliche Lage" nicht, die seine Ratgeber ihm verschleierten; auf der „richtigen Einsicht, dem Patriotismus und dem Ehrgefühl" der Königin allein beruhe noch die einzige Hoffnung. Wie solle man dem König die Sache vorstellen, der Wahrheit bei ihm Eingang verschaffen? Sollen mehrere es zugleich tun oder einzelne? Und wann? Ueber alle diese Fragen sollte die Königin entscheiden. Der Rat der Königin entsprach den Vorschlägen Hardenbergs; in einem Punkte aber ging sie über dessen Ansichten hinaus oder vielmehr trat ihnen geradezu entgegen. Sie empfahl, wie Wittgenstein an Hardenberg schrieb, dem König die Sache in einem Aufsatz schriftlich vorzustellen, den mehrere, auch „Männer von Gewicht bei dem Militär" unterschreiben sollten; aber sie riet, auch Haugwitz mit zur Unterzeichnung heranzuziehen, und versprach, den Grafen selbst dafür zu gewinnen, wie sie überhaupt im stillen wirken werde. Der verhaßte Name des Grafen Haugwitz genügte, um Hardenberg abzuschrecken; er ließ den Gedanken einer Eingabe an den König fallen, der dann erst später, wie wir sehen werden, aber ohne Mitwirkung der Königin, von anderer Seite wieder aufgenommen und verwirklicht wurde.

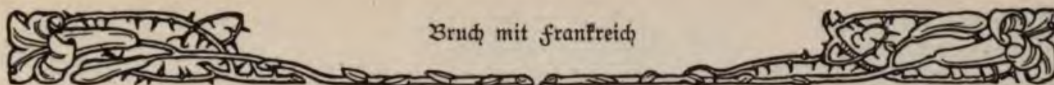
Inzwischen ging die für Pyrmont ursprünglich in Aussicht genommene Zeit zu Ende. Königin Luise, wie es scheint, wäre nicht ungern in dem Bade, in dem sie Genesung gesucht und wenigstens Besserung gefunden, noch länger geblieben. Alle Kräfte, die sie dort gewinne, sollten doch nur, wie sie versicherte, dem Dienste des Königs gewidmet werden, „sollten ihm

tragen helfen, was der Himmel ihm beschieden habe". „Ja, mein Freund," schrieb sie ihm französisch, „meine Hingabe an Dich ist ohnegleichen, dann kommen meine Kinder und der Staat und" — so fährt sie deutsch fort — „mein Leben ist nichts, wenn ich Euch glücklich machen könnte, wenn nur ein Vorteil für Dich, mein bester Freund, daraus entstehen könnte ... Ich bin an Deinem Herzen und gottlob in Deinem Herzen auf ewig Deine Luise." Sie regte selbst an, daß auch der König nach Pyrmont kommen möge, und der König wäre sehr geneigt dazu gewesen. Das müßige Badeleben mit seiner Zwanglosigkeit war ganz nach seinem Geschmack. In Potsdam und Charlottenburg langweilte er sich ohne seine Gemahlin fürchterlich. „Ich muß aussehen, wie die verkörperte und wandelnde Langeweile, wenn ich mich in den Garten schleppe", schrieb er selbst. Er las die ihm damals übergebenen Briefe Friedrichs des Großen an den eben verstorbenen Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels und schrieb auch für seine Gemahlin interessante Stellen daraus ab. Er suchte Zerstreuung in weiten Spazierritten und im Theater, wo er Zacharias Werners „Weihe der Kraft", das Lutherstück, das damals in Berlin großes Aufsehen machte, anhörte, aber auch Ballette und Tänzerinnen bewunderte. Die auswärtige Politik mit ihren Verwickelungen, die unruhigen Nachbarn, Napoleon und der schwedische „Don Quixote", waren ihm so lästig wie je. Immerhin hatte er ein Gefühl von dem Ernst der Zeit, der ihm eine Entfernung nicht gestattete, und Luise mußte sich zur Rückkehr entschließen, da sie doch am Geburtstage ihres Gemahls nicht fehlen durfte.

So verließ die Königin am 29. Juli Pyrmont, gekräftigt, im besten Wohlsein, wie sie schreibt, voll Dank gegen Gott. Unterwegs, in Magdeburg, erhielt sie einen Brief des Königs, der ihr die Nachricht vom Abschluß des Rheinbundes bestätigte, die schon die Gesellschaft in Pyrmont in Bestürzung versetzt hatte. „Das kann nicht so bleiben," meinte Luise, „Napoleon ist ein Elender." Einige Meilen vor Potsdam kam ihr der Gemahl entgegen, nicht ohne nach seiner Weise vorher sich jede „Theaterszene" bei der Begrüßung verbeten zu haben. „Du bist und bleibst doch das liebste, was ich auf Erden habe," hatte er ihr eben noch mit Wahrheit deutsch geschrieben; aber seine Gefühle zu zeigen, gar vor anderen zu zeigen, wäre ihm ein unmöglicher Gedanke gewesen. Am 1. August nahm das königliche Paar wieder im Charlottenburger Schlosse Wohnung, dessen sandigen Vorplatz der König zur großen Freude der Königin in einen schönen Rasenplatz hatte verwandeln lassen. Dort wurde auch am 3. August der Geburtstag des Königs gefeiert. Höfischer Glanz, Festmahl, Janitscharenmusik — es schien alles wie sonst, wie im Jahre zuvor. Allein über allen Anwesenden — einer davon, Prinz Louis Ferdinand, hat die Stimmung geschildert — lag diesmal ein Gefühl drückender Schwüle, das namentlich bei dem König



Königin Luise
Oelgemälde von Böttner, 1799



bemerkbar wurde. Immer beunruhigender und bedrohlicher lauteten die Nachrichten von den Umwälzungen im Reiche, von den Bewegungen der französischen Truppen, den Plänen Napoleons — nur wenige Tage später und aus diesen dumpfen Besorgnissen entsprang ein Entschluß von verhängnisvollster Tragweite.

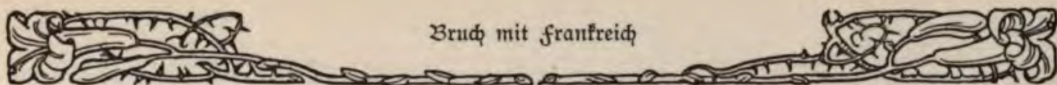
Wir stehen vor den Verwickelungen, die zum Kriege von 1806 und zum Zusammenbruch des alten Preußen führten; wir müssen ihrer näher gedenken, obgleich Königin Luise gar keinen unmittelbaren Anteil daran gehabt hat, oder vielmehr eben, um zu zeigen, wie das Geschick Preußens sich ganz ohne ihr Zutun vollenden sollte.

Die Allianz mit Frankreich, die dem preußischen Staate schwere Opfer in territorialer, kommerzieller und politischer Hinsicht auferlegte und das Ansehen Preußens im eigenen Lande wie in der ganzen Welt tief herabwürdigte, hatte als einzige Entschädigung den Verzicht Frankreichs auf Hannover zur Folge gehabt. Wenn man aber durch die Entfernung der französischen Truppen aus Hannover den Bedrängnissen Preußens ein Ende zu machen geglaubt hatte, so stellte sich dies bald als eine Täuschung heraus. Immer noch war Deutschland von französischen Truppen überflutet, deren Zurückziehung von preußischer Seite wiederholt und dringend, stets aber vergeblich angeregt wurde. Es waren gerade die Gebiete, deren Verteidigung gegen Frankreich Preußen hatte aufgeben müssen, Süddeutschland und der Niederrhein, von wo diese Truppenanhäufungen Preußen unbequem wurden. Die verzögerte Ausführung einiger Bestimmungen des französisch-österreichischen Friedens bildete für Napoleon einen willkommenen Vorwand, den größten Teil seiner Truppen in Süddeutschland zurückzulassen, um sie auf fremde Kosten zu ernähren und zugleich jedem möglichen Widerstand gegen die Umgestaltung Deutschlands vorzubeugen. In Schwaben, Bayern, Salzburg, Eichstedt standen französische Korps unter Lannes, Soult, Ney und Davout. Für Preußen besonders empfindlich war die Anwesenheit der Franzosen in Ansbach und der Oberpfalz; der Druck ihrer Gegenwart machte sich in Bayreuth und bis nach Sachsen hin fühlbar. Nicht minder lästig wurden sie am Niederrhein, wo sie in Wesel, das Napoleon gleich nach der Abtretung durch Preußen mit Frankreich vereinigt hatte, einen neuen Stützpunkt fanden. Schon Anfang Juli schien das Uebergewicht der französischen Truppen an den preußischen Grenzen so drohend und so gefährlich, daß man in Berlin im tiefsten Geheimnis die Notwendigkeit militärischer Schutzvorkehrungen erörterte.

Die Besorgnisse der preußischen Staatsmänner wurden noch durch die Lage der europäischen Politik und der deutschen Angelegenheiten gesteigert. Man wußte, daß wie zwischen Frankreich und Rußland, auch zwischen Frankreich und England über einen Friedensvertrag verhandelt wurde. Wie nun, wenn England die Rückgabe Hannovers zur

unumgänglichen Bedingung machte und Frankreich trotz aller Verträge darauf einging? Und in der Tat: gleich nach der Ankunft eines englischen Unterhändlers in Paris hieß es, daß der König von England sein Kurfürstentum zurückverlange und Preußen es werde herausgeben müssen. So erzählte man sich in Berlin, und so hörte man auch in Pyrmont. Zu gleicher Zeit erfuhr man von den Verhandlungen Frankreichs mit einer Anzahl deutscher Staaten über den Abschluß eines Sonderbundes außerhalb des deutschen Reichsverbandes. Preußen, das die süddeutschen Stände selbst der Vorherrschaft Frankreichs preisgegeben hatte, konnte an sich einem solchen Bunde nicht widersprechen; aber die militärische Uebermacht Napoleons in Deutschland zog doch dem Einflusse Preußens auch in Norddeutschland immer engere Schranken und schien die Hegemonie Frankreichs auch über Hessen, Sachsen und selbst die Hansastädte vorzubereiten. Hier aber fand das Zurückweichen Preußens ein Ende: in der Bedrohung der norddeutschen Stände sah Graf Haugwitz einen Angriff auf die Existenz Preußens.

Eigentümlicherweise schien gerade durch die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten der Bruch zwischen Frankreich und Preußen, der Anfang Juli drohend nahe war, noch vermieden werden zu sollen. Um die Mitte Juli wurde von französischer Seite der preußischen Regierung die Mitteilung gemacht, daß der Abschluß des neuen Rheinbundes unmittelbar bevorstehe. Unter lebhaften Beteuerungen seines Wohlwollens und seiner Bundesfreundlichkeit und mit der Versicherung, daß er niemals in die Rückgabe Hannovers willigen werde, lud Napoleon Preußen ein, auch seinerseits mit den norddeutschen Ständen einen ähnlichen Bund abzuschließen. In Berlin nahm man diese Eröffnungen freundlich auf, um so mehr, da der Gedanke eines Norddeutschen Bundes immer ein Lieblingsgedanke des Grafen Haugwitz war, mit dem er sich auch in den letzten Monaten wieder beschäftigt hatte und dessen Verwirklichung er jetzt sofort näher trat. Gleich am Tage nach Empfang der französischen Aufforderung, am 23. Juli, begann er die Verhandlungen mit Kursachsen und Kurhessen. „Der neue Bund," so schrieb der König selbst dem Herzog von Braunschweig, „soll nach meinen Ideen kein anderes Ziel haben, als Verteidigung und gemeinsame Sicherheit. Alle sollen für alle einstehen." Man fürchtete wohl noch die nahe Möglichkeit eines neuen Zusammenstoßes zwischen Frankreich und Oesterreich; der eigenen Besorgnisse hielt man sich für den Augenblick überhoben. In die neue Ordnung der Dinge in Deutschland fand man sich unschwer, obgleich der König persönlich durch die dabei erfolgte Beraubung seines Schwagers, des Prinzen von Oranien-Fulda, empfindlich berührt wurde; die tatsächliche Auflösung des Deutschen Reiches, aus dem Preußen selbst sich längst mehr und mehr losgelöst hatte, wurde in Berlin im allgemeinen wenig bemerkt und kaum bedauert. Der



Norddeutsche Bund schien die preußischen Sonderinteressen hinreichend zu sichern. Ohne deshalb das Mißtrauen gegen die napoleonische Politik ganz aufzugeben, hoffte man doch durch feste Abgrenzung der beiderseitigen Interessenkreise zu einem ruhigen und selbst freundschaftlichen Verhältnis der beiden Staaten gelangen zu können. Nachdem die Franzosen aus Hannover verdrängt und damit die Ursache vieler Schwierigkeiten der letzten Jahre beseitigt war, sollte es nicht möglich sein, die Politik von 1795 und 1796 erfolgreich wieder aufzunehmen und die Ruhe und Neutralität Norddeutschlands und damit auch Preußens auf die Dauer sicher zu stellen?

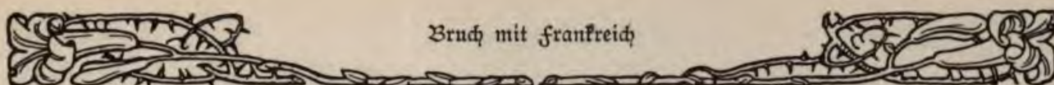
Ein Hindernis aber stand einer solchen friedlichen Entwickelung nach wie vor entgegen: im Westen wie im Süden sah sich Preußen von überlegenen französischen Streitkräften umklammert, die bei jedem Anschein eines Zerwürfnisses Preußen im ersten Anlauf überwältigen konnten. War dabei eine freie Entschließung, eine selbständige Politik denkbar? Durfte man hoffen, die Neubegründung des Systems der norddeutschen Neutralität unter dem Drucke solcher Heeresmassen ungestört durchführen zu können? Eben von diesen Truppen kamen jetzt Nachrichten, nach denen die schon geplante Anordnung militärischer Schutzmaßregeln ohne ernste Gefährdung des Staates nicht länger aufschiebbar erschien.

Aus Westfalen meldete General Blücher von der auffälligen Verstärkung der französischen Garnison in Wesel, von der Zusammenziehung eines Truppenkorps von 40000 Mann an der Lippe, eines anderen bei Düsseldorf; er fügte hinzu, alle diese Maßregeln könnten nur gegen Preußen gerichtet sein, dem man die Grafschaft Mark und ganz Westfalen nehmen wolle. Aus Regensburg berichtete der preußische Gesandte am Reichstage von der ununterbrochenen Vermehrung der französischen Truppen in Süddeutschland; überall spreche man von dem bevorstehenden Wiederausbruch des Krieges. Wenn er es dabei zweifelhaft ließ, ob sich die Bewegungen der Franzosen gegen Preußen oder gegen Oesterreich richteten, so meldete der Gesandte in München bestimmter, daß nach einer in Bayern allgemein verbreiteten Ansicht die Franzosen gegen Sachsen und Preußen vorrücken und wie Ansbach auch Bayreuth dem preußischen Staate entreißen würden. Von Dresden selbst wurden Befürchtungen vor einem plötzlichen Einmarsch der Franzosen berichtet.

Alle diese Nachrichten über die Bewegungen der französischen Truppen, zusammen mit den immer bestimmter auftretenden Gerüchten über die Absichten Murats gegen die Grafschaft Mark, Bayerns gegen Bayreuth, mußten durch ihr gleichzeitiges Eintreffen in den ersten Tagen des August 1806 schwere Beunruhigung in Berlin hervorrufen. Indem man aber noch schwankte, ob man eine gegen Preußen oder gegen Oesterreich gerichtete Absicht annehmen solle, lief von der preußischen Gesandtschaft in Paris die Nachricht ein,

daß nach der Mitteilung eines englischen Diplomaten Napoleon den Engländern die Rückgabe Hannovers zugesagt habe. Damit schien die Lage geklärt: es war nicht mehr zweifelhaft, daß die französischen Truppen bestimmt seien, Preußen einen neuen Vertrag und neue Opfer aufzunötigen. Graf Haugwitz, der die Ursache der ungünstigen politischen Stellung Preußens schon immer in seiner militärischen Schwäche gegenüber Frankreich erkannt hatte, empfahl jetzt, was er bereits bei den Krisen der preußischen Politik in den Jahren 1803 und 1804 empfohlen hatte: er riet dem König, auch seinerseits militärische Rüstungen vorzunehmen, um auf alle Möglichkeiten vorbereitet zu sein. König Friedrich Wilhelm, der sich der übereilten Abrüstung im Januar und ihrer verhängnisvollen Folgen erinnerte und den jetzt besonders die Nachricht über die drohende Rückgabe Hannovers erbittert zu haben scheint, ging auf den Vorschlag seines Ministers ein: unter dem 9. August wurden die Befehle erlassen, welche den größten Teil der preußischen Truppen auf Kriegsfuß setzten und ihnen zugleich die Stellungen anwiesen, aus denen sie einem Angriff der Franzosen vom Niederrhein oder von Süddeutschland her entgegentreten konnten; denn nicht auf einen Bruch oder gar auf einen Krieg mit Frankreich war es zunächst abgesehen: nur gegen einen plötzlichen Ueberfall, auf den alles hinzudeuten schien, wollte man sich sicher stellen; nur dem Zwange einer militärischen Demonstration wollte man nicht wieder waffenlos erliegen.

Diese Rüstungen, deren Anlaß und Zweck nur wenigen bekannt wurden, erregten in Berlin um so größeres Aufsehen, als sie offenkundig von den bisherigen Vertretern der Allianz mit Frankreich ausgingen. In den Kreisen der Patrioten, die wir oben schilderten, war es nicht unbekannt, daß gerade Haugwitz auf die Ergreifung militärischer Vorsichtsmaßregeln am meisten hingedrängt hatte. Dennoch glaubte man aufs neue gegen den leitenden Minister und die Kabinettsräte vorgehen zu müssen, und zwar hauptsächlich, weil man fürchtete, das Verbleiben dieser Männer in ihren Aemtern werde nicht bloß den patriotischen Aufschwung in Preußen lähmen, sondern auch die befreundeten Regierungen mit Mißtrauen erfüllen und von tatkräftiger Unterstützung zurückhalten. Eine neue Eingabe wurde von Johannes Müller entworfen und, wie die Königin empfohlen hatte, von den Prinzen, Stein u. a. unterzeichnet, dem König am 2. September in Charlottenburg durch einen Adjutanten Rüchels überreicht. Sie verlangte ehrerbietig, aber bestimmt die Entfernung von Haugwitz, Lombard und Beyme. König Friedrich Wilhelm geriet, wie sich denken läßt, durch den in Preußen bisher unerhörten Vorgang in lebhaften Unwillen. Er warf den Bittstellern vor, daß sie selbst durch ihr Verhalten die öffentliche Meinung irre führten und das so notwendige Vertrauen zur Regierung schwächten, tadelte den herrschenden Parteigeist, der den Verfall des Vaterlandes herbeiführen werde, und verbat sich übrigens für die



Zukunft „sehr bestimmt“ derartige Eingaben. Den in der Armee dienenden Prinzen befahl er, sich sogleich auf ihre Posten zu verfügen. Prinz Louis Ferdinand bat vergeblich um die Erlaubnis, sich persönlich vom Könige verabschieden zu dürfen; auch eine Audienz bei der Königin wurde ihm verweigert. Von Schloß Bellevue aus nahm er von ihr in einem Briefe Abschied, über dem schon die Ahnung des nahen Todes schwebte. „Ich scheide,“ so schrieb er der Königin, „mit dem festen Entschluß, mein Blut für den König und mein Vaterland zu vergießen, doch ohne die Hoffnung, es retten zu können.“

Wiederum hat Königin Luise hierbei die Hoffnungen der Patrioten enttäuschen müssen. Sie war zugegen, als die Eingabe der Prinzen dem König überreicht wurde, und wenn sie auch in tiefer Bewegung ihre Tränen dabei nicht verbergen konnte, so unterließ sie doch, wie man erwartet hatte, auf den König im Sinne der Prinzen einzuwirken. War sie, wie ihre Oberhofmeisterin, der Ansicht, daß es doch alles nichts nützen werde? Oder ist es richtig, was damals viel erzählt und geglaubt wurde, daß, angeblich durch Wittgenstein vermittelt, eine Annäherung zwischen ihr und dem Grafen Haugwitz stattgefunden hatte? Prinzessin Luise Radziwill versichert in ihren Aufzeichnungen, Graf Haugwitz habe (wie früher schon Beyme) dem König vorgeschlagen, die Königin zu den politischen Beratungen heranzuziehen. Eine Bestätigung für diese Nachricht hat sich sonst nicht gefunden. Gewiß ist aber, daß Königin Luise gegenüber der Gemahlin des Prinzen Wilhelm, der die Eingabe unterschrieben hatte, den Grafen Haugwitz verteidigt hat, wie sie auch bei dem russischen Geschäftsträger, Grafen Stackelberg, für ihn eingetreten ist. Sie habe, so sagte sie ihm, mehr als andere Vorurteile gegen den Minister gehabt, allein er habe sich in ihren Augen völlig gerechtfertigt und ihr bewiesen, daß die vorgekommenen Fehler gegen seinen Rat begangen seien, und sich dabei auf den König berufen. „Haugwitz,“ fügte sie wiederholt hinzu, „ist ein Ehrenmann und guter Patriot; ich habe ihm auch erlaubt, so oft mit mir zu reden, als er will.“ In demselben Sinne hat die Königin in einem Schreiben gegen Kaiser Alexander selbst sich ausgesprochen. Allein gerade hier erfahren wir mit aller Zuverlässigkeit, daß die Königin bei ihrer Verteidigung von Haugwitz im wesentlichen nur dem bestimmten Willen des Königs sich gefügt hat, daß sie aber wenigstens die Beziehungen Preußens zu den Feinden Napoleons, Rußland und England, dem Einfluß des Ministers gänzlich entzogen wissen wollte. In denselben Tagen, wo sie die Unterredung mit Graf Stackelberg hatte, ließ sie durch Fürst Wittgenstein dem russischen Gesandten Alopeus eröffnen, daß sie den Brief an Kaiser Alexander mit der Apologie für Haugwitz nur auf ausdrücklichen Befehl geschrieben habe und nur unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten bitte. Sie bekenne sich nicht zu den darin ausgesprochenen Ansichten, wünsche vielmehr, der Kaiser möge dem König

schreiben, daß er zwar weit entfernt sei, die Wahl der Personen beeinflussen zu wollen, denen der König sein Vertrauen schenke; daß er aber infolge der zwischen ihnen bestehenden Freundschaft als eine Gefälligkeit von ihm erbitte, bei allen Verhandlungen mit Rußland nur den Freiherrn von Hardenberg zu verwenden. Die Königin fügte selbst den Wunsch hinzu, daß von englischer Seite eine ähnliche Eröffnung erfolge (Bericht von Alopeus vom 11. September).

Das Verlangen der Königin ging rasch in Erfüllung: Was Wittgenstein zu Alopeus geäußert, wurde von Kaiser Alexander zum Teil wörtlich in einem Briefe an den König vom 24. September wiederholt. Natürlich blieb es zunächst ebenso wirkungslos, wie alles, was damals versucht wurde, um den König von Haugwitz, Lombard und Beyme zu trennen.

Wie weit auch Königin Luisens Nachgiebigkeit gegen die Neigungen des Königs damals gegangen sein mag, über ihre wahre Gesinnung kann kein Zweifel bestehen. Von ihrer Badereise war sie in trüber Stimmung zurückgekommen; der Rheinbund und seine Folgen, die Unterwerfung des Landes ihrer schönen Jugendtage unter französische Herrschaft, der Untergang des „Reichs" erfüllte sie mit tiefem Schmerze. Sie entschuldigte das ihr so teure Haus Hessen-Darmstadt, das, der eisernen Notwendigkeit sich beugend, dem Rheinbunde beigetreten sei; aber sie tadelte scharf das Verhalten Dalbergs, der den Patrioten spiele und doch nur ein abscheulicher Egoist sei. Die ganze Wucht ihres Zornes aber warf sie auf Napoleon, den Teufel, der den deutschen Staaten sage: „Ich nehme euer Land oder ihr gehorcht mir als Sklaven" — wie ein highway-man, der „die Börse oder das Leben" rufe. Sie sah den Tag kommen, wo auf Befehl dieses „Auswurfs der Hölle", für eine Sache, die blutige Tränen koste, der Deutsche den Deutschen werde erwürgen müssen.

Trotz dieser Erbitterung der Königin gegen Napoleon: an dem Entschluß zur Mobilisierung, unsere Darstellung zeigte es schon, hatte Luise keinen Anteil. Sie hat selbst später einmal, in einem Augenblick, wo abermals die Entscheidung über Krieg und Frieden auf des Messers Schneide stand, im Jahre 1809, in einem Schreiben an Bruder Georg erklärt: sie habe 1806 „nicht der Sache den Ausschlag gegeben", obgleich es ihr immer nachgesagt werde. „Aber," fügte sie dann rasch hinzu, „die Folgen beweine ich oft — nicht aber das Prinzip der Handlung und nicht die Handlung selbst. Nie werde ich beweinen, was Ehre und Selbstgefühl heiligten." Königin Luise war überzeugt, daß der Krieg mit Napoleon früher oder später unvermeidlich sei; sie bekämpfte jede weitere Nachgiebigkeit gegen Frankreich; sie verlangte Preußens Schutzherrschaft über die norddeutschen Stände — aber wir haben keinerlei Zeugnis, daß sie gerade im August und September 1806 irgendwie den Ausbruch des Krieges beschleunigt oder nur gewünscht hätte.

Das Charakteristische an der preußischen Mobilmachung von 1806 ist vielmehr unzweifelhaft, daß dieser befreiende Entschluß, der in dem zwiespältigen preußischen Nationalgefühl eine gewisse Einheit wieder herstellte, der erste Schritt zur Wiedererhebung Preußens nach tiefem Falle, gerade von Graf Haugwitz ausging, wie er auch die weiteren Verhandlungen geleitet hat. Was geschah, war zunächst nur eine militärische Demonstration zur Abwehr eines etwaigen Angriffes. Graf Haugwitz vermied alles, was auf eine neue Koalition hätte hindeuten können; er verharrte so lange als möglich in der ruhigen defensiven Haltung, die er von Anfang an eingenommen hatte. Er selbst hat immer behauptet, daß er damit nur für die militärischen Vorbereitungen habe Zeit gewinnen wollen. Indem man nun aber rüstete, brach in der Armee wie im Volke die Erbitterung gegen Napoleon wieder in hellen Flammen aus. „Die Exasperation," schreibt der österreichische Gesandte aus Berlin, „ist so allgemein, daß dieser Krieg unzweifelhaft der populärste werden wird, den Preußen je geführt hat." Man nahm sich vor, diesmal die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis die Entfernung der französischen Truppen den unerträglichen Zuständen in Deutschland ein Ende gemacht habe. Nur dann könne auch der Norddeutsche Bund ohne Störung und in freier Selbständigkeit sich bilden und entwickeln. Es scheint nicht, daß Graf Haugwitz selbst an einen freiwilligen Rückzug der Franzosen aus Deutschland geglaubt hat. Wenn nun ein neuer Gesandter, der General von Knobelsdorff, mit dem Auftrag nach Paris geschickt wurde, die Zurückziehung der französischen Truppen zu fordern, so konnte Haugwitz sich nicht verhehlen, daß Preußen damit zur Offensive übergehe und einem Bruche mit Frankreich entgegentreibe.

Napoleon hatte anfangs die Nachrichten von den preußischen Rüstungen im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit mit kalter Ruhe aufgenommen; er traf selbst, wie es scheint, vorbereitende Maßregeln zur Zurücknahme der französischen Truppen aus Deutschland, nachdem Oesterreich sich mit der Neueinrichtung Deutschlands einverstanden erklärt und ein russischer Diplomat in Paris einen Friedensvertrag unterzeichnet hatte, in dem die Räumung Deutschlands von den Franzosen vereinbart war. Als er nun aber am 3. September erfuhr, daß Kaiser Alexander diesen Frieden zu ratifizieren ablehne, lag es für ihn nahe, in dem Zusammentreffen der preußischen Rüstungen mit der Verwerfung des russischen Friedens das Anzeichen für die Bildung einer neuen Koalition zu erblicken. Er erklärte am 7. September dem General Knobelsdorff, daß er seine militärische Machtstellung in Süddeutschland behaupten werde, solange Rußland keinen Frieden geschlossen habe; dagegen forderte er jetzt seinerseits mit allem Nachdruck die Zurückführung der preußischen Truppen auf den Friedensfuß, wofür er Verminderung der französischen Truppen in Westfalen in Aussicht stellte.

Für Graf Haugwitz bedurfte es dieser Antwort Napoleons nicht mehr; er hatte mindestens von dem Augenblick an, wo er gegen Ende August die Nachricht von der Verwerfung des russischen Vertrages durch Alexander erhielt, jede Hoffnung auf Erhaltung des Friedens aufgegeben. Aber bei König Friedrich Wilhelm und besonders bei seiner nächsten Umgebung war die Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit und Notwendigkeit des Krieges noch keineswegs durchgedrungen. Von General Köckritz urteilte die wieder sehr kriegerisch gestimmte Gräfin Voß, „er sei dümmer als je". In Friedrich Wilhelms widerspruchsvollem Verhalten offenbarte sich deutlich der unkriegerische Zug seines Wesens. Er war fest entschlossen und sprach es dem Gesandten des Kurfürsten von Hessen schon im August aus, „daß, so lange noch Franzosen in Deutschland wären, er seine Truppen nicht wieder nach Hause gehen lassen würde": aber er hielt es anscheinend doch nicht für unmöglich, daß Napoleon wirklich seine Heeresmassen ohne Kampf zurückziehen werde. Er suchte im tiefsten Geheimnis durch seines Vaters Schwester, die Mutter des Prinzen von Oranien, mit England geheime Verhandlungen anzuknüpfen, wobei er sich gegen Verzicht des König-Kurfürsten auf Hannover selbst zu einem Angriffskrieg auf Napoleon mit weit gesteckten Zielen geneigt zeigte: eine kriegsfreudige Stimmung aber war überall nicht in ihm zu spüren. Aus seinen düsteren und trübseligen Mienen schien der ganze Ernst der Zeit zu sprechen: doch die Zerstreuungen des Hoflebens erfuhren auch in diesen Tagen keine Unterbrechung. Es war fast wie im letzten Winter, wo Prinz Louis Ferdinand in Worten flammenden Zornes die Berliner Vergnügungssucht gegeißelt hatte, „während man vor einem gefährlichen und langwierigen Kriege stehe und dem Verderben entgegeneile." Mitten im Lärm der Rüstungen und zwischen den Besichtigungen durchmarschierender Regimenter wurde wieder durch Tanz und Schauspiel der Geburtstag des Erbprinzen Georg gefeiert und am 25. August der Stralauer Fischzug besucht; man veranstaltete Ausflüge nach der Pfaueninsel und Frühstücke im Hofjäger und ging fast allabendlich ins Theater. Die Berliner und Potsdamer Regimenter rückten aus, die Feldequipage des Königs fuhr ab, nur der König selbst zögerte und zögerte, obgleich Königin Luise längst seine Abreise wünschte.

Den letzten Schwankungen machte erst Knobelsdorffs Bericht über seine Unterredung mit Napoleon, den man spät am Abend des 16. September in Berlin erhielt, ein Ende. Jetzt mag auch der König erkannt haben, daß der Krieg unabwendbar sei, und die Abreise wurde endgültig beschlossen. Königin Luise sollte den Gemahl begleiten und bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten im Hauptquartier verbleiben. Am 18. September empfing die Königin vor den Toren Berlins ihr Regiment. In einem Reitkleid in den Farben des Regimentes, blau mit Ponceau-Kragen und -Rabatten, begleitete sie es durch Berlin nach

Charlottenburg, wo den Offizieren im Schloß ein Fest gegeben wurde, bei dem man die Gesundheit des „vortrefflichen" Chefs, wie der Kommandeur Kalckreuth sagte, mit Begeisterung trank. Noch an demselben Tage nahmen König und Königin Abschied von den Prinzen und Prinzessinnen, die in Berlin zurückbleiben sollten. Prinzessin Wilhelm fand den König blaß und bewegt, aber ergeben in Gottes Fügung. Seine Worte und sein Betragen rührten sie so, daß sie Mitleid mit ihm empfand. In Bellevue, bei Prinzessin Luise Radziwill, zeigte sich der König ruhig und gefaßt, ohne Täuschung über die Schwere der bevorstehenden Entscheidung, aber voll Vertrauen in seine Armee. Auch von dem Bruder der Prinzessin, Prinzen Louis Ferdinand, sprach er und von den Erwartungen, die er auf ihn setze. Prinzessin Luise geleitete beide hinaus. Der König, seiner Bewegung nicht mehr Meister, schwang sich eilig auf sein Pferd und sprengte im Galopp davon; die Königin, die im Wagen gekommen war, flüsterte der Prinzessin beim Abschiede zu: „Sagen Sie ihm, ich baue ganz auf ihn."

Am 20. September verließ das Königspaar Berlin, das die Königin wenige Wochen später auf einige Stunden als Flüchtling, der König erst nach Jahren wiedersehen sollte. In Charlottenburg verabschiedeten sie sich unter Tränen und Küssen von ihren Kindern; „er gab mir einen langen starken Kuß", sagte der kleine fünfjährige Karl. Am nächsten Tage fuhren sie von Potsdam ab, die Königin, die ihre aus Süddeutschland geflüchtete Schwester Friederike noch hatte begrüßen können, mit der Oberhofmeisterin; der König mit General Köckritz, der nicht aufhörte, seiner Unzufriedenheit Ausdruck zu geben. Ueber Magdeburg, wo der König die Festungswerke besichtigte, und Halle erreichten sie am 23. September das preußische Hauptquartier in Naumburg.

Erst in der Nacht vom 24. zum 25. September reiste Napoleon von Paris ab, auch er mit seiner Gemahlin, die ihn bis Mainz begleitete. Es war wohl das einzige, worin die beiden Männer damals sich glichen: der Preußenkönig, dessen natürliche Schwächen, Unentschlossenheit und Energielosigkeit, im Kriege nur noch stärker und gefährlicher hervortreten mußten, und der französische Imperator, der die Wucht seines Willens und die Schlagkraft seines Genius gerade im Kriege zu ihrer höchsten Spannung und zu ihrer größten Leistung immer steigerte.



Siebentes Kapitel

Im Kriege

(1806—1807)

I. Von Naumburg bis Stettin

Im preußischen Hauptquartier zu Naumburg sammelten sich um den König und den Herzog von Braunschweig, dem der Oberbefehl des Heeres übertragen war, die Generale und die Leiter der preußischen Politik, der Minister Graf Haugwitz mit dem bisherigen Gesandten in Paris, Lucchesini, und dem Geheimen Kabinettsrat Lombard. Von den deutschen Fürsten, die zu Preußen hielten, erschienen der immer treue und entschlossene Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und der Prinz von Oranien-Fulda; nach manchen Schwankungen und Zweideutigkeiten fand sich auch der Kurfürst von Hessen ein, doch ohne sich politisch binden zu wollen. Neben der Königin mit ihrem Gefolge kamen noch andere Fürstinnen, die Schwester des Königs, Kurprinzessin Auguste von Hessen, und die Freundin der Königin, Erbprinzessin Maria Pawlowna von Sachsen-Weimar, die jedoch noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten nach Berlin reisten.

Die Königin litt bei der Ankunft in Naumburg an schmerzhaftem Kopfreißen; erst nach einigen Tagen, als die Sonne prächtiges Herbstwetter brachte, wagte sie auszufahren, wie gewöhnlich weiß gekleidet, auf dem meist umhüllten Kopfe ein Hut mit Kornblumen und Cyanen. Zu dem Volke, das auch hier in Kursachsen, wie überall, neugierig und teilnehmend ihr folgte, sagte sie wohl, wie man in Naumburg erzählt: „Ei, ihr Leutchen,

was lauft ihr mir denn so nach, ich bin ja auch weiter nichts als eine Soldatenfrau.“ Sie liebte es, die durchziehenden Truppen zu besichtigen, und an schönen Nachmittagen unternahm sie Ausflüge in die Umgegend, in die Naumburger Weinberge und zu einer Anhöhe jenseit der Saale, wo sie schon bei ihrer Brautreise und im Jahre 1799 gerastet hatte, und wo jetzt ein Gedenkstein an Königin Luise erinnert. Der König hat einmal von Naumburg aus das nahe Schlachtfeld von Roßbach besucht. Abends vereinigte die Königin um ihren Teetisch Generale und Diplomaten, wobei namentlich Lucchesinis Erzählungen die Unterhaltung belebten.

Die Stimmung in Naumburg schwankte zwischen Siegeshoffnungen und Niedergeschlagenheit. Gegen die preußische Politik und ihren obersten Vertreter, Graf Haugwitz, war auch jetzt noch keineswegs alles Mißtrauen geschwunden, und in der Heeresleitung vermißte man den fortreißenden Schwung der Offensive. Der kriegerische Geist aber und die Kampfesfreude in Offizieren und Soldaten weckten die frohesten Hoffnungen; wenigstens die ersten Zusammenstöße mit Napoleon glaubte man siegreich bestehen und jedenfalls so lange standhalten zu können, bis die Russen und vielleicht auch die Oesterreicher zu Hilfe kämen.

Aehnliche Stimmungen lebten in Königin Luise. Sie wußte, daß es nun kein Zurück mehr gab; hinter ihr, wie sie schrieb, lagen „Feigheiten und Erniedrigungen“, vorwärts winkte der Weg der Ehre. Sie ahnte wohl, daß dieser Weg auch zum Untergang führen könne, und sie war weit entfernt von jedem törichten Siegesdünkel. Aber sie fand den Geist der Truppen und ihre Kampfeslust so herrlich, die Erbitterung der ganzen Nation so kraftvoll, und von allen Seiten brachte man ihr so viel Hingebung und Vaterlandsliebe entgegen, daß sie daraus „Mut für die Zukunft“ schöpfte. Wurde doch selbst der König, dem sonst jede Annäherung seiner Untertanen eher lästig war, davon gerührt, wie man seinen Wagen umdrängte und ihn und die gute Sache segnete. Mit vollem Vertrauen rechnete die Königin auf Rußlands Hilfe. Noch von Berlin aus, wenige Tage vor der Abreise, hatte sie dem Kaiser Alexander geschrieben, daß nächst dem preußischen Heere seine Freundschaft ihr Zuversicht gebe. Mit der ganzen gefühlsseligen Ueberschwenglichkeit des 18. Jahrhunderts beteuerte sie ihm dabei: „Ich glaube an Sie, wie ich an Gott glaube, und meine Freundschaft für Sie wird nur zugleich mit meinem Glücke enden.“ Und von Naumburg aus wiederholte sie: „Die Zukunft hängt wesentlich von Ihnen ab, und ich bin ganz ruhig, da ich Sie kenne.“

In politischer Hinsicht war bald nach der Ankunft des Königs in Naumburg bereits das entscheidende Wort gefallen. Am 26. September wurde ein Kurier mit einem Schreiben des Königs an Napoleon und mit einer Note abgesandt, worin in aller Form der Rückzug

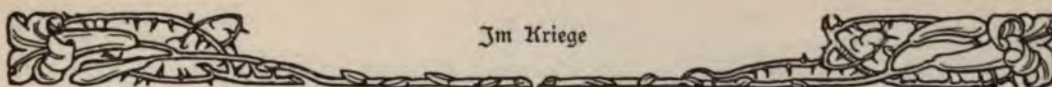
13*

der französischen Truppen aus Deutschland und die freie und ungestörte Zulassung des Norddeutschen Bundes verlangt wurde. Würde eine befriedigende Antwort bis zum 8. Oktober nicht eintreffen, so sollte zum Angriff geschritten werden. Nicht um noch eine Tür für den Frieden offen zu halten, an den man nicht mehr glaubte, gewährte man diese letzte Frist, sondern allein um noch einige Tage für die militärischen Vorbereitungen zu gewinnen, mit denen es nur recht langsam vorwärts ging.

Nach längeren Beratungen hatte man sich zu dem Plane geeinigt, über den Thüringer Wald hinweg die französischen Truppen in Süddeutschland anzugreifen, die man noch vor ihrer Vereinigung überraschen zu können meinte. Der Gedanke kam nicht zur Ausführung. Wollte man eine so entschiedene Angriffsbewegung vor Ablauf der im Ultimatum gestellten Frist vermeiden? Oder, was wahrscheinlicher ist, hinderten militärische Bedenken, wie die Rücksichtnahme auf die eigenen noch unvollendeten Rüstungen und die verspätete Mobilisierung der sächsischen Truppen? Oder lag die Ursache zugleich auch in dem Grundübel, an dem die preußische Heeresleitung ebenso krankte wie vorher die preußische Politik: an der lähmenden Unentschlossenheit?

Genug, die Tage verstrichen; erst Anfang Oktober wurde die Hauptarmee allmählich näher an den Thüringer Wald heran nach Südwesten geschoben, und erst am 4. Oktober, als sich die Nachricht von der Ankunft Napoleons in Würzburg verbreitete, wurde auch das Hauptquartier nach Erfurt verlegt. Als der Zug der Wagen und Geschütze mit den Truppenmassen lang und langsam sich über die Brücke von Kösen bewegte, beobachtete ihn der glänzendste literarische Gegner Napoleons, Friedrich Gentz, den Graf Haugwitz zur Mitarbeit an dem preußischen Kriegsmanifest zu sich berufen hatte; er empfand, und vielleicht nicht er allein, daß sich in diesem Augenblicke die Entscheidung vorbereitete über die Freiheit oder die Knechtschaft Mitteleuropas.

Erfurt bot dasselbe Schauspiel wie Naumburg: militärische Beratungen, fürstliche Besuche, unaufhörliche Truppendurchzüge, ein unentwirrbares Gewühl und Durcheinander von Menschen, Pferden, Kanonen. Der König studierte dort den Plan der Schlacht von Austerlitz. Die Königin hatte die Freude, ihre Schwester, Herzogin Charlotte von Hildburghausen, bei sich zu sehen. Sie besuchte den Petersberg und ließ sich mit ihren Damen abends von Lucchesini Gespenstergeschichten erzählen. Ihre fortdauernde Anwesenheit im Hauptquartier — seit dem Großen Kurfürsten hatte sich kein preußischer Herrscher von seiner Gemahlin ins Feld begleiten lassen — erfuhr sehr verschiedene Beurteilung. Während viele, vielleicht die meisten, die Entfernung der Königin auch um ihrer eigenen Sicherheit willen wünschten, hielten andere, die sich ihres Einflusses auf den König zu bedienen gedachten,



ihre fernere Gegenwart für notwendig. Sie selbst, hierin wie sonst, fügte sich lediglich dem Willen des Königs, der sie so lange als irgend möglich bei sich zu haben verlangte.

In Erfurt, am 9. Oktober, empfing Königin Luise auch Friedrich Gentz, der eine ausführliche Aufzeichnung über den Verlauf seiner Audienz und die dabei empfangenen Eindrücke hinterlassen hat. Die Königin äußerte sich über den Krieg in dem Sinne, den wir schon kennen: Die politischen Motive ließ sie beiseite, obgleich ihre Worte sonst auch hierin scharfes Verständnis bewiesen. Für sie war der Krieg nicht das Ergebnis politischer Berechnungen, sondern „ein Gebot der Ehre und der Pflicht". Uebrigens sei sie nicht befragt worden, wie sie überhaupt bei öffentlichen Angelegenheiten nie zu Rate gezogen werde. Ganz nach dem Herzen von Gentz waren dann ihre Aeußerungen über Oesterreich und Rußland. Es mag nicht völlig ohne politische Absicht gewesen sein — Gentz war ja vor einigen Jahren aus preußischen in österreichische Dienste übergetreten —, aber es entsprach doch auch, wie wir wissen, ihrem innersten Empfinden, wenn sie sich dabei über Oesterreich mit besonderer Wärme äußerte und Oesterreichs Unglück mit Tränen in den Augen beklagte. Aus „dem Reiche" stammend, hatte sie eine angeborene Sympathie für Oesterreich, womit ihre politische Ueberzeugung im Einklang war. Sie rühmte Kaiser Alexanders Eifer, seine Hingebung und seine persönlichen Tugenden; allein für die Freiheit Europas wünschte sie doch die Einigung der Deutschen, die Einigung vor allem Preußens und Oesterreichs. Es waren die Gedanken, die Gentz seit Jahren vertrat, die Prinz Louis Ferdinand mit ihm teilte, und die auch bei der Königin Eingang gefunden hatten.

Ueberhaupt hat Gentz von Königin Luise die allerbesten Eindrücke gewonnen; er wußte nicht, was er mehr bewundern sollte: die männliche Energie und Reife ihres Urteils oder das echt weibliche Gemüt und Gefühl, das alles durchdrang und erfüllte. Sie erschien ihm als eine unvergleichliche Vereinigung von Würde und Anmut, von Vornehmheit und Zurückhaltung. Aus dem düsteren Gemälde, das Gentz in seinen Aufzeichnungen von den Zuständen und Persönlichkeiten jener Tage entwirft, strahlt allein die Gestalt der Königin Luise als eine helle und reine Lichterscheinung.

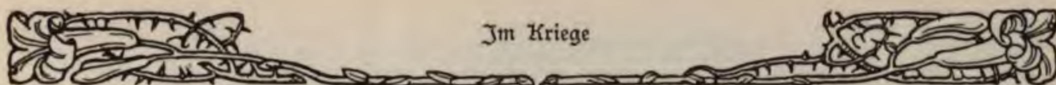
Inzwischen wurde in Erfurt, wie vorher in Naumburg, Tag für Tag Kriegsrat gehalten. Der Plan des Ueberganges über den Thüringer Wald war leicht aufgegeben; schwieriger wurde es, einen neuen Entschluß zu fassen. Bald sollte sich die ganze Armee westwärts zwischen Gotha und Erfurt konzentrieren, bald, da die Meldungen über einen nach Osten weit ausholenden Umgehungsmarsch der Franzosen in der Richtung auf das Kurfürstentum Sachsen sich bedrohlich häuften, sollte ostwärts auf das rechte Saaleufer zurückgegangen werden, um den Franzosen den Weg zu verlegen. Schließlich wurde die

Hauptarmee teils zurück nach Weimar, das man erst am 4. Oktober passiert hatte, teils südlich davon nach Blankenhain dirigiert, während ein anderes Korps unter dem Befehl des Fürsten Hohenlohe, dessen Avantgarde Prinz Louis Ferdinand befehligte, mehr südlich, zum Uebergang auf das rechte Saaleufer bereit, zwischen Kahla und Rudolstadt sich aufstellte. Was weiter geschehen sollte, dafür erwartete man erst Nachrichten vom Feinde.

Am 10. Oktober erreichten der König und die Königin mit einem Teile der Hauptarmee auf schlechtesten Wegen Blankenhain. Es war ein schrecklicher Abend, dem eine schrecklichere Nacht folgte. Plötzlich fand man sich mitten im Kriege. Von allen Seiten hörte man den Donner der Geschütze; ringsum, überall, schienen bereits Franzosen. Da kam gegen 9 Uhr abends die Nachricht, daß die Avantgarde bei Saalfeld geschlagen und Prinz Louis Ferdinand nach heldenmütigem Kampfe gefallen sei. Der König brachte selbst der tieferschütterten Königin die Trauerkunde, die sich rasch verbreitete und Bestürzung und Schmerz erregte. Ueberall erhob sich Wehklagen und Weinen um den Prinzen, mit dem so viele und so schöne Hoffnungen untergegangen waren. Bald folgten weitere Nachrichten von gefahrdrohendster Bedeutung. Die Uebergänge über die obere Saale waren in den Händen der Feinde, Rudolstadt, unfern Blankenhain, von ihnen besetzt; Hohenlohe hatte sich etwas ostwärts wenden müssen, um geschlagene Truppen eines preußischen Korps unter Tauentzien aufzunehmen. Blankenhain, dadurch nach Süden völlig ungedeckt, stand einem feindlichen Vormarsch offen, das Hauptquartier glich einer Vorpostenstellung. Furcht und Schrecken brach über alle herein. In den Straßen in und um Blankenhain erdröhnte ununterbrochen der Generalmarsch, um von allen Seiten Truppen zum Schutz des Hauptquartiers herbeizurufen. Die Feldequipagen des Königs wurden schon weggeschickt. Niemand hätte gewagt, sich zur Ruhe zu legen. Immer zu eiligster Flucht bereit, von jedem Alarm aufgeschreckt, so verbrachte Königin Luise mit ihren Damen die Nacht.

König und Königin haben diese Schreckensstunden nie vergessen. Der König konnte später den Namen Blankenhain nicht nennen hören, ohne daß ihm gleich all sein Unglück sichtbar vor Augen trat. Der Königin, deren Aufzeichnungen obige Schilderung entnommen ist, mag man es glauben, daß sie von jenem Augenblick an das nahende Unheil ahnte.

Am frühen Morgen des 11. Oktober, erregt durch den Gedanken an den Entscheidungskampf, der unmittelbar bevorzustehen schien, verließ Königin Luise Blankenhain und erreichte bald Weimar, wo auch der König mit dem Herzog von Braunschweig und dem ganzen Gefolge noch am Nachmittag eintraf. Die Hauptarmee zog sich um Weimar herum zusammen, während Fürst Hohenlohe sein Korps bei Jena sammelte. Der Rest des Tages, ebenso wie der ganze nächste Tag, vergingen abermals in fruchtlosen Beratungen. Man hörte von



weiterem Vordringen der Franzosen, und die Besorgnis wurde immer stärker, daß man im Osten, in der linken Flanke, umgangen werde. Der Herzog von Braunschweig, wie die Königin versichert, konnte und wollte das nicht glauben. So blieb alles untätig stehen, bis wieder erst Nachrichten vom Feinde eine Entschließung aufzwangen und die schwerfällige Masse in Bewegung brachten. Noch am 12. Oktober spät abends kam die bestimmte Meldung, daß die Armee in ihrer linken Flanke tatsächlich umgangen und Naumburg bereits von feindlichen Truppen besetzt sei. Sogleich wurde nun beschlossen, kehrt zu machen, um über die Unstrut und Saale hinweg zwischen Saale und Elbe dem Vormarsch des Feindes entgegenzutreten. Während das Korps unter Hohenlohe zur Deckung der rechten Flanke etwas zurückblieb, setzte sich am 13. Oktober vormittags spät, wahrscheinlich zu spät, die Hauptarmee in Bewegung und zog mit schleppendem Troß langsam auf der großen Frankfurt-Leipziger Handelsstraße in nordöstlicher Richtung nach Auerstedt zu.

Königin Luise folgte am Nachmittag des 13. Oktober von Weimar aus dem Vormarsch der Armee; so hatte es der König selbst gewünscht, der sich auch jetzt noch nicht von ihr trennen mochte. Mit dem Kürassier-Regiment Reizenstein erreichte sie die Straße vor Auerstedt, wo ihr der Herzog von Braunschweig entgegentrat.

„Es war das erstemal," so erzählt die Königin, „daß ich ihn seine Meinung positiv und energisch aussprechen hörte." Mit ernster Miene trat er an ihren Wagen heran und fragte: „Um Gottes willen, was tun Sie hier?" Königin Luise erwiderte: „Der König glaubt, daß ich nirgends sicherer bin als hier im Rücken der Armee, da der Weg, den ich nach Berlin einschlagen sollte, nicht mehr sicher ist." „Aber mein Gott, sehen Majestät nicht das Schloß von Eckartsberga vor sich? Dort sind die Franzosen, sie sind hier gegenüber und in Naumburg, und morgen werden wir einen blutigen und entscheidenden Tag haben. Sie können hier nicht bleiben, es ist ganz unmöglich." Er riet ihr, nach Weimar zurückzukehren und sich dort von General Rüchel den Weg nach Berlin angeben zu lassen. Die Königin ließ den König rufen, der kurz vorher mit düsterer und sorgenvoller Miene an ihrem Wagen vorbeigekommen war, teilte ihm die Befürchtungen des Herzogs mit, und der König entschied: „Wenn es so ist, so reise ab." Wortlos drückte er ihr zum Abschied die Hand. Die Königin, in tiefster Bewegung, verließ ihren Wagen, einen Kampagnewagen des Königs, und in ihrem Reisewagen, von einem Offizier mit acht Kürassieren geleitet, kehrte sie nach Weimar zurück, das sie erst wenige Stunden vorher verlassen hatte. Unterwegs begegnete sie dem Prinzen von Oranien, der die erste Division der Hauptarmee befehligte, und dem Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, der in dieser Division die zweite Brigade kommandierte, sowie ihrem eigenen Bruder Prinz Karl, der dem Reservekorps

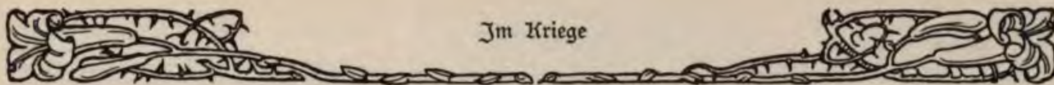
unter Kalckreuth angehörte. Von ihnen allen nahm sie Abschied, immer bemüht, dabei ihre Tränen zurückzuhalten, um nicht die dem Kampfe entgegengehenden Männer weich zu stimmen. In Weimar angekommen, ließ sie den General Rüchel rufen, der, zu erregt, um selbst schreiben zu können, ihr durch einen seiner Adjutanten die Reiseroute aufzeichnen ließ. Die Königin sollte den Harz im Westen umgehen und über Braunschweig nach Berlin zurückkehren. Wie erzählt wird, hat sie sich dann noch in den Straßen Weimars zu Fuß den durchmarschierenden Truppen gezeigt und durch ihre Gegenwart deren Mut angefeuert.

Die Stimmung der Königin am Abend vor dem Tage, der über Preußens und ihr eigenes Schicksal entscheiden sollte, zeigt der Brief, den sie damals an den König richtete. In seinem Durcheinander von richtigen und irrigen Angaben spiegelt er den Wirrwarr des Augenblicks wieder, zugleich aber die Innigkeit ihrer Liebe zu dem Gemahl und König, dem sie auch in diesem Augenblicke das ihm so fehlende Selbstvertrauen einzuflößen suchte. Sie schrieb ihm aus Weimar am 13. Oktober, 8 Uhr abends:

„Gott segne Dich auf allen Deinen Wegen, teurer, lieber Freund. Es muß Dir gut gehen, denn Du bist der bravste Mann Deiner Zeit. Ich hoffe bald was Gutes von Deiner Armee zu hören. Alle, denen ich begegnete, waren ganz toll vor Freude, als sie hörten (die Truppen nämlich), daß die Franzosen nahe und gewiß morgen eine starke Affaire sein würde. Gott stärke Dich! und gebe Dir eine tüchtig gewonnene Schlacht. Morgen früh um 5 Uhr, den 14., geh' ich von hier weg über Erfurt, Langensalza, Mühlhausen, Dingelstadt, Heiligenstadt, wo ich zu Nacht bleiben will. Dann übermorgen, den 15. will ich bis Braunschweig, wenn es möglich ist (es ist Fritzens Geburtstag), und den 16. nach Berlin. Ich bitte Dich knieend, schicke mir doch Nachricht von Dir, Du weißt nun, wie ich gehe, und kannst berechnen, auf welchem Weg Du am geschwindesten mich etwas von Dir kannst hören lassen. Du begreifst, wie mir daran liegt in diesem Moment! Ich spreche von nichts, was uns sonst betrifft, es ist nicht der Augenblick, sich auf irgend eine Art weich zu machen. Ich liebe Dich wahr und innig und bete für Dich! Adieu. Soeben kömmt die Nachricht an General Rüchel, der meine Marschroute neben mir im Zimmer der Herzogin macht, daß die Franzosen bei Jena geschlagen sind und daß der Fürst Hohenlohe sie verfolgt. Der Offizier, der dieses dem General Rüchel meldet, hat es selbst gesehen, daß der Fürst sie verfolgt hat. Das ist Gott Lob einmal was Gutes, und morgen giebt es gewiß noch mehr sich zu freuen. Ich bin hier nach 6 Uhr angekommen, alle Regimenter schrieen: Vivat, es lebe der König und die Königin. Den acht Leuten von Quitzow hab' ich jedem einen Friedrichsd'or gegeben und sie noch extra tractieren lassen. Ich bin auf dem Schloß



König Friedrich Wilhelm III.
Oelgemälde von Böttner, 1799



abgestiegen, weil ich keine Küche habe, und daß ich mich hier ohne Dich nirgends sicher glaubte. Adieu. Gottes bester Segen mit Dir. Laß mich nur nicht ohne Nachricht. Auf ewig

Deine treue Luise.

„Graf Moltke wird Dir dieses übergeben und um 9 ohngefähr wieder zu Dir abgehen. Ich hoffe, die Umstände bringen uns bald wieder zusammen.

„Ich darf Dich noch einmal bitten, nehme mehr Zutrauen zu Dir selber und führe das Ganze, es geht gewiß besser."

Nach einer schlaflosen Nacht voll Sorgen und Aengsten verließ Königin Luise am Morgen des verhängnisvollen 14. Oktober Weimar und eilte über Erfurt, Mühlhausen, Göttingen, wo Achim von Arnim sie sah und ihr verstörtes Angesicht kaum erkannte, über Braunschweig und Tangermünde nach Berlin, das sie am 17. Oktober gegen Abend erreichte.

Die Reise war schon wie die Flucht nach einer Niederlage.

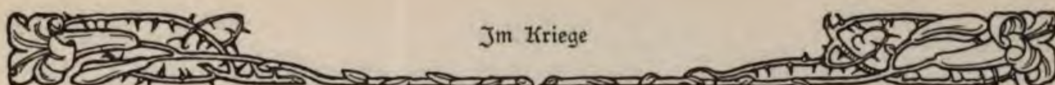
Täuschende Gerüchte über preußische Siege wurden ihr unterwegs zugetragen, Gerüchte, die auch nach Berlin drangen und dort am 15. Oktober, gerade zur Geburtstagsfeier des Kronprinzen, einen Taumel der Freude und des Jubels entfesselten. Erst am 17. Oktober, wenige Stunden vor Berlin, erfuhr Luise durch ein Schreiben des Generaladjutanten Obersten von Kleist aus Buttelstedt, 14. Oktober, die schreckliche Wahrheit: die völlige Niederlage der preußischen Truppen, sowohl der vom Herzog von Braunschweig befehligten Hauptarmee als der Korps von Hohenlohe und Rüchel. „Wir wollen uns nur recht zusammennehmen," sagte sie zu ihrer Hofdame, der Gräfin Tauentzien, „um nicht diesen Schrecken in Berlin zu verbreiten."

Später erhielt sie auch ein Schreiben des Königs selbst, auf der Flucht in Sömmerda am 15. Oktober geschrieben, das ihr den ganzen Umfang des Unglücks enthüllte: Wie aus dem unerwarteten Zusammenstoß mit einem Feinde von unbekannter Stärke bei Auerstedt sich eine Schlacht entwickelt hatte, in der die drei Divisionen der Hauptarmee, ohne rechte Ordnung, ohne rechten Plan, ohne Zusammenwirken in den Kampf geführt, eine nach der andern in vergeblichem Ringen sich verblutet hatten. „Ich weiß nicht," schrieb der König, „was aus ihnen geworden ist. Alles, was noch lebt, läuft einzeln herum." Die Reserve unter Kalckreuth, die zu spät herangekommen war, hatte nur noch den Rückzug decken können. Bei einbrechender Nacht war der König mit dem Rest der Truppen auf der Weimarer Chaussee am rechten Ilmufer bis an die Stelle gekommen, wo die Königin von ihm Abschied genommen hatte, als er bei Apolda französische Truppen bemerkte, so daß er schleunigst umkehren und im Angesicht französischer Wachtfeuer den Rückzug auf dem linken (nördlichen) Ilmufer fortsetzen mußte. Unweit Weimar aber, in Wielands früherem Wohnort

Osmannstedt, erfuhr man von einigen französischen Gefangenen, daß auch Hohenlohe und Rüchel geschlagen und Weimar selbst bereits von den Franzosen besetzt sei. Abermals mußte umgebogen werden, und nach manchem unsicheren Umhertasten, wobei die Kolonnen sich schließlich auflösten und zerstreuten, war der König über Buttelstedt, wo er durch Flüchtlinge ausführlichere Nachrichten über die Niederlage von Jena erhielt, am 15. Oktober in aller Frühe, von Blücher, Kalckreuth, dem Erbprinzen von Sachsen-Koburg und einigen Offizieren begleitet, nach Sömmerda gelangt. Er war 26 Stunden lang ununterbrochen und ohne Nahrung im Sattel gewesen. Auf Andringen seiner Umgebung fuhr er am nächsten Tage nach Sondershausen und Nordhausen weiter, von wo er quer durch den Harz über Halberstadt nach Magdeburg eilte.

In Berlin, wo die Nachricht von den Niederlagen sich schon am Morgen des 17. Oktober verbreitet hatte, fand die Königin alles in größter Erregung. Ihre Kinder waren bereits nach Stettin geflüchtet, wohin auch der Königin geraten wurde sich zu retten. Die allgemeine Stimmung war in diesem Augenblick noch keineswegs mutlos oder verzweifelt, die Erbitterung gegen den verhaßten Sieger vielmehr noch im Steigen. Erst der völlige Zusammenbruch der obersten Leitung des Staates und des Heeres, wie er in den Kapitulationen der Feldtruppen und der Festungen, in der schwächlichen Unfähigkeit des Gouvernements von Berlin und in anderen schmachvollen Vorgängen jener Tage sich offenbarte, hat lähmenden Schrecken und hoffnungslose Niedergeschlagenheit auch in die breiten Massen des Volkes getragen. Königin Luise selbst hatte ihren Mut keineswegs verloren; ihre Hoffnungen belebten sich an der stürmischen und begeisterten Teilnahme, die ihr Berlins Einwohner an diesem unglücklichen Tage bezeigten. Sie drängten sich in großen Massen an ihren Wagen, sie umlagerten das Palais, nach Prinzeß Luise Radziwills Ansicht freilich mehr neugierig als teilnehmend. Die Königin selbst aber empfand, was der große Historiker Roms, Niebuhr, damals aussprach: wie viel „Kraft, Ernst und Treue" in diesem Volke ungenutzt schlummerten, und wie es nur „großsinniger Leitung" bedürfe, um es „immer der ganzen Welt unbezwingbar" zu machen. Die Schuld des Unglücks wollte sie, mit der Volksstimme im Einklang, lediglich dem Herzog von Braunschweig und seiner Unwissenheit zuschreiben; nur eine andere Führung für diese „göttliche" Armee, und alles konnte noch gut werden. Sie empfahl ihrem Gemahle als den besten von allen den Fürsten Hohenlohe, dem auch der König inzwischen bereits den Oberbefehl übertragen hatte.

In dieser Stimmung schrieb Königin Luise dem König aus Berlin am 17. Oktober um 9 Uhr abends durch Major Dorville, der die Nachricht von der Niederlage nach der Hauptstadt gebracht hatte:



„Seit zwei Stunden, mein liebster Freund, bin ich hier. Graf Schulenburg wünscht, daß ich zur größeren Sicherheit morgen nach Schwedt und übermorgen nach Stettin abreise. Meine Kinder sind alle heute morgen vor meiner Ankunft abgereist, und ich habe sie nicht mehr gefunden. Da das Treffen von Auerstedt so geendet hat, wie es geendet hat, so glaubt man, läßt sich nichts Besseres tun, als Berlin verlassen. Du bist mein einziger Gedanke gewesen während meiner ganzen grausamen, schrecklichen Reise. Dich allein ohne mich zu wissen, ist schrecklich. Uebrigens hoffe ich, daß noch nicht alles verloren ist, und daß Gott uns noch helfen wird. Du hast noch Truppen, und das Volk betet Dich an und ist bereit, alles zu tun. Gott segne Dich und stärke Dich in dem grausamsten Augenblick Deines Lebens. Er gebe Dir allen nötigen Mut und verlasse Dich nicht. Ein Wort von Deiner Hand würde mich sehr beruhigen. Der Herzog allein ist schuld an unserem Unglück; er verstand die Armee nicht zu führen, wie es allgemein heißt. Gott erleuchte Dich und lasse Dich einen würdigen General wählen zur Führung dieser göttlichen Armee. — Mimi, die Prinzeß Wilhelm, meine Schwester, Prinzeß Luise, alle reisen morgen nach den vorhin genannten Städten ab, die einen zeitig, die anderen spät, ich um 6 Uhr und dann die übrigen. Leb wohl, lieber Engel, warum kann ich nicht bei Dir sein und wann werden wir uns wiedersehen? Ganz die Deine fürs Leben, Deine treue Freundin Luise."

Nach einer ruhelosen Nacht, in der gepackt wurde, was man in der Eile zusammenraffen konnte, verließ die Königin Berlin; beim Hinaustreten aus dem Palais, der Stätte ihres langjährigen Glückes, meinte sie, wie erzählt wurde: „Ich werde diese Schwelle wohl nicht wieder betreten." In Schwedt traf sie mit ihren Kindern zusammen. Der zweite ihrer Söhne, Prinz Wilhelm, hat später in seinem Exemplar einer Biographie der Königin die Worte aufgezeichnet, mit denen die Mutter ihn und die Geschwister begrüßte: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang der Armee und ihres Ruhms; sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen."

Am nächsten Tage, 19. Oktober, traf die Königin in Stettin ein. Wenn bei dem Abschied von Berlin vielleicht ein Augenblick verzeihlicher Schwäche sie befallen hatte, so war jetzt all ihr Mut zurückgekehrt. Sie hörte wohl von Friedensgerüchten. Aber die Eindrücke von der Volksstimmung in Berlin und von der Begeisterung, die sich ihr allenthalben ungerufen entgegendrängte, verdichteten sich in ihr zu dem Rufe: „Nur um Gottes willen keinen schändlichen Frieden." So schrieb sie am 20. Oktober von Stettin aus dem Könige: „Bester Freund! Es wäre vergeblich Dir die Empfindungen schildern zu wollen, die ich empfand, als ich Potsdam und Berlin wiedersah. Das Volk in Berlin, welches glaubte, ich sei gefangen, begleitete meinen Wagen und sammelte sich zu Tausenden am Palais unter

meinen Fenstern und schrieen immer nach mir. Nein, solch ein Volk giebt es nicht mehr. Zwölftausend Bürger wollen sich bewaffnen und 15 hundert von den vornehmsten außer den 12 tausend, [sind] ebenfalls bereit, Dir zu folgen und für Dich zu fechten, wo Du willst. Die Nachricht der unglückseligen Bataille, statt sie niederzuschlagen, hat sie nur noch mehr erbittert gegen den Feind, und ihre Anhänglichkeit, Ergebenheit für Dich, für ihren König und Vaterland noch vermehrt. Es ist unbeschreiblich, was sie Dich lieben, alle Aufopferung bereit zu bringen, ihr Blut und Gut; Kinder und Väter, alles steht auf Dich zu schützen! Benutze die Gelegenheit ja, es kann was Großes herauskommen. Nur um Gottes willen keinen schändlichen Frieden. Auch die Legion der Polen laß nicht außer acht. Der Augenblick ist kostbar, handle, wirke, schaffe, überall wirst Du im Lande guten Willen und Unterstützung finden. Ebenso ist die Stimmung hier in Stettin. Willst Du mich haben, spreche, ich fliege zu Dir! Gott, Du allein, das ist ein schrecklicher Gedanke. Ich wohne wieder hier, wo ich vor 6 Monaten in Saus und Braus lebte, wo wir die wegschickten, die unsere Hilfe jetzt sind (die Russen, vgl. oben S. 176). Die Kinder sind alle wohl, sie fragen alle nach Dir. Ich küsse Dich tausendmal in Gedanken und bin ewig Deine treue Luise."

Indem Königin Luise diesen Brief beendete, erhielt sie aus Wriezen vom 19. Oktober ein Schreiben, worin der König ihr mitteilte, daß er Magdeburg am 18. Oktober schleunigst habe verlassen müssen, da die Franzosen, die ein preußisches Reservekorps bei Halle geschlagen hatten, bereits gegen Magdeburg und Berlin heranrückten. Der König war, ohne Berlin zu berühren, über Tangermünde und Bernau, wo er von dem russischen Gesandten Alopeus die Flucht der Königin nach Stettin erfuhr, nach Wriezen geeilt und forderte nun seine Gemahlin auf, mit ihm in Küstrin zusammenzutreffen.

Während die Königin, erschüttert durch die neuen Unglücksbotschaften, sich rüstete, diesem Rufe zu folgen, trat noch ein Zwischenfall ein, der damals das größte Aufsehen erregte: die Festnahme eines der vertrautesten Ratgeber des Königs.

Der Geheime Kabinettsrat Lombard, der zu Beginn der Feindseligkeiten am 11. Oktober das Hauptquartier verlassen hatte, war bei seiner Rückkehr nach Berlin von den erregten Massen bedroht und zur Flucht nach Stettin genötigt worden. Seine unzweifelhafte Hinneigung zu Frankreich wurde als erkaufte Verräterei gedeutet; man beschuldigte ihn laut eines geheimen Einverständnisses mit Frankreich, sicher zu Unrecht. In Stettin meldete er sich am 20. Oktober bei der Königin. Während sie miteinander sprachen, erschienen die Prinzessin von Oranien, Schwester des Königs, und die Erbprinzessin von Weimar. Sie veranlaßten erst Lombard hinauszugehen und bestürmten dann die Königin, ihn festnehmen zu lassen: er sei ein Verräter, den man nicht bei dem Kronprinzen und den anderen königlichen Kindern

lassen dürfe. Die Königin weigerte sich anfangs, kannte sie doch am besten das unbedingte Vertrauen des Königs zu seinem Kabinettsrate; erst als die Prinzessinnen ihr vorstellten, daß nach ihrer Abreise Lombard der Volkswut schutzlos preisgegeben sein werde, ließ sie sich überreden und gab ihm eine Wache bei, anscheinend mehr zu seinem Schutze als zu seiner Verhaftung. Aber man durchsuchte ihn, man nahm ihm seine Papiere weg und behandelte ihn überhaupt mit der Härte, wie sie für einen erwiesenen Verräter angebracht schien. Erst nach einigen Tagen gab ihm ein Befehl des Königs aus Küstrin seine Freiheit wieder.

Unmittelbar nach Lombards Festnahme verließ Königin Luise Stettin, mit ihr die Gräfin Truchseß und der Kammerherr von Buch, während ihre Kinder nach Danzig in Sicherheit gebracht wurden. Unterwegs, zwischen Bahn und Schönfließ, begegnete sie dem Minister Hardenberg, der auf dem Wege von Küstrin nach Stargard war, und bestimmte ihn, zu ihr in den Wagen zu steigen und nach Küstrin zurückzukehren; sie sprach die Hoffnung aus, der König werde jetzt seinen Rat wieder hören wollen. Noch spät am Abend desselben Tages erreichte sie Küstrin, wo ihr Gemahl schon am Vormittage eingetroffen war.

II. Küstrin, Graudenz, Osterode, Ortelsburg

In Küstrin, hinter den schützenden Mauern der starken Oderfestung, fanden König und Königin nach den angstvollen Tagen furchtgepeitschter Flucht die ersten ruhigen Stunden und das trostreiche Glück ihrer Wiedervereinigung. „Wenn Gott uns nur beisammen läßt, dann wollen wir schon das übrige aushalten!“ Eine Woche nur war verflossen, seit sie vor Auerstedt voneinander Abschied genommen, eine Woche voll furchtbarster Ereignisse, die mit der Freiheit Norddeutschlands auch das Glück ihres eigenen Lebens zertrümmert hatten. Das preußische Heer war zusammengebrochen, der stolze Staatsbau, den es getragen, wankte und krachte in allen Fugen; die ihn hätten stützen und halten sollen, zeigten Schwäche, Feigheit, Unfähigkeit. Militärisch wie politisch schien alles verloren. Eine Unglücksbotschaft jagte die andere; schneller noch flogen wilde Gerüchte. Erfurt hatte kapituliert, mit der Besatzung viele von den Schlachtfeldern geflüchtete höhere Offiziere. Kursachsen, von Napoleon umworben, drohte abzufallen. Die Franzosen in ihrem unwiderstehlichen Siegeslaufe hatten die Elbe schon erreicht, überschritten, näherten schon sich der Oder und sollten, wie selbst der König glaubte, bereits am 21. Oktober Berlin besetzt haben. Ein Mittel allein schien übrig, um den allgemeinen Zusammenbruch noch abzuwenden: schleunigster Friedensschluß.

Gleich am Tage nach der unglücklichen Doppelschlacht, am 15. Oktober, von Sömmerda aus, hatte König Friedrich Wilhelm in Erwiderung auf ein mitten im Schlachtgetümmel erhaltenes Schreiben Napoleons seinen Adjutanten Graf Dönhoff zu dem Sieger gesandt und um Einstellung der Feindseligkeiten gebeten. Napoleon, der den Grafen in Weimar empfing, lehnte das ab: er wolle, sagte er, seine Vorteile bis Berlin verfolgen, wo der Friede sich leichter werde schließen lassen als in Weimar. Alles komme dabei auf die Opfer an, zu denen Preußen sich verstehen werde. Erschreckt durch diese Aeußerungen, bevollmächtigte der König in Magdeburg am 18. Oktober den Marquis Lucchesini, mit Napoleon nicht bloß einen Waffenstillstand, sondern selbst Friedenspräliminarien zu unterzeichnen auf Grundlage der Abtretung von Hannover, Bayreuth und alles preußischen Landes links der Weser. Diese Opfer, die dem Könige schwere Ueberwindung kosteten, befriedigten Napoleon noch keineswegs; von einem Waffenstillstand wollte er überhaupt nichts wissen; als Friedensbedingungen bezeichnete er: die Abtretung des preußischen Gebietes links der Elbe (mit Ausnahme Magdeburgs und der Altmark), den Verzicht Preußens auf alle Verbindung mit anderen deutschen Staaten und eine Kriegskostenentschädigung von 100 Millionen Francs.

Ueber diese Nachrichten, die Lucchesini am 25. Oktober aus Potsdam absandte, mußte in Küstrin, wo sie in der nächsten Nacht eintrafen, Beschluß gefaßt werden. Die Umgebung des Königs, die Adjutanten Köckritz und Zastrow, Kleist und Jagow, der Minister Graf Haugwitz (Hardenberg, vom König kühl empfangen, hatte Küstrin gleich wieder verlassen), waren einig in dem lauten Rufe nach Frieden.

Der König selbst, ohnehin nicht allzu tief erschüttert, hatte in Küstrin leicht und rasch seinen Gleichmut wieder gefunden. Er war immer gegen den Krieg und für Erhaltung des Friedens gewesen und fand nun eine bittere Genugtuung darin, daß ihm die Ereignisse recht zu geben schienen. Er sammelte seine Erinnerungen an den Unglückstag von Auerstedt und schrieb einen Bericht darüber für sich nieder, so kühl, so objektiv, wie wohl nie ein Fürst über eine Schlacht geschrieben hat, die fast die Hälfte seines Reiches dem Feinde sofort überlieferte. Den Kaiser Alexander benachrichtigte er von seiner Niederlage und von der Einleitung der Friedensverhandlungen, sprach ihm aber zugleich für den Fall des Mißerfolgs sein festes Vertrauen auf russische Hilfe aus. Die Hoffnungen der Königin teilte er nicht; von seinem Volke erwartete er nichts mehr. Baldigen Friedensschluß hielt er für ebenso notwendig wie seine kriegsscheue Umgebung.

Wir wissen nicht, inwieweit Königin Luise jetzt mit der Friedensverhandlung einverstanden war oder etwa widersprochen hat. Wir erfahren nur, daß General Zastrow gleich bei ihrer Ankunft in Küstrin ihr die Notwendigkeit des Friedens vorstellte und daß sie

darüber sehr unglücklich war; aber sie zeigte sich ergeben und bat auch ihre Verwandten, nicht zu sehr darüber zu klagen. Ihre innerste Gesinnung war zweifellos unverändert. Begreiflich aber, wenn sie nach dem hereingebrochenen Unglück, so wenig sie für den Krieg verantwortlich war, sich Vorsicht und Zurückhaltung auferlegte. „Sie wagt es nicht mehr, mit dem Könige von Geschäften zu reden," berichtet damals ein russischer Diplomat; „sie kann nur den Einfluß beklagen, den infolge der Ereignisse diejenige Partei wieder auf den Geist ihres Gemahls gewonnen hat, deren Treulosigkeit seit langem all dies Unglück verschuldet." Denen, die die Königin in Küstrin sahen, erschien sie gebeugt, wie sie auf den Wällen der Festung, die auch bald auf so schimpfliche Weise den Franzosen übergeben werden sollte, neben dem Könige einherschritt, gesenkten Hauptes, ohne Blick für ihre Umgebung.

So wurde in Küstrin in der Frühe des 26. Oktober nach kurzer Beratung beschlossen, auf der von Napoleon geforderten Friedensgrundlage weiter zu verhandeln, einige Milderungen zu beantragen, insbesondere möglichst noch mehr Land links der Elbe für Preußen zu retten, nötigenfalls aber die napoleonischen Bedingungen anzunehmen.

Noch ehe General Zastrow, der dem Marquis Lucchesini als zweiter Bevollmächtigter beigegeben wurde, mit diesen Entschließungen von Küstrin abgereist war, am Morgen des 26. Oktober, hatte auch das Königspaar die Festung bereits verlassen müssen. Unaufhaltsam fluteten die Franzosen in ihrem Siegeszuge gegen die Oder heran; schon wollte man sie in Frankfurt gesehen haben. Nur die Weichsel schien noch Schutz zu versprechen, bis Graudenz also sollte die Flucht gehen. Während Napoleon am 27. Oktober seinen prunkvollen Einzug in Berlin hielt, eilte das preußische Königspaar weiter nach dem Osten der Monarchie. Unterwegs, in Driesen, leuchtete den Unglücklichen ein Augenblick der Hoffnung auf. Dem Fürsten Hohenlohe sollte es gelungen sein, sich mit den Trümmern des preußischen Heeres an die untere Oder zu retten und in der Nähe von Stettin ein ansehnliches Truppenkorps zu sammeln. Sogleich wurde in nordwestlicher Richtung umgebogen; nur wenige Meilen aber vor Stettin, in Stargard, erfuhr man, daß Hohenlohe mit seinem Korps im Begriffe sei, zu kapitulieren, wie es auch am 28. Oktober geschah. Nun mußte man wieder umkehren und fliehen, nach Osten, immer weiter nach Osten zu. Ohne Aufenthalt ging es über Schneidemühl nach Bromberg, bis man am 3. November die Festung Graudenz erreichte und damit wieder für einige Tage Sicherheit fand.

Sicherheit, aber nicht Rast noch Ruhe. Die Unglücksbotschaften drängten sich. Stettin, Küstrin, Spandau fielen widerstandslos in die Hände des Feindes. Die Friedensstimmung fraß wie schleichendes Gift um sich. Ein erfolgreicher Kampf war auf die Dauer ja doch unmöglich, Friede, schleunigster Friede unerläßlich. Wozu noch Widerstand leisten, Opfer

bringen, Blut vergießen? Das hinderte nur eine rasche Verständigung mit Napoleon. Von Charlottenburg kam der Major von Rauch, der den General Zastrow begleitet hatte, und brachte nach Graudenz die Nachricht, daß die preußischen Bevollmächtigten die Friedenspräliminarien Napoleons am 30. Oktober hatten unterzeichnen müssen. Milderungen waren nicht zu erlangen gewesen. Vielmehr ließen drohende Aeußerungen Napoleons für den endgültigen Abschluß noch härtere Bedingungen befürchten. Napoleon lebte in dem Gedanken seines universalen Kampfes mit England. Der Krieg mit Preußen wurde in seinen Augen nur ein Teil eines neuen Koalitionskrieges, bei dem er jetzt hauptsächlich die Ueberwältigung Rußlands zu erreichen hoffte: Preußen sollte ihm gegen Rußland, Rußland dann gegen England dienen. Er ließ den preußischen Bevollmächtigten sagen, daß in dem endgültigen Friedensvertrag der Durchzug fremder Truppen durch Preußen verboten und für gewisse Fälle die Unterstützung Preußens zugunsten Frankreichs gegen Rußland festgesetzt werden müsse.

In Graudenz fand über diese Nachrichten am 6. November eine Beratung statt, an der auf Befehl des Königs außer seinen Brüdern Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm einige höhere Generale und die Minister Haugwitz, Stein und andere teilnahmen. Nach dem Vorschlage von Haugwitz erklärte die Konferenz einmütig, daß man den Krieg nicht fortsetzen könne und auf Grundlage der Charlottenburger Bedingungen Frieden schließen müsse. Selbst der Beitritt zum Rheinbunde, falls der Friede davon abhänge, sollte unter gewissen Voraussetzungen angeboten werden; nur die Uebernahme irgend einer Verpflichtung zu Feindseligkeiten gegen Rußland wurde entschieden abgelehnt.

Dem König fiel die Entscheidung nicht leicht. Er fand die Bedingungen Napoleons so grausam hart, daß er sich ihnen nicht unterwerfen zu können meinte. Anderseits: Wo zeigte sich ihm auch nur der ferne Hoffnungsschimmer einer glücklichen Wendung, einer Erhebung von dem tiefen Falle? Noch fehlte jede Nachricht über den Eindruck der preußischen Niederlagen in Petersburg. Ein russischer Diplomat, der gerade jetzt in Graudenz erschien, der Freiherr von Benkendorff, ein Bruder der Gräfin Lieven, äußerte sich höchst bedenklich über die Gefährdung der russischen Truppen bei ihrem weiteren Vorrücken und wußte auch für die preußischen Truppenreste nichts Besseres als Fortsetzung des Rückzugs zu empfehlen. „Ich habe keine Armee mehr," gestand ihm der König, der überdies schon einen Aufstand der Polen fürchtete.

In dieser Bedrängnis genehmigte König Friedrich Wilhelm die Friedenspräliminarien. Immerhin glaubte er doch auch für andere Möglichkeiten Vorkehrungen treffen zu sollen. Er sandte General Phull nach Petersburg, um dem Kaiser Alexander seine Zwangslage vorzustellen, die ihn zu einem Friedensschluß selbst unter drückenden Bedingungen nötige.

Sollte aber Napoleon es zum Aeußersten treiben wollen, so setze er volles Vertrauen in die Freundschaft des Kaisers, der alle Mittel zu seiner Hilfe und zur Verteidigung Rußlands aufbieten und auch Oesterreich zur Mitwirkung bestimmen werde.

Zugleich machte der König noch einen persönlichen Versuch zur Herabsetzung der französischen Forderungen. Er schrieb am 7. November seinem Großonkel, dem damals siebenundsiebzigjährigen Prinzen Ferdinand, dem letzten noch lebenden Bruder des Großen Königs, der in Berlin zurückgeblieben war, und bat ihn, sich an Napoleon zu wenden und dessen Verzicht auf Halberstadt, Hohenstein, den Saalekreis und Mansfeld als eine persönliche Gnade zu erbitten. Prinz Ferdinand entsprach dem Wunsche seines Neffen. „Als Bruder Friedrichs II., als Aeltester der Familie und einer der ältesten Soldaten Preußens" rief er den französischen Kaiser um Milde an für das Land, das seine Waffen besiegt hätten und seine Großmut zum zweiten Male besiegen würde. Er bat den Kaiser „um einen Augenblick Gehör". Napoleon ließ die Bitte des greisen Prinzen ohne Antwort; auch ein Schreiben an Murat hatte keinen besseren Erfolg. Weder dieser, so versicherte Prinz Ferdinand dem König, noch Berthier noch Duroc würden je unaufgefordert mit dem Kaiser über irgend etwas zu sprechen wagen. So blieb ihm nichts übrig, als dem König die gänzliche Erfolglosigkeit seiner Bemühungen zu melden; er fügte den Rat hinzu, den auch Lucchesini und Zastrow gaben: der König möge Napoleon schleunigst um eine Zusammenkunft bitten, das schmeichle der Eigenliebe des Kaisers und sei das einzige Mittel, etwas zu erreichen. Allein, wie vieler Schicksalsschläge bedurfte es noch, ehe sich König Friedrich Wilhelm zu einem solchen Schritte verstehen mußte.

Königin Luisens Haltung in diesen Tagen zeigt eine gewisse Unsicherheit; wie so oft, schwankte sie zwischen der Rücksicht auf die Ansichten und Neigungen ihres Gemahls und ihrer eigenen innersten Ueberzeugung. Während die Konferenz tagte, entwarf sie ein Schreiben an Kaiser Alexander, das erste seit den Unglückstagen von Jena und Auerstedt. Sie schilderte ihm das Unglück, das über Preußen hereingebrochen, den Fall der Festungen, die Kapitulation Hohenlohes und die angeblichen Greueltaten der Franzosen und namentlich der Bayern; sie sprach von den Friedensverhandlungen und den schweren Opfern, die Napoleon fordere. „Wir sind in der entsetzlichsten Verzweiflung, rings Unglück und Verluste, und man lebt noch und stirbt nicht vor Kummer." „Alles hat das Unglück zerstört, nur nicht meine Freundschaft für Sie, lieber Vetter und Freund." . . . „Was soll aus uns werden? Wären Sie hier, wüßten wir sicher, welche Folgen diese Nachrichten bei Ihnen haben werden, dann würden wir uns erleichtert fühlen. Allein alles aufs Spiel zu setzen, kann ein König ein solches Wagnis vor Gott verantworten?"

14



Es ist ohne Zweifel die Stimme des Königs, ihres Gemahls, die aus diesen und ähnlichen zaghaften Worten der Königin spricht; ihr eigenstes Empfinden, wie uns zuverlässige Zeugen berichten, war doch ein anderes: sie war und blieb innerlich durchdrungen von der Notwendigkeit ausdauernden Widerstandes.

Der Freiherr von Benkendorff, der jenes Schreiben der Königin an Kaiser Alexander überbringen sollte, und der die Haltung des Königs und seiner ganzen Umgebung in den schärfsten Ausdrücken verurteilt, schreibt aus Graudenz am 6. November: „Die Königin allein empfindet die Schmach und das Unheil, das ihr Heer und ihr Land betroffen hat." Und der Freiherr von Schladen, früher preußischer Gesandter in München, damals Diplomat im Gefolge von Haugwitz, verzeichnet am 7. November in seinem Tagebuche, der besten und reichhaltigsten Quelle gerade für diese Tage, die Königin habe sich mit dem liebenswürdigsten Freimut und mit einer über jedes Ereignis erhabenen Seelengröße gegen ihn ausgesprochen und dabei gesagt: „Nur feste Ausdauer im Widerstande kann uns retten."

Es kam hinzu, daß eben in Graudenz Königin Luise von den niedrigen Schmähungen und schmutzigen Verleumdungen erfuhr, die Napoleon in seinen Bulletins und in seinen Zeitungen gegen sie verbreitete. Er spöttelte über ihre Schönheit, die ihrem Lande ebenso Verderben gebracht habe, wie Helenas Schönheit den Trojanern; er verglich sie mit Tassos Armida, die in ihrem Wahnsinn den eigenen Palast anzündete. „Sie wollte Blut." Vor allem aber berührte er wiederholt und in anzüglichster Weise die freundschaftlichen Beziehungen der Königin zu dem russischen Kaiser und verhöhnte, unter zweideutigen Anspielungen auf die berüchtigte Lady Emma Hamilton, ihre Anwesenheit bei dem Besuche der Gruft Friedrichs des Großen. Es ist erklärlich, daß Königin Luisens weibliches Gefühl gerade durch die Hindeutungen auf ihre Freundschaft mit Kaiser Alexander auf das tiefste und schmerzlichste verletzt wurde. „Mit strömenden Augen" hat sie in Graudenz davon gesprochen und ausgerufen: „Ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geraubt werden?" Und in einem Briefe an die Gräfin Voß, in dem sie von den Schmähungen und dem Hohne Napoleons und dem rohen Uebermut des Siegers in französischer Sprache berichtet, bricht sie in die deutschen Worte aus: „Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen."

Es heißt, daß in der Umgebung des Königs selbst sich Elende fanden, die Napoleons Anschuldigungen ihrem Herrn hinterbrachten, um den Einfluß der Königin ein für allemal zu beseitigen. Falls das wahr ist, wie wenig hätten sie den König gekannt! Es ist kein Anzeichen vorhanden, daß das innige Verhältnis des Königspaares zueinander damals auch nur die leiseste Trübung erfahren hätte. Wenn aber Napoleon selbst mit seinen schmähsüchtigen

und unerhörten Angriffen die Absicht verband, Königin Luise in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen und ihrem Ansehen zu schaden, so hat er, wie bei seinem Vorgehen gegen Hardenberg und Stein, das volle Gegenteil erreicht. Nicht einmal bei den Franzosen, von denen so mancher, besonders aus Emigrantenkreisen, die Gastfreundschaft des preußischen Hofes genossen und die Persönlichkeit der Königin bewundern gelernt hatte, fanden Napoleons niedrige Anklagen Eingang. In Preußen vollends, wie man im Gefolge Napoleons selbst beobachten konnte, erregten diese Verleumdungen nur Entrüstung und Verachtung, und die Begeisterung für Königin Luise wuchs gerade jetzt erst himmelan. Gern verzieh man ihre angebliche Einmischung in die Politik, deren Wirkungen und Bedeutung man oft überschätzte: die öffentliche Meinung besaß ein richtiges Gefühl dafür, daß bei Friedrich Wilhelm durch sie und durch sie allein die gesunden Empfindungen der Nation zu Worte kamen.

Eben in diesen Tagen sollte sich wieder zeigen, was inmitten der hin und her schwankenden Entschließungen am preußischen Hofe Königin Luisens hoher Sinn und fester Mut bedeuteten.

Die Marken, Pommern, Posen, fast das ganze Land zwischen Oder und Weichsel waren inzwischen von den Franzosen überflutet worden, deren streifende Scharen schon am 15. November gegenüber Graudenz am linken Weichselufer erschienen. Noch am Abend dieses Tages mußte die Königin Graudenz verlassen; der König folgte ihr am nächsten Tage morgens und traf abends mit ihr in Osterode (Ostpreußen) wieder zusammen.

In Osterode, wie vorher in Küstrin und Graudenz, stand man vor einer ernsten Entscheidung; die nächste Zukunft des preußischen Staates hing davon ab.

Bereits in Graudenz hatte man erfahren, daß Napoleon die von ihm selbst aufgestellten und von dem König angenommenen Bedingungen eines Präliminarfriedens nicht mehr festhalte, daß er in Rücksicht auf die Beziehungen zu Rußland überhaupt noch keinen bestimmten Entschluß über den endgültigen Frieden gefaßt habe. Um so mehr drängten die preußischen Bevollmächtigten wenigstens auf den Abschluß eines Waffenstillstandes, der den unsäglichen Leiden des preußischen Landes ein Ziel setzen sollte. Napoleons Stimmung kam ihnen jetzt hierin entgegen; er bedurfte für seinen Krieg mit Rußland einer Operationsbasis, die er in Preußen zu finden hoffte. Gegen Uebergabe einiger noch unbezwungenen preußischen Festungen und gegen vorläufige Einräumung der Weichselgrenze bewilligte er einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen Lucchesini und Zastrow am 16. November in Charlottenburg unterzeichneten. Etwaige schon auf preußisches Gebiet vorgerückte russische Truppen sollten über die Grenze zurückgehen, neue nicht zugelassen werden.

Gleich bei der ersten Nachricht über diese Forderungen Napoleons, die die Entwaffnung Preußens und zugleich den Bruch mit Rußland bedeuteten, schieden sich die Geister

im Gefolge König Friedrich Wilhelms. Während einige wenige, wie Schladen, den Waffenstillstand unter solchen Bedingungen für unwürdig und verderblich erklärten, war Graf Haugwitz mit den meisten Generalen zu den weitgehendsten Zugeständnissen an Frankreich durchaus bereit.

Der König selbst war unschlüssig und schwankend. Es war eine jener Krisen, in denen, wie er selbst später einmal bekannt hat, unter dem Drucke seines Verantwortlichkeitsgefühls und der Notwendigkeit, zwischen Krieg und Frieden wählen zu müssen, der Gedanke der Thronentsagung ihm nahegetreten sein mag. Die Katastrophe, die über sein Land hereingebrochen, hatte den Soldaten in ihm getroffen und aufgerüttelt, sein Wesen sonst unberührt gelassen. „Er ist unverändert geblieben," klagten alle, die ihn nach dem ungeheuren Wandel der Dinge in diesen Tagen zum ersten Male wiedersahen. Besonderen Anstoß erregte es damals, daß der König, der sonst bekanntlich dem edlen Weidwerk keineswegs hold war, in Osterode eine Elchjagd veranstalten ließ, obwohl die Königin, die durch eine flüchtige Aeußerung den Anlaß dazu gegeben, alles tat, um ihn davon abzubringen. Die Berichte der russischen und englischen Diplomaten, die in Graudenz und Osterode um König Friedrich Wilhelm waren, sind voll von immer neuen Klagen über seine Gleichgültigkeit, seine Apathie, seine Neigung für die Beschäftigung mit „Futilitäten", seine Scheu vor großen und raschen Entschließungen. „Die Königin klagt," berichtet Krüdener, „daß ihr Gemahl da nachgibt, wo er nicht sollte, und oft den Ratschlägen Wohlgesinnter eine unangebrachte und unerschütterliche Hartnäckigkeit entgegensetzt." „Er hat, scheint es, noch zehn Königreiche zu verlieren," schreibt Benkendorff; „er verdient kein besseres Los." Und nicht minder scharf als die Fremden haben seine Offiziere, sein Hof, seine nächsten Verwandten damals über ihn geurteilt. In Osterode trafen Offiziere der Gardedukorps, die der Gefangenschaft entgangen waren, mit dem König wieder zusammen: sie erschraken über seinen Ton, über seine Aeußerungen. „Er sprach von den unglücklichen Ereignissen wie von einer fremden Geschichte, nicht wie von der seinigen; tadelte, als wenn er nicht der Richter der einzelnen und der Lenker des Ganzen wäre, ein Ton, den er seit dem Unglück des Vaterlandes fast immer annahm." Noch härter urteilt die Oberhofmeisterin; sie schreibt am 30. Oktober: „Die Unentschlossenheit des Herrn, seine Laune, seine Verblendung für seine Umgebung sind unser Unglück." Und des Königs Schwager, der Prinz von Oranien, schreibt einige Monate später über ihn: „Das Schlimmste ist, daß der größte Feind des Königs, die Hauptursache seiner Unglücksfälle und ein großes Hindernis für eine glückliche Wendung der Dinge Seine Majestät selbst ist."

Anderseits machten sich jetzt doch auch Einwirkungen auf den König geltend, die eine Neigung zum Widerstande gegen Napoleons maßlose Forderungen in ihm weckten: sie

gingen aus von dem Verhältnis zu Rußland, dem stärksten politischen Moment im Leben König Friedrich Wilhelms III. Am 14. November, noch in Graudenz, waren, lang erwartet und ersehnt, endlich Nachrichten aus Petersburg eingetroffen, die jeden Zweifel an der Bundestreue und der Hilfsbereitschaft Rußlands beseitigten. Kaiser Alexander selbst schrieb auf die ersten Nachrichten von den preußischen Niederlagen dem König am 3. November: es gäbe keine Anstrengung, kein Opfer, zu dem er als Freund und Verbündeter nicht bereit sei. Er kündigte den Anmarsch zweier russischer Armeen unter Bennigsen und Buxhöwden an und schloß mit der Mahnung: „Vereinigen wir uns inniger als je und bleiben wir treu den Grundsätzen der Ehre und des Ruhmes." Napoleon hatte die Vereinbarungen mit Preußen abhängig gemacht von seinen Beziehungen zu Rußland: die natürliche Rückwirkung war, daß auch Friedrich Wilhelm das Abkommen mit Frankreich seinen Beziehungen zu Rußland unterordnete. Wenn er nur zwischen Napoleon und Alexander zu wählen hatte, konnte ihm die Entscheidung nicht schwer fallen. Schon die Richtung seiner Rückzugslinie bewies, wohin seine Neigung ging. Haugwitz und Köckritz hätten die Flucht nach Elbing oder Königsberg vorgezogen; der König, nach kurzem Schwanken, hatte Osterode gewählt, hauptsächlich, weil er sich auf diesem Wege den anrückenden russischen Truppen näherte. Dieser Stimmungswechsel in König Friedrich Wilhelm wirkte bereits auch auf seine Umgebung; man bemerkte, daß einige Friedensfreunde wieder Anzeichen von kriegerischem Mut blicken ließen.

Bei alledem, wie König Friedrich Wilhelm einmal war: die Entscheidung für den Krieg aus sich heraus ganz selbständig zu fassen, wäre er kaum imstande gewesen, um so weniger, da gerade jetzt die Nachricht vom Falle Magdeburgs eintraf; mindestens sollte die Verantwortlichkeit, die ihm allein zu schwer war, geteilt werden. Er berief Generale und Minister, von Königsberg her auch Stein, nicht aber Hardenberg, zu einer Konferenz nach Osterode — eine bedenkliche Maßregel, denn die meisten Generale und einige Minister waren für die Unterwerfung unter Napoleons Willen.

Um so bedeutungsvoller mag in dieser Krisis die Haltung der Königin Luise gewesen sein, wenn uns auch bestimmte Angaben über ihre Einwirkung auf den König fehlen. Wir wissen aber zuverlässig, daß sie sich schon in Graudenz für die Verwerfung des Waffenstillstandes ausgesprochen hat, so daß Graf Haugwitz und General Köckritz den Versuch machten, sie vom König zu trennen. Vergeblich, Friedrich Wilhelm blieb dabei, daß sie ihn nach Osterode begleiten solle. Die Gegner Frankreichs anderseits rechneten ebenso sehr auf ihre Gegenwart in Osterode, wie die Friedensfreunde sie fürchteten. Stein bat Hardenberg, an die Königin zu schreiben, damit sie auf den Minister Schrötter und den General Kalckreuth einwirke; Hardenberg lehnte das ab, aber er schrieb an Schrötter

unter scharfer Parteinahme gegen den Waffenstillstand und bat ihn, sein Schreiben der Königin mitzuteilen.

Die Beratungen, die nun am 20. und 21. November in Osterode stattfanden, hatten ein überraschendes Ergebnis. Die Mehrheit zwar der Anwesenden stimmte für Annahme der französischen Bedingungen; mit den Ministern Voß und Stein aber verwarfen jetzt gerade die nächsten Vertrauten des Königs, Köckritz und Beyme, den Waffenstillstand. Im Sinne dieser Minderheit entschied der König. Wie es damals hieß, war es auch die Proklamation Napoleons über die Absetzung des Kurfürsten von Hessen, die den König in seinem Entschluß bestärkte. Am 22. November eröffnete er selbst dem Abgesandten Napoleons, Duroc, den er anfangs nicht einmal hatte empfangen wollen, daß er den Waffenstillstand ablehne. Es ist einer der folgenschwersten Entschlüsse im Leben Friedrich Wilhelms. Der Gedanke einer neutralen Stellung Preußens zwischen den streitenden Weltmächten wurde eigentlich jetzt erst endgültig überwunden, die Verbindung Preußens mit Rußland, die Napoleon hatte zerstören wollen, fester geschlossen als je: sie war und blieb für alle Zeit der leitende Gedanke in der Politik des Königs. „Ich werde die Waffen gegen den erklärten Feind der Unabhängigkeit Europas nicht niederlegen," schrieb er noch von Osterode aus dem russischen Kaiser, „als wenn Ihre Interessen, die von nun an unauflöslicher als je mit den meinigen verknüpft sind, es Ihnen selbst wünschenswert machen," und einige Tage später: „Ich bin unerschütterlich entschlossen, nur eine und dieselbe Politik mit Ihnen zu haben." Dem Abgesandten Alexanders, Graf Michael Worontzow, der ihm den Brief des Kaisers überbracht hatte, versicherte er, er sei entschlossen, sich ganz in die Arme Rußlands zu werfen; die Maßlosigkeit der französischen Vorschläge verbiete, an irgend ein Abkommen zu denken, auch wenn nicht das Beispiel des Kurfürsten von Hessen von neuem bewiese, was man von Bonaparte zu erwarten habe. Diesen Entschlüssen entsprach alles, was in den Tagen von Osterode und gleich darauf noch geschah: die Anknüpfung besserer Beziehungen zu England, Oesterreich, Schweden und Dänemark, die Unterstellung der preußischen Truppenreste unter russischen Oberbefehl, die ersten Anfänge der Reorganisation der Armee. Die Lähmung nach dem betäubenden Donnerschlag von Jena und Auerstedt schien zu weichen; ein neuer Geist, vielmehr der altpreußische Geist begann sich zu regen. Aus Schlesien, das man schon aufgegeben hatte, kamen Abgesandte, zwei Herren von Lüttwitz, die um Unterstützung für die zu zähem Widerstande entschlossene und zu allen Opfern bereitwillige Provinz baten: sie haben den Augenblick nie vergessen, wo Königin Luise in „majestätischer Schönheit" wie „eine Verklärte" sie empfing und durch ihre huldvollen Worte ihre „zur Rettung für Vaterland und König entflammten Seelen noch mehr anfeuerte". Nach Schlesien wurden mit

außerordentlichen Vollmachten der Fürst von Anhalt-Pleß und der tapfere Graf Götzen gesandt, die den ruhmvollen Widerstand der Provinz gegen den feindlichen Einfall organisierten. Dem Grafen Götzen erklärte der König beim Abschied, daß er unwiderruflich entschlossen sei, eher auf seine Krone zu verzichten, als schimpflichen Bedingungen Gehör zu geben. Er gewann es selbst über sich, sich bald darauf von dem bisherigen Leiter seiner Politik, dem Grafen Haugwitz, zu trennen und das Ministerium des Auswärtigen dem Freiherrn vom Stein anzubieten.

Der Anteil, den Königin Luise an diesem Umschwung anscheinend gehabt hat, ist doch schon damals sehr hoch angeschlagen worden. Die Offiziere, die von Osterode nach Königsberg kamen und dort die ungünstigen Nachrichten über das Verhalten des Königs verbreiteten, mögen auch das Lob der Königin verkündet haben. Ein Zeugnis dafür bietet wohl der Brief, den Heinrich von Kleist aus Königsberg am 6. Dezember an seine Schwester schrieb, und in dem er von der Königin urteilt: „In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält."

Der Waffenstillstand war verworfen; von neuem begann die Flucht, nach dem Willen des Königs den russischen Freunden entgegen. Noch am 23. November erreichte das Königspaar Ortelsburg, von wo aus der König die russischen Truppen in Pultusk besuchte, während die Königin auf einem Landgute in der Nähe Wohnung nahm. Sie war auch jetzt weder mutlos noch verzweifelt, aber über alle Maßen traurig, trauriger vielleicht, als auf irgendeiner der Stationen dieses Leidensweges. Zu dem Unglück des Vaterlandes gesellten sich beängstigende Nachrichten über das Befinden ihrer Kinder in Königsberg; zuerst war Alexandrine leicht erkrankt, dann sehr ernstlich an einem Nervenfieber Prinz Karl. Ihr bangendes Mutterherz verlangte nach Königsberg zu den Kindern; aber sie mußte aus Rücksicht auf den König in Ortelsburg ausharren, wo epidemische Krankheiten den Aufenthalt immer unerträglicher machten. Damals, am 29. November, schrieb sie dem Vater nach Neustrelitz: „Es ist eine Prüfungszeit, aber der gerechte Gott wird bessere Tage schaffen . . . Was uns angeht, kann ich nichts sagen, als daß die Menschen, die die Liebe, Achtung, Anhänglichkeit der Edeln für sich haben, nie ganz ohne Hilfe, nie ganz unglücklich sein

können. So geht's auch mir, ich sehe mit Ruhe auf alles, was mich umgibt. Denn in mir ist Frieden, das sei Ihnen Bürge, bester Vater, daß das Aeußere nicht viel auf mich vermag, besonders Dinge, die mehr die Urheber grell zeichnen als den Gegenstand, den es berühren soll." Die Seelengröße der unglücklichen Königin, wie sie aus diesen Worten spricht, wurde auch von den Fremden wohl bemerkt. „Die arme Königin", berichtet der Engländer Jackson aus Ortelsburg, „erweckt durch ihre würdevolle Resignation und ihren Charakteradel in allen Prüfungen und in allem Unglück noch mehr Teilnahme als selbst durch ihre große Schönheit .... Sie muß sehr vorsichtig sein, in Worten wie in Handlungen, denn der König ist äußerst schlecht gelaunt und taub gegen ihre Worte. Sie indessen läßt keine Mutlosigkeit in sich aufkommen und versäumt keine Gelegenheit, den Ratschlägen von Köckritz und Genossen entgegenzuwirken."

In Ortelsburg war es auch, wo Luise in eines ihrer Taschenbücher — Frau von Berg wenigstens erzählt es, das Buch selbst ist nicht mehr vorhanden — das Lied des Harfners aus Goethes Wilhelm Meister eintrug:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

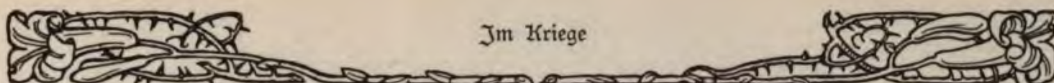
Im Munde der Königin sind die Worte Ausdruck tiefsten Seelenschmerzes, der Aufschrei einer Unglücklichen, die von der Höhe irdischen Glücks in den Abgrund des Elends gestürzt ist. Auch ein Schuldbekenntnis? Vielleicht in dem Sinne, daß sie an dem selbstzufriedenen Genußleben des Berliner Hofes ihren Anteil gehabt hatte wie an der Abneigung ihres Gemahls gegen jede politische Betätigung. Keineswegs aber, als hätte sie ihr Eingreifen in die Politik bereut. Auch jetzt ließ sie sich vielmehr wieder in die Erörterung einer der schwebenden Fragen hineinziehen.

Graf Haugwitz war gegangen, aber der sein Nachfolger werden sollte, der Freiherr vom Stein, weigerte sich zu kommen. Von Ortelsburg aus wurde er abermals aufgefordert und inzwischen der Geheime Kabinettsrat Beyme mit der Führung der Geschäfte beauftragt. Diese Wahl erregte vielfache Unzufriedenheit, besonders bei dem russischen Geschäftsträger Freiherrn von Krüdener, dessen Hof den Kabinettsrat für einen Franzosenfreund ansah. Wie es mehr und mehr üblich wurde, wandte Krüdener sich nun an Königin Luise, um den



Königin Luise

Pastellgemälde von Schröder um 1800



König zu bestimmen, daß Beyme entfernt werde und Stein das Ministerium übernehme. Die Königin verteidigte Beyme; aber sie erklärte Krüdener, daß Stein von neuem eingeladen werden solle, nach Wehlau zu kommen, wohin der König sich begeben wolle, und daß sie nicht zweifle, er werde dem Befehle folgen. Die Königin, deren Mut und Standhaftigkeit in allem Unglück auch Krüdener bewundernd rühmt, sprach dann noch mit tränenerstickter Stimme von der Freundschaft Kaiser Alexanders, die jetzt ihr und ihres Gemahls einziger Trost sei.

Bald darauf, am 5. Dezember, verließ Königin Luise Ortelsburg.

III. Königsberg und Memel

Am 9. Dezember, nach kurzem Aufenthalt in Wehlau, kam Luise in Königsberg an. Empfangen von einer zahlreichen Menge, in der viele Tränen für sie flossen, geführt vom Kronprinzen und Prinzeß Charlotte, stieg sie die Stufen zu dem alten Königsschloß empor, wo die nach dem Schloßhof gelegenen Zimmer für sie eingerichtet waren. Ihr erster Gang galt dem Krankenbette des kleinen Karl, dessen Befinden sich gebessert hatte, dann ihrer Schwägerin, Prinzessin Wilhelm, die inzwischen in den Schrecken der Flucht Unsägliches erduldet, ihre beiden Kinder durch den Tod verloren hatte.

Am nächsten Tage traf auch König Friedrich Wilhelm in Königsberg ein. Um ihn sammelten sich noch einmal die Männer des alten Preußen, die Schulenburg, Voß, Schrötter, Beyme, Knobelsdorff, Köckritz und Kalckreuth, auch Zastrow und Lucchesini, die von ihrer Sendung an Napoleon erst jetzt zurückkamen; es fehlte eigentlich nur Haugwitz, denn selbst Lombard hatte sich eingefunden und fühlte sich bald ganz „im alten Kreise", als wäre er mit dem König „auf einer Revuereise". Ihnen gegenüber standen die beiden Männer, die auch aus dem alten Preußen hervorgegangen waren, jetzt aber die Wege zu einem neuen Preußen suchten: Hardenberg und Stein. Zwischen den Parteien bewegte sich der König, mit den einen wie mit den anderen verhandelnd, vom Zwange der Ereignisse vorwärts gedrängt, aber doch bestrebt, von seiner alten Umgebung möglichst viel in die neue Zeit hinüberzuretten. Darüber kam es jetzt zum Streit. Der Ausgang war der Bruch des Königs mit den Männern seiner eigenen Zukunft. Hardenberg reiste am 20. Dezember nach Memel, von wo er vergeblich um seine Entlassung bat; Stein, nach heftigen Auseinandersetzungen mit dem König, verließ im Februar 1807 Königsberg, um sich auf sein Gut in Nassau zurückzuziehen. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wurde dem General Zastrow

übertragen, auf dem die Erinnerung an die Unterzeichnung des Charlottenburger Waffenstillstandes lastete.

Königin Luise hat, wie es scheint, anfangs die Absicht gehabt, in diese Streitigkeiten vermittelnd einzugreifen. Gleich am Tage nach ihrer Ankunft in Königsberg ließ sie Hardenberg zu sich rufen, mit dem sie die Lage eingehend besprach, wobei sie für Beyme eintrat, dessen Entfernung vom König Stein und Hardenberg hauptsächlich forderten. An den weiteren Verhandlungen konnte sie keinen Anteil mehr nehmen; während der kleine Karl genas, erkrankte sie selbst an einem heftigen Nervenfieber, das ihr Leben zeitweise ernstlich gefährdete. Weihnachten war sie wenigstens so weit hergestellt, daß sie am Heiligen Abend die Kinder um ihr Bett vereinigen und zu ihnen sprechen konnte. An ihr Bett wurde auch am Neujahrstage 1807 in seiner neuen Uniform der kleine Prinz Wilhelm geführt, den der König damals durch Ernennung zum Fähnrich der Garde in die preußische Armee aufnahm, — die Armee, der er in ihrer tiefsten Erniedrigung eingereiht wurde, und die er zu ihrem höchsten Glanze erheben sollte. Kaum hatte sich dann die Königin von ihrer Krankheit etwas erholt, als schlimme Nachrichten vom Kriegsschauplatz sie auch aus Königsberg vertrieben und zur Flucht nach Memel nötigten, in den letzten Zipfel preußischen Landes.

Das weitere Vordringen der Franzosen über die Weichsel hatte am 26. Dezember nördlich von Warschau, bei Pultusk, zu dem ersten ernsteren Treffen mit den Russen geführt, wobei General Bennigsen zwar den französischen Angriff siegreich abwies, schließlich aber doch zum Rückzug in nordöstlicher Richtung in das ostpreußische Seengebiet sich veranlaßt sah. Gleichzeitig waren auch die preußischen Truppen unter L'Estocq bei Soldau angegriffen und nach tapferem Widerstande zum Rückzug bis Angerburg gezwungen worden. In Königsberg ging es, wie noch so manchmal bei den wechselnden Kriegsnachrichten: am 30. Dezember brachte Major von Wrangel mit blasenden Postillonen russische Siegesbotschaften, jubelnd begrüßt von den Volksmassen, die sich bald zu Tausenden um das Schloß drängten; nach zwei Tagen erfuhr man den Rückzug der Russen, den Rückzug L'Estocqs. Kein preußischer oder russischer Soldat stand mehr zwischen Königsberg und dem Feinde. Nun hieß es wiederum flüchten. Die Königin, obwohl noch keineswegs genesen, schwankte nicht: „Ich will lieber in die Hände Gottes fallen als dieser Menschen", sagte sie ihrem Arzte. Schon am 3. Januar 1807 fuhren ihre Kinder ab, zwei Tage später die Königin selbst. Dem Vater schrieb sie unmittelbar vor der Abfahrt, es sei der 26. Tag ihrer Krankheit, aber sie sei „zum Erstaunen wohl". Sie war doch noch so schwach, daß sie in ihren Wagen getragen werden mußte. „Matt und entkräftet", so erzählt ihre Hofdame Bertha von Truchseß als Augenzeugin, „lag die schöne Gestalt in dem Sessel; das himmlisch blasse Gesicht sah

man nur wenig durch den übergeworfenen Schleier; langsam wurde sie die breiten Schloßtreppen hinuntergetragen." Und nun begann an einem schneidend kalten Wintertage die Fahrt über die Kurische Nehrung, jenen stellenweise kaum 2 km breiten Streifen öden Landes, der sich zwischen dem Kurischen Haff und der Ostsee nordwärts bis Memel hinzieht. Häufige Regengüsse hatten den Boden aufgeweicht; das Meer, von Januarstürmen gepeitscht, drohte das Land zu überfluten, das Land sich im Meer zu verlieren. Man kam an einem Wrack vorbei, über dem die Wellen zusammenschlugen: es schien wie ein Bild des preußischen Staates. Im Heulen des Sturmes, im Brausen des Meeres dachte einer der Flüchtlinge an die Nacht, in der König Lear seinen Töchtern fluchte, und fand sie ruhiger als diese Nächte der Kurischen Nehrung. „Die Tage", erzählt ein anderer, „brachten wir teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Quartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geworfen wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden." „Ihr Mut und ihr himmlisches Gottvertrauen hielt sie aufrecht und es belebte uns alle." Drei Tage und drei Nächte ging so die Fahrt; endlich, am 8. Januar, erreichte man Memel. Auf den Armen eines Dieners wurde die Königin in das Haus des Kaufmanns Consentius getragen, dasselbe Haus, in dem sie während der Zusammenkunft mit Kaiser Alexander 1802 gewohnt hatte. „Wie schmerzlich mögen ihre Gedanken gewesen sein," schreibt der Engländer Robert Wilson an ebendiesem Tage, „als sie heute morgen in die Räume gebracht wurde, wo sie noch jüngst gewaltet hatte, so hold, so mächtig, so glücklich!"

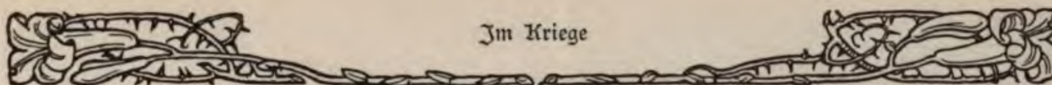
Doch das Unerwartete geschah: Fahrt und frische Luft hatten die Genesung der Königin wunderbar gefördert, sie erschien wie verjüngt. Robert Wilson, der unermüdliche Bekämpfer Napoleons, der ihr damals sein Buch über den Feldzug in Aegypten überreichen durfte, war von ihrem Aussehen wie von ihrem Wesen hingerissen und begeistert. „Ich würde den Preußen verachten," schrieb er, „der nicht freudig sein Leben für eine solche Königin hingeben wollte."

Die nächsten Wochen in Memel verliefen verhältnismäßig still und ruhig. Durch das Zusammenströmen vieler Fremden, Russen, Engländer, Schweden, entfaltete sich in der sauberen kleinen Hafenstadt ein reges geselliges Leben. Die Königin erholte sich mehr und mehr, so daß sie bald, zum ersten Male seit der Abreise von Potsdam, die Kirche besuchen und kleine Spaziergänge „Unter den Linden", der seit 1802 Alexanderstraße genannten Hauptstraße Memels, machen konnte. Auch weitere Ausflüge wurden unternommen. Man fuhr im Schlitten zur „Holländischen Mütze", einer kleinen Anhöhe in hübscher Umgebung, von der die Königin

entzückt war — auch Prinzessin Wilhelm fand die Landschaft „ossianisch", — zum Strande, um Schiffe abfahren oder einlaufen zu sehen, zur Mole und zum Leuchtturm, von wo man eine weite Aussicht in die Ostsee genoß. Abends vereinigte man sich zum Tee bei der Königin, bisweilen auch bei der Prinzessin Wilhelm und Prinzessin Radziwill, mit denen die Königin am meisten verkehrte. Anfangs wurde außer der Gräfin Voß nur Hufeland zugezogen, der der Königin durch seine tiefreligiöse Weltanschauung besonders gefiel; bald erweiterte sich der Kreis, es wurde wieder, schreibt Prinzessin Wilhelm, „wie in Potsdam", und damit kam auch die Potsdamer Langeweile. Buch las vor „in fader Weise fade Romane", wie Delbrück urteilt, die Damen zupften Scharpie, der König besah Kupferstiche und Bilderwerke; man spielte allerhand Spiele, Kommers und „jeux d'esprit", oder suchte nach einem versteckten Ringe, wobei es oft recht lärmend herging. Die Königin nahm an allem teil, sie sang selbst zuweilen wieder; aber über ihrem Wesen lag dabei eine rührende Schwermut; die Prinzessinnen Wilhelm und Luise, in ihren vertraulichsten Aeußerungen, können nicht genug rühmen, wie so gut, so sanft und liebenswürdig sie gerade damals gewesen, mit welcher Geduld und Ergebung sie alle die schweren Prüfungen ertragen habe.

Der Krieg wurde inzwischen mit wechselndem Erfolge fortgeführt. Die Franzosen hatten ihren Vormarsch eingestellt, ohne Königsberg zu berühren. Napoleon traf bereits Anstalten für die Winterquartiere, als die Russen ihrerseits zum Angriff übergingen und damit den Feind zu einem kräftigen Gegenstoß herausforderten. Am 7. und 8. Februar kam es einige Märsche südlich von Königsberg zur Schlacht von Preußisch-Eylau, wo es der zähen Tapferkeit der Russen unter Bennigsen mit preußischer Hilfe abermals gelang, den Angriff der Franzosen zurückzuschlagen und ihnen schwere Verluste beizubringen. Die Stellung Napoleons mit seinen zusammengeschmolzenen und erschöpften Truppen in dem ausgesogenen Lande, mitten im harten nordischen Winter, wurde dadurch so schwierig, daß er sich auf Anregung Talleyrands zu einer Annäherung an Preußen entschloß. Er beantragte einen Sonderfrieden auf Grundlage der bereits in Charlottenburg am 30. Oktober 1806 vereinbarten Bedingungen. Indem er zugleich darauf verzichtete, sein Verhältnis zu Preußen nur im Zusammenhang mit einem allgemeinen Frieden zu regeln, blieb der hauptsächlichste Gesichtspunkt seiner Politik doch nach wie vor die Zerstörung des engen Bundes zwischen Preußen und Rußland; nur daß er jetzt nicht mehr geradezu die Parteinahme Preußens gegen Rußland zur Friedensbedingung machte.

Der französische Abgesandte General Bertrand, der am 15. Februar mit diesen Anträgen in Memel eintraf, erbat und erhielt am nächsten Tage auch eine Audienz bei Königin Luise. Bertrand erklärte, von Napoleon den Auftrag zu haben, sich nach ihrem Befinden zu



erkundigen; der Kaiser bedauere sehr die gegen sie gerichteten Zeitungsangriffe, und schmeichle sich, daß sie von ihren Vorurteilen gegen ihn zurückkommen und mit ihm Frieden schließen werde; er hoffe ihr dann in 14 Tagen im Schloß zu Berlin seine Aufwartung machen zu können. Die Königin, der ebenso wie dem König schon die Persönlichkeit des Unterhändlers höchst unangenehm war, begnügte sich mit der schlagfertigen Erwiderung: „Sie wissen, daß Frauen nicht Krieg führen und sich nicht um Politik kümmern."

Der Leiter der auswärtigen Politik Preußens, General Zastrow, wäre geneigt gewesen, auf die Vorschläge Napoleons für einen Sonderfrieden einzugehen; aber König Friedrich Wilhelm, wie es seine Weise war, wenn er nach langem Schwanken einen Entschluß gefaßt hatte, verharrte unerschütterlich bei der einmal ergriffenen Politik der rückhaltlosen Anlehnung an Rußland. In den Beratungen, an denen auf seinen Befehl nun auch Hardenberg zum ersten Male wieder teilnahm, wurde die Ablehnung der Anträge Napoleons unter Berufung auf die Allianz mit Rußland beschlossen; Königin Luise fand dabei Gelegenheit, Hardenberg ins Ohr zu flüstern: „Beharrlichkeit". Auch den König selbst bat sie dringend, „fest zu bleiben". Mit der ablehnenden Antwort wurde Oberst Kleist zu Napoleon gesandt, der sich ihm gegenüber von neuem zu einem Sonderfrieden bereit erklärte, aber auch auf einen Kongreß und Verhandlungen über einen allgemeinen Frieden eingehen wollte, wenn man nur zunächst über einen Waffenstillstand sich verständige.

Unbeirrt durch solche Lockungen hielt König Friedrich Wilhelm an der russischen Allianz fest, und dem politischen Bündnis der beiden Staaten traten jetzt auch wieder die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Herrscherhäusern zur Seite. Während der König der Ankunft Kaiser Alexanders auf dem Kriegsschauplatz entgegensah, entwickelte sich zwischen Königin Luise und der Mutter und der Gemahlin Alexanders, den Kaiserinnen Maria Feodorowna und Elisabeth Alexejewna, ein reger Briefwechsel von herzlichstem Charakter. Die beiden Kaiserinnen sandten von Petersburg der Königin Geschenke, einen Schal und russischen Tee; sie vermittelten ihr aus Neustrelitz Briefe des Vaters, von dem Luise monatelang ohne Nachricht geblieben war. Aufmerksamkeiten, die sie um so inniger rührten, je tiefer sie ihr Unglück fühlte. „Eure Majestät", schrieb sie der Kaiserin Elisabeth, „sind nie so unglücklich gewesen wie ich; Sie können sich also nicht vorstellen, wie wohl es tut, wenn man gute und teilnehmende Wesen in einer so abscheulichen Welt findet, wie die ist, in der wir leben."

Auch diese äußerlich ruhigen Tage, die der Schlacht von Preußisch-Eylau folgten, waren für Luise Tage harter Leiden. Der Krieg war durch den Rückzug der Franzosen hinter Alle und Passarge vorläufig zum Stillstand gekommen, aber auf dem unglücklichen Preußenlande lag schwer die Hand des unbarmherzigen Eroberers. Was Königin Luise besonders

entrüstete, war die Beteiligung der Rheinbundtruppen; daß Darmstädter, daß Badener in den Reihen der Franzosen gegen Preußen fochten, erregte immer von neuem ihren Zorn und ihren Schmerz. Dabei litt ihre Gesundheit, wie auch die der ihrigen, unter dem feuchten und kalten Klima in Memel, wo der Winter kein Ende zu nehmen schien und die Frühlingssonne vergeblich gegen die eisigen Meeresstürme ankämpfte. So schrieb Luise am 26. März dem Bruder Georg: „Ich bin ganz hergestellt, aber noch nicht völlig wohl — sehr empfindlich für alle Einwirkung der Luft. Das Klima ist schrecklich. Eis und Schnee. Kein Veilchen gibt es hier, doch es grünt noch in meinem Herzen und meine Zuversicht zu Gott stirbt nie." Sie bat den Bruder zugleich, ihr Bücher zu senden, die sie sehr entbehrte.

Auch der König kränkelte. Er hatte den Entschluß zur Fortsetzung des Krieges gefaßt, da er sich nicht von Rußland trennen mochte; aber in seinem Innern wollte keine Hoffnung mehr aufkommen; seine trübselige Stimmung, seine üble Laune lasteten hart auf seiner Umgebung und erstickten in ihm selbst wie in anderen Entschlossenheit und Tatkraft. Er schalt und tadelte, sah allenthalben Mängel, im Staate wie in der Armee, fand aber nie den Willen zu rücksichtslos über allen Widerspruch hinwegschreitenden Reformtaten. Er hatte Lombard und Lucchesini endlich entfernt und Hardenberg wieder herangezogen, weil das die auswärtigen Beziehungen insbesondere zu Rußland notwendig machten, aber er behielt zugleich Zastrow bei, dem die befreundeten Mächte mißtrauten und dessen Friedenspolitik er selbst nicht billigte. Zur Staatsleitung bemühte er sich nach wie vor Unvereinbares, Männer des absterbenden und des zukünftigen Preußen, zu vereinigen, wie er gleichzeitig mit Napoleon und dessen Feinden erfolglos verhandeln ließ. Auch die Rüstungen zur Fortsetzung des Krieges kamen dabei nicht vorwärts. Versprengte und der Gefangenschaft Entronnene oder „Ranzionierte" sammelten sich zu Tausenden in Ostpreußen; man drängte sich zu den Freikorps; überall bekundete sich der beste Wille und bei jedem Zusammenstoß mit dem Feinde zeigte sich ein neuer Geist in Führern und Soldaten. Allein es fehlte an der rechten Leitung, an einem starken und schwungvollen Antrieb, der die reichen und willigen Kräfte des Landes in einmütiger Begeisterung erhoben und gegen den Feind fortgerissen hätte. Der König zersplitterte seine Tätigkeit in Aeußerlichkeiten, in Uniformänderungen, die die Rüstungen mehr hemmten als förderten.

So vergingen in unfruchtbaren Erwägungen und Beratungen, in tastenden Versuchen die Wochen nach der Schlacht von Preußisch-Eylau, in deren Schoße vielleicht eine Rettungsmöglichkeit für Preußen schlummerte. Erst Anfang April, wieder durch russische Einwirkung, kam es wenigstens in einigen Hauptfragen zu einer entscheidenden Wendung.

Am 2. April traf Kaiser Alexander in Memel ein, vom preußischen Königspaar mit herzlichster Freundlichkeit aufgenommen. Der alte Zauber seiner Persönlichkeit wirkte wieder:

alle Herzen flogen ihm zu. Wie der von der Vorsehung erkorene Befreier Europas, so erschien er und so schildert ihn der Prinz von Oranien, der ihn am 3. April sprach. Sein entschlossenes Auftreten, seine kriegerischen Aeußerungen erweckten die gesunkenen Hoffnungen zu neuem Leben. Tief bewegt war vor allen Königin Luise, die bei der Begegnung mit dem Kaiser ihre Tränen nicht zurückhalten konnte. Wieder sah sie in ihm das „Emblem aller Tugenden", ein Ideal von Vollkommenheit, dem man sich bewundernd und nacheifernd anschließen mußte, zugleich aber den Helden, dessen rettende Hand sie selbst, ihren Gemahl und ihr Land nach schwerem Sturze wieder emporrichten sollte. Der Schwester Therese schrieb sie bald darauf: „Du kannst Dir wohl denken, was der König und ich alles bei dem Wiedersehen eines solchen Freundes empfinden mußten. Unser Retter, unsere Stütze, unsere Hoffnung. Nein, es läßt sich nicht wiedergeben, was ich empfand, als ich ihm danken, ihm unsere Erkenntlichkeit ausdrücken wollte. Nie wollte es mir gelingen, Tränen erstickten jedes Wort, und er selbst war so bewegt, so traurig und doch so groß, so edel, wenn er mit einer aus dem Grunde der Seele kommenden Ueberzeugung sagte: er tue nur seine Pflicht. Du kennst seine Seele und Du wirst nicht mehr zweifeln, wenn ich von seiner Vollkommenheit spreche" . . .

Gleich am Tage seiner Ankunft suchte Kaiser Alexander Hardenberg auf, mit dem er eine lange und viel bemerkte Unterredung hatte. Es war sein Wunsch, und er sprach ihn auch im Namen der englischen Regierung dem König aus, daß Hardenberg wieder die Leitung der preußischen Politik erhalte. Schon in der Nacht vom 3. zum 4. April verließ er dann Memel, um in Kydullen und Georgenburg an der Memel anrückende russische Verstärkungen zu besichtigen. Auf seine Einladung folgten ihm Friedrich Wilhelm und Luise, denen sich Hardenberg anschloß, nicht jedoch Zastrow, obgleich auch er dazu aufgefordert war. Er erwiderte, er wolle nicht Hardenbergs Sekretär sein. Damit wurde endlich eine Entscheidung herbeigeführt: in Kydullen ernannte der König Hardenberg zum ersten Kabinettsminister und übertrug ihm die Führung der auswärtigen Politik, sowie bald darauf auch die Leitung aller mit dem Kriege zusammenhängenden Angelegenheiten, mit Ausnahme der rein militärischen. Es ist ein Ereignis in der preußischen Geschichte, daß bei dieser Reise ein Minister dem Könige zum ersten Male ohne Dazwischenkunft eines Kabinettsrates unmittelbaren Vortrag hielt. Mit Hardenberg gelangten aber auch die Ideen eines großen Koalitionskrieges gegen die napoleonische Uebermacht zum Siege. In Bartenstein an der Alle, südöstlich von Königsberg, wohin sich die beiden Fürsten mit Hardenberg von Kydullen aus begaben, wurde am 26. April zwischen Preußen und Rußland ein neuer Vertrag abgeschlossen, der die Zurückdrängung Frankreichs über den Rhein, die Wiederherstellung Preußens, die Unabhängigkeit



Deutschlands in Aussicht nahm. England, Oesterreich, Schweden sollten zum Beitritt eingeladen werden, Preußen und Rußland die Waffen nur gemeinsam niederlegen.

Niemand konnte über diesen Umschwung glücklicher sein als Königin Luise, die, wie wir uns erinnern, Hardenberg immer besonders geschätzt und jetzt vielleicht zu seiner Ernennung mitgewirkt hatte. Sie war dem König, wie er es wünschte, nach Kydullen gefolgt und hatte an der Besichtigung der russischen Garde teilgenommen, voll lebhafter Bewunderung für die schöne Truppe, aber mit vorsichtiger Zurückhaltung gegen Kaiser Alexander, um nicht von neuem Gelegenheit zu Klatsch und Verleumdungen zu geben. Schon am 10. April verließ sie Kydullen, und nach einer mühseligen Fahrt, „ringend mit Wind und Wetter und Schmutz", auf entsetzlichen Wegen, die durch plötzlich eintretendes Tauwetter mit tiefen und zähen Kotmassen bedeckt waren, erreichte sie nach zwei Tagen Königsberg, wo sie bei Schwester Friederike, im Hause des Grafen Schlieben, Wohnung nahm. Das Schloß war ihr durch die Erinnerung an die dort im Dezember 1806 überstandene Krankheitszeit verleidet. Sie hatte eigentlich über Königsberg nach Memel zurückkehren sollen, aber aus Rücksicht auf ihre Gesundheit, der eine Fortsetzung der Reise gefährlich werden konnte, war auch der König damit einverstanden, daß sie zunächst in Königsberg verblieb. Aus der kurzen Erholungsfrist wurde schließlich ein zweimonatlicher Aufenthalt, nicht gerade reich an Geschehnissen, aber bedeutungsvoll für die Königin.

Luise, so wenig ihr das Klima Königsbergs zusagte, erholte sich doch bald von den Anstrengungen der Reise, und mit den physischen Kräften, wie sie selbst empfand, kamen auch die Seelenkräfte zurück, lebten Mut und Hoffnung frisch wieder auf. Die Erfolge von Pultusk und Eylau, die tapfere Verteidigung von Kolberg, Graudenz, Danzig, die Machtstellung Hardenbergs, vor allem der feste Freundschaftsbund mit Kaiser Alexander, den zu pflegen sie den Gatten unermüdlich mahnte, erfüllten sie mit einer gewissen Zuversicht, daß „noch alles gut gehen" und eine glücklichere Zeit für Preußen anbrechen werde.

Durchdrungen von solchen Empfindungen, wirkte jetzt Königin Luise gleichsam als Verbündete Hardenbergs in der altpreußischen Hauptstadt: wie der Minister Bartenstein, so machte sie Königsberg zu einem Mittelpunkte des Widerstandes gegen Napoleon.

Die erste und größte Sorge der Königin, wie sich versteht, galt den Truppen, den verwundeten wie den kämpfenden. Gleich nach ihrer Ankunft in Königsberg besuchte sie Barackenanlagen und Hospitäler, die mit Verwundeten von der Schlacht bei Eylau überfüllt waren, tröstete und ermutigte die preußischen Soldaten und Offiziere, die in der zu einem Musterlazarett hergerichteten französisch-reformierten Kirche lagen, und spendete reichliche Geldmittel, wie sie das schon im Februar von Memel aus getan hatte. Frau von Krüdener, die Witwe

eines früheren russischen Gesandten in Berlin, mit der Königin Luise hier Freundschaft schloß, unterstützte sie bei dieser weiblichen Liebestätigkeit. Sie nahm sich auch gefangener polnischer Insurgenten an, deren harte Behandlung ihr Mitleid erregte. Den Generalchirurgen Goerke, der sich um die Einrichtung der Hospitäler die größten Verdienste erworben hatte, zeichnete sie besonders aus. Sie schmückte ihn selbst mit dem ihm von Kaiser Alexander verliehenen Annenorden, und sie befürwortete es nachdrücklich bei König Friedrich Wilhelm, daß ihm das „Portepee und ein Rang in der Armee" verliehen werde. „Du mußt etwas für ihn tun," schrieb sie dem Gemahl, „sonst sagt man: der König weiß nicht Verdienst zu lohnen und zu encouragieren." Der König sträubte sich anfangs gegen eine solche Neuerung; nach einigen Monaten aber erhielt Goerke in der Tat Oberstenrang und Portepee.

Mit demselben Eifer sorgt Luise für die Truppen, die in Königsberg zum Kampfe ausgerüstet werden. Sie besichtigt die preußischen Freikorps, deren buntscheckige Uniformen sie an Wallensteins Lager erinnern, und die russischen Truppen, die unter des jüngeren Kamenskoy Befehl zur Verstärkung der Garnison in Danzig dienen sollen. Sie verwendet sich für Offiziere, wie Natzmer, die ausgewechselt zu werden verlangen, für solche, die in Dienst treten oder einem der Expeditionskorps zugeteilt werden wollen. Für jeden Offizier, der ihr seine Aufwartung macht, seine Wünsche vorträgt und oft seine Verlegenheiten klagt, hat sie einen huldvollen Blick, ein ermunterndes Wort, im Notfall ein paar Friedrichsdor. Dem Leutnant von Hellwig, der im Oktober 1806 durch einen tapferen Husarenstreich 10000 preußische Gefangene befreite, hatte sie schon in Memel „mit rührenden und schmeichelhaften Worten" selbst das Kreuz des pour-le-mérite-Ordens angelegt. Die Bilaschen Husaren, die sich wieder zahlreich in Königsberg zusammenfinden, bittet sie nicht „unterzustecken", sondern als Korps zusammenzulassen, „zur Nacheiferung für andere". Mit besonderer Teilnahme begleitet sie die Rüstungen für die Expedition, die nach Pommern bestimmt ist; daß Blücher den Oberbefehl über diese Truppen erhält, scheint ihr die denkbar beste Wahl.

So frei sie sich dabei bewegt, nie vergißt sie die zarte Rücksichtnahme auf den König. Sie bittet für die Bilaschen Husaren, aber sie unterläßt nicht hinzuzufügen, daß niemand darum wisse. Wenn anderseits der König selbst ihre Ansicht in einer der schwebenden Fragen verlangt, dann äußert sie sich mit um so größerer Entschiedenheit.

Bald nach Hardenbergs Ernennung zum ersten Kabinettsminister hatte General Zastrow seinen Abschied als Minister erhalten, war aber unter Beförderung zum Generalleutnant zum zweiten Befehlshaber des L'Estocqschen Korps ernannt worden. Zastrow nahm das nicht an, bat vielmehr um seine völlige Entlassung und um die Erlaubnis, sich französische Reisepässe nach Posen und Berlin zu verschaffen. Hardenberg und Beyme, der Zastrow für

15

den „gefährlichsten Mann im Staate" erklärte, wünschten seine Bestrafung, der König, unentschlossen und gutmütig wie sonst, zögerte und fragte seine Gemahlin um ihre Ansicht. Königin Luise war entrüstet über Zastrow. Sie wünschte längst die gänzliche Entfernung des Mannes, der den Charlottenburger Waffenstillstand unterzeichnet habe und der nie gut tun werde — never never good, wie sie schreibt. Ein Mann, der, wie der König selbst ihr mitgeteilt, ihm ein diplomatisches Schriftstück unterschlagen habe — eine gegen Zastrow gerichtete englische Erklärung —, sei zu allem fähig. Sie erinnerte den König daran, wie der General selbst bei dem kürzlichen Uebertritt des Obersten Phull aus preußischen in russische Dienste von Verhaftung und Festung gesprochen habe. Sie schien ihm ein solches Schicksal zu wünschen. Hardenberg jedoch, mit dem sie darüber sprach, fand eine so ungewöhnliche Strenge mit dem Charakter des Königs nicht im Einklang und riet zu leichter Verbannung ins Russische. Demgemäß schrieb sie dem König (22. Mai): „Zastrow kennt erstlich Deines Herzens Güte, zweitens besonders Deine Abneigung, Dich in Kollisionen zu finden, die Dir peinlich sein könnten und wo nur ein „Ich will" der Sache ein Ende machen könnte .... Sein Refus zur Armee zu gehen ist unter aller Kritik, und ich glaube, Du kannst es nicht unbestraft lassen, ohne Deine Autorität, ohne das bißchen guten Geist, der noch in unseren Truppen ist, zu ersticken ... Willst Du also nach meinem Rat handeln, so gib ihm den Abschied und exiliere ihn aus Deiner Nähe. Er hat Passeports verlangt nach Posen und Berlin, um Gotteswillen nicht ... Ich glaube also, Du schickst ihn zurück, weit von der Armee, ins Russische ... Strafst Du ihn nicht, wie er es verdient und wie es Deine Ehre, die Ehre des Dienstes und Deine Autorität verlangt, so hast Du eine nie abzusehende Kabale gegen die gute Sache und gegen Hardenberg, den Du doch jetzt allein mit Kraft unterstützen mußt, wenn Du willst, daß er etwas Gutes stiften soll ... Ich bitte Dich, sei fest, standhaft, ganz Mann in der Sache" ...

Friedrich Wilhelm entschied schließlich im wesentlichen nach dem Rate Hardenbergs und der Königin: er entließ Zastrow und verbot ihm, sich mit dem König an einem Orte aufzuhalten oder in die vom Feinde besetzten Provinzen zu gehen.

Wie im Kampfe gegen Zastrow, so hat Luise auch sonst den König unablässig gemahnt, an Hardenberg festzuhalten und das zaghaft begonnene Reformwerk nachdrücklich und rücksichtslos durchzuführen. Sie konnte Hardenberg und dessen neue Mitarbeiter — die Schön und Niebuhr, Klewiz und Staegemann — die „ersten Köpfe des Staates" — nicht genug rühmen. Nur Ausharren! Nur Festbleiben! Nur einmal ein kräftiges „Car tel est mon plaisir" gegen diejenigen, die immer vom wahren Wohl, von Vereinfachung der Geschäfte usw. reden, und dann bei jeder Neuerung schreien! Nur einmal „ein Strafgericht" gegen die

Zastrow, Schrötter und Voß, die in Memel einen Oppositionsherd, „ein kleines Moskau" bilden, die auf Hardenberg schelten, alles bekritteln, die Stimmung verderben und nach Frieden rufen. Es war doch nicht möglich, stärker und deutlicher zum Könige zu sprechen, als wenn seine Gemahlin ihm erzählte: die Oberhofmeisterin Gräfin Voß habe ihren Neffen, einen der Minister, die gegen die neue Geschäftsverteilung dem Könige Vorstellungen gemacht hatten, zornig gefragt: „Hätten Sie das Friedrich dem Zweiten getan?"

Glückliche Tage in Königsberg! In dem schrecklichen Jahre des furchtbaren Krieges Luisens beste Zeit, wo die hoffnungsfrohe Mitarbeit an dem großen Kampfe um die Freiheit Europas ihren Geist weitet, ihre Kräfte steigert, ihren Mut beflügelt. Sie sieht in dem Kriege nicht einen Kampf nur zwischen Preußen-Rußland und Frankreich. Sie erkennt, daß es hier Höheres gilt, daß jetzt um „die Freiheit der Welt", um das Glück, „die Unabhängigkeit der künftigen Generationen" gerungen wird. Das volle Bewußtsein der Bedeutung dieses Kampfes und der Größe der Aufgabe, die Preußen dabei zugefallen ist, hebt die Königin empor zu einer Höhe der Gesinnung, zu der keine Anwandlung der Schwäche heraufreicht. Nie kommt ihr der Gedanke, die Rettung Preußens durch einen Sonderfrieden mit Napoleon zu erkaufen. Sie hat eine lebhafte Empfindung dafür, daß sie durch diese Haltung die Ehre Preußens rette, und das macht sie „stark bis in den Tod". Der schwedische Diplomat Brinckmann, der sonst, wie wir uns erinnern (siehe oben S. 176), recht bitter zu urteilen pflegte, rühmt gegen Ende des Kampfes ähnlich wie Gentz am Anfang: „Die Königin hat seit Beginn des Krieges nicht einen Augenblick Heldenmut und Standhaftigkeit verleugnet."

Und alles was sie umgibt, was sich ihr nähert oder was sie an sich zieht, sucht die Königin mit dem Geiste zu erfüllen, der sie selbst beseelt. Als „Landesmama", wie sie sich in Königsberg einmal nennt, fühlt sie sich glücklich, von „den getreuen Untertanen" geliebt und gesucht zu werden. Keine Oberhofmeisterin wehrt jetzt eifersüchtig den Zugang zur Königin, keine Cour wird gehalten. Die Damen, die sich melden lassen, sind willkommen, werden mit einer Tasse Tee bewirtet und müssen mit Scharpie zupfen. Ein häufiger Gast ist Frau von Krüdener, die zuweilen aus ihren Schriften vorliest. Neben den preußischen Generalen, Blücher, der sich vor seiner Abreise nach Pommern von ihr verabschiedet und Briefe für den Vater in Neustrelitz erhält, Rüchel, dem Gouverneur von Ostpreußen, und Kessel, dem neuen Kommandanten der Garde, dem Grafen und der Gräfin Dohna-Schlobitten, deren vier Söhne im Felde standen, kommen zahlreiche Diplomaten, wie Lord Hutchinson, ein typisch steifer und wunderlicher Engländer, und viele Russen, Alexanders Günstling, der preußenfeindliche Pole Czartoryski mit seinen Freunden Nowossiltzow und Stroganow, und der

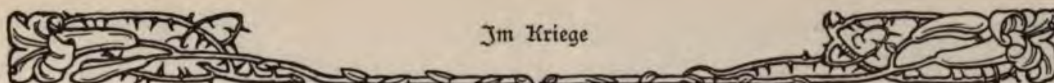
15*

Minister des Auswärtigen, Budberg, für den sie beim König um den Schwarzen Adlerorden bittet. Immer, bei solchen Gesellschaften, bei freundlichen Aufmerksamkeiten besonders gegen Engländer und Russen, fühlt sie sich im Dienste der guten Sache. Noch über diesen gewohnten Kreis hinaus aber dehnt sie ihre Empfänge: sie sieht den alten Kriegsrat Scheffner, dessen wir noch näher gedenken werden, den Prediger Borowski, dessen „Kernpredigten nach alter Art ihrem Herzen ein wahres Labsal sind", und Vertreter der jungen deutschen Dichtung: Max von Schenckendorff und Achim von Arnim. Man fährt auf dem Schloßteich in Königsberg und auf dem Pregel spazieren, und Königin Luise, deren Boot Wilson lenkt, singt mit Schwester Friederike zur Gitarre aus dem eben erschienenen Wunderhorn: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus".

Glückliche Tage in Königsberg! Die Königin klagt wohl einmal über die nordische Sonne dort, die leuchte ohne zu wärmen: sie selbst in sich — Bruder Georg hat dies Gleichnis einmal gebraucht — trug eine Sonne, deren Strahlen ihre Umgebung erleuchteten und erwärmten.

Allein, seit Mitte Mai schon, färbte sich die hoffnungsfrohe Stimmung trüber und düsterer. Luise hatte bereits gelegentlich, in böser Vorahnung, zu Schwester Friederike geäußert, sie sehe diese glücklichen Tage „nicht als Belohnung vergangener unglücklicher Zeiten an, sondern als eine Quelle der Stärkung zu neuen Unglücksfällen". Nun kam aus Memel die Nachricht von einer schweren Erkrankung Alexandrinens, was die Mutter so erregte, daß sie schon im Begriff war, nach Memel abzureisen, als beruhigendere Meldungen Hufelands sie zurückhielten. Schlimmer noch quälte die Königin die Sorge um Danzig und die Entrüstung über die Unbeweglichkeit der großen russischen Armee. Immer enger schloß sich der eiserne Reif der Belagerer um die von Kalckreuth tapfer verteidigte Stadt, ohne daß Bennigsen ernstliche Hilfsversuche gemacht hätte. Königin Luise selbst wandte sich am 18. Mai an Kaiser Alexander mit der Bitte, Danzig nicht fallen zu lassen und durch ein Vorgehen der Hauptarmee eine Ablenkung des Feindes herbeizuführen. Was sie freilich inzwischen durch ihren Gemahl von dem russischen Heere erfuhr, verhieß wenig Aussicht auf den Erfolg aller ihrer Bemühungen.

Seit dem 16. April bereits weilte König Friedrich Wilhelm mit Kaiser Alexander bei den russischen Truppen in Schippenbeil und Bartenstein. Die persönlichen Beziehungen der beiden Monarchen zueinander hätten nicht herzlicher und vertraulicher sein können; Alexander, der sich inmitten seines Heeres wie der Hausherr fühlte, war von rührender Zuvorkommenheit gegen den König, dessen Einfachheit es der Aufmerksamkeiten manchmal selbst zuviel wurde. In den Staatsangelegenheiten machte Hardenberg meist den Vermittler zwischen ihnen; dagegen fanden sie sich immer zusammen in ihrer gemeinsamen Neigung für die Aeußerlichkeiten



des Militärwesens. Manche russische Einrichtung erhielt damals Eingang in die preußische Armee, während früher das Umgekehrte der Fall gewesen war. Nach Alexanders Beispiel fing Friedrich Wilhelm an, einen Tschako zu tragen, und ließ seinen Schnurrbart wachsen, was ihn anfangs nicht recht kleidete und später, wie es hieß, in Tilsit Napoleon mißfiel. Er ließ sich jetzt den Zopf abschneiden, der bei den Soldaten schon seit einigen Monaten abgeschafft war, und schickte ihn seiner Gemahlin, die ihn sorgfältig aufhob und den Sturz dieses Symbols von Altpreußen mit bemerkenswerten Worten begleitete. Sie schrieb dem Könige am 6. Mai: „Vor zwei Jahren hätte man in Preußen nicht an diese Aenderung zu denken gewagt, wegen der Idee und des Wertes, den man dem alten Kostüm der preußischen Armee beimaß. Der Siebenjährige Krieg hatte seinen mächtigen Einfluß bis auf die Haartracht ausgedehnt, und wer sie hätte ändern wollen, hätte ein Majestätsverbrechen begangen. Dagegen hat der mächtige Einfluß der französischen Revolution diese Aenderung gestattet, denn, meiner Treu, niemand wird einen Zopf tragen wollen, um das Andenken an den Tag des 14. Oktober zu verewigen, der gegen die Revolutionäre verloren ging. Jedenfalls habe ich Tränen gelacht über das Zöpfchen, und es soll aufbewahrt werden unangetastet bis an der Welt Ende." Und später noch einmal: „Ich muß Dir noch sagen, daß das Geschenk Deines Zopfes mir wirklich Vergnügen gemacht hat; denn ich wünschte diese Toilettenänderung längst; alles was im Kriege die Toilettebedürfnisse vereinfachen kann, ist wirklich gut."

König Friedrich Wilhelm hing an Alexander mit fester Treue und mit unerschütterlichem Glauben; „sein Herz ist so gut," schreibt er einmal über ihn, „sein Wille für das Gute so bestimmt, seine Absichten sind so edelmütig." Allein das Verhalten Bennigsens und die Mißstände im russischen Heere, die Unordnungen und Ausschreitungen, ließen keine Zuversicht in ihm aufkommen. Vergeblich wurde, unter Hardenbergs eigener Leitung, von preußischer Seite alles aufgeboten, um den Unterhalt des russischen Heeres sicherzustellen: immer von neuem klagte Bennigsen über Verpflegungsschwierigkeiten, die ihm jede Bewegung unmöglich machten, und ließ die Truppen, die er einmal, gegen Mitte Mai, bereits zu einer Angriffsbewegung zusammengezogen hatte, wieder auseinandergehen. „Parturiunt montes", meinte Friedrich Wilhelm. Dabei mußte der König „mit blutendem Herzen" zusehen, wie das reiche Land an der Alle verwüstet, die unglücklichen Einwohner ausgeplündert, gemißhandelt und vertrieben wurden. Die grausamste Enttäuschung für ihn war es, als er sich allmählich überzeugte, daß auch die längere persönliche Anwesenheit Alexanders keine Ordnung in die eingewurzelten Mißbräuche im russischen Heere bringen werde. „Ich schäme mich in die Seele des Kaisers", schrieb er seiner Gemahlin. In solcher Stimmung verließ

der König am 20. Mai das russische Hauptquartier, wo die Erledigung der diplomatischen Geschäfte ihn länger als er gewünscht festgehalten hatte, und ging mit Kaiser Alexander nach Heiligenbeil, am Frischen Haff, um dort sein eigenes kleines Truppenkorps zu besichtigen. Er erfüllte damit endlich einen Wunsch, den Königin Luise schon wiederholt, vorsichtig aber nachdrücklich, ihm angedeutet hatte. Er überreichte L'Estocq, der für den Sieger von Preußisch-Eylau galt, das gelbe Band des Schwarzen Adlerordens, verteilte Medaillen unter die Soldaten und richtete ermunternde Worte an sie, „so gut ich es vermochte" — wie er selbst bescheiden schreibt. Dann eilte er weiter nach Königsberg zu seiner Gemahlin, die er in dieser ganzen Zeit nur einmal besucht hatte, während Kaiser Alexander nach Tilsit reiste, wo russische Verstärkungen erwartet wurden.

Wenige Tage nur waren Friedrich Wilhelm und Luise in Königsberg wieder vereinigt, als die Unglücksbotschaft eintraf, daß Danzig, nachdem ein schlecht angelegter Hilfsversuch unter großen Verlusten gescheitert war, am 26. Mai ehrenvoll kapituliert habe. Ein neuer Schlag für Luisens Hoffnungen! „Danzig! Danzig! ist dahin", schreibt sie dem Bruder, „seit gestern in französischen Händen! in diesen verhaßten, über alles gräßlichen Händen"... Aber sie bleibt ungebeugt, kein Gedanke an Sonderfriede, an Trennung von Rußland. „Glaube deshalb nicht, daß mein Geist auf der Erde liegt, so gebeugt, daß ich den Kopf nicht mehr heben kann ... Was aus uns werden wird, weiß Gott. Doch gebe ich Dir die Ueberzeugung, daß gewiß nichts gegen die Ehre Preußens getan wird. Ein Separatfrieden ist ein Ding, was wir gar nicht kennen. Mit dem Kaiser ist so eine Intimität, in den Kabinetten auch, wir haben uns so mit Leib und Seel' an den guten Engel verschrieben (nicht an den Doktor Faust wie Zastrow wollte), daß nichts in der Welt geschehen kann, als mit ihm und durch ihn. Diese Beruhigung gibt mir dann Kraft, wenn alles in schweren Gewitterwolken neben mir und um mich ist, und der Gedanke, der Franz den Ersten so stark belebte, als er auch im größten Unglück war, Tout est perdu, hormis l'honneur, soll mich stark machen bis in den Tod" ...

Königin Luise begnügte sich nicht mit Klagen; sie versuchte noch, da Abhilfe zu schaffen, wo sie am nötigsten schien: in der Führung des russischen Heeres. Der König hatte ihr angedeutet, daß Alexander, selbst unzufrieden mit Bennigsen, an die Uebernahme des Oberbefehls denke, und daß dies wohl das beste wäre, wenn er nur gute Ratgeber fände. Sie entwarf am 1. Juni ein Schreiben an Kaiser Alexander, in dem sie, unter lebhaften Beschwerden über Bennigsens Untätigkeit, dem Kaiser den Wunsch äußerte, er möge sich selbst an die Spitze seiner lorbeergekrönten Armee stellen. Sie erschrak dann doch über die Kühnheit ihrer Bitte, und Hardenberg, den sie wieder um Rat fragte, empfahl ihr,

den Ausdruck ihres Wunsches wegzulassen und nur die Hoffnung auf neue russische Siege bei guter Leitung der Truppen auszusprechen. Die Königin willfahrte dem Verlangen Hardenbergs, der das abgeänderte Schreiben selbst dem Kaiser nach Tilsit überbrachte.

Wenige Tage später sandte sie Alexander einen zweiten Brief, diesmal wesentlich persönlichen Inhalts. Sie gedachte bewegten Herzens des 10. Juni, des ersten Tages der Zusammenkunft, die fünf Jahre vorher in Memel stattgefunden hatte, und der für ihr Innenleben so bedeutungsvollen Bekanntschaft mit Kaiser Alexander. Indem sie ihn daran erinnert, beklagt sie zugleich, daß das „Ungeheuer Bonaparte" die unschuldigsten Freundschaftsbande zu zerreißen verstanden habe und sie dadurch des Glückes beraube, dem Kaiser in ihrem eigenen Lande, in Tilsit, von wo sie einst den ersten Brief an ihn geschrieben, die schuldigen Ehren zu erweisen. Aber sie rührt doch auch an die politische Seite dieser Beziehungen. Die Unwandelbarkeit seiner Freundschaft für den König, so sagt sie ihm, sei jetzt ihre einzige Hoffnungsquelle. Ohne ihn würden der König und sie selbst verlernen müssen zu hoffen.

Es scheint fast: die Mitteilungen des Königs über die Zustände in der russischen Armee und über die wachsende Opposition gegen Alexanders Politik hatten Zweifel und Besorgnisse in Königin Luise erweckt, die nur zu bald sich traurig bewahrheiten sollten.

Was der zähe Widerstand von Danzig nicht vermocht hatte, bewirkte endlich dessen Fall: Bennigsen, der nun eine Offensive Napoleons befürchten mußte, auch wohl von seinem Kaiser aufgerüttelt wurde, entschloß sich jetzt selbst an der Alle aufwärts zum Angriff vorzugehen. Nach einigen unbedeutenderen Gefechten kam es am 10. Juni südlich Bartenstein, bei Heilsberg zu einer Schlacht, in der die Russen unter erfolgreicher Mitwirkung preußischer Kavallerie einen unzweifelhaften Sieg errangen.

Königin Luise, die gerade an demselben Tage Königsberg verlassen und nach zwölfstündiger Fahrt in drückendster Hitze Memel erreicht hatte, erhielt dort erst zwei Tage später durch einen Boten ihres Gemahls, der sich inzwischen zu Kaiser Alexander nach Tilsit begeben hatte, die Nachricht von dem russischen Siege. Der König hielt die Schlacht tatsächlich für einen bedeutenden Erfolg, wenn er auch nach allen trüben Erfahrungen der letzten Monate keine großen Hoffnungen daran knüpfte. Die Königin war „außer sich vor Freude", sie eilte selbst zu Köckritz, um dem unbekehrbaren Pessimisten die Siegesnachricht zu bringen. Rasch füllten sich die Straßen mit jubelnden Menschenmassen; die Musik der Garde spielte vor dem Hause der Königin. Luise war unendlich glücklich, besonders über den Siegesanteil der tapferen preußischen schwarzen Husaren. Bei alledem — eine rückhaltlose Freude wollte doch nicht in ihr aufkommen. „Gott wolle jede Hiobspost verhüten," schrieb sie am nächsten



Tage dem König, „es wäre zu grausam. Ich muß Dir freilich gestehen, daß nach zu großen Unglücksfällen mein Herz sich nicht völlig und mit ganzer Zuversicht der Glückshoffnung überlassen kann. Ich bin gar zu hoch von meinem Himmel gestürzt ..... Wer könnte mehr als Du und ich an der Nationalehre halten? Wir haben noch vieles gut zu machen, aber mit Gottes Hilfe werden wir es auch. Adieu, adieu. Gott wolle fernerhin die nicht verlassen, die an ihn glauben und auf ihn hoffen ewiglich."

Luise hatte kaum diese Zeilen geschrieben, am 13. Juni, als die befürchtete „Hiobspost" eintraf und die stürmisch laute Freude in ebenso tiefe Niedergeschlagenheit verwandelte. Bennigsen, um nicht in seiner rechten Flanke überflügelt zu werden, hatte an der Alle abwärts den Rückzug antreten müssen. „Da lies, so gewinnt Bennigsen Schlachten und so verliert Bonaparte sie" — mit diesen Worten sandte der König ihr die Nachrichten über Bennigsens Rückzug. Zwei Tage später, am 15. Juni, traf der König, trüber Ahnungen voll, selbst bei der Königin in Memel ein.

In der Freude dieses Wiedersehens ahnten beide nicht, daß schon am Tage vorher ihr Schicksal entschieden war: am 14. Juni hatte bei Friedland in einer neuen Schlacht Napoleon das russische Heer vernichtend geschlagen.



Königin Luise
Oelgemälde von Madame Vigée le Brun, 1802. Ausschnitt



Achtes Kapitel

Königin Luise in Tilsit

(1807)

Die Nachricht von der Niederlage der Russen bei Friedland gelangte am 16. Juni nach Memel, nur einen Tag später, nachdem dort König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise sich wieder vereinigt hatten. Der König blieb gefaßt und ruhig; er hatte wenig gehofft und darum wenig verloren. Sein Groll wandte sich gegen Bennigsen; er meinte, und mit ihm selbst mancher Russe, so viele Fehler könne der General nicht ohne geheime Absichten begangen haben. Die Königin, die noch eben den Sieg der Russen bei Heilsberg in jubelnder Hoffnungsseligkeit gefeiert hatte, war tief entmutigt, fast verzweifelt; aber sie fand bald Trost und Halt in ihrem schlichten Gottvertrauen und in dem erhebenden Bewußtsein eines Unterganges mit Ehren. Das Ethische in Königin Luise, ihr sittliches Ich blieb erhaben über Glück und Unglück, über Sieg und Niederlage. Die harten Schicksalsschläge stählten das sonst so weiche Gemüt: unerschrocken und ungebeugt stand sie unter den Trümmern ihres Glückes. Und nie offenbarte sich der Reichtum edler Gefühle, der sie beseelte, tiefer und schöner als in den Aeußerungen gerade aus diesen Unglückstagen: Briefdenkmale von unvergänglichem Werte, in denen der stolze Schmerz nicht verdienten Unglücks ergreifendsten Ausdruck findet. „Glaube an uns," schreibt sie dem Bruder, „denn wir glauben an Gott und die Tugend. Ja, so lebt und fühlt der edle Mensch und so erhält er sich Friede in

seiner Brust, wenn des Schicksals Stürme über ihn krachen, wenn Königreiche untergehen, wenn das Laster siegt." Und an den Vater: „Zwei Trostgründe hab' ich, die mich über alles erheben; der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des Schicksals, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns; der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt ..... Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet und geschätzt von Nationen, und werden immer und ewig Freunde haben, weil wir es verdienen ... Noch eins zu Ihrem Trost, nämlich daß nie, nie etwas von unserer Seite geschehen wird, was nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist ... Der König steht mitten im Unglück ehrwürdig und charaktergroß da" ...

Auch in diesen Stunden, wo die Verzweiflung nach ihrem Herzen griff, nicht einen Augenblick hat Königin Luise bereut oder nur bedauert, was mit ihrer Zustimmung geschehen war. Mochte sie die Folgen beweinen, wie sie später einmal gesagt hat, nicht das Prinzip der Handlung — Ehre und Selbstgefühl — und nicht die Handlung selbst. Das stolze Bewußtsein, recht und sittlich gehandelt zu haben, blieb ihr unerschüttert. „Auf dem Weg des Rechts leben, sterben," schrieb sie dem Vater, „ja wenn es sein muß, Brot und Salz essen, nie, nie werd ich unglücklich sein ... Nur Unrecht, nur Unzuverlässigkeit des Guten unsererseits bringt mich zu Grabe, da komme ich nicht hin, denn wir stehen zu hoch" ...

Bei alledem war die Königin darauf gefaßt, bei weiteren Fortschritten des Feindes über die russische Grenze flüchten zu müssen, wenn sie auch entschlossen war, bis zum Aeußersten auszuharren, um dieser Demütigung zu entgehen. „Gott wird mir helfen," schrieb sie, „den trüben Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze meines Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern, aber ich hefte meinen Blick gen Himmel, von da alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können" ... In ihrer Umgebung rüstete man schon zur Flucht auf die Schiffe oder über die Grenze hinweg nach Riga. Indessen trafen wieder beruhigendere Nachrichten ein über den gesicherten Rückzug der preußisch-russischen Truppen, das langsame Nachrücken der siegreichen Franzosen, den Stillstand der Operationen an der Memel, durch die beide Heere getrennt blieben. Die Gefahr, die einen Augenblick in unmittelbarer Nähe gedroht hatte, schien wieder in die Ferne gerückt, so daß König Friedrich Wilhelm selbst am 20. Juni früh Memel verlassen konnte, um nach Szawl zu reisen, einem Gute des Fürsten Subow in

Samogitien, wohin ihn Kaiser Alexander zu einer Zusammenkunft geladen hatte. Hardenberg war bereits dahin vorausgegangen.

Für die in Memel zurückbleibende Königin kam eine qualvolle Zeit bangenden Harrens, Tage, in denen die dunkel vor ihr sich ausbreitende Zukunft nur selten noch von einem Hoffnungsstrahle erhellt wurde. Einigen Trost und zuweilen eine Erheiterung gewährte ihr der Umgang mit Prinzessin Wilhelm und Prinzessin Luise Radziwill, mit denen sie auch jetzt noch manchmal im Ringspiel Zerstreuung suchte. In Memel ging der Lärm kriegerischer Rüstungen weiter, auf der Nehrung wurden Verschanzungen aufgeworfen, im Hafen Kanonenboote bewaffnet; unter den Fenstern der Königin vorbei zogen in langen Reihen die Wagen zur Quaibrücke. Die Stadt füllte sich mit den Flüchtlingen von Königsberg, mit verwundeten Russen und Preußen. In der Not und Spannung des Augenblickes beruhigte zunächst das Gerücht von dem Abschlusse eines Waffenstillstandes, das sich bald nach der Abreise des Königs verbreitete. Die Stimmung neigte schon zu einem Frieden. Bei den unsäglichen Leiden und der Erschöpfung des Landes, bei der gegenseitigen Erbitterung zwischen Russen und Preußen, die durch die letzten unglücklichen Ereignisse wenn nicht hervorgerufen, doch gesteigert war, erschien auch für Preußen die Fortsetzung des Krieges als eine Unmöglichkeit. Unter den Russen verlautete, die Preußen verdienten nicht, was man schon für sie getan habe; von den Preußen wurde laut auf Bennigsen gescholten, der sich an den für die Armee bestimmten Lieferungen bereichert habe. Zuweilen schmeichelte man sich mit der Möglichkeit einer Aussöhnung mit Napoleon; es hieß schon, der Kronprinz solle ihm dann schreiben und um Rückgabe der Andenken an Friedrich den Großen und anderer geraubter Familienstücke bitten.

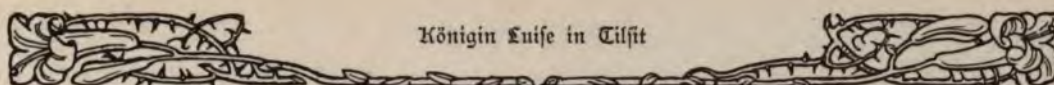
Da aber kamen aus Szawl Briefe des Königs mit der Nachricht von einem völligen Umschwunge der Politik Rußlands, das nach einer Verständigung mit Frankreich übereifrig hinstrebte, von der Verhandlung über einen russischen Waffenstillstand, wobei von französischer Seite die Einräumung der noch verteidigten preußischen Festungen Pillau, Graudenz und Kolberg gefordert wurde, sogar von der Wahrscheinlichkeit einer Zusammenkunft mit dem „Menschenfreunde" Napoleon. Wie tief verletzend und erschütternd drangen diese Nachrichten in das Innerste der unglücklichen Königin! Verzweiflungsvoll sah sie zusammenbrechen, worauf sie mit gläubiger Zuversicht immer gebaut hatte. Der Abfall Rußlands insbesondere schmerzte und entrüstete sie, ohne freilich ihr Vertrauen in Kaiser Alexander zu zerstören. Sie glaubte noch, nach Art des früher geplanten Norddeutschen Bundes, an die Möglichkeit eines großen nordischen Bundes, bei dem „alle für einen, einer für alle" stehen sollten. In einem rührenden Briefe flehte sie den Schwachen und Ungetreuen um Schutz für ihren Gemahl,



für ihre Kinder. „Sie werden," schrieb sie ihm am 25. Juni, „in diesem grausamen Augenblick nicht Ihren Freund und eine Sache verlassen wollen, die Ihrem Herzen immer teuer gewesen ist; auf dies Herz, dem alle Tugenden eigen sind, gründet sich alle meine Hoffnung für die Zukunft ... Ach, lieber Vetter, verlassen Sie uns nicht! ... Meine Gesundheit ist durch all diese Unruhe etwas gestört, .. doch mag ich erliegen, wenn nur der König gerettet wird, wenn nur meine Kinder ein Loos, eine Zukunft haben, wenn nur der König unabhängig, glücklich lebt, wie glücklich wäre ich, dafür das Opfer zu sein." Allen ihren Haß und alle ihre Verachtung warf die Königin auf Bennigsen, den Besiegten von Friedland, — der in seinen Aufzeichnungen doch mit hoher Bewunderung von ihr spricht — und auf den Großfürsten Konstantin, die Triebfeder der neuen russischen Politik. „Ich könnte ihn prügeln," schrieb sie, „und seinem Freund und Verteidiger ins Gesicht speien." Mit einer gewissen Schadenfreude hörte sie, daß Konstantin Polen erhalten solle, das gönnte sie beiden: den Polen solchen Herrscher, dem Großfürsten solch ein Volk. Fiel schon der Anfang der Unterhandlung, der Waffenstillstand, so ungünstig aus, wie schlecht mußte da der Friede werden. Mit bitterem Schmerze dachte die Königin der schweren Opfer, die Preußen für die Fortsetzung des Krieges gebracht hatte — und nun bei der Dummheit und Böswilligkeit der anderen, so viel tapferes Blut unnütz vergossen!

Mit wahrhaftem Entsetzen aber erfüllte sie die Nachricht von einer bevorstehenden Zusammenkunft der Monarchen mit Napoleon. Alles, was rein und edel, menschlich und hochherzig in ihr war, empörte sich gegen diesen Gedanken. Sie verstand es nicht, wie Kaiser Alexander nach dieser Zusammenkunft hindrängen könne, nach dem Zusammentreffen mit dem Manne, in dem sie die Vereinigung von allem, was gemein, mit allem, was boshaft erblickte. Für ihren Gemahl selbst fürchtete sie gleichsam eine Entweihung, eine Entsittlichung von der Berührung mit diesem „unreinen Wesen", diesem „Höllensohne". Denn so sehr sie selbst unter all dem Schrecklichen litt, was um sie her vorging, schwerer noch lastete auf ihr der Kummer um den Gemahl und dessen Leiden, und in rührenden Worten spendete sie dem Unglücklichen Trost und Hoffnung. „Lebe wohl," schrieb sie ihm, „möge der Gott des Erbarmens Dich segnen und Dir die Wohltaten erweisen, die ich Dir wünsche. Das Gebet stärke Dich, er verläßt die nicht, die ihn nicht verlassen. Nur Standhaftigkeit, keine Nachgiebigkeit, die Deiner Unabhängigkeit Nachteil bringen könnte ... Adieu, tausendmal adieu, Gott sei mit Dir, wie die Wünsche Deiner Freundin, die Dir sicher sind."

Und noch hatte sie kaum die Möglichkeit einer Zusammenkunft fassen wollen, als sie schon die Wirklichkeit selbst erfuhr.



Am 21. Juni war in Tilsit zwischen russischen und französischen Bevollmächtigten ein Waffenstillstand unterzeichnet worden, bei dem zugleich Friedensverhandlungen und der Abschluß eines Waffenstillstandes auch zwischen Frankreich und Preußen vorbehalten wurden; die Forderung der Einräumung der preußischen Festungen hatte Kaiser Alexander für Rußland zurückgewiesen. Bei diesen Verhandlungen nun stellte Napoleon die Möglichkeit einer Vergrößerung Rußlands bis an die Weichsel in Aussicht, zeigte überhaupt ein so unerwartet weites Entgegenkommen, daß von russischer Seite mit wachsender Bereitwilligkeit auf eine intime Verständigung mit Frankreich, selbst auf den Gedanken eines Bündnisses eingegangen wurde. Wie von einem unwiderstehlichen Triebe fortgerissen verließ Kaiser Alexander schon am 22. Juni Szawl und erreichte nach kurzem Aufenthalt in Tauroggen, wo Friedrich Wilhelm sich ihm wieder anschloß, mit dem König zusammen am 24. Juni Picktupöhnen, einen Flecken von wenigen Häusern, am rechten Ufer der Memel, keine Meile mehr von Napoleons Hauptquartier am linken Memelufer in Tilsit entfernt. Noch gegen Abend desselben Tages erschien Napoleons Oberhofmarschall Duroc, um den russischen Kaiser zu einer Zusammenkunft einzuladen. Auf einem Floß im Memelstrom trafen am nächsten Tage, 25. Juni, Napoleon und Alexander zusammen, während König Friedrich Wilhelm, in einen russischen Mantel gehüllt, inmitten russischer Offiziere, unter strömendem Regen am Ufer wartend zusah. Welch ein Augenblick in Preußens ruhmreicher Geschichte! Der König hatte inzwischen erfahren, daß Napoleon bei der Verhandlung über den preußischen Waffenstillstand viele Schwierigkeiten mache, daß er die Entlassung von Hardenberg und Rüchel fordere und insbesondere auf Einräumung der drei Festungen bestehe. Er fand gerade noch Zeit, Kaiser Alexander davon in Kenntnis zu setzen, dem es gelang, den französischen Kaiser von diesen Forderungen vorläufig abzubringen, so daß einige Tage später der preußisch-französische Waffenstillstand zum Abschluß kam.

Am 26. Juni wurde auch König Friedrich Wilhelm zu einer Zusammenkunft mit den beiden Kaisern mehr zugelassen als eingeladen. Napoleon zeigte ihm dabei eine höfliche Kälte, keinerlei zuvorkommende Aufmerksamkeit; er ließ seine Abneigung gegen Preußen, obgleich er eine Unterhaltung über die Friedensbedingungen vermied, deutlich durchblicken. Dem König imponierte Napoleons Haltung keineswegs, sie schien ihm recht gewöhnlich; das „Ungeheuer" flößte ihm einen Widerwillen ein, den er nicht zu verbergen wußte. Er fühlte tief den vollkommen unausgleichbaren Gegensatz zwischen sich und dem gekrönten Sohne der Revolution — ein Gegensatz, der auch auf der anderen Seite empfunden und bemerkt wurde. Die Eindrücke dieser ersten Zusammenkunft waren bleibend und entscheidend.



Der ganze Verlauf der Zusammenkunft und die dabei gepflogenen Besprechungen entflammten aufs neue den zornigen Schmerz der stolzen Königin. Der Pavillon auf dem Memelstrom war nur mit den Initialen der Namen Napoleons und Alexanders geschmückt; der Franzosenkaiser unterließ, dem König seine Umgebung vorzustellen; er schloß ihn aus von seiner Tafel. Wie durfte dieser Teufel, „der sich aus dem Kot emporgeschwungen," einen König in dessen eigenem Lande so zu behandeln wagen? „Nun, es lebt doch noch ein Gott, der wird ihm schon den Lohn geben, den er verdient." Und was verlangte Napoleon? Die Entfernung Hardenbergs, von dem er gleichsam eine Ohrfeige erhalten zu haben behauptete, Hardenbergs, dessen Politik der Königin ebenso gefiel, wie sie seine Geschäftsgewandtheit und seine Geschicklichkeit besonders im Umgang mit dem Könige schätzte und den sie deshalb für unersetzlich hielt. Leichter in der Tat erschienen ihr die geforderten Abtretungen, so sehr ihr Herz an den alten preußischen „Kernprovinzen", Altmark und Magdeburg, hing, als das Gebot der Entlassung Hardenbergs. Was sie aber am meisten beängstigte, war die Furcht, die unausgesprochen aus allen ihren Briefen in jenen Tagen herausschaut, die Furcht, daß Napoleon die Monarchie Friedrichs des Großen zu einem Rheinbundstaate herabdrücken werde. Sie sah schon den ihr verhaßten Gesandten Napoleons, Laforest, wie einen französischen Präfekten in Berlin schalten und walten. Mochten ganze Provinzen, mochte die Hälfte des Landes verloren gehen: was ihm blieb, sollte der König frei beherrschen und beglücken, nach eigenem Rechte, nicht gebeugt unter den Willen Napoleons, nicht unterjocht und erniedrigt wie ein Rheinbundfürst.

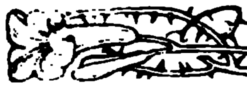
Unter solchen Eindrücken und Empfindungen, in dieser verzweiflungsvollen Stimmung, die den Untergrund ihres innersten Wesens erschütterte und aufwühlte, in ohnmächtigem Zorn und leidenschaftlichem Schmerz, zugleich in verzehrender Sehnsucht nach Hilfe für ihr Haus und ihr Land, reifte Königin Luise der schwersten Prüfung ihres Lebens entgegen.

Am 29. Juni hatte die Königin im Kreise ihrer Kinder den Geburtstag des Prinzen Karl gefeiert, unfrohen Herzens, in wehmutsvoller Erinnerung an den glücklichen Tag vor sechs Jahren, der ihr den dritten Sohn geschenkt. Am nächsten Tage erhielt sie einen Brief des Königs mit einem Schreiben Kalckreuths, der nach dem Rate eines Ungenannten — es war Murat — eine Reise der Königin nach Tilsit empfahl, die auch Napoleon anscheinend wünsche und die jedenfalls eine gute Wirkung haben werde. König Friedrich Wilhelm, ohne rechte Willensäußerung auch in diesem Augenblicke, hatte sich begnügt, ihr den Brief mit der Bemerkung zu übersenden, daß ihr die Sache gewiß recht unangenehm sein würde.

Der Entschluß der Königin war im Augenblick gefaßt. Der Gedanke des Zusammentreffens mit Napoleon war ihr nicht ganz neu, nicht ganz überraschend, wenn sie ihn auch

bisher wie etwas Befleckendes von sich abgewehrt hatte. Schon als sie aus Szawl von der Möglichkeit einer Zusammenkunft der Monarchen hörte, hatte sie sich glücklich gepriesen, durch den unwegsamen Sand der Nehrung vor einem Besuche Napoleons geschützt zu werden. Und wieder, als sie von der Einladung Napoleons an Alexander, von der Unterredung auf dem Floß in der Memel hörte, hatte sie mit bitterem Spotte gemeint: ob Seine Majestät Napoleon, um das Fest in Tilsit zu krönen, nicht auch sie einladen werde: sie liebe ihn so sehr, und es würde ihr solche Freude machen! Nun war die Aufforderung da, und sie dachte nicht daran, sich ihr zu entziehen. Sie hatte diesem Lande und seinem König schon so manches Stück ihres Selbst hingegeben: sollte sie ihnen das Opfer ihres Stolzes als Frau und als Königin weigern? Nie hätte ihre Herzensgüte einen solchen Vorwurf ertragen. Wie sie auch den Mann verabscheuen mochte, der sie und die Ihrigen ins Elend gejagt, der ihr aus tausend Wunden blutendes geliebtes Preußenland mit Füßen trat, der „Quell alles Bösen", die „Geißel der Welt", sie war bereit, nach Tilsit zu eilen, wenn sie hoffen durfte, für ihren gemißhandelten Gemahl, ihr gemißhandeltes Land etwas „Gutes zu stiften". „Dann", so schrieb sie damals an Rüchel, „fliege ich dahin, wo mein Herz nie sein wird, und trinke den Wermut und leere den Becher mit der Würde, die der Preußen Königin zukömmt." Uebrigens gab sie noch keineswegs alles verloren, immer und immer wieder ermahnte sie den König zur Festigkeit, zu standhaftem Ausharren; man sei noch lange nicht so weit, „Sammetpfötchen" machen zu müssen.

In quälender Angst und Sorge verflossen der Königin die nächsten Tage; mit klopfendem Herzen nahm sie jeden Brief aus Picktupöhnen entgegen. Wohl hörte sie, daß Napoleon im raschen Wechsel seiner Laune auch einmal höflich und freundlich sich zeige: er hatte nach ihrem und ihres eben von schwerer Krankheit genesenen Kindes, der Prinzessin Alexandrine, Befinden gefragt und dem Könige die Hoffnung ausgesprochen, daß auch sie nun ihren Frieden mit ihm machen werde; er hatte den König zu Gast geladen und bei dem Mahle sein Glas erhoben und auf ihr Wohl getrunken. Allein der Grundzug seines Wesens trat doch immer wieder abschreckend hervor, der harte herrische Wille, und ebensowenig verschwand aus seinem Verhalten die gleichgültige mißachtende Kälte gegen den König, der unter dem Drucke der auf ihn einstürmenden Ratschläge sich nach Alexanders Beispiel ihm beflissen und vertrauensvoll zu nähern versuchte und ihm gelegentlich — er sagt es selbst — wie ein „Wachtmeister" nicht von der Seite wich. Die Königin ihrerseits, bei dem Worte vom Frieden, den sie machen solle, gedachte aller der schmutzigen Schmähungen, mit denen der rohe Sieger sie in seinen Bulletins und seinen Zeitungen überhäuft hatte, und das Grauen kam wieder über sie vor der Berührung mit dem Abscheulichen, dessen bloße Nähe entwürdigte



Faksimile des Tagebuches der Gräfin Voß vom 5. bis 7. Juli 1807
Zusammenkunft der Königin Luise mit Napoleon in Tilsit

Le 5 juillet. La Reine était assez bien. Le Roi aussi qui vint, la maison étant vis-à-vis. Le matin vint le général Benningsen, Uwaroff et des nôtres. J'avoue que la vue du premier me fut très désagréable. Il alla chez la Reine. L'entretien ne fut pas long. Kalckreuth avait écrit que la Reine entrant à Tilsit, Napoléon y viendrait, qu'elle serait priée pour son dîner, qui est vers 9, et que j'aurais la même faveur. L'Empereur de Russie vint, eut une grande conférence où le baron Hardenberg fut aussi. Il dîna ici; c'est-à-dire nous allâmes chez le Roi, Hardenberg, Brinckmann et Uwaroff et les autres. L'on attendait un grand officier du Monsieur, il ne vint que tard, c'était le grand écuyer M. de Caulaincourt. Je fus obligée de me lever de table, la Reine vint ensuite, il fit des demandes de santé, la Reine fort polie. Etant expédié, nous retournâmes avec la Reine et l'Empereur, et il fut résolu de ne point aller à Tilsit, ce qui me fit grand plaisir, cela aurait dénoté trop d'empressement. Le Roi alla avec l'Empereur. Nous prîmes le thé; le duc et la duchesse de Holstein sont encore ici, ne pouvant avoir des chevaux, ils soupaient avec nous. M. de Bach fut envoyé chez l'homme, il en revint, dit qu'il avait été assez poli, du reste pas fort content.

Le 6. Nous dînâmes d'abord après 12 heures. Le Uwaroff, Benningsen et Manteuffel vinrent chez la Reine, mais les larmes. A 3 heures parti avec une escorte des gardes du corps, passé le pont volant et arrivé à Tilsit à 5, mis pied à terre chez le Roi. Napoléon y vint un quart d'heure après, je le reçus avec la comtesse Tauentzien au bas de l'escalier. Il est laid, gros de visage, brun, petit, sans forme, grands yeux qui roulent, l'air incarné de fureur, belle bouche et dents, très poli, parla longtemps seul avec la Reine. Il partit, nous allâmes chez lui vers 8 heures, voulant manger plus tôt pour la Reine. Je fus à la table. Il était de très bonne humeur, me parla beaucoup. Grande conférence avec la Reine, qui en était assez contente. Dieu veuille que cela aide. Nous revînmes à minuit. Le grand-duc Constantin bras dessus et dessous avec Murat qui est fort poli. Toute cette race ne met plus bas que terre. Hardenberg partit.

Le 7. J'écris tous les jours à Memel. Le duc de Holstein vint, il est insupportable. Nous eûmes à dîner le Hetman Platow avec son aide de camp, qui est . . . fraîchement (?); c'est une bien bonne physionomie, assez grand, noir, fort poli et maniéré. Il m'a promis son portrait. Brinckmann et Schladen dînèrent avec le prince Heinri avec nous. A 4 heures, nous passâmes le camp des Cosaques, des Kalmucks et des Baschkirs, qui ont l'air de Chinois. Les Cosaques vinrent aussi chanter . . .

P. 39 Le 5 Juillet. Le R. étoit après bien, le R. aussi [illegible] sa maison étant vis-à-vis
le matin, vint le G. Benningsen, Uvaroff, et les nôtres j'avoue que la vue
première fut très désagréable [illegible] la R. l'Entrevue [illegible]
Alexandre avoit écrit que le R. entrant à Tilsit [illegible]
étoit [illegible] et que j'aurois la [illegible]
l'Empereur de R. vint eut une grande conférence avec le Roi [illegible]
[illegible] il dîna ici, c'est-à-dire nous allions chez le R. [illegible]
et Uvaroff et les nôtres, [illegible] attendoit un G. Officier [illegible]
[illegible] étoit [illegible] M. de [illegible]
[illegible] de table. La R. vint en [illegible], il fit des [illegible]
[illegible] nous retournâmes avec
le R. et l'Empereur, et il fut résolu de ne point aller à Tilsit
[illegible] grand [illegible]
[illegible] le R. alla avec l'Empereur [illegible] le G. et la G. de
[illegible] des [illegible]
avec nous M. d'[illegible]
dit qu'elle avoit été assez polie [illegible]
[illegible] nous dînâmes d'abord après 12 heures, [illegible] Uvaroff, Benningsen et
Manteuffel [illegible] du R. [illegible]
[illegible] Escorte les Gardes du Corps [illegible]
arrivé à Tilsit à 5 [illegible]
[illegible] un quart d'heure après je le reçu avec la R. [illegible]
l'escalier, il est tout gros de visage [illegible]
[illegible]
très poli, [illegible] la R. [illegible]
nous allâmes [illegible]
la R. [illegible] à la table, il étoit de très bonne [illegible]
[illegible] grande Conférence avec la R. [illegible]
[illegible] nous [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] tout le jour [illegible] de Holstein [illegible]
[illegible] à dîner [illegible]
[illegible] assez grand [illegible]
[illegible] Benningsen [illegible]
[illegible] des Cosaques, des Calmouks et des
[illegible] les Cosaques [illegible]
Rasquir, qui ont l'air de [illegible]

gefunden habe, wie er auf Napoleons frivole Scherze eingehe und sich ganz an seinem Platze zu fühlen scheine. Für Napoleons Persönlichkeit fehlte es ihm keineswegs an Verständnis. Es ist doch eine feine und kluge Bemerkung, mit der er Napoleons Wesen und zugleich dessen Gegensatz zu seiner eigenen Natur glücklich charakterisierte, wenn er von ihm sagte: „Man braucht ihn nur einmal reiten zu sehen, so erkennt man den ganzen Mann. Er geht immer in Karriere, unbekümmert was hinter ihm fällt und stürzt. Er hat ein Pferd, worauf er sich verlassen kann, und so ist er sicher, wenigstens sich durchzubringen. Das ist denn die Hauptsache." Er bewunderte sogar in gewisser Weise den französischen Kaiser, den Umfang seiner Kenntnisse, die Klugheit seiner Regierungsgrundsätze. Wie schade nur, meinte er, daß ein solcher Kopf lieber die Geißel als der Wohltäter der Menschheit sein wolle! Denn dabei blieb er: Napoleon war für ihn ein „hämischer Teufel in Menschengestalt", und nachdem ihm sein Annäherungsversuch mißlungen, war er um so mehr bemüht, gegen diesen „Aventurier mit seinem satanischen Lächeln" sich nichts zu vergeben.

Napoleon seinerseits verbarg nicht das Mißfallen, das ihm des Königs ganze Persönlichkeit einflößte; er spottete über sein Benehmen, sein Aeußeres, die Zahl seiner Gamaschenknöpfe. Er verwies ihn auf die Mängel im preußischen Staatswesen und im preußischen Heere und belehrte ihn überlegen, wie man regieren müsse. Vor allem aber: er vermied nach wie vor mit ihm jede politische Unterhaltung. Es hieß, er habe gesagt, mit dem Könige sei überhaupt keine Verhandlung möglich; und auch Alexander sollte geklagt haben: der König wolle immer den Zweck, aber nicht die Mittel; er verderbe alles.

Wo war in dieser Not Hilfe zu finden? Sollte die bezwingende Anmut und Liebenswürdigkeit der Königin, der „fée enchanteresse", die fünf Jahre früher bei der Zusammenkunft in Memel den russischen Kaiser bezaubert hatte, nicht jetzt bei dem Franzosenkaiser ein Wunder wirken? Napoleon selbst, so erzählte man sich, habe zu Alexander gesagt: „Ich bin gewiß, daß die Königin die politischen Geschäfte weit besser als ihr Gemahl behandeln würde." Nicht mehr Kalckreuth allein, auch Hardenberg glaubte jetzt an die Möglichkeit eines Wunders. Sie überzeugten oder überredeten den König, der sich anfangs sträubte, „daß eine einzige Unterredung der Königin mit Napoleon mehr bewirken werde, als alle ihre Verhandlungen", und am 2. Juli schrieb Friedrich Wilhelm seiner Gemahlin: „Hardenberg bittet mich keinen Augenblick zu verlieren, um Deine Reise zu beschleunigen, da die Augenblicke kostbar sind, und was für das Gute geschehen kann, schnell geschehen muß .... Waffne Dich mit Mut, und denke nicht mehr an Möglichkeiten, die nicht verwirklicht werden können, sondern an die Zwangslage, in der wenigstens Preußen sich befindet, nachdem Rußland seinen Entschluß gefaßt hat."

Am 3. Juli, man feierte in Memel gerade den Geburtstag des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, erhielt Königin Luise den Brief, der sie in so dringenden Worten zur Reise nach Picktupöhnen aufforderte. Die Königin gehorchte: sie fühlte sich im Dienste des Königs und des Vaterlandes, sie wußte sich in der Hand höherer Gewalten. Dem Könige antwortete sie: „Ich kann Dir keinen größeren Beweis meiner Liebe und meiner Hingabe an das Land, dem ich angehöre, geben, als indem ich dahin komme, wo ich nicht begraben sein möchte." Am nächsten Tage zum General Kessel noch wie ein Aufschrei des unglücklichen Opfers: „Es ist mir, als wenn ich in den Tod ginge, als wenn dieser Mensch mich würde umbringen lassen; er hat meine Familie, er hat ganz Preußen unglücklich gemacht." Man tröstete sie: „nur sie allein könne dem Schicksal eine bessere Wendung geben, dieser Gedanke möge sie aufrichten." Dann, unter tausend Tränen, nahm Königin Luise Abschied und bestieg den Wagen, der sie durch die im frischesten Grün prangenden Ebenen Litauens von Memel nach Picktupöhnen trug, dem korsischen Imperator entgegen.

In dem verzweiflungsvollen Gemüte der Königin war kein Raum für die Hoffnung. „Je me flatte de rien" hatte sie auf den Befehl des Königs erwidert und schon vorher bei einem Bilde Napoleons hatte sie an ihren Lieblingsdichter Schiller gedacht, an das Wort der Maria Stuart vor Königin Elisabeth: „Aus diesen Zügen spricht kein Herz." Was sie unterwegs noch durch einen Brief des Königs erfuhr, die Zurücknahme der für Abtretung der linkselbischen Lande anfangs durch Napoleon versprochenen Gebietsentschädigung im Umfange von etwa 600000 Einwohnern, die auf Napoleons wiederholtes Gebot vollzogene Entlassung Hardenbergs, die Schwäche Alexanders gegenüber Napoleon, erhöhte die Verzweiflung der Königin, stärkte aber zugleich ihren Entschluß, alles was möglich sei für das Wohl ihres Landes zu versuchen.

Nach zehnstündiger Fahrt, am 4. Juli gegen Abend, begleitet von ihrer Oberhofmeisterin Gräfin Voß, der Hofdame Gräfin Tauentzien und dem Kammerherrn von Buch, traf Königin Luise in Picktupöhnen ein, wo sie in dem kleinen einstöckigen Pfarrhause abstieg. Gegenüber lag die Wohnung des Königs. Die Königin empfing noch am Abend Hardenberg, der sie für die Unterredung mit Napoleon vorbereiten sollte. So hatte sie selbst gewünscht, denn, wie sie sagte, sie wollte wohl „par cœur" mit Napoleon sprechen, aber nicht „de cœur". Sorgfältig las und bewahrte sie die Ratschläge, die Hardenberg ihr aufschrieb; sie wurden die Grundlage ihrer Unterhaltung mit Napoleon.

Am nächsten Tage, 5. Juli, kam Kaiser Alexander, der einige Schriftstücke Napoleons mitbrachte mit Angaben über die Friedensbedingungen; sie enthielten die bestimmte Forderung der Abtretung der preußischen Lande links der Elbe, über die Napoleon verfügen sollte,

und rechts der Memel, um Rußland eine natürliche Grenze zu sichern, wofür Preußen anderweit entschädigt werden könne. Während der Kaiser mit dem König und der Königin speiste, kam Napoleons Oberstallmeister Caulaincourt, um die Königin zu ihrer Ankunft zu beglückwünschen und nach ihrem Befinden zu fragen. Der Kaiser bedauere, das neutrale Tilsit nicht verlassen zu können, werde aber die Königin, wenn sie nach Tilsit komme, besuchen und einladen. Caulaincourts Komplimente wurden höflich erwidert; dem steifen und eitlen Formalismus seines Herrn gegenüber hielt man es aber für angemessen, die Reise der Königin nach Tilsit zunächst noch hinauszuschieben. Die Königin sprach dann mit Brinckmann, dem schwedischen Gesandten am preußischen Hofe; seine teilnehmenden Aeußerungen erwiderte sie mit den Worten, die den ganzen Abgrund ihres Schmerzes bezeichnen: „Ich bin erst dreißig Jahre, aber ich habe mich schon selbst überlebt."

Am Nachmittage des 6. Juli erst, nachdem sie am Vormittage noch den verhaßten Bennigsen gesprochen, fuhr Königin Luise — sie hat uns selbst diese Fahrt geschildert — mit dem Kammerherrn von Buch, den Gräfinnen Voß und Tauentzien, geleitet von einer Abteilung preußischer Gardedukorps, mitten durch russische und französische Truppen, die bei ihrem Anblick bewundernde Ausrufe laut werden ließen, während in ihr selbst Haß und Abscheu wieder aufflammten, zur Memel und über eine Fähre zu dem nahen Quartiere des Königs, der ihr nach Tilsit voraufgegangen war. Unterwegs hatte Kalckreuth sie begrüßt, der ihr noch einmal für die Unterhaltung mit Napoleon gute Lehren zu geben suchte. Bei dem Könige traf sie Kaiser Alexander und Graf Goltz, den Nachfolger Hardenbergs als Minister des Auswärtigen: beide waren trostlos über den Stand der Verhandlungen; beide beschworen die Königin, in der die letzte Hoffnung ruhe, den Staat zu retten.

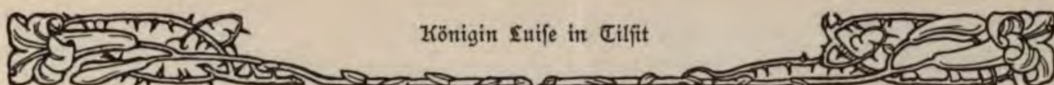
Sie hatten kaum einige Worte mit der Königin gewechselt und sich dann entfernt, als die Ankunft des französischen Kaisers gemeldet wurde. Er selbst im schlichten dunkelgrünen Uniformrocke, mit weißen Unterkleidern, aber umgeben von einem großen und glänzenden Gefolge, in dem vor allen Murat durch die bunte Pracht seiner Uniform auffiel. Von dem Kammerherrn von Buch auf der Straße, von der Oberhofmeisterin und der Hofdame an der Haustüre empfangen, eilte Napoleon die Treppe hinauf — ein Augenblick, und er stand auf dem Flure der Königin gegenüber.

Die Schönheit der Königin, das versichern alle Augenzeugen, strahlte niemals heller als in den dunklen Tagen von Tilsit. Die glänzend großen Augen in Schwermut leicht verschleiert, die sonst schon zur Fülle neigende Gestalt, die jetzt durch zehrenden Kummer zu zartem Ebenmaß verfeinert, vergeistigt schien, gehüllt in ein weißes silberdurchwirktes Kreppkleid, dessen Falten anmutig an den schlanken Gliedern herabflossen, auf dem biegsamen

16*



Halse das stolz erhobene Haupt unter dem Perlendiadem — so stand Königin Luise da, in Schmerz und Trauer, in hingebendem Opfermut eine rührende Verkörperung von Frauenschönheit und Frauenhoheit. Der Anblick Napoleons brachte ihr eine Ueberraschung. Der König hatte ihr gesagt, er habe etwas Gemeines in seinem Aussehen, sie konnte das nicht finden. Sein Kopf erschien ihr von schöner Form, der Ausdruck der Gesichtszüge verriet den Denker und den Herrscher; besonders gefiel ihr der lächelnde Mund, und an der ganzen Erscheinung erkannte sie staunend den Typus der Cäsaren. Aufatmend unter dem unerwartet günstigen Eindrucke, frei und unbefangen trat sie ihm entgegen und ließ sich von ihm in ein Zimmer führen, während der König zurückblieb und sich mit Murat unterhielt. Sie sprach ihm ihr Bedauern aus, daß er eine solche Treppe zu ihr habe hinaufsteigen müssen, beklagte mit leiser Ironie für ihn und seine Truppen den Aufenthalt im nordisch rauhen Preußen. Napoleon, etwas verlegen, wie die Königin bemerken wollte, antwortete mit Komplimenten. Dann, ohne Schwanken, ohne Scheu, kam die Königin rasch auf das, was sie hergeführt hatte. Der Kaiser, so begann sie, habe sie angeklagt, sich zuviel in Politik zu mischen, ein Vorwurf, den sie nicht verdient zu haben meine — Napoleon unterbrach sie mit der Beteuerung, daß er selbst diese Ausstreuungen nicht geglaubt habe — gleichviel, sie wolle ihn aufklären über den Schritt, den sie tue. Als Gattin, die des Königs Besorgnisse und Kummer teile, und als Mutter müsse sie den Augenblick benutzen und freimütig mit ihm sprechen. Sie könne nicht annehmen, daß er seinen Sieg mißbrauchen werde. Napoleon erwiderte, es sei nicht seine Schuld, wenn es zum äußersten gekommen sei; Preußen habe nach der Schlacht von Auerstedt jedes freundschaftliche Abkommen zurückgewiesen und seine Vorschläge nach Eylau kaum angehört. Die Königin erinnerte mit Recht daran, daß die Friedensverhandlungen nach Auerstedt nicht von Preußen abgebrochen seien, ging aber auf die Erörterung der Vergangenheit nicht weiter ein, sondern wiederholte, daß sie als Mutter zu ihm spreche, der das Schicksal ihrer Kinder am Herzen liege. Auf die Versicherung Napoleons, daß von der Vernichtung Preußens nicht die Rede sei, bemerkte sie: der Friede dürfe aber auch die Vernichtung in Zukunft nicht vorbereiten, Preußen brauche einen erträglichen Frieden. Sie gebe sich keiner Täuschung über die Lage hin und wisse, daß Opfer gebracht werden müßten. Aber man solle doch von Preußen nicht Provinzen trennen, die seit Jahrhunderten dazu gehörten, man solle ihnen nicht Untertanen nehmen, die ihnen wie Lieblingskinder teuer seien. Sie sprach von dem preußischen Volke, das seinem Königshause so rührende Beweise der Anhänglichkeit gebe und an das sie mit so vielen Banden gekettet sei. Sie bat für die linkselbischen Lande, namentlich für Magdeburg, das ihnen besonders wert sei. Napoleon verwies auf die allgemeinen politischen Kombinationen, die den besonderen



Rücksichten oft entgegenständen. Dann versuchte er abzulenken. Wie es seine Art war Damen gegenüber, begann er von Toilettefragen zu sprechen, in denen er gern den Kenner zu spielen liebte. „Sie tragen da ein schönes Kleid," bemerkte er. „Wo ist es gearbeitet? in Breslau? Macht man Krepp in Ihren Fabriken?" „Sollen wir von Putz reden in diesem Augenblicke?" erwiderte die Königin. Unbeirrt lenkte sie zurück. Vor der Höhe ihres sittlichen Ernstes verstummten Napoleons leichte Scherze; er mußte, er hat es später selbst gestanden, ihr die Führung der Unterhaltung lassen, der ersten, der einzigen vielleicht, die er nicht beherrscht und geleitet hätte. Nochmals suchte sie den Weg zu seinem Herzen, zu seinen edleren Gefühlen. Rache sei dessen nicht würdig, der sie widerstandslos ausüben könne; seine Siege würden ihm doppelt Ehre machen, wenn er sich auch Rechte auf Dankbarkeit erwerbe. Standhaftigkeit im Unglücke könne in seinen Augen kein Unrecht sein. Er werde die Manen Friedrichs ehren, indem er dessen Werk nicht zerstöre; das Genie werde das Genie achten. Mit rührenden Worten von Güte und Edelsinn, von Großmut und Hochherzigkeit — Worte, die ihr Wirklichkeiten bedeuteten, dem anderen nur ideologische Phrasen — suchte sie dem Unbarmherzigen Mitleid und Menschlichkeit abzugewinnen. Sie sprach und bat — „ein Seelenerguß gegen ein Herz von Bronze", wie sie später sagte — aber ihre Bitten zwangen ihm nur Komplimente ab, höfliche, freundliche Worte, „wir wollen sehen, ich werde daran denken." Und doch, so glaubte man damals, nach Aeußerungen Napoleons selbst, kam ein Augenblick, wo der Unbeugsame zu festeren Zusagen willig schien, als der Eintritt König Friedrich Wilhelms III. der Unterredung, die schon fast eine Stunde gedauert, ein Ende machte. Noch einige Komplimente, kühl und gemessen wie sonst, eine Einladung zu Tische, und Napoleon sprengte davon, in seinem Innern vielleicht bewegt, aber unerschüttert, unerbittlich wie das waltende Schicksal, dem er selbst so gern sich verglich.

Hoffnungsfroh blieb Königin Luise zurück. Was sie dem Gegner abgerungen hatte, waren nur Höflichkeiten, weniger als halbe Versprechungen, die den Sieger zu nichts verpflichteten, in das Herz der Unglücklichen aber wie Himmelstau gefallen waren. Hatte sie doch so wenig erwartet! Am Abend fuhr sie zum Essen zu ihm; er empfing sie auf der Straße, hob sie aus dem Wagen und führte sie hinauf. Der Verlauf des Mahles, an dem außer dem preußischen Königspaare und Napoleon noch Kaiser Alexander, Prinz Heinrich von Preußen, Kronprinz Ludwig von Bayern, Großfürst Konstantin, Murat und die Gräfin Voß teilnahmen, steigerte noch die freudig bewegte Stimmung der Königin. Die Unterhaltung war lebhaft, selbst scherzend. Napoleon neckte die Königin mit dem Turban, den sie nach damaliger Mode trug; das sei anzüglich für Kaiser Alexander, der mit den Türken Krieg führe; die Königin erwiderte, ihr Turban könne doch höchstens den Mamelucken



Rustam interessieren. Man sprach dann von dem beendigten Kriege, von der Gefahr der Königin, in Weimar durch Napoleons Husaren gefangen zu werden. In diesem Zusammenhange mag es gewesen sein, daß Napoleon fragte, wie nur Preußen mit seiner geringen Macht habe einen Krieg gegen ihn anfangen können, und daß Königin Luise die berühmte Antwort gab: „Der Ruhm Friedrichs des Großen hat uns über unsere Mittel getäuscht." Vor dem Schatten des großen Königs — Talleyrand hat es gesagt — wie klein erschien plötzlich Napoleon! Inmitten des freundlichen Hin und Her der Unterhaltung konnte der „kleine Tiger", wie den Korsen seine Landsleute nannten, nicht umhin, zuweilen die Krallen zu zeigen. So wenn er eine Sängerin, die einst auch seine Geliebte gewesen war, rühmte und, zur Königin gewandt, von dem Liede „Regina guerriera" sprach. Dem Mittagessen folgte eine neue Unterhaltung mit Napoleon, bei der die Königin nochmals ihre Wünsche vortrug, dabei sehr eingehend, vielleicht, wie Prinzessin Luise Radziwill urteilt, zu eingehend die Einzelheiten der schwebenden politischen Fragen erörternd. Sie bat, scheint es, nochmals besonders für Magdeburg, wollte eine Rose, die Napoleon ihr bot, nur mit dem Versprechen der Rückgabe Magdeburgs annehmen.

Die Hoffnungsfreude in der Umgebung der Königin stieg höher. Alexander und auch einige Franzosen beglückwünschten das Königspaar zu dem Erfolge, den die Königin errungen. Napoleon selbst sollte zu Alexander mit höchster Anerkennung von der Königin gesprochen haben, von ihrem Geist und ihrem Seelenadel; er wäre geneigt, etwas für sie zu tun: statt ihr eine Krone zu nehmen, wäre man versucht, ihr eine zu Füßen zu legen. Der Königin schien das Ergebnis des Tages in doppelter Hinsicht bedeutungsvoll und vorteilhaft: von Napoleons Persönlichkeit und seinem Wesen hatte sie einen nicht ungünstigen Eindruck gewonnen; politisch hielt sie sich zu den besten Erwartungen berechtigt. Schmeichelnde Hoffnungsträume, die nur eine kurze Sommernacht währten!

Hatte Napoleon seinerseits eine Enttäuschung erfahren? Scheute er das verabredete zweite Zusammentreffen mit der Königin? Fürchtete er für sich einen Augenblick der Schwäche, die Möglichkeit von Zugeständnissen? Um der Menschheit willen möchte man es glauben, daß auch ein Napoleon den rührenden Bitten einer unglücklichen Königin nachgeben zu müssen besorgte. Am wenigsten wahrscheinlich ist, wenn es auch am preußischen Hofe fast allgemein und selbst von der Königin geglaubt wurde, daß Talleyrand einen Gesinnungswechsel herbeigeführt habe. Wie dem sei, Napoleon, der mit Rußland zum Einverständnis gelangt war, beschloß auch mit Preußen ein Ende zu machen. Gleich am nächsten Vormittage, 7. Juli, ließ er den Grafen Goltz rufen, dem er in schneidend harten Worten die Bedingungen ankündigte, unter denen, ohne Aufschub und ohne Verhandlung,

der Friede zwischen Frankreich und Preußen geschlossen werden müsse. Was er der Königin gesagt, seien nichts als höfliche Phrasen gewesen; der König danke seine Erhaltung nur Alexander, ohne ihn würde er die Dynastie verjagt und seinen Bruder Jerome zum König von Preußen gemacht haben. Einen Versuch von Goltz, durch Hinweis auf politische Interessen Milderungen zu erlangen, wies Napoleon schroff zurück. „Was hat Ihr Herr," rief er, „in die Wagschale zu legen, was mich veranlassen könnte, ihm bessere Bedingungen zu gewähren? Alle Bande zwischen uns sind zerrissen, ich bediene mich meiner Rechte. Euer König hat mich dazu gezwungen. Die Zeit der Verhandlungen ist vorüber!" Und als Goltz, wie Königin Luise, durch Berufung auf seinen Edelmut seine Eitelkeit zu rühren versuchte, brach er los: „Das erste Gefühl, das mich in diesem Augenblick belebt, ist das der Rache, einer persönlichen Rache. Ich habe eine intime Allianz mit Preußen gewünscht; lange Zeit habe ich alle Cajolerien angewandt, die man an eine hübsche Frau verschwendet; einen Augenblick habe ich mir geschmeichelt, sie gewonnen zu haben, aber diese unkluge Kokette hat alle Welt täuschen wollen, und ist endlich gefallen als Opfer ihrer eigenen Treulosigkeiten ... Ich kenne ihn jetzt, Euren König," rief er dann aus, „ich kenne ihn auswendig von einem Ende bis zum anderen; dieser Mann ist nicht gemacht, die Vergangenheit zu vergessen; er hat mir ewigen Haß geschworen, ich weiß es, ich fühle es, er hat mich zu sehr beleidigt, um auf eine persönliche Versöhnung rechnen zu können, und ich will nicht die Dupe einer solchen Politik wie die Eurige sein. Wenn die Rache mir die Vernichtung Preußens als Großmacht diktiert, so werden meine politischen Kombinationen die Interessen Frankreichs sicher zu stellen wissen." Dann sprach er von der Königin: „Sie ist nie meine Freundin gewesen, ich weiß es wohl, aber ich vergebe es ihr leicht. Als Frau hatte sie es nicht nötig, die politischen Interessen genau abzuwägen. Sie ist für ihre Impetuosität bestraft, aber schließlich, sie hat Charakter im Unglück bewiesen. Sie hat mir über ihre Stellung mit vielem Interesse gesprochen, ohne irgend einen Schritt zu tun, der ihre Würde beeinträchtigen könnte. Man muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sehr verständige Dinge gesagt hat, und welches auch ihre Vorurteile sein mögen, sie hat mir wenigstens mehr Vertrauen bewiesen als der König, der es nicht für angemessen gehalten hat, mir das seine zu schenken."

Die Bedingungen, wie sie dann Talleyrand den preußischen Bevollmächtigten Goltz und Kalckreuth vorlegte, zeigten keine Spur einer mildernden Einwirkung der Königin. Sie erschienen eher noch schwerer, noch drückender als früher: die Elbe als Grenze, die Abtretung des größten Teiles der polnischen Erwerbungen Preußens, woraus ein Herzogtum Warschau für den neuen König von Sachsen gebildet werden sollte, während ein Stück an Rußland

abgetreten wurde, Verzicht auf den Verkehr mit England, Zahlung der noch rückständigen Kontributionen. Talleyrand bemerkte dabei ausdrücklich, daß Milderungen nicht zu erwarten seien und daß der Friede in zwei Tagen unterzeichnet sein müsse. In der Tat blieb jeder Versuch einer Herabsetzung der französischen Forderungen vergeblich. Es schien selbst, als ob Napoleon nach seiner Weise seine zornige, mitleidlose Stimmung noch künstlich steigere. Mit König Friedrich Wilhelm kam es dabei zu einem heftigen persönlichen Zusammenstoß, in dem sich der bei beiden angesammelte Groll Luft machte. Als Napoleon von der Verleihung des Herzogtums Warschau an den König von Sachsen sprach, bemerkte der König in bitterem Grimm: „Das ist wohl die Belohnung für den Verrat, den er gegen mich geübt"; worauf ein leidenschaftlicher Wutausbruch Napoleons erfolgte. Alexander, der beide laut schreien hörte, eilte herbei und fand, wie er selbst erzählte, den König „ganz rot vor Zorn", den Kaiser „grün vor Wut". Während Alexander beruhigende Worte sprach, schrie Napoleon: „Ja wohl, ich bin boshaft, ich bin rachsüchtig und verzeihe nie persönliche Insulten, das ist mein Grundsatz und dabei bleibe ich". Er hatte ein Gefühl davon, wie die Saat des Hasses, die er selbst doch ausgestreut, in Preußen aufgehen werde. „Sie verlangen," sagte er zu Alexander, „daß ich mich mit einem Manne aussöhne, der selbst in diesem Augenblicke die Wut nicht verhehlen kann, die sein Herz zerfrißt, und der diese Empfindungen allen seinen Untertanen einflößen möchte. Alle Preußen, wie sie sind, brennen vor Begier, sich an mir persönlich zu rächen, und Sie wollen, daß ich ihnen die Mittel dazu gebe? Nein, da ich doch auf keine aufrichtige Aussöhnung rechnen kann, so muß ich es Preußen unmöglich machen, je etwas gegen die Interessen Frankreichs zu unternehmen."

Königin Luise erfuhr diese Vorgänge, als sie am Nachmittag desselben Tages wieder von Picktupöhnen in Tilsit eintraf. Zweimal sah man Napoleon an ihrem Hause vorbeireiten; doch der erwartete Besuch blieb diesmal aus. Berthier kam dann, die Königin abzuholen. In demselben Staatswagen, mit demselben Zeremoniell wie tags zuvor, fuhr die Königin zu dem Prunkmahle Napoleons. Aber wie anders waren diesmal Stimmung und Unterhaltung! Napoleons erhitzter Unwille, der Königin Luise echte Trauer, die düsteren Mienen König Friedrich Wilhelms lasteten auf der Tischgesellschaft. Wenig nur und Gleichgültiges wurde gesprochen. Erst nach Tische fand die Königin Gelegenheit, einige bittende Worte an Napoleon zu richten; eine rohe Abwehr war die Antwort: „Wie können Sie mir noch zu guter Letzt etwas abpressen wollen!" Die Königin konnte nur ihrem Schmerze Ausdruck geben. Noch einmal, so berichtet wenigstens Prinzessin Radziwill, sprach Napoleon dann von dem Interesse und der Achtung, die sie ihm einflöße und die er ihr beweisen wolle; die Königin erwiderte: „Das hängt von Ihnen ab, noch ist es Zeit,

unser Glück liegt in Ihren Händen". So schieden Luise und Napoleon voneinander und haben sich nicht wieder gesehen.

An demselben Tage, 7. Juli, wurde zwischen Frankreich und Rußland der Friedensvertrag und ein Bündnis unterzeichnet, dessen Grundlage, wie bekannt, die Aufteilung der europäischen Türkei und der gemeinsame Kampf gegen England bildeten. Auch über Preußens künftige Gestaltung wurden dabei schon die entscheidenden Bestimmungen getroffen. Am nächsten Tage, während die Königin in Picktupöhnen zurückblieb, ließ sich der König durch Alexander widerstrebend bestimmen, mit seinem Bruder Prinz Wilhelm wiederum bei Napoleon in Tilsit zu speisen. Trotz allem, was am Tage vorher geschehen, scheint er noch einmal eine politische Unterhaltung mit seinem unbarmherzigen Feinde versucht zu haben; Napoleon wies ihn schroff zurück: „Eure Majestät vergessen, daß ich nur mit Kaiser Alexander verhandele". Am folgenden Tage trennte man sich: Napoleon, nachdem er noch nach seiner Gewohnheit eine theatralische Abschiedsszene mit dem russischen Kaiser veranstaltet, eilte über Königsberg und Dresden nach Frankreich, Kaiser Alexander über Tauroggen nach Petersburg. König Friedrich Wilhelm III., der sich mit seinen Brüdern Heinrich und Wilhelm von Napoleon kurz verabschiedet hatte, blieb mit der Königin noch in Picktupöhnen zurück, um die Unterzeichnung des preußisch-französischen Friedensvertrages abzuwarten, die erst spät abends am 9. Juli in Tilsit erfolgte. Am nächsten Tage kehrte das Königspaar nach Memel zurück, der König zufrieden, daß alles vorüber und die Zusammenkünfte und Unterredungen zu Ende, die Königin in tiefstem Schmerz über die erlebten Erfahrungen und in ernsten Gedanken über die neuen und schweren Aufgaben, die ihrer nun warteten.

Politisch, wie nicht näher ausgeführt zu werden braucht, war die Reise der Königin nach Tilsit und die Zusammenkunft mit Napoleon ergebnislos gewesen. Und doch war ihre Anwesenheit in Tilsit von hoher Bedeutung und von großer Wirkung für ihre Stellung in der Welt wie für ihr eigenes Ich.

Frankreich und Rußland hatten in Tilsit über Preußen und Deutschland das Los geworfen. In Napoleon und Alexander schien die Gesamtmacht des festländischen Europa vereinigt und verkörpert, wie in Friedrich Wilhelm die preußische Ohnmacht. Deutschland war politisch tot. Was von Deutschland noch lebte, deutscher Idealismus, deutscher Geist und deutsches Gemüt, alle jene lebendigen Kräfte, die die sittliche und geistige und bald auch die politische Wiedergeburt Preußens und Deutschlands hervorriefen, sie hatten den Realpolitikern Napoleon und Alexander gegenüber ihre Verkörperung gefunden allein in der Idealgestalt der Königin Luise. Das empfand man in Deutschland, das ahnte man selbst in Frankreich.

Auch die Wirkung auf Königin Luisens Innenleben war und blieb stärker, als man zunächst annehmen möchte.

Unter dem Eindrucke der Niederlagen der preußischen Heere und des jähen Zusammenbruches der altpreußischen Monarchie hatte sich in Königin Luise ein Umschwung vorbereitet, der durch die Ereignisse vor und bei der Zusammenkunft von Tilsit vollendet wurde. Wer so wie die Königin auf den Höhen glückseliger Hoffnung und durch die Tiefen der Verzweiflung gewandelt war, wer die Augen einer Welt auf sich gerichtet gesehen hatte, konnte nicht wieder hinabsinken in die Alltäglichkeit häuslichen Selbstgenügens. Das Opfer, das die Königin gebracht und dessen Größe sie voll empfand, erhob sie über sich selbst: es gab ihrem Wesen tieferen Gehalt, höheren Schwung und eine unvergängliche Weihe.

Aehnlich wirkte doch schließlich auch die Wandlung in ihrem Verhältnis zu Napoleon.

Wiederholt ist hier hervorgehoben worden, daß der Eindruck der Persönlichkeit Napoleons auf Königin Luise anfangs keineswegs ein ungünstiger gewesen ist; es kann hinzugefügt werden, daß trotz aller Enttäuschungen und der dadurch hervorgerufenen Erbitterung auch die letzte Wirkung der Zusammenkunft in Tilsit damit zusammenstimmt. Das kam zunächst davon her, daß seit Tilsit Napoleons persönliches Verhalten der Königin gegenüber ein anderes wurde: die rohen Angriffe, deren Zielpunkt sie gewesen war, verstummten völlig; fast nie mehr anders als in oft wohl absichtlich übertriebenen Ausdrücken höchster Achtung sprach fortan Napoleon von Königin Luise. Es ist unverkennbar, daß damit eine gewisse Beruhigung in das tief verletzte Gemüt der Königin einzog. Es mag ihr dadurch auch erleichtert worden sein, in den Augenblicken schwerster Gefahren, wie sie den preußischen Staat nur zu bald wieder bedrohten, sich brieflich unmittelbar an Napoleon zu wenden. Noch wenige Wochen vor ihrem Tode hat sie selbst eine neue Begegnung mit ihm für möglich gehalten. Ferner aber: Königin Luise war bei der Zusammenkunft in Tilsit doch inne geworden, welcher Riese den preußischen Staat zu Boden geworfen hatte, sie hatte gleichsam persönlich die Hand des Schicksals über sich gespürt. Eine gewisse Resignation mischt sich fortan in ihr Gefühlsleben, freilich ohne es auszufüllen oder zu beherrschen.

Nein. Sie resignierte nicht. Sie hatte die ungeheure Uebermacht gesehen, die augenblicklich unwiderstehlich triumphierte; allein sie hatte doch zugleich auch die sittliche Ueberlegenheit ihrer eigenen Welt über die Welt Napoleons stärker und inniger als je zuvor empfunden, und ihr frommer Glaube zweifelte nicht an dem endlichen Siege ihrer Welt.

Diese Zukunft, so fern sie scheinen mochte, mitwirkend vorzubereiten, darin sah Königin Luise gerade seit Tilsit ihre Aufgabe.



Neuntes Kapitel

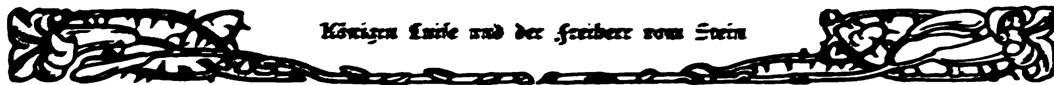
Königin Luise und der Freiherr vom Stein

(1807—1808)

I. In Memel. 1807

Der Friede war geschlossen, Napoleon abgereist, das Königspaar nach Memel zurückgekehrt. Ein Aufatmen ging durch die Lande, die das Glück hatten, noch preußisch zu bleiben. Wohl war die Verwüstung entsetzlich, furchtbar das Elend in den Gegenden, wo der Krieg zuletzt gewütet, besonders in den Landstrichen zwischen Königsberg und Tilsit und selbst zwischen Tilsit und Memel. Viele Dörfer waren niedergebrannt oder entvölkert; häufig begegnete man Bettlern, die Geld verschmähten und flehend nach Brot schrien. Aber das Segenswort „Friede" schien Ruhe, Erholung, Wiederaufbau zu verheißen.

Auch Königin Luise öffnete ihr Herz wieder der Hoffnung. Als Königin, als Gattin, als Mutter hatte sie Unsägliches erduldet, am schwersten vielleicht das Reinmenschliche in ihr gelitten, ihr Gemüt, ihr inniger Glaube an Güte und Größe. „Reich an Erfahrung, arm an Glauben," so schrieb sie am 5. August 1807 dem Bruder, „lege ich mein müdes Haupt an Deine Brust. Ach, George, welches Schicksal, welche Zukunft, welche Vergangenheit! Ist es möglich, daß solche Menschen von Gott erschaffen werden, als ich habe kennen lernen? Die Guten tun das Böse, die Teufel brüten es aus und lernen es ihnen. Das ist, was ich gesehen habe von Angesicht zu Angesicht. Ganz erfüllt von dem großen



Gedanken meiner heiligen Pflicht, flog ich nach Tilsit und sprach das, was mir Gott eingab, allein ich sprach nicht zu einem Menschen, sondern zu einem — zu einem Wesen ohne menschlich Herz."

In ihrem kindlich schlichten Tugendglauben hatte sie nicht anders meinen können, als daß von einer Zusammenkunft dreier gekrönter Häupter ein Segen für die Menschheit ausgehen müsse. „Statt dessen finde ich, als ich nach Tilsit kam, einen Götzen, der angebetet wird . . . und der die anderen beiden Gekrönten geradezu mit Füßen tritt." „27 Marschällen und Generälen hat er die Domänen des Königs in Polen verschenkt und dem Sachsenkönig das ausgesogene, unzufriedene, höchst unglückliche Land, was so betrogen ist, wie noch keines. Und unsere Magdeburger, Altmärker, Halberstädter usw. an Jerome König von Westfalen. Ist es zum Ueberleben?" Sie hatte das Böse tausendmal fürchterlicher gefunden, als ihr Geist es geahnt. Aber auch Kaiser Alexanders Verhalten hatte ihre Erwartungen bitter getäuscht, und es erschütterte sie, „gute Menschen untergehen zu sehen, Hoffnungen aufgeben zu müssen, die auf Tugend gebaut waren."

Trostlos waren die Erfahrungen der Vergangenheit. Und die Zukunft? Eine Zukunft ohne Hardenberg? Dem Herrn von Schladen (vgl. oben S. 210) hatte sie Abschiedsgrüße an den Scheidenden aufgetragen. Kein Opfer, ließ sie ihm sagen, würde ihr zu schwer sein, ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen, und nie würde sie die rührenden Beweise von Teilnahme und Freundschaft vergessen, die sie und der König von ihm empfangen hätten. Dem Bruder aber schrieb sie: „Ueber den Verlust von Hardenberg heule ich Tag und Nacht. Der König hatte ihm endlich das so lange verdiente Vertrauen ganz geschenkt, Hardenberg war ihm so attachiert, wie Niemand hienieden. Denn die Ehre, das Wohl des Staates war ihm Alles, seine Person, sein Ich nichts. Wie hat sich der Mann betragen, George, wie ein Gott! Wenn nur ein Gedanke an ihn selbst ihn beschäftigt hätte, nein, nur mit dem Staat, mit den Mitteln, wie der noch zu retten sei, wie dieses getan, jenes vermieden werden müßte, so bewies er sich, bis daß er uns ein ewiges Lebewohl in Picktupöhnen sagte. Mit diesem Bilde der wahren männlichen Tugend erfüllt, mußte ich denn zu dem Napoleon eilen, der uns dieses Kleinod entriß, um das Böse desto leichter an uns auszuüben, weil er uns zugleich auch aller Mittel beraubte, das wieder gut zu machen, was er mit teuflischer Kunst und Freude so horrible böse und verwickelt gemacht hatte."

Ernstere Sorgen noch, bei diesem Blick in die Zukunft, kamen der Königin von der Persönlichkeit ihres Gemahls, des Königs. Sie mag während des Krieges seine Unzulänglichkeit gegenüber den großen Aufgaben der Zeit heimlich zuweilen sich eingestanden haben:

sein Ausharren, seine standhafte Bundestreue gegen Alexander hatten schließlich doch ihre Bewunderung gewonnen. Der König war zuletzt gezwungen worden, sich zu unterwerfen; allein wie ihr feines ethisches Gefühl ihr richtig sagte: er war sittlich frei geblieben, und diese sittliche Freiheit mußte zur politischen führen, der Friede, so schmählich er war, Preußen einst Segen bringen. Auch das Verhalten des Königs während der Verhandlungen in Tilsit billigte und würdigte sie; sie freute sich, daß er nicht wie Alexander der Eitelkeit Napoleons geschmeichelt habe, und meinte, daß sein innerer Wert gerade in Tilsit erst recht offenbar geworden sei. „Er ist in diesem Augenblick viel größer als die, die über ihn triumphieren, und die, die als Verbündete uns haben zugrunde gehen lassen! Aber der gegenwärtige Augenblick ist nicht alles, und um diese Größe zu bewahren, um zu bleiben, was man in der öffentlichen Meinung ist, muß man handeln und da fängt meine Sorge an."

Hardenberg hat damals geurteilt, König Friedrich Wilhelm besitze wohl den Mut zu dulden, aber nicht den Mut zu handeln. Aehnlich empfand Luise. Mit tiefem Kummer bemerkte sie, wie die quälende Last der Tilsiter Tage Geist und Gemüt ihres Gemahls nachwirkend herabzog. „Was dieser Mann gelitten, beschreibt sich nicht. Vierzehn Tage in die Folter gespannt, um sich die ärgsten Sachen sagen zu lassen, wenn er alles aufbot aus reiner Vaterlandsliebe, um seine ältesten Provinzen wenigstens aus Teufelsklauen zu reißen." Nun zeigten sich „Abspannung und Niedergeschlagenheit, Schwäche und Sorglosigkeit und das alte Mißtrauen in sich selbst." Luise fürchtete „Ungeschicklichkeiten da, wo mit etwas mehr Takt und etwas weniger Hartnäckigkeit alles zu gewinnen war." „Aus der Haut möchte man fahren," schreibt sie, „wenn man das so sieht und nicht helfen darf."

Luise half doch. Es war in diesen schweren Tagen wohl ihre schwerste Aufgabe: den völlig niedergeworfenen König wieder aufrichten, von Uebereilungen und Unbesonnenheiten zurückhalten, ihm Mut, Hoffnung und Vertrauen einflößen. Er dachte ernstlich daran, abzudanken: die Königin hat den Gedanken „mit aller Indignation" bekämpft. Und wenn sie dann von der Rückkehr nach Berlin sprachen, so mußte sie ihm ausreden, daß er aus Schamgefühl sich nicht zeigen, „bei Nacht und Nebel" sich in seine Hauptstadt gleichsam einschleichen wollte.

Wie hätte Luise dabei der Verzweiflung Raum geben dürfen? Schon die Notwendigkeit, dem Gebrochenen als einzige Stütze zu dienen, hielt sie aufrecht. An seiner Schwäche erstarkte sie. Das Bewußtsein sittlicher Pflichterfüllung erhöhte zugleich die Ruhe des Gemüts, die in der glücklichen Harmonie ihres Wesens fest wurzelte und den Schicksalsschlägen von außen unerreichbar blieb. „Was sind alle Uebel der Welt?" schrieb sie an

ihre alte Freundin, Frau von Kleist; „wenn man nur den Frieden in seiner Brust bewahrt, erträgt man alles so gut, und das ist mein Fall." Und in mehr religiöser Färbung an die fromme Großmutter: „Was ist das Glück hienieden? Wagt man darauf zu rechnen? Hat man nicht sehr recht, die Blicke immer gen Himmel zu wenden, wo unsere wahre Heimat ist, und den Größen dieser Welt nicht zuviel Wert beizumessen, sondern das Herz den Gedanken zu öffnen, die uns über alles Erdenleid erheben?"

Bei alledem war es für das Königspaar wie für dessen Umgebung ein Segen, daß sie den ganzen Umfang und die ganze Dauer ihres Unglücks nicht ahnten.

Zunächst schien mit wiederhergestelltem Frieden alles nach Wunsch zu gehen. Am 12. Juli war in Königsberg zwischen Berthier und Kalckreuth eine Konvention abgeschlossen worden, welche die allmähliche Räumung der vom Feinde noch besetzten Landesteile in bestimmten Terminen regelte. In der Tat verließen die Franzosen im Juli Königsberg und Ostpreußen bis zur Passarge. Ueber die unfreiwilligen Bewohner Memels kam eine hoffnungsfrohe Stimmung. Man rechnete auf baldigste Rückkehr nach Berlin; man hoffte daneben noch auf irgend ein Wunder: auf die günstige Wirkung russischer Fürsprache, auf einen englisch-französischen Frieden, bei dem Preußen wenigstens Magdeburg zurückerhalten sollte.

So fand man sich anfangs nicht allzu schwer in das Memeler Verbanntenleben. Das Klima zwar war hart zu ertragen. „Die Blätter sprießen hier erst im Juni", schreibt die Königin einmal, „und die Früchte reifen nie." Die leichtgebauten Häuser erzitterten oft unter der Wucht der Seestürme, und bis weit in den Sommer hinein mußte man heizen. Dann kamen übermäßig heiße und trockene Tage, und es entwickelte sich eine Art Badeleben. Zelte wurden am Strande aufgeschlagen, der König badete, während die Königin Pyrmonter Brunnen trank. Man lebte viel im Freien, fast regelmäßig wurde in dem Garten bei Argelanders Haus, wo die ältesten Prinzen mit ihrem Erzieher Delbrück wohnten, gefrühstückt und Tee getrunken. Russische, englische, schwedische Diplomaten, darunter G. Jackson und Brinckmann, belebten die Geselligkeit. Fürstliche Besucher kamen, die auf der Reise von oder nach Petersburg Memel berührten, wie die Herzogin Dorothea von Kurland und der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin. Die Herzogin konnte die Königin nicht genug rühmen und bewundern: „Wie rührend erschien sie mir," schreibt sie, „wie groß im Unglück . . . Bewundernswert für den König, ihren Kindern ergeben, ehrerbietig als Tochter, ausgezeichnet als Schwester, vollkommen als Freundin, begeistert für die Ehre ihres Landes, war sie das Glück ihres Hauses, der Zauber des Hofes und der Ruhm ihrer Untertanen!" Man lustwandelte zusammen in der Lindenallee, wo Prinz

Radziwill mit seinem goldblonden Töchterchen Elise vor seinem Hause saß und zuweilen zur Gitarre sang. Häufige Ausflüge wurden nach Tauerlauken gemacht, einem unweit Memel gelegenen Orte, dessen Wiesen und Eichen an Paretz und die Pfaueninsel erinnerten. Dort wurden im August die Geburtstage des Königs und des Erbprinzen Georg gefeiert, wobei fast die alte Fröhlichkeit wieder herrschte. Man vergnügte sich auf dem Jahrmarkt in Memel, als wäre man auf dem Berliner Weihnachtsmarkt; man sah dem Exerzieren des ersten Gardebataillons zu, als wäre man zur Frühjahrsrevue in Potsdam. Dem König, so niedergeschlagen er war, gefiel es bei der Zwanglosigkeit dieses Stillebens jenseits aller Etikette schließlich nicht übel in Memel; von einer Uebersiedelung nach Königsberg, zu der man ihn drängte, wollte er nichts hören.

Allein noch im Laufe des Monats August erlitt diese erwartungsfrohe Stimmung empfindliche Störungen; die Hoffnungen sanken. Man erfuhr von Maßregelungen, mit denen die Franzosen selbst auf preußischem Gebiete gegen die Feier des 3. August eingeschritten waren. Mit inniger Rührung las die Königin einige an diesem Tage gehaltene und im Druck veröffentlichte Predigten. Abschiedsgrüße aus den verlorenen Landesteilen, tief ergreifend in ihrer schlichten Treue und Herzlichkeit, gelangten nach Memel. Deputationen der märkischen und der schlesischen Stände kamen. Die Vertreter der Mark, an ihrer Spitze der Kammerherr von Oelßen, ein alter Freund Hardenbergs, fanden üble Aufnahme; der König verzieh ihnen nicht, daß sie sich mit seinem Minister von Angern überworfen hatten. Den schlechten Eindruck dieses Empfanges mußte die Königin durch doppelte Huld gut machen. Auf Bitten Oelßens verwandte sie sich auch — ihr einziges Eingreifen in die inneren Angelegenheiten dieser Tage — für den Minister v. d. Reck, der mit anderen Ministern, die Napoleon geschworen hatten, damals seine Entlassung erhielt. Ihre Fürsprache war vergeblich: der König, der sich persönlich verletzt fühlte, blieb unerbittlich. Auch die schlesischen Deputierten hatten eine Audienz bei der Königin, von der sie „mit Tränen in den Augen und tief erschüttert" herauskamen.

Höchst peinlich war die Unsicherheit und Schwierigkeit der inneren Lage. Hardenberg war nach Riga gegangen; der Freiherr vom Stein, den er selbst zum Nachfolger empfohlen, weilte in Nassau und erst gegen Ende August traf die Nachricht von ihm ein, daß er dem Rufe des Königs folgen werde. Inzwischen verwaltete eine noch von Hardenberg eingesetzte „kombinierte Immediatkommission" das, was die Feinde geräumt hatten, Litauen und Preußen rechts der Passarge, ein Gebiet von 728000 Einwohnern, genau soviel wie heute beide Mecklenburg an Bevölkerung zählen. Graf Goltz, früher Gesandter in Petersburg, leitete die auswärtigen Angelegenheiten; dem König stand als Kabinettsrat wieder Beyme

zur Seite. Es war ein Interregnum wie geschaffen für Intrigen aller Art. Namentlich von Kalckreuth wird berichet, daß er Anstrengungen machte, um selbst Minister zu werden; er rühmte sich des Vertrauens Napoleons und sah kein Heil für Preußen als in innigstem Anschluß an Frankreich; selbst vom Beitritt zum Rheinbunde war dabei wieder die Rede.

Die schwerste Last und schlimmste Qual aber war und blieb der wachsende Druck einer unbarmherzigen Fremdherrschaft. Man erkannte bald, daß der Friede nur eine Fortsetzung der Ausplünderung Preußens in etwas regelmäßigeren Formen bedeute; fast kein Tag verging ohne die Nachricht von irgendeiner Tat der Willkür oder der Gewalt. Der Abzug der Franzosen, kaum begonnen, war schon an der Passarge zum Stillstand gekommen. Zum Vorwand diente ihnen eine Bestimmung der Königsberger Konvention, welche die Räumung von der völligen Abtragung der dem Lande auferlegten Kriegskontributionen abhängig machte. Die Höhe der Schuld war nicht angegeben. Jetzt brachte der französische Bevollmächtigte in Berlin, Daru, Abrechnungen zum Vorschein, nach denen die schuldige Kriegssteuer noch über 150 Millionen Francs betragen sollte. Dies Rechnungsergebnis hatte Napoleon ihm selbst ausdrücklich vorgeschrieben. Es schien, als ob der französische Kaiser, der während des Krieges zeitweise die Vernichtung Preußens und die Absetzung des Hauses Hohenzollern geplant hatte, die aus Rücksicht auf Rußland in Tilsit gemachten Zugeständnisse schon bereue und möglichst rückgängig zu machen suche. Jedenfalls dachte er nicht daran, seine beherrschende Stellung im Osten aufzugeben. Die Verhandlungen über die Regulierung der preußischen Grenzen gegen Danzig und Polen, sowie über die Einräumung von Durchgangsstraßen für den Verkehr zwischen dem Königreich Sachsen und dem Herzogtum Warschau, gaben ihm viele und willkommene Gelegenheit, den niedergeworfenen Staat immer von neuem seine schwere Hand fühlen zu lassen.

Unter solchen Bedrängnissen im Innern und von außen wurde die Stimmung namentlich der höheren Beamten und Offiziere in Memel immer trüber und immer gedrückter. Sie kamen sich vor, so äußerte Scharnhorst, wie Schiffbrüchige auf einer öden Insel. Hoffnungslos sahen sie auf den Gang der Dinge in Europa. Da die Pläne Napoleons und Alexanders gegen die Türkei kein Geheimnis blieben, so mußte man noch weitere Umwälzungen erwarten. Man fürchtete ernstlich, Napoleon wolle es wieder zum Bruch mit Preußen treiben. Oesterreich, hieß es, werde dann Schlesien erhalten, Rußland die Provinz Preußen, und das neue Königreich Westfalen bis an die Oder vergrößert werden. In Berlin verbreitete sich einmal das Gerücht, der König habe abgedankt, den Kronprinzen der Gnade Napoleons empfohlen und für sich selbst nur um die Erlaubnis gebeten, in Berlin als Privatmann leben zu dürfen; andere ließen ihn nach England



Königin Luise
Oelgemälde von Joseph Graffi, 1802

flüchten. Eine Zukunft für Preußen und das Haus Hohenzollern, wer hätte daran jetzt noch glauben mögen?

Nachrichten aus Frankreich steigerten die herrschende Besorgnis. Am 12. September kam Graf Karl Lehndorff, der kriegsgefangen gewesen war, aus Paris mit Meldungen über die schlechte Aufnahme, die der nach dem Friedensschluß an Napoleon gesandte preußische Bevollmächtigte, Freiherr von Knobelsdorff, dort gefunden habe. Lehndorffs Eindruck von der Lage und der Stimmung in Memel war recht ungünstig: „Alles", so schrieb er seiner Mutter, „geht schlaff und ohne Kraft und ohne Saft hier, wie immer, und das betrübt mich. Der beste Wille erschöpft sich und aller Enthusiasmus, mit dem man zum Guten oder doch zum lindernden Zweck wirken möchte, scheitert an der Eisklippe der Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit, die noch immer dasteht und die kein Ereignis umwerfen kann." Der König erschien Lehndorff verändert und leidend, die Königin, die er bei Prinzessin Radziwill traf, ebenfalls verändert, aber „immer noch göttlich schön und liebenswürdig".

Die Pariser Nachrichten, mit anderen Zwischenfällen zusammentreffend, erschütterten die Königin so, daß sie wieder anfing zu kränkeln. Sie hatte sich in den Frieden, so hart er war, gefunden. Der unverminderte Druck aber, die despotischen Launen und Gewalttaten der Werkzeuge Napoleons, vor allem die quälende Angst um das Morgen wurden ihr unerträglich. Der treuen Berg schrieb sie gleich am Tage nach Lehndorffs Ankunft: „So wie es uns hier gehet, glaubt man nicht. Marschall Soult und den Polen ihren Forderungen preisgegeben, die mit einer Willkür verfahren, täglich neue Forderungen machen, sowohl an Geld und Land, dessen sie uns täglich unter den schimpflichsten Aeußerungen mehr abfordern, ist nicht zu ertragen. Gestern erhielten wir auch Nachrichten von Knobelsdorff, der behandelt wird, wie ein Laquais. Seine Vorstellungen an Napoleon zu bringen, ist unmöglich, da er nur einmal und wie von ohngefähr eingelassen wurde. Der Prinz von Baden und Cambaceres waren im Zimmer, und Napoleon hat ihn wie ein Krümchen Brodt aufgenommen. Die übrigen Leute sind ebenso gestempelt, und unter andern hat ihm Champagny gesagt: man würde sehen, wie sich Preußen jetzt nehme, hübsch nachgiebig in Napoleons Willen (denn alle Schuld liegt immer an uns, an unserem bösen Willen, wenn doch der Friedenstracktat daliegt), danach würde die Behandlung des Napoleon gegen uns in der Zukunft eingerichtet sein usw. So wird uns auch jetzt ein Teil des Schlesiens fortgerissen, was unter dem Namen Neu-Schlesien im Friedenstracktat expreß uns ausgemacht wurde zu behalten. Darauf hat Champagny zu Knobelsdorff gesagt, dieses wäre ein Schreibfehler und Irrtum, als dieser ihm deshalb Vorstellungen machte. — Sagen Sie mir nun, ob dieses

17

nicht zum Verzweifeln ist? Ach, mein Gott, warum hast du mich verlassen, kömmt mir manchmal in Feder und Mund. Der Kaiser von Rußland schläft, du moins il ne repose pas sur ses lauriers, antwortet nicht und tut nichts .... Alles erlitt ich mit Fassung, allein der Gedanke, Berlin dieses Jahr nicht wieder zu sehen, bringt mich zur Verzweiflung."

Einige Beruhigung in diesem Elend gab der Königin die Aussicht auf die bevorstehende Ankunft Steins, für den sie wohl durch Prinzessin Radziwill und durch Frau von Berg gewonnen war und den sie sehnsüchtig erwartete. „Wo bleibt denn Stein?" schrieb sie der Freundin, „das ist noch mein letzter Trost. Großer Kopf, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns jetzt verborgen liegen. Wenn er nur käme!"

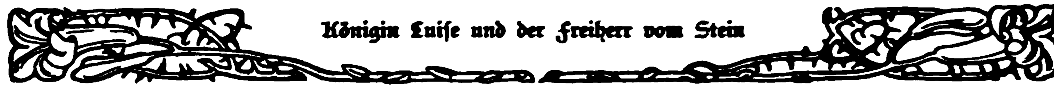
Endlich, am 1. Oktober, traf Stein in Memel ein. Er fand den König von der Ueberzeugung niedergedrückt, daß ihn das Verhängnis verfolge, und immer noch geneigt, der Krone zu entsagen; die Königin „weich, voll Sorge, aber auch voll Hoffnung". Steins Ankunft weckte allenthalben frohe Erwartungen. Sogleich erhob sich aber eine Schwierigkeit, die alles wieder in Frage stellte. Stein wollte nicht in alter Weise Minister sein: er wollte unmittelbaren Zutritt zum König und Vortrag haben, niemand zwischen sich und dem Monarchen dulden; er verlangte Beymes Entfernung. Der König weigerte sich hartnäckig. Beyme selbst bat um seine Entlassung aus dem Kabinett. „Das machte freilich der Sache ein Ende," schreibt die Königin, „aber den König schmerzte es und dann war dieses doch nicht ein Entschluß und eine Sache, die in einer Sekunde abgemacht war, und die Sekunden, die dazwischen pick pick machten, waren Erdstöße, die viel Schwefel und böse Dünste auswarfen." Es kam schließlich zu einem Kompromiß, wonach Beyme zum Präsidenten des Kammergerichts bestimmt wurde, vorläufig jedoch, etwa bis zur Rückkehr nach Berlin, bei dem Könige verbleiben sollte.

Diese Einigung, die Grundlage von Steins segensreicher Wirksamkeit, war ohne Zweifel hauptsächlich das Verdienst der Königin Luise. Sie bereitete damit den Boden, auf dem sich das Werk der Regeneration Preußens aufbauen konnte. Wie sie die Gegensätze von Süd und Nord, von Deutschland und Preußen in sich selbst überwunden hatte, so führte ihr ausgleichender und versöhnender Genius den König und Stein zusammen, deren Charaktere einander so wenig entsprachen. Wie schade, daß wir nicht wissen, wie sie zu dem König gesprochen haben mag! An Stein aber schrieb sie: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten. Der König hält sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gottes Willen das Gute nicht um 3 Monate Geduld und Zeit über den Haufen fällt. Ich beschwöre Sie um König und Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld. Luise."

Auch die Hand der Frau von Berg hat von fernher an dieser Verständigung mitgearbeitet. Noch im September hatte sie an Stein geschrieben: „Lassen Sie sich doch nicht durch die ersten Unbequemlichkeiten abstoßen. Ich bitte Sie, sich der Königin zu nähern; wenn Sie die Reinheit ihres Wesens kennen, so werden Sie ihr beistimmen und sie lieben. Sie verschmäht die kleinen Mittel, welche ihr Macht geben könnten, man muß sie um so höher achten. Es geschieht in dem Gefühl ihrer Pflicht als Gattin, daß sie sich hingibt, daß sie alle Neigungen und Meinungen des Königs teilt, daß sie diejenigen verteidigte, welche er verteidigte, könnte man ihr daraus einen Vorwurf machen? Indessen ist das Unglück der Zeiten so groß und so grausam gewesen, daß ihre Augen über viele Dinge geöffnet sind. Sie ist Mutter und die Zukunft ihres Sohnes, ihrer Kinder kann sie nicht gleichgültig lassen. Dazu hängt sie innig an ihrem Lande. Die Königin ist nicht geeignet, in das Einzelne der Verwaltung einzugehen . . . Aber die Königin muß eine Stütze finden. Sie muß sie finden für jeden sittlichen Zweck, für Sicherung der Umgebung des Königs gegen Menschen, die seine und des Landes Wohlfahrt und Ehre in Gefahr bringen, für die Erziehung ihres Sohnes und für jeden Zweck, der die Würde des Königlichen Hauses und das Wohl des Staates zu erhalten dient. Seien Sie also diese Stütze. Lassen Sie sich durch die ersten Unbequemlichkeiten nicht aufregen und abstoßen!" . . .

Der Freiherr vom Stein hat die klugen Ratschläge der alten Freundin, die ihn und die Königin so gut kannte und so treffend beurteilte, wohl beherzigt. An sich konnte ihm das nicht schwer werden. Zwischen Königin Luise und Stein bestand im Innersten ihrer Persönlichkeiten eine Wesensverwandtschaft, die in einer gemeinsamen sittlichen Weltanschauung auf der Grundlage eines lebendigen Christentums beruhte. Manches Wort Luisens klingt wie eine Aeußerung Steins, und wenn Stein sagt: „ob und wie Gott helfen wird, wer kann das jetzt schon wissen? Aber festes Hoffen und Vertrauen nach oben, das heißt auf Gott, muß die Besseren aufrichten", so meint man Königin Luise zu hören. Wohl empfand die Königin von vornherein die Gefahr, die aus der selbstherrischen Art Steins erwachsen konnte. Insbesondere sah sie voraus, wie schwer der König, verwöhnt durch den geschmeidigen Hardenberg, mit dem steifnackigen Freiherrn vom Stein auskommen werde. Sie war darüber nicht ohne Sorge. „Wenn nur Stein", schrieb sie dem Bruder, „in seinen Formen Herr ist und immer weniger sein will als er ist, dann geht die Sache. Dissentieren nicht Disputieren ist die Hauptsache und viel Geduld. Der König hängt an sanfter ehrerbietiger Form sehr und Hardenberg ist einzig darin. Umstrahlt von Tugend trat er immer als ein Verklärter herein, machte seine Vorstellungen mit einer Art, daß der König immer König blieb, und das ist viel." Allein sie schätzte anderseits an Stein „Talent und Wille,

17*



Kraft und Energie", und vertraute, daß er die schlummernden Kräfte des Landes, an die sie fest glaubte, zu wecken imstande sein werde. Ihre Mitarbeit, in den engen Schranken ihrer Stellung und nach dem bescheidenen Maße ihrer weiblichen Kräfte, war ihm dabei sicher.

Das gemeinsame Wirken der Königin und des Ministers nahm sogleich seinen Anfang. Wenige Tage nach Steins Ankunft trafen beruhigendere Nachrichten ein, die namentlich die Königin persönlich angenehm berührten. Sie fühlte sich ja schon zufrieden, wenn einmal ein Tag nichts Schlimmeres brachte als der vorhergehende. Aus Petersburg kam ein Schreiben Kaiser Alexanders, der eine bereits erfolgte Verwendung zugunsten Preußens mitteilte und die Sendung eines russischen Botschafters nach Paris, des Generals Tolstoi, mit ähnlichen Aufträgen ankündigte. Aus Paris meldete Knobelsdorff eine leichte Besserung in den Beziehungen zu Frankreich. Am willkommensten aber war der Königin ein Schreiben ihrer Schwester Therese, die im Interesse des Hauses Thurn und Taxis nach Paris gegangen war und von wohlwollenden und schmeichelhaften Aeußerungen Napoleons über die Königin berichtete. Sie sei die liebenswürdigste und interessanteste Frau, habe der Kaiser zu seiner Gemahlin gesagt; er bedauere, sie nicht früher gekannt zu haben. Habe er Vorurteile gehabt, so sei er ganz davon zurückgekommen und beklage es, daß die Politik stärker gewesen sei als sein Wille.

Wir kennen Luise und ihr Herz, das nicht lassen wollte, an das Gute im Menschen zu glauben, mochte es sich um Alexander oder um Napoleon handeln. Die Mitteilungen der Schwester — und sie waren längst nicht die einzigen dieser Art — über Napoleons anerkennende Worte riefen alle Hoffnungen, alle Illusionen in ihr zum Leben. Sie litt um ihr unglückliches Preußenland, und sie sehnte sich hinweg aus Memel, wo nach wenigen heißen Sommerwochen der Winter mit kalten Regentagen früh eingezogen war; sie glaubte, daß Napoleon auf solche persönliche Wünsche und Bedürfnisse Rücksicht nehmen und das Land von seinen Truppen räumen werde, um ihr die Rückkehr nach dem geliebten Berlin zu ermöglichen. Seiner Achtung hielt sie sich versichert; warum sollte ihre Stimme, die „mit Würde und Anstand Recht fordere", nicht seiner Eitelkeit schmeicheln und „für den König und sechs Millionen unglücklicher Menschen etwas Gutes hervorbringen" können? In diesen Tagen trafen so viele deutsche Fürsten in Paris zusammen, warum sollte nicht auch sie dort auf Napoleon einzuwirken versuchen? In den Beratungen zwischen dem Königspaar und Stein über die letzten Nachrichten hat Königin Luise — anscheinend nicht zum ersten Male — vorgeschlagen, sie nach Paris reisen zu lassen; dies neue Opfer — denn als solches empfand sie es — sollte ihr zugleich die Beruhigung gewähren, in einer Zeit, „wo man nur von inneren Kapitalien lebt, sich sagen zu können: Du hast alles getan."

Stein war mit der Königin dahin einverstanden, daß man Napoleon so weit als möglich entgegenkommen und vor allem „angelegentlichst suchen müsse, ihn zu versöhnen". Dem Anerbieten der Königin aber, selbst nach Paris zu gehen, stellte er ein „Noch nicht" entgegen. Es wurde dann ein Schreiben der Königin an Napoleon vorgeschlagen, denn ganz persönlicher Art sollte nun einmal die Einwirkung auf den Kaiser sein; schließlich einigte man sich auf ein ostensibles Schreiben der Königin an ihre Schwester Therese, das im Einvernehmen mit Stein entworfen wurde (7. Oktober). Der König selbst versprach sich wenig davon, aber er ließ geschehen; zu Brinckmann meinte er: „Sie wissen ja, man glaubt gern, was man wünscht."

Das Schreiben der Königin entsprach der Annahme, von der alles ausging: man setzte bei Napoleon ein Interesse für ihre Person voraus, auf das nur kräftig eingewirkt werden müsse, um ihm Zugeständnisse abzuschmeicheln. Königin Luise spricht der Schwester ihre Genugtuung aus über das Andenken, das der Kaiser ihr bewahre. Sie klagt über die Leute, die alles, was man in Preußen tue, entstellten und dadurch verursachten, daß man den Frieden nur dem Namen nach kenne. Der König, der sich den wohlverdienten Ruf der Rechtschaffenheit erworben habe, werde seinen Verpflichtungen sicher treu bleiben. Man gebe sich dafür der Hoffnung hin, daß der Kaiser seinerseits aus persönlicher Rücksicht für den König und für sie selbst zur Beseitigung aller Mißverständnisse beitragen werde. Sie selbst wünsche vor allem die Rückkehr nach Berlin, als Königin, als Gattin, als Mutter. „Erstens leidet das Land, an dem ich so sehr hänge, dessen Glück die Grundlage meines Glückes bildet, ernstlich unter der Anwesenheit einer Armee; seine Hilfsquellen werden vernichtet. Zweitens, meine Söhne schreiten im Alter vor, in allem übrigen zurück, und ich fürchte, daß ihre vielen schönen und guten Eigenschaften sich nicht mehr entwickeln können, wenn sie nicht rechtzeitig geweckt werden. Du begreifst, was ich dabei leide, da ich meine Kinder als eine zärtliche Mutter liebe, die an ihr Glück denkt. Dann komme ich zu mir selbst. Das Klima taugt für mich durchaus nicht. Meine Gesundheit ist geschwächt und mein gegenwärtiger Zustand doppelt peinlich. Die Zeit meiner Entbindung rückt heran. Ich bin an Pflege gewöhnt, die ich nur in Berlin haben kann." Dringend bittet sie deshalb um Räumung des Landes und der Hauptstadt, um Erleichterungen für die Kontributionszahlung. Alle ihre Hoffnungen setzt sie auf die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers, dessen Andenken ihr schmeichelt. Therese soll mit ihm sprechen, mit ihrem Briefe machen, was sie wolle.

Bis dahin spricht Luise hauptsächlich von sich, von ihren Leiden und ihren Wünschen. Zum Schluß erhebt sie sich über ihr eigenes Unglück. „Könnte ich nur noch einmal meine

Freunde glücklich und die Tränen der weinenden Familien getrocknet sehen. Dieser Anblick wird meinem Herzen wohltun und versiechende Kräfte in mir wieder beleben. Vous savez que je vivais du bonheur d'autrui — en partie", wie sie bescheiden einfügt.

Schon die nächsten Tage aber brachten wieder Nachrichten, von denen jede der Königin eine neue Wunde schlug. Man erfuhr aus Berlin, daß die Franzosen die Bestände der Königlichen Porzellanmanufaktur verkauften, daß seit dem 1. Oktober die Landeseinkünfte wieder für französische Rechnung erhoben würden. Dazu kam das Gerücht, König Ferdinand und Königin Karoline von Neapel hätten Sizilien verlassen und übers Meer flüchten müssen. Es traf sich, daß eben in dieser Zeit der nach Paris bestimmte russische Botschafter General Graf Tolstoi auf der Durchreise einige Tage in Memel verweilte. Er war dem Königspaar nicht unbekannt und fand den freundlichsten Empfang, den er durch aufrichtige Teilnahme für die Leiden Preußens erwiderte. Seine Instruktion befahl ihm ohnehin nachdrückliche Verwendung zugunsten Preußens in Paris. Königin Luise besprach mit ihm alle die französischen Ungerechtigkeiten und Gewalttaten, durch deren eingehende Erörterung sie selbst von neuem bewegt und erschüttert wurde.

Die zwischen tiefer Niedergeschlagenheit und leichten Hoffnungsregungen schwankende Stimmung der Königin in diesen Tagen zeigt ein Brief an Frau von Berg vom 12. Oktober. Die Königin schreibt: „Also den einen Tag hoch oben, den andern ganz darnieder, so daß man glaubt, du bleibst in dieser Geistes-Erniedrigung; und doch den anderen Tag Kraft, es mit der ganzen Welt aufzunehmen — so geht es Ihnen, liebe Berg, und so geht's mir, so geht es mir z. B. heute, eben jetzt, da ich Ihnen schreibe. Gestern war ein horribler Tag! Nachrichten, um sich die Haare auszuraufen; eine Fortsetzung deren, die ich Ihnen schon einmal mittheilte. Dazu kam, daß der Graf Tolstoy, Russischer Ambassadeur, grade hier war, ein wahres Glück, da er Augenzeuge der Behandlung war, die wir jetzt drei Monate im Frieden erdulden, er las nehmlich die Rapporte, die einkamen und die Originalacten. Dieses Hiersein veranlaßte mich aber, in weitläufige Details einzugehen; ob diese angenehm sind, frage ich Sie? Meine Ansicht der Dinge mußte er wissen, damit er sah, daß kein Kleinmut mich beseelte, sondern nur das so natürliche Gefühl der Gerechtigkeit, die uns durchaus verweigert wird. Es war ein entsetzlicher Tag, denn all' mein Hoffen wurde schwächer und mein Sehnen immer stärker. Er nimmt die strengsten Befehle seines Kaysers, unseres steten Freundes, nach Paris mit, und dieses ist unsere letzte Hoffnung. . . . Meine Gemütsstimmung von heute ist denn wieder hoch oben; und das deshalb, weil Tolstoy von unserem Unglück ganz unterrichtet ist, tief gerührt davon, seit gestern 3 Uhr auf dem Weg nach Paris ist. Wenn die Sachen nur nicht stocken, die Räder nicht stillestehen,

so ist noch immer Hoffnung da, und Hoffnung ist die Stütze des Lebens, ist es, was mir heute meinen gebeugten Mut wieder aufrecht emporhilft. Gott kann uns nicht ganz verlassen, es ist nicht möglich. Wahr ist es, wir haben gräßliche Beispiele in den neuen Weltbegebenheiten vor Augen. Der König Ferdinand und die Königin Caroline schwimmen auf dem Meere, haben auch Sicilien verlassen müssen, den letzten Zufluchtsort ihrer traurigen Existenz, von zwey Mächten mächtig protegirt und — verlassen. Wird oder vielmehr kann das auch nicht unser Schicksal sein? Allein Friedrich Wilhelm ist kein Ferdinand, und ich keine Caroline. Ein Trost des moralischen Menschen. Ob es aber helfen wird in diesem bronzenen Seculum? Wo Tugend nicht herrscht, nicht gilt, wenigstens nicht im Süden. . . . Ich wünschte, unsere Agonie wäre nicht lang, will man uns herausjagen, nun so thue man es bald."

Es schien fast, als solle sich dieser Wunsch der Verzweiflung rasch erfüllen, das Ende kommen. Am 29. Oktober, gegen Morgen, traf aus Berlin die Nachricht ein, Napoleons Bevollmächtigter, Daru, verlange von den 112 Millionen Kontributionsschulden, die er jetzt nach vielen Abzahlungen noch herausrechnete, 12 Millionen in barem Gelde, 50 Millionen in Promessen oder Pfandbriefen und zur Sicherheit für deren Einlösung die Besetzung preußischer Festungen, für den Rest von 50 Millionen aber preußische Domänen zwischen Elbe und Oder, die mit allen Eigentumsrechten dem Kaiser zur Verfügung gestellt werden sollten. Wenige Tage später wurde bestimmter angegeben, daß fünf Festungen gefordert würden, in deren jeder 8000 Mann Besatzungstruppen auf preußische Kosten unterhalten werden sollten.

Diese Nachrichten, namentlich die unerhörte Forderung der Domänen, verbreiteten Schrecken und Bestürzung in Memel. Die einen meinten, Napoleon wolle den König zur Thronentsagung zwingen, die anderen fanden in Napoleons Verhalten, in seinen Aeußerungen gegen eine Berliner Deputation wie in dem Betragen seiner Generale und Beamten überhaupt den Beweis, daß er das preußische Volk selbst zum Abfall von seinem Königshause drängen wolle. Einig waren alle in der Ansicht, daß nach Abtretung der Domänen der König nicht mehr Souverän in seinem Lande sein würde.

Solche Befürchtungen ergriffen auch die Königin. Sie sah schon den Tag nahe, an dem sie den hoffnungslosen Kampf für die Erhaltung der preußischen Monarchie erschöpft aufgeben und jenseits der schwarzweißen Grenzen eine Zufluchtsstätte suchen würde, wo sie mit den Ihrigen leben könne — still, aber nicht glücklich, denn wo die Tugend unterlag und rohe Gewalt triumphierte, gab es für Königin Luise keine Möglichkeit des Glücks. Noch am 29. Oktober rief sie Stein zu sich, um in ihrem Schmerze bei ihm Trost zu suchen und

„das Urteil eines klugen, gefühlvollen Mannes zu hören". Gleich nach der Unterredung mit ihm, die ihr wenig Beruhigung gebracht zu haben scheint, schrieb sie die nachstehende Aufzeichnung nieder, in deren ungelenken Sätzen die tiefe Erschütterung ihres Inneren zittert.

„Preußens Urteil, nämlich unser Todesurteil ist gesprochen. Preußen existiert nicht mehr. Der König ist nichts mehr als Herzog von Preußen, weniger als diese sonst waren, da sie Leute hatten, den Boden zu bearbeiten, der jetzt nicht bearbeitet wird, weil Krankheit die Einwohner mordet, und das, was nicht tot ist, den Franzosen Frohnarbeit tun muß, die Erde also unbesäet und die Hungersnot gewiß bald alles zerstören wird. Kaiser Napoleon nimmt die Domänen des Königs in Besitz und läßt sie für sich durch Persohnen, die er dazu bestimmt, administrieren, diese Domänen sollen die nächsten an dem Königreich Westfalen grenzend sein. Die in Magdeburg diesseits der Elbe in der Mark und Pommern zwischen der Elbe und Oder gelegenen Provinzen sollen die sein, die der König abtritt und unter französische Administration gibt.

„Die Grenzen, so in Westpreußen jetzt reguliert sind, haben alle Stipulationen übertreten, und der kleine Teil, der davon noch übrig bleibt, scheint auch als französisches Eigentum angesehen zu werden, da Kaiser Napoleon schon zwei Domänen-Güter, dem König gehörig, darin förmlich verschenkt hat. Uebrigens sollen die Festungen von Franzosen besetzt werden und die Truppen darin anstatt der Preußischen verpflegt werden, welches dann dem König wohlfeiler käme als jetzt. Also auch das Militair hört auf zu existieren, da an der Stelle des Preußischen Militairs das Französische vom Könige soll unterhalten werden. Die Fonds vom Lande sowie die Revenuen sind und bleiben (nur mit dem Unterschied, daß es der König *selbst jetzt* sanctionieren muß) in Französischen Händen bis zur Abtragung der Kontributionen. Daß alsdann, wenn die Zeit um ist, die Franzosen, die sich in dem Magdeburgischen, in der Mark, in Pommern zwischen der Elbe und Oder recht eingenißtet haben, nicht herausgehen werden, sondern aus allerhand Vorwänden erstlich ihren Aufenthalt verlängern werden, ist begreiflich, so wie die Einverleibung Preußens zu dem Königreich Westphalen dagegen sozusagen gewiß ist. Luise.

„Welche Entschlüsse jetzt zu fassen sind, ist uns noch erlaubt; das heißt insofern man uns nicht als Gefangene ansiehet, denen man gewisse Districte anweist, in welchen sie leben müssen. Wir haben *alles verlohren.* Leben tun wir noch, und dieses Leben weniger unangenehm zu machen, kann jetzt unsere einzige Sorge sein. Ein Clima zu suchen, was milder ist und gesünder als die Sümpfe Preußens, bleibt uns also noch übrig. Wir müssen doch nun bald dieses Land räumen, welches einer Wüste täglich ähnlicher wird. Also setze der König eine Regierung in Preußen nieder und fest, die das bischen zusammenhalte. Und

wir nebst unserer Familie nehmen den Wanderstab in Händen, und suchen einen Winkel, wo es sich besser leben läßt als hier. Glücklich wohl nie mehr, denn in einer Welt, wo es so hergehet, wo Tugend eine Lüge und Laster nur gedeihet, kann man da wohl noch glücklich sein!" —

Auch Stein war durch die letzten Berichte, wie Luise schreibt, zum erstenmal „zu Stein geworden". Aber er erwog kühl die Forderungen Darus in allen Einzelheiten und entwarf Gegenvorschläge, hauptsächlich, um die Domänen den französischen Händen zu entziehen; er fand auch, daß Daru bei der Anzahl der verlangten Festungen die Weisungen Napoleons noch überboten habe. Zugleich aber kam er auf einen Gedanken zurück, den er schon bei seiner Ankunft in Memel geäußert hatte: er schlug vor, den jüngsten Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, nach Paris zu senden, um der Eitelkeit Napoleons zu schmeicheln und durch unmittelbare Verhandlung mit dem Kaiser zu einem Einvernehmen über die Höhe der Kontributionen und die Räumung des Landes zu gelangen. Die Königin war nicht sehr einverstanden mit dieser Mission; sie hatte kein rechtes Vertrauen zu der Persönlichkeit des Prinzen. Auch der König sträubte sich dagegen, einen Hohenzollernprinzen als Bittsteller an den Hof Napoleons zu senden, aber er meinte schließlich, wo das Volk so viele Opfer bringe, dürfe die Dynastie nicht zurückbleiben. So wurde die Sendung beschlossen. Auch ein Bündnis sollte der Prinz anbieten, sowohl zur Verteidigung wie zum Angriff. Der Kaiserin Josephine, der man besondere Güte und Versöhnlichkeit zuschrieb, sollte er verbindliche Komplimente der Königin ausrichten.

Man begnügte sich hiermit nicht. Schon hatte die Gräfin Voß, in ihrer lebhaften Teilnahme für die unglückliche Königin, einen Brief an Napoleon entworfen, der auch Steins Zustimmung fand, der aber von dem Gesandten in Paris später zurückgehalten wurde, weil die kriegerische Gräfin bei Napoleon zu übel angeschrieben sei. Aber auch die Königin selbst entschloß sich jetzt, an Napoleon zu schreiben. Der Brief wiederholt in knapper und bestimmterer Fassung den Inhalt des früheren Schreibens an Therese. Die Betonung des guten und dauernden Einvernehmens mit Frankreich, der Hinweis auf die Bedeutung der Freundschaft und der Hilfsquellen Preußens auch für Frankreich, lassen die Mitarbeit Steins erkennen. Das Schreiben, vom 4. November, lautet in der Uebersetzung:

„Sire. Prinz Wilhelm, der diesem Briefe unmittelbar folgen wird, ist mit Vorschlägen für Eure Majestät beauftragt, deren glücklicher Ausgang uns vor allem am Herzen liegt. Wünschenswert unter jedem Gesichtspunkt ist die Herstellung eines guten und dauernden Einvernehmens zwischen Frankreich und Preußen. Ich hatte meiner Schwester, der Prinzessin von Thurn und Taxis geschrieben, da ich aber nicht weiß, ob sie Gelegenheit gehabt hat, Eure Majestät von dem Inhalt meines Briefes zu unterhalten oder ihn zu

Ihrer Kenntnis zu bringen, so wage ich hier nochmals zu wiederholen, was den glühendsten Wunsch meines Herzens ausmacht: Die Räumung des Landes, welches durch die Anwesenheit der Armeen entsetzlich leidet; seine Hilfsquellen werden unwiederbringlich vernichtet, wenn das so fortgeht; es wird sich nie erholen können und keine Hoffnung mehr bieten, weder uns noch unseren Freunden. Da Ew. Majestät der unsrige sein können, so berauben Sie sich selbst einer Hilfsquelle, auf die Sie sicher rechnen dürfen. Die nahe Rückkehr nach Berlin ist noch eine natürliche Folge von dem, was ich Euerer Majestät dargelegt habe. Sie ist besonders wünschenswert für mich, die mehr als irgend ein anderer körperlich und geistig leidet. Als zärtliche Mutter liegt mir die Erziehung meiner Kinder sehr am Herzen, hier kann nicht dafür gesorgt werden. Meine Gesundheit ist völlig zerstört, da ich das feuchte und kalte nordische Klima nicht vertragen kann. Ich wage dies als einen der Gründe bei Ew. Majestät geltend zu machen, denn ich weiß aus eigener Erfahrung und aus allen Ihren Aeußerungen über mich, daß Sie sich für meine Person interessieren. Eure Majestät kennen mein Vertrauen zu Ihnen; ich habe Ihnen darüber in Tilsit gesprochen, und ich schmeichele mir, daß Sie diesmal der Stimme Ihres Herzens folgen und Preußen, dem König und mir das Glück zurückgeben werden, ein Glück, dessen Wert wir doppelt schätzen werden, wenn wir es aus den Händen Ew. Majestät empfangen."

Das Schreiben der Königin ist wie der Angstruf einer Unglücklichen, der Räuber die Kehle zudrücken. Dennoch möchte man wünschen, die Königin hätte den Brief nicht geschrieben oder Stein die Absendung verhindert. Ob er sich Erfolg davon wirklich versprach? Jedenfalls erlosch bei ihm alle andere Rücksicht in dem glühenden Wunsche, Preußen von dem Druck der französischen Armeen zu befreien und den König erst wieder als Alleinherrn in seinem Lande zu sehen.

Am 6. November trat Prinz Wilhelm die Reise nach Frankreich an. Auch der Bruder der Königin, Erbprinz Georg, war kurz vorher nach Paris gereist, um Mecklenburg-Strelitz gegen angebliche Mediatisierungsgelüste von Mecklenburg-Schwerin zu schützen und die Aufnahme des Landes in den Rheinbund zu erwirken. Er traf dort Schwester Therese noch an, die mit ihren Bemühungen für das Haus Thurn und Taxis den besten Erfolg hatte. Napoleon selbst kündigte ihr eines Tages an, daß die in Holland beschlagnahmten Besitzungen des Hauses Thurn und Taxis freigegeben würden; war es eine Anspielung auf seine Unterhaltung mit Königin Luise in Tilsit, wenn er ihr dabei sagte: „Das ist eine Blume, die ich Ihnen anbieten kann?"

Die Aufmerksamkeit der Königin wandte sich jetzt nach Paris, von wo sie das Wort erwartete, das sie aus der Verbannung in Memel, die ihr mit jedem Tage

unerträglicher wurde, erlösen sollte. Bei Gelegenheit der Sendung des Prinzen Wilhelm, am 5. November, hatte sie dem Bruder und der Schwester noch einmal das Elend des Landes und die eigenen Leiden und Entbehrungen geschildert. „Gott bewahre", schrieb sie, „alle Menschen vor solch einem Leben; es ist nicht zu beschreiben, denn es hat noch nie existiert . . . übrigens muß man die Ankertaue kappen und das Schiff der Flut überlassen, sich auf Gott verlassen, wo menschliche Hilfe fruchtlos wird . . ." Ihr einziger Trost dabei war Steins Anwesenheit; auf ihn vertraute sie, mit ihm besprach sie die wichtigen einlaufenden Berichte und Schreiben; er seinerseits, wie auch Gneisenau, zeigte sich von ihr „begeistert". „Gottlob, daß Stein hier ist," schrieb Luise am 10. November der Frau von Berg, „das ist ein Beweis, daß Gott uns noch nicht ganz verlassen hat. Dieses ist unsere fürchterliche Lage, in der alles hier darniederliegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist fürchterlich hart, entsetzlich hart, besonders weil es unverdient ist . . . . Meine Zukunft die allertrübste, denn ist un mieux zu hoffen, so kann man nicht fort von hier als Ende Januar, dann kann ich nicht mehr reisen . . . Wenn wir nur Berlin behalten, aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke schrecklich, daß in seiner Wuth er es uns entreißt und es zu der Hauptstadt eines anderen Königreichs macht, dann habe ich nur einen Wunsch — auszuwandern, weit, als Privatleute zu leben und zu vergessen womöglich. Ach Gott, wo[hin] ist es mit Preußen gekommen . . . Mit Stein geht es sehr gut . . . . Savary hat versichert, daß Rußlands Verwendung nichts thun würde, hat uns aber den guten Rath geben lassen, die Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern, was sagen Sie dazu? So klug waren wir auch schon ohne ihn, aber dieses sagen zu dürfen"!! . . . .

In dieser schmerzlichen Stimmung fühlte sich Luise noch besonders empfindlich getroffen durch einen Brief Theresens aus Paris, der Mitte November in Memel eintraf. Die Schwester schrieb ihr, daß Napoleon alle Schuld an den Schwierigkeiten der Lage auf Preußen schiebe, dessen Zögerungen er nicht begreife. Therese fügte eine Menge wohlgemeinter Ratschläge und Warnungen hinzu: „Du hast einen so trefflichen Geist", so schloß sie. „Lieber Engel, alle Deine Entschlüsse sind so klug gewesen, fasse auch den, diese Sache zu einem guten Ende zu führen." Das Schreiben, das alles Unrecht auf preußischer Seite zu finden schien, verletzte die Königin tief. Nicht ohne wieder mit Stein Rücksprache zu nehmen, antwortete sie der Schwester sogleich mit einem ostensiblen Briefe, an dem auch der König selbst mitarbeitete. Ihre „Indignation" unterdrückte sie, aber sie verschwieg der Schwester den Schmerz nicht, Preußen und den König so verkannt zu sehen. Wie könne man, bemerkte sie, Zahlung einer hohen Kontribution verlangen, wenn man zugleich durch

die Okkupation alle Hilfsquellen des Landes vernichte? „Das ist die reine und ungeschminkte Wahrheit, das Land ist arm, der Adel ebenfalls, Du weißt das so gut wie ich.“ Man scheine in Frankreich zu glauben, daß es noch einen Staatsschatz gäbe, das sei ein Irrtum. Der König habe bei seiner Thronbesteigung die Kassen leer und nur Schulden vorgefunden. Wieder und wieder sucht sie dann des Kaisers persönliche Teilnahme für sich und ihr Unglück rege zu machen. Wie gerne wünsche sie ihm dankbar zu sein, wenn er sie nur aus dem Elend befreie, das sie zugrunde richte und töte.

In einem Briefe an Frau von Berg hat Luise damals geschrieben: „Das übrige Gott befohlen, denn die Menschen und ihre Berechnungen über alle Wahrscheinlichkeiten sind nichts gegenüber Napoleon, il ne ressemble à rien.“ Man sieht: Luise kommt zuweilen einer richtigeren Auffassung Napoleons nahe; aber sie weiß solche Erkenntnis nicht festzuhalten und nicht anzuwenden. Bei ihrem von Gefühlsimpulsen beherrschten Wesen wird sie immer wieder durch ein paar freundliche Worte in Illusionen gewiegt und zu dem Versuche verleitet, in die großen Fragen des Völkerlebens und in die furchtbarste Kraftentfaltung jener Tage, in die napoleonische Weltpolitik, mit Sentimentalitäten einzugreifen. Gewiß trug jetzt neben der Last des Unglücks, das sie erdrückte, das Bewußtsein ihrer Schwäche hierzu bei. Aber jene Neigung ihrer weiblichen Natur war schon verstärkt worden durch die unpolitische Atmosphäre am Hofe König Friedrich Wilhelms III., deren Eigenart auch hierbei auf die Königin nicht günstig einwirkte.

Soweit Napoleon überhaupt irgend einem Gefühle auf seine Politik Einfluß gestattete, war es Preußen gegenüber — hierin ist damals die europäische Diplomatie ganz einig — ohne Zweifel das Gefühl des Hasses. Er konnte und wollte seine Hand nicht von der Beute lassen, die ihm in Tilsit entschlüpft war. Alle die Streitigkeiten über Höhe und Zahlungsfristen der Kontribution waren nur Mittel zum Zwecke, gehörten, wie seine Vertreter sagten, nicht in die Arithmetik, sondern in die Politik. Aus Preußen schlug ihm eine Flamme des Hasses entgegen, so stark und so heiß, daß er daran verzweifelte, diesen Staat in sein „Föderativsystem“ eingliedern zu können. Hatte die Rücksichtnahme auf Rußland ihn gezwungen, seinen Vernichtungsplänen zu entsagen, so sollte Preußen wenigstens noch weiter zerstückelt werden, um anderen politischen Kombinationen Raum zu geben. In Paris erzählte man sich glaubhaft, dem neuen König von Westfalen, Jerome, sei das preußische Land bis zur Oder mit Berlin bestimmt versprochen worden. Für eine solche Beraubung, wie und in welchem Umfange sie auch geplant sein mochte, war der gute Wille Rußlands unentbehrlich. Napoleon kam auf den Gedanken, die Räumung Preußens von der Räumung der durch russische Truppen besetzten Donaufürstentümer Moldau und Walachei

abhängig zu machen, überhaupt das Geschick Preußens mit der in Tilsit erörterten Teilung der Türkei zu verknüpfen. Von der Begehrlichkeit Rußlands im Osten, die er zu reizen nicht müde wurde, erhoffte er die Preisgebung Preußens.

Nicht an den flehenden Bitten einer unglücklichen Königin, auch nicht an der rechtzeitigen Zahlung einer größeren oder geringeren Kontribution hing Preußens Schicksal: wie so oft schon wurde es beherrscht von dem Verhältnis Rußlands zu Frankreich.

Kaiser Alexander war in Tilsit vor der Uebermacht Frankreichs zurückgewichen, gegen die jeder Widerstand ihm zunächst hoffnungslos erschien, und hatte mit Napoleon ein Bündnis geschlossen, das ihm auf Kosten Schwedens und der Türkei erhebliche Vorteile in Aussicht stellte. Von Preußen erwartete er dieselbe Ergebung in politische Notwendigkeiten, die er selbst äußerlich zur Schau trug; allein innerhalb des Systems der französischen Allianz hielt er doch die Verbindung mit Preußen fest, die staatliche Interessen wie persönliche Rücksichten ihm wünschenswert machten. Wie Friedrich Wilhelm auch nach Friedland und Tilsit ausrief: „Nein, von Alexander lasse ich nicht“, so war in diesen Tagen der tiefsten Ohnmacht Preußens Alexanders Freundeshand doch die einzige Hilfe, die sich von fernher dem gebeugten König zur Wiederaufrichtung darbot.

Der russische Botschafter Graf Tolstoi hatte das Elend Preußens mit eigenen Augen gesehen, zugleich aber auch die bestimmte Ueberzeugung gewonnen, daß Napoleon über Preußen hinweg seine Machtstellung weiter nach Osten gegen Rußland selbst vorzuschieben suche. An demselben Tage, wo Prinz Wilhelm Königsberg verließ, erhielt er seine Audienz bei Napoleon. Gleich am nächsten Tage, 7. November, begann er sich in nachdrücklichster Weise für Preußen zu verwenden. Auch Kaiser Alexander selbst verkannte nicht, wie die preußischen Festungen in französischen Händen weniger ein Pfand für Kontributionszahlungen als eine mögliche Operationsbasis gegen Rußland bedeuteten. In seinen Unterredungen mit Savary wies er den Versuch Napoleons, die Räumung der Donaufürstentümer und Preußens miteinander zu verbinden, weit von sich. Nicht um die ganze Türkei, rief er aus, wolle er eine weitere Schwächung Preußens zugeben; es sei für ihn eine Ehrensache, auf Erfüllung der Versprechungen zu bestehen, die Napoleon ihm in Tilsit für Preußen gegeben habe. Diese und andere Erklärungen Rußlands waren so unzweideutig und so nachdrücklich, daß Napoleon sich zu einer vorläufigen Aenderung seiner Politik genötigt sah. Ohne die Höhe seiner Kontributionsforderungen im mindesten zu ermäßigen, lockerte er doch leise den Druck seiner Faust auf dem unglücklichen Lande: er erklärte sich mit Ueberlassung von drei Festungen begnügen zu wollen und traf Anordnungen zur Räumung des Landstriches zwischen Passarge und Weichsel. Das finanzielle Aussaugungssystem blieb,

die politische und militärische Beschlagnahme ließ nach, um so mehr, da Napoleons Aufmerksamkeit sich der Unterwerfung Portugals und Spaniens zuwandte, wo er sicher war, dem Widerstande Rußlands nicht zu begegnen.

Die Nachrichten über diese günstige Wendung trafen seit dem 23. November in Memel ein. Zuerst kamen aus Petersburg Briefe von Alexander an Friedrich Wilhelm und Luise, in denen der Kaiser seine unwandelbare Freundschaft für das preußische Königspaar und seine unermüdliche Fürsorge für die preußischen Interessen beteuerte. Ein prachtvolles Geschenk, ein Schal, begleitete das Schreiben an die Königin. Von französischer Seite aber wurde mitgeteilt, daß die unterbrochene Räumung des Landes nun fortgesetzt werden würde und daß die Königin dann ihre Wochen in Königsberg halten könne. Man faßte in Memel wieder etwas Mut. Es wurde beschlossen, die finanziellen Ansprüche Napoleons nach Möglichkeit zu befriedigen, weitergehenden Anforderungen aber, namentlich der Abtretung der Domänen, unbeugsamen Widerstand entgegenzusetzen.

Auch die Königin, die gleich am 23. November eine lange Besprechung mit Stein hatte, atmete wieder auf. Dem Grafen Tolstoi in Paris dankte sie selbst. Uebrigens war sie weit entfernt, sich und ihren Bemühungen ein Verdienst an der eingetretenen Besserung zuzuschreiben. Es deutet vielmehr auf eine realere Auffassung der in der Weltpolitik wirkenden Kräfte, wenn sie jetzt das Hauptmotiv für Napoleons leises Zurückweichen in dessen Wunsche sah, die französischen Truppen anderweit zu gebrauchen. „Das Wort: ‚brauchen‘“, schrieb sie dem Vater, „ist von vielem Gewicht, denn ehe die Ambition nicht neue Beschäftigung erschuf, würden wir sie nicht los und hätte der König bar zweimal soviel bezahlt, als man von ihm fordert.“ Daneben triumphierte siegreich ihr frommer Glaube. Das Nachlassen des Druckes, so geringfügig es war, schien ihr wie ein Wunder, das ihr Gottvertrauen erhöhte und sie für weitere Prüfungen stärkte. Denn Anlaß zum Kummer gab es noch genug. Die kleinen Errungenschaften auf der einen Seite mußten mit Opfern an anderer Stelle bezahlt werden. Auf Andringen Rußlands und Frankreichs verstand sich Preußen endlich dazu, jede Verbindung mit England abzubrechen und dem englischen Handel die Häfen zu sperren, so daß der Schiffsverkehr aufhörte, der den Aufenthalt in Memel belebt und erträglicher gemacht hatte. Die Vertreter Hannovers und Englands, deren Bevorzugung in Memel den russischen Geschäftsträger Krüdener schon eifersüchtig gestimmt hatte, verschwanden vom preußischen Hofe. In den Verhandlungen mit Danzig, die am 6. Dezember durch einen Vertrag beendet wurden, mußte Preußen sich zu weitgehenden Zugeständnissen bequemen, die der Königin wieder tiefen Schmerz verursachten. Dazu kamen die Einschränkungen im Hofhalt, die Stein mit unerbittlicher Strenge

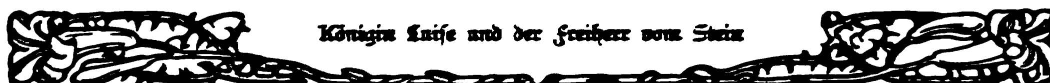
durchführte; wurde man doch bald auch zum Einschmelzen des goldenen Services genötigt. Es war nicht die Königin allein, die über Entbehrungen klagte; auch Prinzessin Wilhelm schrieb damals: „Wir haben kaum zu essen.“ Am meisten litt die Königin nach wie vor unter dem Klima in Preußen. „In Süddeutschland erzogen,“ so schrieb sie dem Bruder, „hatte ich schon Mühe, mich in Berlin zu akklimatisieren, aber was ist das Klima von Berlin im Vergleich zu Preußen!“

Eine Freude wenigstens ward jetzt der edlen Dulderin. Nach Abschluß des Vertrages mit Danzig räumten die Franzosen tatsächlich das rechte Weichselufer, auch Braunsberg und Elbing, wo Marschall Soult bisher geschaltet hatte; nur bei Marienburg blieben einige Tausend Mann stehen. Nun erst bewirkten die erneuten Vorstellungen der Königin und Steins, die Hufeland unterstützte, daß der König widerstrebend in die Verlegung der Residenz nach Königsberg einwilligte. Am 14. Januar 1808 wurde in Tauerlauken an einer mächtigen Eiche, um die man sich oft zu fröhlichem Spiel versammelt hatte, noch ein Abschiedsfest gefeiert. Unter dem Schnee pflückte die Königin einige Grashalme, die sie zur Erinnerung an das „liebe Tauerlauken“ aufbewahrte; dann fuhren Friedrich Wilhelm und Luise nach Königsberg, wo sie zwei Tage später eintrafen. Nichts war verabsäumt, der Königin den Aufenthalt im Schloß behaglich zu machen. Man hatte ihre Zimmer mit Gemälden und anderen Erinnerungen aus den Berliner Schlössern geschmückt, sie fand ein grünsamtenes Ruhebett und eine dazu passende Wiege, Geschenke der Bürger, die ihr besonders willkommen waren in einem Augenblick, wo, wie sie sagte, „von allen Seiten alles geschieht, um sie von uns loszureißen.“

Die Königin war glücklich, Memel endlich verlassen zu haben, um so glücklicher, da sie Königsberg als eine Etappe auf dem Wege nach Berlin ansah: sie ahnte nicht, daß der Aufenthalt dort noch fast zwei Jahre dauern sollte.

II. In Königsberg. 1808

Bald nachdem man sich in Königsberg eingerichtet, am 1. Februar 1808, genas die Königin leicht und glücklich einer Prinzessin, die am 28. Februar auf die Namen der Mutter Luise Auguste Wilhelmine Amalie getauft wurde. Stein hatte zeitweise daran gedacht, Napoleon die Patenschaft anzutragen. Der König aber bestimmte zu alleinigen Taufzeugen die Stände von Ostpreußen, auch die Vertreter des „tiers état“, wie Gräfin Voß schreibt. Die Taufe war eine erhebende Feier, „ein herrliches Volksfest“ nach Fr. Delbrücks Urteil,



und die kleine Luise — später die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande — wurde bald als der Mutter Ebenbild allgemein verehrt.

Die politischen Verhandlungen rückten inzwischen nicht vorwärts. Prinz Wilhelm war persönlich in Paris von Napoleon freundlich aufgenommen. Ein Anerbieten des Prinzen aber, als Geisel für die Erfüllung der preußischen Verpflichtungen zu dienen, lehnte der Kaiser ab und verwies die Verhandlungen über die Kontribution an Daru, seinen Berliner Bevollmächtigten. Stein entschloß sich deshalb, unmittelbar nach der Tauffeier selbst nach Berlin zu gehen. Er verständigte sich dort mit Daru rasch über einen Vertrag, dessen Ratifikation Napoleon jedoch erst verzögerte, dann schließlich ablehnte. Der Kaiser wünschte nicht sich gegen Preußen zu binden, um das unglückliche Land immer als Verhandlungsobjekt gegen Rußland benutzen zu können. Alexander aber ließ seit seinem Briefe vom November 1807 nichts mehr von sich hören, obschon sein Botschafter in Paris die preußischen Bemühungen nach wie vor unterstützte. Königin Luise empfand das Schweigen des Kaisers um so peinlicher, als sie seine Verwendung auch für Mecklenburg-Strelitz angerufen hatte. Sie traute ihm doch nicht recht. „Ich weiß nicht," schrieb sie dem Vater, „ob er lebt oder tot ist ... Er hat immer guten Willen. Wer aber den Tilsiter Frieden unterschrieb, kann auch müde werden im Guten." Viel Freude hatte Luise dagegen an ihrem Bruder Georg, der bei einer Unterredung mit Napoleon tapfer für die Schwester und deren Gemahl eintrat.

Seit die Königin jene tiefe Erschütterung überwunden, die in der Aufzeichnung vom 29. Oktober und in dem Schreiben an Napoleon vom 4. November 1807 ihren Ausdruck gefunden hat, war eine gewisse Ruhe über sie gekommen. „Inmitten alles Kummers", schrieb sie noch von Memel aus der Frau von Berg, „habe ich Tage, mit denen ich zufrieden bin. Die Menschen freilich haben daran keinen Anteil, ich verschaffe mir alles selbst, außer der Freundschaft des Königs, seinem Vertrauen, seiner Güte und Zärtlichkeit für mich, die wirklich mit jedem Tage zunehmen." Und an demselben Tage an Bruder Georg: „Der Gedanke, die Last, die mich heute niederdrückt, nicht verdient zu haben, gibt mir für das Sittliche übernatürliche Kräfte, und meine Seele genießt inmitten von allem einer Ruhe, die ich fast die Ruhe des Gerechten nennen möchte, wenn das nicht zuviel gewagt wäre."

Eine Stimmung der Resignation spricht aus solchen Worten. Gegenüber den herrschenden Weltmächten mochte die Königin der eigenen Ohnmacht mehr und mehr inne geworden sein. Wie eifrig hatte sie noch vor kurzem in die auswärtige Politik eingegriffen, wie leidenschaftlich namentlich für die Räumung des Landes gekämpft, die ihr für Preußen wie für sie selbst eine Lebensfrage bedeutete. In Königsberg scheint sie den Kampf fast aufzugeben. Sie zieht sich überhaupt mehr zurück. Selten noch nimmt sie an den gemeinsamen


1


2


3


4


5


6


7


8


9

Die Kaiserlich Russische Familie und Napoleon

1. Kaiserin Elisabeth Alexejewna von Rußland. 2. Kaiser Alexander von Rußland. 3. Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna. 4. Kaiser Napoleon I. 5. Großfürstin Helena von Rußland, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin. 6. Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin. 7. Großfürstin Anna von Rußland. 8. Großfürst Constantin von Rußland. 9. Großfürstin Maria von Rußland, Erbprinzessin von Sachsen-Weimar

Mahlzeiten teil, meist speist sie mit dem König allein, der in seiner seelischen Niedergeschlagenheit auch körperlich kränkelte, so daß die Königin mit Stein über eine Badereise nach Kudowa verhandelte, und ihrer aufheiternden Liebe mehr als je bedurfte. Denn Leid und Sorgen wichen nicht von der Schwelle des Königsschlosses; immer spürten die Unglücklichen das Schwert des Eroberers am Nacken. In Königsberg war ein französischer Konsul eingezogen, der, wie Brinckmann schreibt, das Königsberger Kabinett despotisch regierte und gegen dessen herrisches Auftreten Luise Steins Hilfe anrief. Bald war dann wieder von der Abtretung dieser oder jener Provinz die Rede, bald von dem unvermeidlichen Beitritt zum Rheinbunde, den, wie wir wissen, Luise besonders verabscheute. Drohend und dunkel lag nach wie vor die Zukunft vor ihr — wenn es noch eine Zukunft für sie gab. Oft hat sie auch daran verzweifeln wollen. Dann suchte sie wohl Trost in der Zusprache des Oberhofpredigers Borowski, der dem Königspaare die alles überwindende Kraft des lebendigen Glaubens predigte, und in der heiligen Schrift, besonders in den Psalmen, die ihr leidvolles Herz aus Verzweiflungstiefen zu frohester Zuversicht emporhoben. Wie fühlte sich Borowski im Innersten ergriffen, wenn Luise mit ihrer „melodischen Sprache" die Worte des 126. Psalms wiederholte — von denen, die mit Tränen säen und mit Freuden ernten — „als fließe ein entzückender Gesang aus ihrem reich besaiteten Herzen". Ihm gefiel die Königin jetzt fast noch mehr als früher, mit den „weißen Rosen auf ihren Wangen" und mit dem „milden Ausdruck einer sanften Wehmut" und „stillen Sehnsucht" in den Augen, denen man freilich ansah, daß sie viel geweint hatten und noch weinten.

Luisens Stimmung in diesem Frühjahr 1808 spricht am schönsten aus einem Schreiben an den Vater, das zugleich ihr ethisch-politisches Glaubensbekenntnis enthält. Ihr Gemüt, in seiner Reinheit, Ruhe und Tiefe offenbart sich darin, freilich ohne die Kämpfe, in denen sie sich zu dieser Abgeklärtheit hindurchgerungen hat.

Sie schreibt, wahrscheinlich im April: „Bester Vater! Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das siehet Niemand klarer ein, als der König.

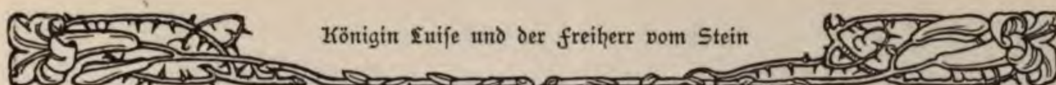
18

Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: „Das muß auch bei uns anders werden" .... Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm [Napoleon], aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden; das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzendem Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind ... Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird ... Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und was geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; Alles wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tag reifer und besser werden" ...

Luise gedenkt dann der Beziehungen zu ihrem Gemahl und ihres ungetrübten Eheglückes, echt weiblich dem Gatten den wesentlichsten Anteil an diesem Glück zuschreibend, das doch hauptsächlich ihr eigenes Verdienst war.

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist; vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller, als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden." — Bis



zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so mit einander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind . . ."

Nach dem Gatten spricht Luise von den Kindern, besonders von dem Kronprinzen und dessen „vorzüglichen Talenten". „Unsere Kinder sind unsere Schätze und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und voll Hoffnung auf ihnen . . . . Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge . . . . Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die Niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glückselig sein" . . .

Wie schon dies Schreiben ahnen läßt, gab die Ruhe des Gemüts, verbunden mit dem Zurücktreten der auswärtigen Politik, der Königin wieder Tage innerer Sammlung und reicherer Geistesarbeit.

Bereits in Memel hatte die Königin viel gelesen: die Corinna der Frau von Stael, besonders aber historische Werke, wie Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges. „Ich lese fleißig die Geschichte", schrieb sie in Königsberg, „und lebe in der Vergangenheit, weil die Zukunft nichts mehr für mich ist." Abends am Teetisch las sie selbst zuweilen wieder vor, aus den „Lebensgeistern" des Grafen Benzel-Sternau, aus französischen Erzählungen; Delbrück bezeugt, wie gut sie französisch las. Dazwischen, zum nicht geringen Verdruß des Königs, verschmähte man am Hofe auch die Tagesliteratur nicht, jene Flugschriften und Pamphlete, die wie schmutzige Staubwolken aus den stürzenden Ruinen des alten Staatsbaues aufflogen; wir hören, daß Ephraim, Buchholz, Massenbach gelesen wurden. Die Königin selbst hat sich besonders mit Lombards „Materialien zur Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807" beschäftigt, die in der Königsberger Hofgesellschaft viele Leser und Bewunderer fanden. Die Bemerkungen, die sie, wie sie sagt, auf Wunsch eines anderen dazu niederschrieb und die erst kürzlich veröffentlicht wurden, sind ganz im Sinne der Kritik gehalten, die Hardenberg in seinen Denkwürdigkeiten gegen Lombards Schrift richtet. Auch die Königin tadelt die Uebergriffe der Kabinettsräte und im Zusammenhang damit die preußische Neutralitätspolitik. Persönlichere Färbung haben begreiflicherweise ihre Aeußerungen über den König, so vorsichtig und zurückhaltend sie sind; eine Bemerkung

18*

kehrt darin öfter wieder: die Klage über den unbegründeten Mangel an Selbstvertrauen bei dem König. Waren die Aufzeichnungen vielleicht gerade für Friedrich Wilhelm selbst bestimmt?

Das Zurückgehen der Königin auf sich selbst, die Entfaltung regerer geistiger Tätigkeit wurde noch durch zwei Momente gefördert: durch die Anwesenheit der Frau von Berg und durch die geistige Atmosphäre von Königsberg überhaupt.

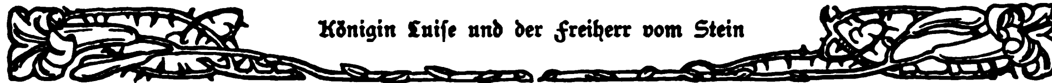
Frau von Berg war unmittelbar nach der Entbindung der Königin auf deren Wunsch in Königsberg eingetroffen; sie blieb bis Ende April 1808. Am Hofe verglich man ihre Erscheinung mit Maria Stuart. Sie verkehrte fast täglich mit der Königin und las wieder fleißig mit ihr. Den tiefsten Eindruck machte damals auf Luise Zacharias Werners kurz vorher erschienenes dramatisches Gedicht: Die Söhne des Tals. Sie begeisterte sich für den letzten Großmeister des Templerordens, den „edlen Molay", und für den schottischen Ritter, den „starken Robert". Werners Drama mit seiner geheimnisvoll nach oben weisenden Tendenz erschien ihr wie eine Art Bibel, und sie legte es „nicht ohne tiefste Rührung und hohe Entschlüsse" aus der Hand. Auch die Politik, wie sich versteht, wurde zwischen den beiden Frauen erörtert: „Die gute Berg" half der Königin „treu die bösen Nachrichten aus Paris tragen"; und Luise weihte die Freundin ein in alle die Seelenstürme des letzten Jahres, insbesondere auch in die Hoffnungen und Enttäuschungen, die ihr aus den Beziehungen zu Kaiser Alexander erwuchsen. Beide — trotz allem — mochten sie nicht aufhören an ihn zu glauben, und wenn sich in der Kirche ihre Stimmen zu dem Liede vom Morgenstern vereinigten, so gedachten sie des ritterlichen Kaisers im fernen Osten, der aus anscheinender Verdunkelung eines Tages leuchtend aufgehen und auch dem unglücklichen Preußenlande helle Tage bringen würde.

In Königsberg herrschte damals ein reges geistiges Leben, dem die Richtung auf die Regeneration des Staates ein neues und besonderes Gepräge gab. Es sind die Tage, wo der Staat in den breiten Massen des Volkes breitere Grundlagen sucht und die Nation zu selbständiger politischer Arbeit, zu Gemeinsinn und hingebender Vaterlandsliebe aufruft; wo die Durchdringung des alten harten Preußentums mit dem Geist der neuen deutschen Bildung beginnt. Politisch aus Deutschland ausgeschieden, wächst Preußen geistig um so fester und inniger in das Deutschtum hinein. Und anderseits: was in Deutschland noch frei ist und frei fühlt, flüchtet sich zu dem deutschen Staate, der das Joch des Rheinbundes nicht trägt. An der Spitze dieser Männer, getragen und gehoben von der sittlichen Größe seiner Aufgabe, steht der Freiherr vom Stein, die wuchtigste Persönlichkeit, der kraftvollste Charakter, vom König mehr gefürchtet als geliebt, von der Königin hochgeschätzt, aber doch nicht verehrt wie Hardenberg. Mehr nach dem Herzen des Königs war Scharnhorst, der

still und kränklich, wie er war, mit zäher Energie die Waffen für den Befreiungskampf schmiedete. Diesem „Riesen" gegenüber bezeichnete Gneisenau sich selbst als einen „Pygmäen", er die stolzeste und gewinnendste Mannesgestalt unter den Reformern. Sie alle wurden oft zur königlichen Tafel gezogen, obgleich höfisches Leben und Treiben ihnen eigentlich zuwider war. In ihrem Kreise sprach die Königin wohl einmal, wie Gneisenau berichtet, „mit hinreißendem Enthusiasmus von einer besseren Ordnung der Dinge." Scharnhorst fand, daß sie in Königsberg unendlich größer und liebenswürdiger wurde, als sie jemals gewesen. Gneisenau war tief bewegt von ihrer Teilnahme, als sie unter Tränen den Dank las, den die Stadt Kolberg ihrem Verteidiger öffentlich aussprach. Nähere Beziehungen zu ihr hat doch nur Stein gehabt. Von Generalen erschienen bei Hofe noch der knorrige Yorck, der Nachfolger Rüchels als Kommandant von Königsberg, und Oldwig von Natzmer, der Kapitän der ersten Kompagnie der neugebildeten Garde, der Liebling der Damen. Einige Zeit hindurch war auch Graf Götzen in Königsberg, der in Schlesien in tiefer Heimlichkeit alles für eine nahe Erhebung vorbereitete, und Schill, der volkstümlichste von allen, um den die Menge sich drängte.

Zu den Mitarbeitern oder Nachfolgern Steins an dem großen Reformwerke, die vorübergehend oder dauernd in Königsberg sich aufhielten und gelegentlich zu Hofe geladen wurden, gehörten die Mitglieder der oben erwähnten Immediatkommission, Niebuhr, Altenstein, Schön, Staegemann, Klewiz, von denen besonders der letztere dem König gefallen zu haben scheint, und Auerswald, Sack und Vincke, die späteren Oberpräsidenten. Im Jahre 1809 traf auch Wilhelm von Humboldt aus Rom in Königsberg ein, der die Sektion für Kultus und Unterricht im Ministerium des Innern übernahm. Widerstrebend hatte er sich dazu entschlossen; Königsberg mißfiel ihm anfangs gründlich, bald aber gewöhnte er sich ein und erfreute sich an dem Verkehr mit Königin Luise und an den Abenden bei Prinzeß Luise Radziwill und ihrem kunstsinnigen Gatten, der dort seine Kompositionen zum Faust zur Aufführung brachte.

Neben diesen höheren Verwaltungsbeamten bewegte sich noch ein Kreis von Professoren und Schriftstellern, zum Teil mit jenen in enger Verbindung durch Persönlichkeiten, wie Staegemann, der auch als Dichter und Publizist tätig war. Die Universität hatte zwar Kant und Krauß bereits verloren; einzelne ihrer Lehrer aber wirkten auch jetzt in die Weite, vor allen Süvern, der im Winter von 1807 auf 1808 vielgerühmte Vorlesungen über die deutsche Geschichte von Karl dem Großen bis auf die Gegenwart hielt. Es war der sittlich-erzieherische Gehalt seiner Vorträge, der die Zuhörer fesselte. Süvern war für Königsberg, was zu gleicher Zeit für Berlin durch die Reden an die deutsche Nation



Fichte wurde, mit dem er sich vielfach berührte. Wir erwähnen noch Georg Scheffner, der als Kriegs- und Domänenrat 1774 nach einem Zerwürfnis mit Friedrich dem Großen seinen Abschied genommen und nun als Siebzigjähriger in voller geistiger Rüstigkeit in Königsberg lebte, und Max von Schenkendorff, den jugendlichen Referendar, in dessen Gedichten die allgemeine Verehrung für Königin Luise ihren schönsten poetischen Ausdruck fand.

In diesen Kreisen und ihren politisch-literarischen Bestrebungen, im Anschluß wohl an ältere Logenverbindungen, entstand damals der „Sittlich-wissenschaftliche Verein", bekannter unter dem Namen „Der Tugendbund", dem hervorragende Beamte, Offiziere und Gelehrte beitraten. Er hat nur in den ersten Monaten nach seiner Gründung eine gewisse Bedeutung gehabt, als er zu einem geeigneten Werkzeug für die Erhebung zu werden versprach; dann sank er ebenso rasch, wie er emporgekommen war, und verfiel Anfang 1810 fast unbemerkt der Auflösung. Wie der Leiter des Vereins, Professor Krug, versichert, „stand die Königin unter den Freunden des Vereins obenan", sie interessierte sich, erzählt er, „für alles Gute und Schöne, und da ihr der Verein in diesem Lichte erschien, so beehrte sie ihn auch mit ihrem hohen Beifall." Näheres freilich ist darüber bisher nicht bekannt geworden.

Dagegen sind wir gut unterrichtet über die Beziehungen der Königin zu Süvern und Scheffner. Scheffner hatte schon 1807 die Prinzessin Solms kennen gelernt und durch ihre Vermittelung auch die Königin bei deren zweitem Aufenthalt in Königsberg, im April und Mai desselben Jahres. Die frische Ursprünglichkeit des treuherzigen und freimütigen Greises, den Staegemann den „Franklin von der Ostsee" nennt, scheint auf Luise besonders anziehend gewirkt zu haben. Sie sprachen miteinander über den französischen Generalstab und Prinzenerziehung, über Hofleben und Hofetikette, und Scheffner, begeistert von der unverkennbar hohen Begabung der Königin, suchte sie zu stärkerer geistiger Betätigung anzuregen. Dabei erging es ihm wie anderen. Luise begegnete seinen Mahnungen mit dem Hinweis auf „die Pflicht einer Ehefrau, sich ganz dem Geschmack ihres Mannes zu fügen und selbst Dinge, die ihr vieles und wahres Vergnügen machten, dem aufzuopfern, was sie ihm zu seiner Beruhigung, Erholung und Zeitkürzung für nützlich und nötig halte." Scheffner ließ sich dadurch nicht abschrecken. Auch nach Memel hin, in Prosa und in Versen, mit Ernst und mit Offenheit, forderte er die Königin auf, „alles zu neuem tätigen Leben" zu beseelen, „Preußens Wundertäterin" zu werden. Er bekämpfte nachdrücklich die unnötige Verlängerung des Aufenthalts in Memel, überhaupt die gefährliche Vorliebe des Königs für die Bequemlichkeit eines bürgerlich häuslichen Lebens und drängte auf baldige Uebersiedelung nach Königsberg. Die Königin, die an diesem Freimut keinen Anstoß nahm, ließ bald nach der Ankunft in Königsberg Scheffner zu sich bitten, um den früheren persönlichen

Umgang von neuem aufzunehmen. Wieder bemühte sich Scheffner, auf sie einzuwirken, ungefähr in dem Sinne, wie Frau von Berg. Er schenkte ihr zum Geburtstage, 10. März 1808, La Bruyères „Charaktere", die einst schon Prinz Heinrich der Königin empfohlen hatte (s. oben S. 113). Er wurde nicht müde, in sie zu dringen, daß sie „den ihr von Gott verliehenen Geist dahin bringe, den Reichtum ihrer Gaben königlich zu brauchen." „Die Preußen", schrieb er ihr, „halten zuverlässig Ew. Königliche Majestät für das einzige Wesen im Staat, welches dem Benehmen im großen und kleinen einen anderen vorteilhaften Schwung und dem den König und die Nation vereinenden Bande Unauflöslichkeit schaffen könnte."

Durch Scheffner wurde die Königin auch mit Süvern bekannt. Im Sommer 1808 erhielt sie nach und nach die Hefte seiner historischen Vorlesungen, die sie mit größtem Eifer studierte und deren bemerkenswerte Stellen sie mit Bleistiftstrichen — „Hieroglyphen ihres Herzens" — bezeichnete. Wir kennen ihre vernachlässigte Bildung: es ward ihr nicht leicht, sich durch diese Vorträge durchzuarbeiten. Aber sie besaß den schönen Mut, vor dem ehrwürdigen Scheffner ihre Unkenntnis einzugestehen und wie „der Schulknabe den gütigen Lehrer" um Erläuterungen zu bitten. „Frägt man nicht und schämt sich seiner Einfalt gegen jeden, so bleibt man immer dumm. Und ich hasse entsetzlich die Dummheit." So fragte sie nach den Punischen Kriegen, nach den Gracchischen Unruhen, nach der Bedeutung des Wortes: Hierarchie. Scheffner erwiderte, auf die Namen komme es nicht an, sondern auf die Erfassung des Geistes der Personen und Handlungen. So verstand es auch die Königin, wenn sie ihm schrieb: „Ich empfinde recht tief die schönen Wahrheiten, auf der sein (Süverns) ganzes Prinzip ruht; und doppelt fühle ich mich hingerissen, die Aufgabe meines Lebens: mich mit klarem Bewußtsein zu innerer Harmonie zu bilden, nicht zu verfehlen, sondern ihr zu genügen . . . . Wollten nur die Menschen die Augen nach innen wenden, vielleicht fänden sie noch Kraft, das Sklavenjoch abzuschütteln; aber tun sie es nicht, so stehen keine alten Ritter auf, für das Recht, den Glauben und die Liebe zu kämpfen. Mit wahrer Andacht kniete ich in Gedanken an dem Altar der Burgkapelle und betete für bessere Zeiten zu dem Allmächtigen. Erlebe ich sie auch nicht mehr, geht es nur meinen Kindern und durch ihnen meinem Volk einmal wohl! Ich weiß, die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit, deswegen sollen meine Kinder gute Menschen werden, um wohltätig auf ihr Zeitalter zu wirken."

Man sieht: die Königin erblickt in sittlicher Erneuerung und innerer Reife die Vorbedingung für äußere Freiheit, — wie ihr anderseits die läuternde Wanderung durch Leiden und Schmerzen als der Weg zu ihrem Ideale innerer Harmonie erschien. Sie

schenkte damals Scheffner ein Petschaft, wie sie es selbst von Frau von Berg erhalten hatte, mit einem traubentragenden Rebstock und der Umschrift: „Nicht ohne Tränen". Mensch und Rebe reifen nicht ohne Tränen.

Ueber Süvern schrieb die Königin der Frau von Berg (8. Juli 1808, französisch): „Ich lese außerordentlich fleißig in Süvern. Ich bin beim 9. Heft, und Karl der Große steht in seinem ganzen Glanze, seiner Größe und Tapferkeit vor mir. Er, der Schöpfer des deutschen Zeitalters, ist für mich fast ein Gegenstand der Anbetung, aber weniger als Theoderich, der schlicht deutsch war, und dessen Gradheit, Liebe zur Gerechtigkeit und zum Guten, verbunden mit Tiefe und Edelmut des Herzens und des Charakters mich mehr anziehen, als jener vom Frankentum schon etwas verdorbene Charakter. Ich machte neulich die Bekanntschaft Süverns, was mich etwas in Verlegenheit gesetzt hat; denn er sagte mir etwas, was ich wenig verdiente, nämlich, mein Urteil wäre für ihn höchst schmeichelhaft. Nun konnte aber doch eine Unwissende wie ich ihn nur interessieren und ihm schmeicheln durch die Majestät, die mich umgibt. Tief durchdrungen von dieser Wahrheit appellierte ich an sein Herz, denn Gemüt hat er, und erwiderte ihm: mein Urteil könne keinen Wert für ihn haben, aber der Gedanke möge ihm als Entschädigung dienen, daß er in diesen schrecklichen Zeiten des Unglücks und der Tränen dazu beigetragen habe, jemand glückliche Stunden und Augenblicke zu verschaffen, der mit soviel Dankbarkeit von ihm lerne."

Mit Scheffner und zugleich mit dem Freiherrn vom Stein hat Luise auch diejenige Angelegenheit wiederholt und eingehend erörtert, die ihr neben der Räumung Preußens damals wohl am meisten am Herzen lag: die Frage der Erziehung des Kronprinzen. Wir müssen näher darauf eingehen, die Charaktere aller Beteiligten offenbaren sich dabei in besonderer Schärfe und Deutlichkeit: der König in seiner Unentschlossenheit, Stein in seinem rücksichtslosen Vorwärtsdrängen, die Königin in ihrer vermittelnden Stellung zwischen beiden.

Unter dem Drucke der furchtbaren Uebermacht, die auf dem Lande und dem Königshause lastete, hatte Luise der Hoffnung entsagt, selbst noch einmal das Glück besserer Tage genießen zu können. Aber sie glaubte fest an eine Zukunft für das kommende Geschlecht. Für ihre Kinder erhoffte sie, was das grausame Schicksal ihr selbst versagt hatte: ein geistig höheres, politisch freieres Leben. Das eigene Dasein erschien ihr wie eine Vorstufe für diese Zukunft ihrer Kinder; sie war bereit, alle die Vorzüge, die die bewundernde Mitwelt an ihr rühmte, allmählich von sich auf ihre Kinder übergehen zu sehen. So schrieb sie im Mai 1807 an ihren Gemahl: „Ich überlasse meinen Kindern mit Vergnügen die Vorteile, die ich hatte, als ich sie zur Welt brachte und die ich verliere, während ich das Glück habe, sie wachsen

und gedeihen zu sehen; das ist kein wirklicher Verlust, denn die Belohnung ist zu schön. Und wenn sie gut werden, wenn sie sagen: wir haben das von Papa und Mama gelernt, so ist das alles, was wir an Glück wünschen können."

Die Kinder wuchsen heran: Prinz Wilhelm, nach dem Urteil der Mutter, „wie sein Vater, einfach, bieder und verständig"; Charlotte, „rein wie Gold, gut und sanft", „hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz", aber zuweilen so ausgelassen, daß Luise, die der Tochter „glänzende Zukunft" ahnte, an ihre eigene Kindheit erinnert wurde; Karl, „gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll", oft unartig, aber immer liebenswürdig; Alexandrine, „anschmiegend und kindlich", doch auch „deziediert", wie eine „kleine Autokratin". Von der kleinen Luise wünschte und hoffte die Mutter, sie möchte „ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien ähnlich werden". Die meisten Sorgen machte gerade der, an den sich Luisens Zukunftshoffnungen mütterlich anklammerten: der Kronprinz.

Kronprinz Friedrich Wilhelm war ohne Zweifel ungewöhnlich begabt. Er besaß im allgemeinen rasches und scharfes Auffassungsvermögen, Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit. Er hatte der Mutter empfänglichen Sinn für alles Große und Schöne, besonders das regste Interesse für die Geschichte des Geschlechtes, dem er entstammte. Sein Gemüt war weich und zärtlich, leicht hinschmelzend in Gefühlen und Tränen. Manche Vorzüge einer reizbaren Künstlernatur schienen ihm eigen, aber vielleicht mehr noch von deren Mängeln und Schwächen. Eine lebhafte Einbildungskraft zauberte ihm geschichtliche Ereignisse und Alltagsvorfälle in Bildern vor, die er mit dem Zeichenstift geschickt festzuhalten verstand. Aber er war auch unberechenbar in seinen Launen, heftig in seiner Leidenschaftlichkeit, herrisch in seinem Trotz. „Seine Manieren", urteilt die Königin im Oktober 1807, „sind noch detestabel und erfordern all meine Strenge und Aufmerksamkeit; denn das Aeußere hat gar zuviel Zusammenhang mit dem Innern. Wer lieber mit dem Ellenbogen stößt als mit der Hand sanft und höflich (nach Umständen) schiebt, um etwas hinwegzuräumen oder jemand aufmerksam zu machen usw., der hat etwas Aehnliches in seinem Gemüt." Die Mutter, die vielleicht gegen sein äußeres Betragen manchmal zu nachsichtig war, suchte vornehmlich seinen Sinn für den Ernst der Zeit und für seine Zukunftsaufgaben zu öffnen.

Nach der Rückkehr von Tilsit hatte sie ihn vorgenommen und ihm gesagt: „Ich will Dir einmal recht umständlich erzählen, welches große Opfer ich dem Könige, meinen lieben Kindern und dem Lande gebracht habe; es hat mir viel Kraft gekostet, aber Euer Glück ist mir lieber, es ist mir alles." Der Kronprinz weinte so, daß er sich gar nicht erholen

konnte, und schien sehr nachdenklich. Auch an seinem 12. Geburtstage in Memel fand sie es nötig, ihn mütterlich liebevoll und doch mit heiligem Ernst zu ermahnen und den, der einst herrschen sollte, vor allem Gehorsam zu lehren. Sie schrieb ihm: .... „Unter traurigern Umständen hast Du noch keinen Geburtstag gefeiert. Preußens Größe ist dahin, Dein Vater recht unglücklich durch das Elend, welches sein Volk ohne seine Schuld leidet, der Staat aufgelöst und verarmt. Viel, ja unendlich viel wird es wieder kosten, Kräfte, Nachdenken, fester Wille und Aufopferung jeder Art, um das wieder aufzubauen, was zehn Monate Krieg vernichtet. Muß nicht der so natürliche Wunsch in jedes Guten Brust erwachen, alle seine Kräfte aufzuwiegen, um dem Ganzen zu helfen und zu nützen? Der Kräfte hat, wendet sie an und nützet schon, der sie erwerben kann, um einmal zu nützen, bilde sie mit Anstrengung und Fleiß aus, und dieses ist der heilige Entschluß, den ich von Dir, lieber Fritz, gewiß erwarte. Als zärtlicher Sohn wirst Du gewiß Deinen Fleiß verdoppeln, um recht gut, recht ausgezeichnet zu werden, um Deinem guten Vater, wenn er etwas von Dir verlangt, mit Tätigkeit und Liebe beizustehen und durch Deinen Gehorsam den übrigen mit gutem Beispiel vorauszugehen, denn bloß durch strenges Gehorchen kann man Großes hervorbringen; und unterziehen sich die ersten diesem strengen Gehorsam, dürfen die anderen nicht klagen, und so wirst Du dem König und Vaterland viel leisten. Sollte Dir manches dunkel sein, so sprich mit Delbrück darüber, er wird es Dir aufklären und zeigen, daß reine Liebe zum Könige, zu Dir und zu dem Vaterland mein Herz und Geist beseelen.“ ...

Friedrich Delbrück, an den die Königin hier den Sohn verweist, zeigte sich weder als Lehrer noch als Erzieher seiner Aufgabe gewachsen. Es fehlte ihm an allgemeiner Bildung, an Umfang und Tiefe des Wissens, er blieb immer abhängig von seinen Lehrbüchern, ohne sich zu einem anregenden freien Vortrag erheben zu können. Der Unterricht namentlich in der Geschichte war recht oft dem Zufall der Tagesereignisse unterworfen. Wie bei seinen Bücherempfehlungen für die Königin, so vergriff er sich häufig auch in den Schriften, die er mit seinen Zöglingen las; auch hier gab er oft weichliche, ungesunde Kost. Bedenklicher war, daß dieselbe Weichheit auch die Erziehung beherrschte. Das war wenig gefährlich bei dem jüngeren Prinzen Wilhelm, einem folgsamen und ruhigen Knaben, um den man sich nicht viel kümmerte. Für den Kronprinzen wurde es verderblich. Eigenwillig und widerspenstig, von wechselnden Launen und Einfällen hin- und hergetrieben, bedurfte er eines Zuchtmeisters, wie es etwa Friedrich Wilhelm I. für seinen großen Sohn gewesen war. Delbrück, der immer mehr auf das Gemüt als auf den Willen zu wirken suchte, war zufrieden, wenn er nach einer Strafpredigt den Kronprinzen in Tränen der Reue zerfließen sah.

Es begreift sich, daß durch die Kriegswirren Unterricht und Erziehung noch mehr litten. Anderseits traten gerade in Memel und Königsberg, wo man so eng aneinander saß, die Schwächen und Fehler des Kronprinzen offenkundiger hervor. Es schien zuweilen, als ob ein böser Dämon ihn treibe, einen nach dem andern aus seiner nächsten Umgebung zu kränken und zu verletzen; er neckte und quälte Geschwister und Cousinen, bis sich alle von ihm zurückzogen und sich weigerten, mit ihm zu spielen. Die Klagen über sein Benehmen wurden so laut und so allgemein, daß sie auch das Königspaar erreichten. Delbrück selbst schob die Schuld, und zum Teil gewiß nicht ganz mit Unrecht, auf das Hofleben, auf das beständige Zusammensein mit jüngeren Geschwistern und Verwandten, das den heranwachsenden Kronprinzen immer wieder zu kindischem Treiben herabzog. Er wünschte die Entfernung des Kronprinzen vom Hofe. Stein und Scheffner aber hielten die Persönlichkeit des Erziehers selbst für unzulänglich; es fehle ihm an Welt- und Menschenkenntnis, um den Kronprinzen zu seinem künftigen Berufe heranzubilden. Die Königin trat dieser Ansicht ohne weiteres bei; in ihren Unterredungen mit Stein wurde im Februar 1808 bereits Ancillon, dessen Schriften die Königin gern las, als Nachfolger Delbrücks in Aussicht genommen. Während seines Aufenthaltes in Berlin verhandelte Stein selbst mit Ancillon, der sich zur Uebernahme der Erziehung des Kronprinzen bereit finden ließ. Die Königin, durch Frau von Berg hierüber unterrichtet, sprach noch im März 1808 mit dem Könige, der, wie sie an Stein schrieb, „nicht nein sagte", aber nach seiner Gewohnheit die Entscheidung vertagte. Nach der Rückkehr Steins war es der Kronprinz selbst, der die Frage des Erziehungswechsels wieder in Anregung brachte. Bei einem großen militärischen Festmahl, Anfang Juli 1808, war sein Betragen so unausstehlich, daß die Notwendigkeit einer Aenderung allgemein empfunden wurde. Wie schwer aber fiel es der Königin selbst in dieser Frage, die doch recht eigentlich zu ihrem Wirkungskreis gehörte, dem Gemahl einen Entschluß abzuringen! Stein und Scheffner drängten. Mit rückhaltlosem Freimut schrieb Scheffner der Königin die mahnenden Worte, „wenn im Mutterherzen nicht Mut genug sei, beim Vater auf eine Aenderung anzutragen und darauf zu bestehen, wer werde es dann vermögen?" So entschloß sich die Königin zu sprechen, und der König gab nach. Am 12. Juli eröffnete Stein dem Erzieher, der Kronprinz solle einen militärischen Gouverneur erhalten; Delbrück möge die Erziehung der jüngeren Prinzen übernehmen. Delbrück setzte weitläufig auseinander, daß der Fehler nicht in seiner Person und in seiner Methode liege, sondern in allerlei Nebenumständen. Die Anstellung eines militärischen Gouverneurs erklärte er für verfrüht; er wünschte die Erziehung des Kronprinzen noch zwei Jahre zu behalten. In demselben Sinne schrieb er auch der Königin.

Königin Luise schätzte Delbrück als einen „Ehrenmann" und wegen seiner besonderen Gabe, „junge Gemüter rein zu erhalten". Aber, wie sie an Frau von Berg schrieb, „man kann nicht mehr von ihm verlangen, als er von der Natur erhalten hat." „Eine Erziehung," schreibt sie selbst ganz im Sinne Steins auf die Eingabe Delbrücks, „die den Kronprinzen nur zu einem rechtschaffenen, religiösen, moralisch guten Menschen macht, ist noch nicht genug. Er muß richtige Kenntnisse des Landes haben, er muß deutliche Begriffe der Politik haben; er muß ferner sich eine große Ansicht der Dinge zu eigen machen, die ihn fähig macht, große Taten zu unternehmen und zu vollbringen. Dieses liegt nicht in Delbrück. Um diese großen Resultate herbeizuführen, muß erstlich der Stamm befestigt werden, auf den man diese Hoffnung stützen darf. Der Kronprinz hat Verstand, hat Einbildungskraft, hat Wißbegierde, aber diese Eigenschaften werden nach den Ansichten kluger Männer nicht genug benutzt. Es muß daher ein Mann kommen, der den Geist des Kronprinzen faßt, ergreift, sich seiner bemächtigt, um ihm diese gewünschte Richtung zu geben!"

Einen solchen Mann glaubte die Königin in Ancillon gefunden zu haben, den ja auch Stein empfahl und rühmte. Aber sie wollte doch vorsichtig verfahren, mit möglichster Schonung des Kronprinzen, dessen sichtlicher Schmerz über den drohenden Erzieherwechsel ihr Mutterherz nicht ungerührt ließ. Durch Frau von Berg setzte sie sich mit Ancillon in Verbindung, um dessen Ansicht über die beste Art der Trennung des Kronprinzen von Delbrück zu hören. Ihr Schreiben darüber scheint charakteristisch genug, um nach seinem Hauptinhalt hier Platz zu finden; leise deutet sich darin der Gegensatz an, der sie von Stein bereits trennte und bald für immer scheiden sollte.

Königin Luise schrieb am 7. August an Frau von Berg (französisch): . . . . „Das zweite, was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft das Glück und die Zukunft meines Sohnes. Ich hätte fast hinzugefügt: und das Glück der Völker, welche die Vorsehung ihm bestimmt hat. Ich dachte im Augenblick nicht an das böse Prinzip, welches herrscht, welches regiert, und das über alles in der Welt entscheidet. Aber die Zukunft meines lieben Kindes wird künftig hauptsächlich in den Händen des würdigen Ancillon liegen. Der König hat sich zu seinen Gunsten entschieden. Dieser Gedanke hat für mich etwas sehr Tröstliches. Ein Mann von solchem Charakter, von solchem Geist und von solchen Kenntnissen, verbunden mit angenehmen Manieren, mit einem Aeußern, welches guten Geschmack ankündigt, das heißt, welches ankündigt, daß er immer in der besten Gesellschaft verkehrt hat, ein solcher Mann ist gemacht, einen jungen Menschen zu lehren, daß man glücklich sein kann, unabhängig vom Schicksal. Sagen Sie ihm recht, daß ich großes Vertrauen in ihn setze, aber daß ich, um nichts zu verderben, seine Gedanken über die Art zu wissen wünsche,

wie man am besten meinen Sohn von Delbrück trennen und ihm die Notwendigkeit eines Wechsels begreiflich machen kann. Stein ist zu sehr Stein in diesem Punkte, das bleibt unter uns: er sagt, ein Kind muß gehorchen und nicht räsonnieren. Die Frauen empfinden feiner, wie man sagt, und es ist etwas in mir, was mir unaufhörlich sagt: das ist nicht die Art, die für Fritz angebracht ist, er hat schon zuviel Festigkeit des Charakters und des Willens, um sich zufrieden zu geben, wie ein anderes Kind. Er hängt mit großer Zärtlichkeit an Delbrück. Vor allem muß man sich hüten, einen Kopf und ein Herz zu verbittern, die in allen Punkten ausgezeichnet sind. Ancillon hat ein gutes Feld zu bearbeiten, das ist gewiß und ich bin überzeugt, daß er seinen Schüler lieben wird. Aber es darf nichts überstürzt werden, um nichts zu verderben."

Wenige Tage später trieb Luise die Frau von Berg zu größter Eile. „Ich habe Stein versprochen, daß in 12 Tagen ich Antwort hätte, lassen Sie mich nicht im Stich ... Stein me tue et me taxe sans cela de femmelette qui est très superficielle. Montrez-lui donc le contraire."

Die Verhandlungen zogen sich noch bis in den September hin. Da traten Ereignisse ein, die die Sorge um die Erziehung des Thronfolgers vor der Sorge um die Existenz des Königs selbst und des Staates in den Hintergrund drängten.

Am 31. Mai war Stein wieder in Königsberg angekommen. Nach Abschluß der Konvention mit Daru war ihm in Berlin nichts mehr gelungen; Napoleon, ganz mit dem Unternehmen gegen Spanien beschäftigt, entzog sich jeder Verhandlung mit Preußen, ließ aber die Ausplünderung des Landes systematisch fortsetzen. Oppositionelle Stimmen, die nie ganz verstummt waren, begannen sich lauter und schärfer gegen Stein zu äußern; sein alter Gegner Beyme regte sich wieder und natürlich auch Zastrow. Die Königin, die davon hörte, war entrüstet, daß man den Feind nicht nur von außen nun, sondern auch im Innern zu fürchten habe. Sie warnte Stein selbst, sowie durch Vermittelung der Frau von Berg, und drängte auf seine Rückkehr.

In Königsberg traf Stein eine Stimmung, die im Laufe des Sommers immer gespannter und unruhiger wurde. Die Nachrichten über österreichische Rüstungen, die siegreiche Erhebung der Spanier, die im Juli ein französisches Truppenkorps bei Baylen zur Kapitulation zwangen, der Abfall der von Napoleon nach Dänemark gesandten spanischen Truppen, die auf englischen Schiffen in ihre Heimat zurückgeführt wurden, alle diese Ereignisse weckten frohe Hoffnungen auf eine nahe Erlösung auch für Deutschland und riefen eine kriegerische Erregung hervor, die einen Beobachter an die Berliner Stimmungen im September 1806 erinnerte. Auch Scharnhorst, Gneisenau und schließlich Stein selbst hielten

den Augenblick einer entscheidenden Schicksalswendung für gekommen. Sie traten an die Spitze der Bewegung, die auf eine allgemeine Volkserhebung gegen Napoleon hinarbeitete. Sie waren sich vollbewußt, daß sie damit einen Schritt der Verzweiflung wagen wollten, aber gab es denn zwischen „Untergang mit Schande" und „Unabhängigkeit mit Ehren" noch einen Mittelweg? Was hatte alle Nachgiebigkeit gegen die französischen Forderungen, soweit man darin unter Steins Führung gegangen, was hatte alle Selbsterniedrigung genützt? Die Mißhandlung des Landes ging unbarmherzig weiter; das Gefühl der Unsicherheit der staatlichen Existenz lag lähmend über allen: immer wieder hörte man von Absichten Napoleons auf die Oderlinie, auf Schlesien, und immer lebte man unter der Furcht, eines Tages als Untertan Napoleons oder Jeromes zu erwachen. Auch die Sendung des Prinzen Wilhelm hatte zu keinem Ergebnis geführt. Sobald er einmal zu einer Verständigung über Vertragsgrundlagen gelangt war, kamen Napoleons Vertreter mit neuen und härteren Forderungen, die die Verhandlung wieder auf den Ausgangspunkt zurückwarfen. Schon im Juli ließ man deshalb dem Prinzen durch seine Gemahlin andeuten, er möge sich darauf vorbereiten, unter irgend einem Vorwande Paris zu verlassen. Wenn er am 12. August noch angewiesen wurde, den Franzosen den Abschluß einer Allianz mit Preußen vorzuschlagen, so fügte man zugleich Bedingungen hinzu, deren Ablehnung man mit Bestimmtheit erwarten konnte.

Während so auf der einen Seite der Bruch mit Napoleon bedächtig vorbereitet wurde, suchte Preußen auf der anderen Seite Fühlung mit den Kräften und Mächten, die zum Entscheidungskampfe gegen Frankreich bereit schienen. Es gärte in den patriotischen Geheimbünden, deren Netz Deutschland überspannte. Mit England wurden durch den früheren Gesandten in London, den Freiherrn von Jacobi-Klöst, im tiefsten Geheimnis Verbindungen angeknüpft. Vor allem aber strebte man nach einem engeren Einverständnis mit dem stärksten Gegner Napoleons auf dem Festlande, mit Oesterreich. Ein deutscher Bund mit Oesterreich war Steins heißester Wunsch. Am 27. Juli 1808 erörterte er diese Frage in einer besonderen Denkschrift für den König. An Stelle der alten Abneigung und Eifersucht zwischen den beiden Mächten, so führte er aus, müsse Vertrauen und Eintracht treten; nur so könne man hoffen, Deutschland seine Unabhängigkeit wieder zu erringen, nur so könne die allgemeine Wohlfahrt neu erblühen.

In diesem Augenblick und in diesem Zusammenhang wird auch Königin Luise wieder in das Getriebe der Politik hineingezogen: wie im Jahre zuvor mit Hardenberg, arbeitet sie im Sommer 1808 mit Stein zusammen an der Bildung eines Völkerbundes gegen die napoleonische Uebermacht.

Seit Anfang Juni lebte Luise mit ihrem Gemahl vor den Toren Königsbergs, in Hippels Garten „auf den Huben", in einem Häuschen mit wenigen Zimmern, an das sich aber ein schöner und ausgedehnter Garten anschloß, wo unter einem großen Zelt gewöhnlich gespeist wurde. Die älteren Kinder kamen täglich heraus und tummelten sich im Garten, spielten Kegel oder übten sich im Scheibenschießen. Stein, Scharnhorst und Gneisenau waren häufige Gäste. Die Lebensweise war ganz ländlich, ganz einfach. „Ich habe zwei Zimmer," schreibt Luise an Frau von Kleist, „der König eins, die Kammerdiener und meine Frauen je eins, und eins kann im Notfall zum Speisen benutzt werden. Sie werden gestehen müssen, daß das gerade keine königliche Wohnung ist, aber in dieser abscheulichen Zeit ist man glücklich, wenigstens das noch zu haben; denn unser Heim wird von sehr seßhaften Leuten bewohnt. Der Garten ist hübsch, ich halte mich gern darin auf, und diese Ruhe in der Nähe der Natur tut mir gut. Den ganzen Morgen bin ich in der Luft, trinke Pyrmonter Brunnen, dann kommt das Frühstück, ein Spaziergang, etwas Lektüre und dann ein Bad. Die Musik nimmt dabei viel Zeit, auch, trotz Hufeland, das Briefschreiben" ....

„Sie verstand zu entbehren," hat Friedrich Wilhelm einmal von seiner Gemahlin geurteilt. Nie hat Luise das mehr bewiesen als bei dem Aufenthalt „auf den Huben", in dem schmalen Häuschen, dessen leichte Fenster keinen Schutz gegen Stürme boten, so daß die Königin zuweilen auf dem Flur sich betten mußte und ihr Gefolge nur durch die Fenster in das Haus gelangen konnte. Dennoch fühlte sie sich dort ruhig und zufrieden. Im Sommer, fand sie, ließ sich alles Ungemach leichter ertragen. Ohnehin war sie ja längst gewöhnt, wirkliches Glück und wirkliches Unglück nur aus den Vorgängen des Innenlebens herzuleiten; und im Bewußtsein des Glücks, ihr Ich durch alle Stürme hindurch gerettet zu haben, konnte sie dem Bruder nach Paris schreiben: „In meiner Brust ist Friede".

Indessen erschütterte der Sturz der spanischen Bourbonen sie aufs tiefste. Wer sicherte das preußische Königshaus gegen ein ähnliches Schicksal? Wenn Napoleon aus Rücksicht auf Rußland heute noch vor dem Hohenzollernthrone halt machte, wer bürgte für morgen? Wohl war die Königin auf alles gefaßt, hatte sich mit allem Unglück, das noch kommen konnte, im voraus abgefunden. Aber der Gedanke an die Möglichkeit einer vielleicht „nahen Flucht aus Europa" erfüllte sie doch mit Schrecken. „Seit Spanien seinen rechtmäßigen König verlor," schreibt sie dem Vater, „der erste Freund und treue Alliierte, was kann man da noch hoffen? Wenn Gott nicht Wunder tut, so sind wir alle verloren." „Unser Schicksal ist schrecklich, aber ich fürchte, daß wir noch nicht einmal zur Hälfte des Trauerspiels sind und daß die Zukunft oder vielmehr das Ende ohne Zukunft für uns sein wird."

Zu dem Kummer um die trostlose Lage des Landes kam der Stachel häuslicher Sorgen: Die Frage der Erziehung des Kronprinzen und die Schwierigkeit der Wahl eines militärischen Gouverneurs für ihn, die Unzufriedenheit des Königs mit ihrem Bruder Karl und dem Prinzen Solms, die sie beschwichtigen mußte, endlich — am 6. und 7. Juli — die quälende Erinnerung an die Schmach von Tilsit. „Ich trage, wie Atlas die Welt, eine Last von Kummer auf meinen armen Schultern," klagt Luise am 8. Juli der treuen Berg. „Vorgestern ist es ein Jahr seit der ersten Zusammenkunft mit Napoleon und gestern die letzte zwischen ihm und mir. Ach, welche Erinnerung, was habe ich gelitten für mich und andere, ich beweinte die Liebe zur Menschheit, unser Unglück und das Prinzip, das die Welt lenkt, und ich war nur ein Weib! Physisch schwach, aber erhaben über diese Elenden und guten Schwächlinge." (Von hier ab deutsch.) „Ach Gott, es ist viel über mich ergangen. Du hilfst allein. Ich glaube an keine Zukunft mehr, Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Oesterreich singt sein Schwanenlied und dann ade!"

Eben mit Oesterreich sollte Luise die Bande enger knüpfen, sollte in Oesterreich wissen lassen, daß für die deutsche Volkserhebung Bundesgenossen im Norden bereitständen.

Man mag es wohl bezweifeln, daß Stein die Königin in den ganzen Umfang und die ganze Kühnheit seiner Pläne eingeweiht habe. Für die Verbindung mit Oesterreich aber gewann er sie um so leichter, als ein deutscher Bund mit Oesterreich, wie wir uns erinnern, immer ein Lieblingsgedanke Luisens gewesen ist. In denselben Tagen, wo Stein dem König die Notwendigkeit der Verständigung mit Oesterreich ans Herz legte und Graf Götzen zur Förderung dieser Beziehungen nach Schlesien zurückkehrte, bestimmte Stein die Königin, sich der jungen österreichischen Kaiserin zu nähern, Maria Ludowika, der dritten Gemahlin des Kaisers Franz, die mit Graf Stadion für die Seele der österreichischen Kriegspartei galt. Ihre Vermählung, die schon im Januar 1808 stattgefunden hatte, gab den Vorwand zu einem nachträglichen Glückwunschschreiben, dessen eigentlichen Inhalt doch Steins Gedanke von der Gemeinschaft Preußens und Oesterreichs für die gute Sache und das allgemeine Wohl ausmacht. Luise schreibt der Kaiserin (25. Juli 1808, eigenhändig, französisch):

„Meine Frau Schwester. Seit langem wünschte ich Eurer Kaiserlichen Majestät zu schreiben, um Ihnen meinen aufrichtigen Anteil an dem Ereignis zu bekunden, das Sie mit dem Kaiser verbunden hat und das Ihnen glückliche Tage verheißt. Die von ihm getroffene Wahl muß ihn auf den Gipfel des Glücks erheben, und ich wünsche, daß auch auf Ihren Tagen das Glück ruhen möge wie auf allen Unternehmungen, die Seine Kaiserliche Majestät versuchen wird. Ich weiß, Eure Majestät sind von schönem Eifer für die gute Sache beseelt und sind überzeugt, daß es wirkliche Wohlfahrt nur in der

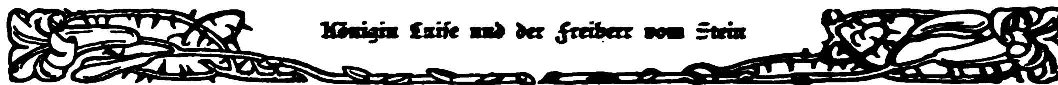
allgemeinen Wohlfahrt geben kann. Meine Wünsche für die allgemeine Wohlfahrt können nicht verdächtig sein, denn das persönliche Glück und eine selbständige Existenz hängen von diesem allgemeinen Glücke ab."

Ganz in demselben Sinne wandte sich Luise auch an die Mutter der Kaiserin, die Erzherzogin Maria Beatrix, aus dem Hause Este, die, mit Eltern und Gemahl von den Franzosen aus Italien vertrieben, in Oesterreich eine Zuflucht gefunden hatte. Ihr schrieb Luise am 28. Juli unter Glückwünschen für die Vermählung ihrer Tochter: „Unsere Seelen begegnen sich, ohne daß wir uns kennen. Es ist wohl natürlich, daß ich in diesem Augenblicke wünsche, Eurer Königlichen Hoheit mitzuteilen, daß das Unglück meine Seele nicht hat erniedrigen können. Ich bitte Gott, den Ehebund zu segnen, sowie alle die großen Unternehmungen, die Seine Majestät der Kaiser in Angriff nimmt. Die allgemeine Wohlfahrt für uns alle, das heißt die Unabhängigkeit muß daraus hervorgehen."

In blutigen Kriegen hatten Preußen und Oesterreich sich bis zur Erschöpfung bekämpft; jahrzehntelang hatten Mißtrauen und Eifersucht sie getrennt gehalten, auch als sie die Waffen nicht mehr gegeneinander führten. Jetzt streckt die Königin von Preußen der Kaiserin von Oesterreich, die Frau der Frau die Hand entgegen zu innigster Gemeinschaft im Kampfe für Deutschland, und über dem Bunde, der sich vorbereitet, waltet der Genius des größten Deutschen dieser Tage.

Schwerer wurde es Stein, den König selbst für seine Politik zu gewinnen. In einer Beratung, die am 23. August mit Stein, Scharnhorst und Gneisenau gehalten wurde, lehnte der König die auf Vorbereitung einer Volkserhebung gerichteten Anträge ab. Die Gefahren von Frankreich, mit denen man ihn ängstigte, schienen ihm im Augenblick nicht drohend; gerade jetzt hörte man von Rückzugsbewegungen der Franzosen in den Marken und in Pommern. An Oesterreich wollte er sich erst anschließen, wenn es Erfolge errungen habe, auf die er innerlich doch kaum rechnete. Zunächst zog er es vor, sich an Kaiser Alexander zu wenden, den er von dem Stande der Verhandlungen Preußens mit Frankreich und von seinen Befürchtungen über die Folgen eines österreichisch-französischen Krieges in Kenntnis setzte, zugleich aber um Aufklärung über die russisch-französischen Beziehungen ersuchte. Des Königs ablehnende Haltung schreckte Stein und seine Freunde um so weniger zurück, als sie schwerlich etwas anderes erwartet haben können. Unbeirrt setzten sie ihre Vorbereitungen fort; sie mochten hoffen, im Augenblick der Entscheidung den König doch noch mit fortzureißen; aber der eine oder der andere hat wohl auch daran gedacht, wenn er sich versage, schließlich selbst ohne ihn zur Tat zu schreiten. In diesem Falle, scheint es, sollte des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, die preußischen Heere zum Kampfe führen. Er hatte sich durch

19



das Einsetzen seiner Person am Tage von Auerstedt, dann 1807 in den letzten Monaten des Krieges bei den Rüstungen ausgezeichnet und eine rasche Volkstümlichkeit erworben. Scharnhorst schreibt über ihn: „Er wird als ein guter Soldat und ein liebenswürdiger Prinz von uns abgöttisch verehrt"; der Engländer Wilson nennt ihn „die Hoffnung des Königreichs". Auf ihn richteten sich jetzt die Hoffnungen der Patrioten. Stein insbesondere, der ihm für den Aufenthalt in Paris von vornherein auch die Beobachtung der militärischen Einrichtungen Frankreichs dringend empfohlen hatte, verlangte seine Rückkehr. Ein Anlaß war bald gefunden. Als bei den Verhandlungen in Paris von französischer Seite abermals neue Forderungen erhoben wurden, schlug Stein in einer Denkschrift vom 14. September 1808 die Abberufung des Prinzen vor. An demselben Tage aber ließ er die Prinzessin Wilhelm ihrem Gemahl nach Paris einen geheimen Brief schreiben, aus dem erst der rechte Sinn der Abberufung klar wird. Es ist ein Ruf an den Prinzen, zurückzukehren und sich an die Spitze des Befreiungskampfes zu stellen.

Die Prinzessin schreibt am 14. September: „Die Stimmung der Menschen ist so ganz anders, als die war, als Du uns verließest, und wir sehen großen Ereignissen entgegen; mache nur, daß Du kommst, ich verspreche Dir im voraus alle Edlen zu Deinem Anhang. Die Menschen haben sich, sonderbar genug, in Deiner Abwesenheit an mich gerichtet, und dadurch bin ich von allem genau unterrichtet worden .... Der Partheygeist ist eingerissen und man hofft stark auf Dich zur Stütze der wahren und schönen Parthey — man hofft als Anführer im Felde auf Dich, kurz, man erwartet Dich wie den Messias." Sie erinnert den Prinzen an die Worte Max Piccolominis:

„Wohl dem Ganzen, findet
„Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
„Für viele Tausend wird, ein Halt; — sich hinstellt
„Wie eine feste Säul', an die man sich
„Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht."

Und endlich ruft sie ihm zu: „Wir brauchen keinen Tracktat, wir brauchen nur Dich, drum komme zurück, mein theurer Willhelm."

Noch ehe dieser Brief Königsberg verließ, war in Paris bereits die vorläufige Entscheidung über Preußens Schicksal gefallen.

Nach längeren Verhandlungen hatten Alexander und Napoleon sich über eine neue Zusammenkunft verständigt, die gegen Ende September 1808 in Erfurt stattfinden sollte. Am 6. September kam die erste Nachricht hierüber nach Königsberg. Zwei Tage später erhielten König Friedrich Wilhelm und Luise Briefe von Alexander, in denen er unter

Versicherungen herzlicher Freundschaft seine bevorstehende Durchreise durch Königsberg nach Erfurt ankündigte.

Die nahe Aussicht auf große politische Entscheidungen und auf das unerwartete Wiedersehen mit Alexander erregte einen Sturm widerstreitender Gefühle in Luisens Brust. Schwärmerei für das einst verehrte Ideal, dem immer noch ein Platz in ihrem Herzen gehörte, und bitterer Groll über Vernachlässigung und Enttäuschung, Befürchtungen über eine Wiederholung der Schmach von Tilsit in Erfurt und schmeichelnde Hoffnungen, die sein „göttlicher Brief" wieder bei ihr hervorrief, alles das verwirrte sich in ihr zu einem „Chaos", das ihr den Schlaf raubte, sie im Fieber hin- und herwarf und unter dem sie fast zusammenbrach. Der Verstand sagte ihr, was sie gleich am 8. September dem Grafen Goltz schrieb und einige Tage später dem Vater wiederholte: „Es ist nichts zu hoffen, es wird die zweite Auflage von Tilsit werden." In ihrem Herzen aber flüsterte es: „Wenn ich ihn retten könnte, wenn ich sein guter Engel, sein Schutzgeist werden, ihn vor der Umgarnung durch den Bösen bewahren, seine Tugend, sein besseres Selbst wieder erwecken könnte, für ihn, für uns, für Europa, für die Menschheit."

Wie bei Luise natürlich: das Herz siegte.

Gleich nach Empfang von Alexanders Brief entwarf Luise ein Schreiben an ihn, von dem wir freilich nicht wissen, ob es je in seine Hände gelangt ist, ein Schreiben, ganz persönlich in der Betonung eines gewissen Anrechtes der Briefschreiberin an die sittliche Höhe wie an den Ruhm des Briefempfängers, und zugleich ganz politisch in der Erörterung der Frage, die für die nächste Zeit mehr und mehr in den Vordergrund tritt: der Stellung Rußlands zu dem drohenden Bruch Oesterreichs mit Frankreich. Für Luise selbst war das mehr eine sittliche Frage als eine politische. Noch immer war sie erfüllt von den Impulsen einer ethischen Gefühlspolitik, denen sie auch Alexander zugänglich glaubte. Eine Parteinahme Rußlands für Frankreich gegen Oesterreich erschien ihr nicht bloß herabwürdigend für seinen Ruhm, sondern schlechthin unsittlich. So bittet sie den Kaiser, nur auf die Stimme seines Herzens zu hören, nur den Eingebungen der Tugend zu folgen und den Lockungen Napoleons zu widerstehen, den er doch verabscheue, wie sie selbst ihn verabscheue. Vor allem möge er sich nicht gegen Oesterreich gebrauchen lassen. „Ich beschwöre Sie, lieber Vetter, mit aller Zärtlichkeit, deren meine Freundschaft fähig ist, seien Sie auf Ihrer Hut gegen diesen gewandten Lügner und hören Sie auf meine Stimme, die nur für Sie spricht, für Ihren Ruhm, den ich liebe wie den meinigen, lassen Sie sich nicht zu Unternehmungen gegen Oesterreich hinreißen" . . . „Ach, lieber Vetter, warum kann mein Geist Sie nicht unsichtbar begleiten, um Ihr schützender Genius zu sein?

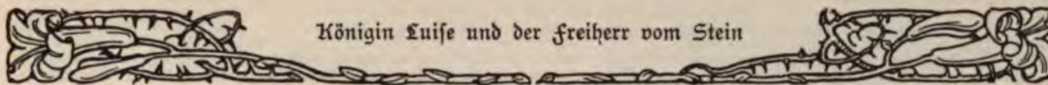
19*

hören Sie auf meine Stimme, die Stimme einer Freundin, wie Sie keine zweite auf der Welt haben." . . .

Keine zweite? Es gab in Petersburg eine edle Frau von gleich hochherziger Gesinnung, mit der Luise sich bald in Gefühlen innigster Freundschaft zusammenfinden sollte. Die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna hat in eben diesen Tagen ihren kaiserlichen Sohn in eindringlichen und rührenden Worten vor der Reise nach Erfurt gewarnt. Wie schön ist doch in diesem Augenblick, da in den Tiefen des Volksgeistes in Oesterreich und Preußen der Kampf um die deutsche Freiheit sich vorbereitet, die Haltung der drei Frauen: der Kaiserin-Mutter von Rußland, der Kaiserin von Oesterreich, der Königin von Preußen; wie bedeutsam die Stellung Luisens zwischen den beiden Kaiserinnen: mit der einen die Fäden zu dem Netze knüpfend, das dem Unterdrücker über den Kopf geworfen werden soll, mit der anderen den russischen Kaiser von dem Bunde gegen die Freiheitskämpfer zurückhaltend. Wie groß ist dabei die patriotische Selbstlosigkeit der Königin: kein Wort in ihrem Briefe nach Rußland von Preußen und dessen Nöten; für Oesterreich allein bittet sie zu Kaiser Alexander.

Das Schreiben an Alexander gab der Königin die Ruhe nicht wieder. Ihr Kopf und ihr Herz, die sie in strenger Lebensschule zur Eintracht doch erzogen hatte, verharrten im Zwiespalt. Wo war der Seelenfriede, die glückliche Harmonie ihres Wesens? In ernster Selbstprüfung befragte sie ihr Inneres, aber ihr Sinn, sonst so rein und klar, verstand sich selbst nicht mehr. Sie fühlte nur ihre Ohnmacht, der Widersprüche in sich Herr zu werden. Wie konnte sie immer noch an Ihn glauben, auf Ihn hoffen, Ihn verehren, der ihrem Ideale so wenig entsprochen, ihre Erwartungen so schmählich enttäuscht hatte und immer von neuem enttäuschte. Vollkommen war sie sich bewußt, daß ihr Herz, ihr Gemüt, ihr Idealismus, die feinsten Ausstrahlungen ihres weiblichen Wesens, das Persönlichste ihrer Persönlichkeit dem Kaiser fremd und fern bleibe, daß — um das Wort zu wiederholen, das sie selbst einmal gebraucht hat, — daß ihre „Seelenliebe" bei seiner sinnlich oberflächlichen Natur kein Verständnis finde. Uralt ewige Gegensätze und Annäherungen zweier Rassen: es ist das Deutsche in Luise, das sich von dem Slawischen in Alexander zugleich angezogen und abgestoßen fühlt.

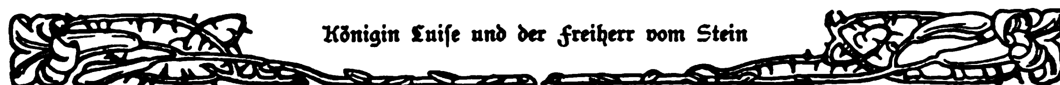
Luisens Unruhe wuchs, je näher der Tag der Ankunft Alexanders heranrückte. Sie wußte, wie streng man in Königsberg, in ganz Preußen Alexanders Verhalten beurteilte, wie tief der einst so Hochgestellte in der öffentlichen Meinung gesunken war. Sie sah schon alle Blicke auf ihn gerichtet und las schon in jedem Blick — „denn es sind lauter Preußen, das heißt: lauter Unglückliche" — ein Verdammungsurteil über den Kaiser, das ihr in die Seele schnitt. Sie selbst ließ sich den letzten Funken hoffenden Glaubens nicht nehmen.



Könnte sie ihn nur allein sprechen, um wenigstens einen Versuch zu machen, ihn zu rühren! Denn trotz alledem: wenn der Staat Preußen in seiner Schwäche versagte und die Stimme der politischen Interessen nirgends Gehör fand, so mußte als äußerstes Machtmittel doch wieder der Zauber der Persönlichkeit angerufen werden, so mußte Luise zu Alexander sprechen. Stein selbst, wie Hardenberg vor Tilsit, sollte ihr eine Anleitung dazu geben; man beruhigte sich in dem Gedanken, daß eine Frau manches sagen könne, was für einen Mann unpassend wäre. Luise war bereit; aber nach allen Enttäuschungen wollte keine rechte Zuversicht in ihr aufkommen. „Ich werde versuchen, was ich Gutes tun kann, aber wenn ich keinen Erfolg habe, wenn das Böse zu tief eingewurzelt ist, dann werde ich trostlos sein, weil unser Unglück unwiderruflich und Preußen auf ewig geknechtet ist." Sie war unglücklicher fast als vor Tilsit, und von ihren Lippen ringt sich der Verzweiflungsschrei: „Ich könnte mich mit meinen Händen zerreißen, wie mein Inneres zerrissen ist durch Kummer und Sorge."

Inzwischen begann die Durchreise der Russen durch Königsberg nach Erfurt. Gleich auf Alexanders Brief folgte am 9. September sein Minister des Auswärtigen, Rumiantzow, der sich zum Kummer der Königin als Franzosenfreund „bis auf die Knochen" offenbarte. Am 16. abends kam der „wilde Stürmer", wie Fr. Delbrück ihn nennt, Großfürst Konstantin, dessen Nachäffen Napoleons unangenehm auffiel und den man durch ein sehr still verlaufenes Festmahl ehrte. Am 18. September reiste er weiter. An demselben Tage gegen Abend erschien Kaiser Alexander selbst, vom König vor den Toren Königsbergs begrüßt, von der Königin im Schloß „mit herzlicher Freundschaft" empfangen. Man fand den Kaiser verlegen, den König in der Haltung würdevoller, in seinem Aeußeren schöner, die Königin ernst und bewegt. Am nächsten Tage wurden politische Beratungen gepflogen, an denen auch Stein und Graf Goltz teilnahmen. Einen Bund mit Preußen und Oesterreich gegen Napoleon lehnte Alexander ab. „Was sollen wir machen?" sagte er zu Stein; „er rennt uns alle über". Aber er gab das feste Versprechen, in Erfurt für Preußen nach besten Kräften wirken, die Räumung des Landes und erträgliche Bedingungen für die Kontributionszahlung fordern zu wollen. Aehnliche Zusicherungen machte er auch der Königin, die Gelegenheit hatte, ihn ohne Zeugen zu sprechen. Am 20. September, gegen Abend, von dem Königspaar eine Strecke Weges in offenem Wagen begleitet, reiste der Kaiser wieder ab.

Wenige Stunden später, in der Nacht vom 20. zum 21. September, weckte man den König. Ein Kurier war angekommen mit Nachrichten aus Paris von schwerster und ernstester Bedeutung. Napoleon, so berichtete Prinz Wilhelm, habe einen Brief Steins an den Fürsten Wittgenstein abgefangen, in dem der Minister von dem Eindruck der Ereignisse



in Spanien spreche, von der wachsenden Erbitterung in Deutschland, von Verbindungen in Hessen und Westfalen. Unter dem Zwange der feindseligen Drohungen, mit denen Napoleons Vertreter die Vorlegung dieses Briefes begleitete, überzeugt, daß er nur zwischen Nachgeben oder Krieg zu wählen habe, hatte der Prinz sich am 8. September zur Unterzeichnung eines Vertrages drängen lassen, der zwar die Räumung des Landes in Aussicht stellte, zugleich aber die Höhe der preußischen Kriegsschulden auf 140 Millionen und ungünstige Zahlungsbedingungen festsetzte. Für einen Krieg mit Oesterreich mußte Preußen ein Hilfskorps versprechen. Ueberdies sollten die drei Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau von französischen Truppen besetzt und die Stärke des preußischen Heeres in den nächsten zehn Jahren auf 42000 Mann beschränkt bleiben. „Ja, Marianne," schrieb der Prinz am 9. September seiner Gemahlin, „mit blutendem Herzen ist gestern der Tractat unterschrieben worden, welcher uns auf das schrecklichste alle Muskeln der Kraft zerrissen hat — urteile aber nicht, bis Du mich wiedergesehen hast. — Der aufgefangene Brief wird Dich entsetzen — es ist mir unbegreiflich — So ein Mann und so ein Unglück. Es blieb keine Wahl, die Gefahr war auf's Äußerste gestiegen. Genug davon. Du wirst mich begreifen — die anderen zum Teil — der König vielleicht — Gott gewiß."

Am Königsberger Hofe wirkten diese Berichte wie die Nachricht von einer verlorenen Schlacht. Der Minister des Auswärtigen Graf Goltz brach sogleich nach Erfurt auf. Der König schrieb an Alexander: „Wenn Eurer Majestät hochherzige Fürsorge uns nicht aufrechthält, so ist es aus mit Preußen!" Die Königin vergoß Tränen, die sie vor ihrer Umgebung vergebens zu verbergen suchte. Stein selbst blieb ruhig und kaltblütig; man erzählte sich, er habe dem König geraten, ihn nach Pillau bringen zu lassen. Er bat sogleich um seine Entlassung, die der König jedoch verweigerte, wie er auch die Ratifikation des Pariser Vertrages zunächst hinausschob. Napoleon selbst, nachdem er seinen Zweck erreicht, schien einer milderen Auffassung Raum zu geben. Er hatte in den Vertrag vom 8. September eine Bestimmung aufnehmen lassen, nach der Preußen keine Untertanen aus seinen abgetretenen Provinzen im Dienst behalten dürfe; er meinte damit Stein beseitigt zu haben. Nun äußerte er sich in der Abschiedsaudienz gegen Prinz Wilhelm sehr versöhnlich und entgegenkommend, betonte seine Achtung und sein Vertrauen zu dem König, verlangte aber rückhaltlosen Anschluß an Frankreich, wofür er Erleichterungen in der Kontributionszahlung und selbst beschleunigte Räumung der Festungen in Aussicht stellte. Auch der Königin gedachte er, und sprach die Hoffnung aus, daß sie ihren Einfluß und ihre Kenntnis zur Erhaltung der Eintracht zwischen Preußen und Frankreich anwenden möge. Er schrieb selbst höfliche Briefe an den König und an die Königin, der er seine Freude ausdrückte,

daß der Erfüllung ihres Wunsches, nach Berlin zurückzukehren, nun kein Hindernis mehr im Wege stehe.

Der Bericht des Prinzen über Napoleons Aeußerungen und die Briefe des Kaisers machten in Königsberg einen günstigen Eindruck. Auf Anraten von Jacobi-Klöst und Stein beantwortete der König das Schreiben Napoleons sogleich persönlich mit der dringenden Bitte um Herabsetzung der Zahlungsbedingungen. Zugleich entschloß er sich, den September-Vertrag, wie er war, obgleich die Festsetzungen über die Kontribution unausführbar schienen, zu ratifizieren (29. September). Man hoffte damit wenigstens der fremden Truppen endlich ledig zu werden, deren Aufenthalt im Lande, wie sich mehr und mehr herausstellte, die schwersten sittlichen und wirtschaftlichen Schäden verursachte. Stein selbst erschien in heiterer Stimmung; man meinte, daß der Zwischenfall mit seinem Briefe keine weiteren Folgen haben werde. Ungeduldig erwartete man Nachrichten über die Zusammenkunft in Erfurt, von deren Ergebnissen das fernere Schicksal Preußens und Steins selbst abhängen mußte.

Auch Königin Luisens ganze Aufmerksamkeit blieb in ängstlicher Spannung auf Erfurt gerichtet. Das Zusammentreffen mit Kaiser Alexander war ruhiger verlaufen, als sie vorher befürchtet hatte; mit Genugtuung bemerkte sie die gute Wirkung, die sein freundschaftliches Verhalten doch wieder hervorgebracht zu haben schien. Sie benachrichtigte ihn dann selbst von der Ratifikation des September-Vertrages mit der inständigsten Bitte, für die Milderung der grausamen und unerfüllbaren Bedingungen bei Napoleon einzutreten. Leise erinnert sie ihn dabei an sein eigenes Interesse, das namentlich durch die Okkupation der preußischen Festungen berührt werde. Seine Versprechungen hatten ihr Hoffnung und Vertrauen wiedergegeben, ohne jedoch alle Beunruhigung von ihr zu nehmen. Das Gleichgewicht zwischen Kopf und Herz war und blieb gestört. Die Königin wollte ihr Gefühl ausschalten, wollte sich zwingen, in der augenblicklichen Verwicklung nur eine politische Angelegenheit zu sehen, nur „die großen Interessen der Nationen" ins Auge zu fassen. Einen Tag glaubte sie wohl einmal über sich selbst gesiegt zu haben und freute sich der schwer errungenen „Harmonie". Aber dann sprach ihr Herz wieder lauter und sie gestand sich ehrlich, daß doch nicht bloß politisches Interesse diese Spannung und Erregung ihres Inneren hervorrufe. Sie wäre glücklich gewesen über die Befreiung Preußens, oder wenigstens über die Erleichterung seiner Lasten, doppelt glücklich, wenn sie das Ihm, gerade Ihm verdankt hätte; und noch einmal glücklich, wenn er aus tiefer innerer Teilnahme für sie, gerade für sie geholfen hätte. Wenn er nur nicht wieder schwach wurde, sich nicht verführen ließ! Mit eifersüchtiger Sorge hörte sie von den Vergnügungen, die Napoleon für die Unterhaltung seines erlauchten Gastes in Erfurt vorbereitete. Könnte sie ihn doch immer umschweben, um ihn vor frivolen

Zerstreuungen zu behüten, und ihn auf der Bahn der Tugend, bei seiner großen Aufgabe festzuhalten! Zur Kirche ging sie und betete für den Erfolg seiner Unternehmungen in Erfurt: „Alle guten Geister steht ihm bei, geleitet ihn".

In banger Erwartung verrann der Königin Tag um Tag. Endlich, als man alle Hoffnung schon fast aufgegeben, kam am 18. Oktober mit Berichten von Goltz und Briefen des Erbprinzen Georg, der von Paris nach Thüringen gereist war, ein Schreiben Kaiser Alexanders aus Weimar vom 14. Oktober, worin er meldete, daß auf seine Verwendung die Kontribution um 20 Millionen herabgesetzt und die Zahlungsfrist verlängert sei. Die Räumung der noch besetzten Landstriche werde inzwischen vor sich gehen. Daß er dafür auf einen Artikel des Tilsiter Friedens verzichtet hatte, der Preußen für den Fall der Einverleibung Hannovers in das Königreich Westfalen eine Entschädigung auf dem linken Elbufer zusicherte, überging er mit Stillschweigen.

Nur zwei Tage später traf der Kaiser selbst ein. Er trat auf mit unverkennbarem Selbstbewußtsein, mit Siegermienen; sprach von den vertraulichen Verbindungen, die er mit Napoleons nächster Umgebung, namentlich mit Talleyrand angeknüpft hatte, und deutete an, daß Steins völlige Entlassung nicht erforderlich sein werde. Dem Verlangen Napoleons, einschüchternd auf Oesterreich zu drücken, hatte er sich geschickt entzogen. Beim Abschied, am 24. Oktober, lud er das Königspaar nach Petersburg ein, was der König nach seiner Gewohnheit weder annahm noch ablehnte.

Dieser zweite Aufenhalt Kaiser Alexanders in Königsberg bedeutet einen Wendepunkt. König Friedrich Wilhelm fügt sich in das russisch-französische System, bei dem er nach allen Stürmen und Erschütterungen der letzten Jahre endlich Ruhe zu finden hofft. Der Gedanke an einen Befreiungskampf, der bei ihm ohnehin nur an der Oberfläche Eingang gefunden hatte, wird aufgegeben, um so mehr, da nach allen Nachrichten auch Oesterreich wenigstens vorläufig an keine Erhebung mehr zu denken scheint. Der geheime Unterhändler mit England, Jacobi-Klöst, verläßt am 25. Oktober Königsberg, um sich auf seine Güter zurückzuziehen. Dafür spricht man an demselben Tage bei Hofe zum ersten Male wieder von der nahen Rückkehr nach Berlin. Eine Stimmung müder Resignation, hervorgegangen aus einem tiefen Ruhebedürfnis, bemächtigt sich des Königs und seiner Umgebung.

Es gab aber in Königsberg noch einen Mann, der dies Bedürfnis nicht empfand und diese Stimmung nicht teilte, der nach seinen eigenen Worten „Aufregung und Gärung" zu verbreiten für seine Aufgabe hielt.

Stein hatte auch während der Zusammenkunft in Erfurt die Vorbereitungen zum Befreiungskampfe unbekümmert fortgesetzt, insbesondere die geheime Verhandlung mit

Oesterreich weit über Wissen und Willen des Königs hinaus geführt; er hatte zur Ratifikation des September-Vertrages geraten, mit dem Hintergedanken freilich, ihn bei erster bester Gelegenheit zu brechen. Mit dem engen Anschluß des Königs aber an das russisch-französische System wurde seine Politik unmöglich und seine Stellung unhaltbar. Napoleon selbst zwar vermied es, seine Entfernung ausdrücklich und bestimmt zu fordern; auch Friedrich Wilhelm, der sich trotz allem ungern von ihm trennte, zögerte, die wiederholt erbetene Entlassung zu bewilligen. Noch Mitte November war sogar davon die Rede, daß der König den französischen Kaiser geradezu um Beibehaltung Steins angehen solle. Aber sonst erhoben sich allenthalben die Gegner, die seinen Rücktritt forderten: französische Generale wie hohe Beamte des preußischen Staates. Wenn sich auch eifrige Stimmen für ihn aussprachen, so zeigte sich doch, wie Stein, abgesehen von dem allgemein beklagten oder verurteilten Briefe, durch sein schroffes Wesen und seine rücksichtslosen Umwälzungen sich zahlreiche persönliche und politische Feinde und wenig Freunde geschaffen hatte.

Wo waren die tapferen Frauen, die vor kaum einem Jahre seine Ernennung so freudig begrüßt hatten? Seit dem 12. Oktober verweilte Frau von Berg, die Königin Luise in ihren Seelenkämpfen herbeigerufen hatte, in Königsberg; sie suchte anfangs zu Steins Gunsten zu vermitteln, stand aber bald davon ab und erklärte sich gegen ihn. Gräfin Voß — Stein tut der wackeren Frau unrecht, wenn er sie mit dem Schwächling Köckritz gleichstellt — Gräfin Voß, die jedem patriotischen Entschluß immer zugestimmt hatte, konnte jetzt Steins Entfernung kaum erwarten. Selbst die Prinzessinnen waren, scheint es, kühler gegen ihn geworden; in Luise Radziwills Aufzeichnungen finden sich strenge Urteile über Stein; Prinzeß Marianne, so schmerzlich sie nachher seinen Weggang beklagte, hat ihm den „preux chevalier“ Hardenberg ausdrücklich vorgezogen.

Auch Königin Luise, die noch vor wenigen Monaten bei den Vorbereitungen zum Befreiungskriege seiner Führung willig gefolgt war, hatte ihm allmählich ihre Gunst entzogen. „Deutscher Patriotismus“, hat Bismarck bekanntlich gesagt, „bedarf in der Regel, um tätig und wirksam zu werden, der Vermittlung dynastischer Anhänglichkeit.“ Bei Stein trifft das nicht zu: sein deutscher Patriotismus war bereit, über jede Dynastie, auch über die der Hohenzollern, hinwegzuschreiten. Dem Königspaare sind diese Anschauungen schwerlich ganz verborgen geblieben. Zu dem König hat ein inneres Verhältnis überhaupt nie bestanden. „Ich habe ihn nie geliebt“, hat Friedrich Wilhelm später bekannt. Stein seinerseits war es zufrieden, von dem König „gefürchtet“ zu werden. Die Königin war ihm in hoffnungsfroher Zuversicht entgegengekommen und hatte ihm rückhaltloses Vertrauen bewiesen, auch als sie sich der trennenden Wesensunterschiede längst vollbewußt

geworden war. Weibliche Anmut und weibliche Liebenswürdigkeit haben über Stein niemals Macht besessen. Er verkannte diese Vorzüge an der Königin nicht; aber er fand — so weit wir nach seinen späteren Aufzeichnungen urteilen dürfen —, daß ihr Gefühl für das Gute der Ausdauer entbehre und daß sie ihre Zeit und ihre Neigungen dem König zu willig opfere und darüber selbst ihre Mutterpflichten vernachlässige. Seiner ernsten Würde mißfiel ihre in Schmerz und Freude leicht überquellende Ungezwungenheit, wie er ihre „blinde Liebe zu ihrer Familie“ und die — angebliche — Parteinahme für Haugwitz im Herbst 1806 tadelte. Die Königin fühlte wohl, daß sie in den Augen Steins nur eine „femmelette“ war, ein Weiblein, auf deren Schwächen seine tatkräftige Herrennatur geringschätzig herabsah. Auch wenn sie in der Sache mit ihm einverstanden war, vermißte sie in der Schroffheit seines Auftretens jene warme persönliche Anteilnahme, die Hardenberg nie unterlassen hatte zu zeigen. Gleichwohl hatte sie auch nach dem Zwischenfall im September seine Beibehaltung als Minister zunächst gewünscht und sich bei Alexander für ihn verwendet. Allein sie wurde allmählich mehr und mehr inne, wie sehr die Wege des Königs und des Ministers auseinandergingen. Es scheint sicher, daß König und Königin von Steins weitgetriebenen Erhebungsplänen Nachricht erhielten. Wie leicht konnte das rücksichtslose Vorwärtsgehen auf diesem Wege zu einem vernichtenden Zusammenstoß mit Frankreich führen! Gewiß ist, daß der Vertreter des abwesenden Ministers Goltz, der Staatsrat Nagler, den die Königin damals sich gewöhnte in auswärtigen Fragen zu hören und der ein entschiedener Gegner Steins war, in diesem Sinne auf sie eingewirkt hat. Von geringem Einfluß nur war eine Meinungsverschiedenheit über die Reise nach Petersburg, die Stein anfangs nicht geradezu mißbilligte, schließlich aber hinauszuschieben empfahl, während die Königin sie aus persönlichen und noch mehr aus politischen Gründen sehnlich wünschte.

Von größter Bedeutung aber war ein anderes Ereignis. Hardenberg, der bisher in Tilsit an seinen Denkwürdigkeiten gearbeitet hatte, kam auf der Reise nach Marienwerder am 10. November durch Königsberg, wobei er dem Königspaar begegnete. Kein Wort wurde gewechselt; aber den König und Hardenberg sah man in Tränen. Während die Königin an Hardenberg schrieb, vermittelten Nagler und sein Schwager Altenstein am nächsten Tage in Kalgen bei Königsberg eine Zusammenkunft, bei der Hardenberg die Notwendigkeit der Entlassung Steins nachdrücklich betonte und zugleich die Reise nach Petersburg billigte.

Für Königin Luise war das Ergebnis dieser Begegnung entscheidend. Von jenem Augenblicke an, Prinzessin Radziwill versichert es, faßte sie den Gedanken und die Hoffnung, an Steins Stelle Hardenberg wieder als ersten Minister Preußens walten zu sehen.

Auch die Entschließung des Königs über Stein wurde bald darauf gefaßt. Dazu mag die Ansicht Hardenbergs und des Königs Unzufriedenheit mit dem ungewöhnlichen Vorschlage Steins zu einem Aufruf an das preußische Volk beigetragen haben; die letzte Entscheidung aber brachten die veränderten Beziehungen zu Frankreich. Am 18. November kam Graf Goltz von Erfurt über Berlin, wo er mit Daru einen Ausführungsvertrag zur September-Konvention geschlossen hatte, nach Königsberg zurück; er ließ keinen Zweifel an dem Verlangen der Franzosen nach der Entfernung Steins. Wenige Tage später, am 23. November, erfuhr man, daß die Franzosen wirklich Anstalten zur Räumung des Landes träfen und in Berlin bereits den preußischen Behörden die Kassen übergeben hätten. Das Verhältnis zu Frankreich schien damit endlich auf eine feste Grundlage gestellt, eine friedliche Entwicklung verbürgt zu sein. Am 24. November empfing Stein, der noch selbst die Mittel für den ersten Termin der Kontributionszahlung bereitgestellt hatte, seine Entlassung. Einen eigentlichen Nachfolger erhielt er nicht; zu Ministern wurden ernannt: Altenstein für die Finanzen, Beyme für die Justiz, Graf Dohna für das Innere; die auswärtigen Angelegenheiten behielt Graf Goltz. Einige Tage später nahm Stein von dem König und der Königin Abschied. Am 5. Dezember verließ er Königsberg, die Stadt, in die er vier Jahre später als Befreier einziehen sollte; die Königin hat er nicht wieder gesehen.

In den Tagen, wo Stein verabschiedet wurde, scheint die Reise nach Petersburg endgültig beschlossen zu sein. Nagler und der preußische Gesandte in Petersburg, der Freiherr von Schladen, hielten sie für politisch zweckmäßig und empfahlen dringend, der Einladung Alexanders Folge zu leisten. Die Königin beriet noch einmal darüber mit Prinzessin Wilhelm und mit Frau von Berg. Sie sagte der Prinzessin, sie wolle mit dem König nach Petersburg, um Alexander zu bewegen, „etwas Entscheidendes für Preußen zu bewirken“. Marianne meinte, an Alexander sei zwar „Hopfen und Malz verloren“, wollte aber übrigens der Reise nicht widersprechen; nur die Beteiligung der Königin schien ihr nicht passend. Der Frau von Berg gestand die Königin, sie wünsche freilich die Reise als Entschädigung für zweiundeinhalb Jahr Unglück; „allein,“ fügte sie hinzu, „wenn die Ehre des Königs und das öffentliche Wohl der Reise widersprechen, so verzichte ich darauf in aller Offenheit, ohne Hintergedanken, und mit allem dem guten Willen, dessen mein Herz und mein Charakter fähig sind.“

Dem König mag nach seiner ganzen Natur der Gedanke einer Petersburger Reise an sich wenig willkommen gewesen sein. Wenn er sich doch dazu entschloß, so bestimmte ihn, wie er seinem Onkel, Prinz Ferdinand, nach Berlin schrieb, die wiederholte Einladung Alexanders, der er sich anständigerweise nicht entziehen könne; dann aber, was er gegen

seinen Minister des Auswärtigen, Graf Goltz, betonte, die politische Rücksichtnahme auf den Kaiser, der viel für Preußen getan und noch mehr guten Willen bekundet habe und dessen Unterstützung man noch oft brauchen werde. Anderseits wirkte freilich auf diejenigen, die in Alexander nur einen „treulosen Freund“ erblickten, die Nachricht von der bevorstehenden Reise nach Petersburg wie ein „Donnerschlag“.

Die Verabschiedung Steins und die Reise nach Petersburg, die nun für Ende Dezember festgesetzt wurde, sind damals und später zuweilen in einem ursächlichen Zusammenhang aufgefaßt worden. In Wahrheit sind beide Ereignisse gleichmäßig Ergebnisse und sichtbare Zeichen eines und desselben politischen Richtungswechsels. Unter der Leitung von Stein hatte Preußen sich Oesterreich genähert, ohne daß die Verbindung mit Rußland ganz aufgegeben wäre; jetzt schließt es sich nach dem Willen des Königs aufs engste wieder an Rußland an, ohne daß man auf die Verbindung mit Oesterreich und auf die an Oesterreich sich knüpfenden Zukunftshoffnungen ganz verzichtet hätte. In diesen Gleisen bewegt sich die preußische Politik der nächsten Zeit; so entspricht ihr Charakter auch der Ansicht der Königin.



Zehntes Kapitel

Während des österreichischen Krieges

(1809)

Am 27. Dezember 1808 traten Friedrich Wilhelm und Luise von Königsberg aus die Reise nach Petersburg an; Gräfin Voß war mit Gräfin Moltke einige Tage früher aufgebrochen; die Prinzen August und Wilhelm, dem Scharnhorst beigegeben war, schlossen sich unterwegs an. Von der russischen Grenze ab sah sich das Königspaar von der Gastfreundschaft Kaiser Alexanders umgeben, der sich an Ehrenbezeigungen und Aufmerksamkeiten aller Art nicht genug tun konnte. Durch hohe Offiziere mit Kosakenschwadronen geleitet, in den Städten von Vertretern des Adels und der Bürgerschaft empfangen, überall mit Paraden oder Ballfesten gefeiert, erreichten König und Königin am 6. Januar 1809 Strelna, das Schloß Großfürst Konstantins. Am nächsten Tage, 7. Januar, zwischen den Reihen von 40 Bataillonen Infanterie und 4 Regimentern Kavallerie hindurch, hielten sie ihren Einzug in die Stadt Peters des Großen. Noch vor den Toren war ihnen Kaiser Alexander selbst entgegengekommen; im Winterpalais empfingen sie die Kaiserin Elisabeth Alexejewna und die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna mit ihren Söhnen und Töchtern, den Großfürsten und Großfürstinnen, unter denen sich auch Luisens Freundin, die Erbprinzessin von Weimar, befand. Die Wohnräume, in die König und Königin dann geführt wurden, neben der berühmten Galerie der Eremitage gelegen, waren mit verschwenderischer Pracht ausgestattet; 500 Arbeiter, so berichtet der französische Botschafter, hatten wochenlang Tag und Nacht

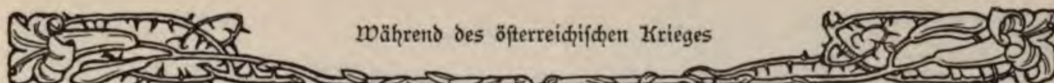


an der Einrichtung gearbeitet. Noch am Abend des ersten Tages, trotz aller Ermüdung, wohnte das Königspaar der Aufführung einer Oper und eines Balletts bei.

Es folgte eine ununterbrochene Reihe glanzvoller Festlichkeiten: gegenseitige Besuche, große Empfänge, Theateraufführungen, bei denen namentlich die Tragödin Georges bewundert wurde, Ballfeste, Feier der Verlobung der Großfürstin Katharina Pawlowna mit dem Prinzen Georg von Oldenburg, Wasserweihe auf der Newa, Feste im Erziehungs-institut der Kaiserin-Mutter und im Taurischen Palais; alles mit einem wahrhaft orientalischen Luxus, den Königin Luise immer wieder bestaunte, ohne doch davon geblendet zu werden.

Der Eindruck, den Friedrich Wilhelm machte, soll nicht günstig gewesen sein: der Zauber von Luisens Anmut und Schönheit aber versagte auch hier nicht. Gleich, wie sie am Arm des Kaisers die Schloßtreppe hinaufstieg, — eine russische Hofdame erzählt es — in der Anmut ihres noch jugendlich frischen Antlitzes, dessen lichter Glanz sich von dem dunklen Hintergrund des zobelbesetzten blauseidenen Pelzes, eines Geschenkes Kaiser Alexanders, hell abhob, wie sie mit leichtem Neigen des Hauptes und freundlichen Blicken die ehrerbietigen Verbeugungen des versammelten Hofes erwiderte, flogen ihr die Herzen entgegen. Und vollends dann, einige Tage später, bei dem großen Empfang, als Luise in königlicher Majestät die Vorstellungen entgegennahm, strahlend in der funkelnden Pracht ihres Schmuckes, mehr noch durch die Schönheit ihres Wuchses, den Reichtum ihrer blonden Haare, die leuchtenden Blicke ihrer blauen Augen, die ungewöhnliche Harmonie von Anmut und Würde ihrer ganzen Erscheinung, da hieß es unter den bewundernden Zuschauern: „Sie ist die Schönste der Schönen, sie hat keine Nebenbuhlerin auf der Welt."

Bedeutungsvoll für Luise war es, daß auch die beiden Kaiserinnen, die ihr anfangs nur mit gemessener Höflichkeit begegnet waren, durch ihre Liebenswürdigkeit völlig erobert wurden. Sie hatten dem Besuche der Königin nicht ohne Vorurteil entgegengesehen. Der ganze russische Hof wußte ja, daß sie auf Kaiser Alexander einen starken Eindruck gemacht hatte; daß der Kaiser ihre großen Eigenschaften, ihre ideale Geistesrichtung begeistert rühmte. Man sprach deshalb von ihrer Gefallsucht, ihrer Affektiertheit, ihrem Wunsch zu glänzen und bewundert zu werden. Nichts von alledem bemerkten die Kaiserinnen; sie verstanden es nicht einmal, wie man so habe über die Königin sprechen können. „Wir leben alle untereinander," schrieb Elisabeth an ihre Mutter nach Karlsruhe, „als ob wir uns seit Monaten kennten . . . Unsere Gäste sind wirklich die besten Menschen von der Welt, es ist unmöglich, ihnen nicht wohlzuwollen, sie haben eine Herzlichkeit, die ich mit größtem Vergnügen wiedergefunden habe . . . Es ist unmöglich, besser zu sein als die Königin." Aus Luisens Munde meinte die Kaiserin Heimatklänge zu hören; auch mit Prinz Wilhelm sprach sie gern deutsch.



Luise ihrerseits war entzückt von den beiden Kaiserinnen, von der unaussprechlichen mütterlichen Güte der Kaiserin Maria, von der sanften Liebenswürdigkeit der „herrlichen" Kaiserin Elisabeth. Zwischen den hohen Frauen schloß sich rasch ein inniger Freundschaftsbund, dem wir eine Reihe schöner Briefe der Königin verdanken. Es scheint selbst, daß nach Frauenweise auch schon Heiratspläne erörtert wurden, die, soweit sie in die Zukunft vorausgriffen, doch acht Jahre später durch die Vermählung des dritten Sohnes der Kaiserin Maria mit der ältesten Tochter Friedrich Wilhelms und Luisens ihre Verwirklichung finden sollten.

In der Fülle von Vergnügungen, mit denen Kaiser Alexander nicht absichtslos seine Gäste überschüttete, blieb wenig Platz für die Politik; ganz gefehlt hat sie doch nicht. Alexander ließ dem König keinen Zweifel, daß er an dem französischen Bündnis festzuhalten gedenke; er deutete an, daß er bei einem österreichisch-französischen Kriege zur Hilfeleistung für Napoleon vertragsmäßig verpflichtet sei. Dem König empfahl er dringend, auch seinerseits sich in die Beziehungen zu Frankreich zu fügen; dafür versicherte er ihn innerhalb dieses Systems seiner Unterstützung, und, wie die Berichte des französischen Botschafters Caulaincourt bestätigen, verwandte er sich damals wiederholt und nachdrücklich für Preußen.

Nach Wochen rauschender Festlichkeiten kam endlich die Abschiedsstunde. Am 31. Januar, mit einem tiefen Seufzer, schied Luise von den glänzenden Räumen, in denen sie, wenn nicht das Glück, doch wenigstens zeitweise Vergessenheit ihres Unglücks gefunden hatte. Erst in Strelna nahm die kaiserliche Familie Abschied. Luise selbst hat ihn beschrieben: „Allenthalben flossen Tränen. Die Kaiserin-Mutter segnete mich; ich glaubte zu ihren Füßen niederzusinken. Kaiserin Elisabeth drückte mich in ihre Arme, benetzte mich mit ihren Tränen. Der Kaiser hatte alle Mühe, Haltung zu bewahren, dem Großfürsten Konstantin standen Tränen in den Augen. Die Großfürstinnen überhäuften mich mit Liebkosungen, Marie weinte und war bleich wie der Tod. Ich war aufgelöst in Dankbarkeit, und nur ein Gedanke: du gehst in dein Unglück wieder hinein, störte mich manchmal. So stiegen wir die Treppe hinab. Die Kaiserin-Mutter und alle kamen mit bis an den Wagen. Es war schrecklich. Der Kaiser konnte nicht mehr sprechen; ich konnte gerade noch sagen: „Ich empfehle Ihnen unser Schicksal und das Glück meiner Kinder und alles was mir teuer ist, Sie sind unsere Stütze." Und so unter tausend Tränen im Wagen. Die Kaiserin Elisabeth verging vor Schmerz, die Kaiserin-Mutter segnete uns, weinte und machte das Kreuz auf dem Wagen und auf uns, als wir das Fenster noch einmal fanden um zu winken; so ging es endlich fort. Der König weinte, ich schluchzte. Der Großfürst ritt zur Seite des Wagens. An der Stelle, wo die Eskorte abgelöst wurde, machten wir halt, er nahm Abschied von uns; der Kaiser, der uns noch gefolgt war, stieg aus dem Schlitten,

um uns ein letztes Mal zu umarmen. Dann wurde das Wagenfenster geschlossen und alles war vorbei!!" ... Luise und Alexander haben sich nicht wiedergesehen.

Am 10. Februar, während die Glocken „Nun danket alle Gott" läuteten, trafen Friedrich Wilhelm und Luise wieder in Königsberg ein.

Die Königin hat, wie über die Zusammenkunft in Memel, auch über die Petersburger Reise ein Tagebuch geführt, die umfangreichste und vollständigste Aufzeichnung, die sich von ihr erhalten hat. Es war hauptsächlich für den Bruder Georg bestimmt, der während seines Pariser Aufenthaltes ebenfalls ein Tagebuch geführt hatte, aber auch für die anderen Geschwister, überhaupt „pour tous ceux que j'aime", wie Luise selbst in der Ueberschrift sagt. Die Königin hat darin alle die glanzvollen Festlichkeiten beschrieben, mit denen sie gefeiert wurde. Voll Bewunderung spricht sie von dem Luxus, mit dem man sie umgab, von dem Gold und Silber, den Gemälden und Spiegeln, Marmor und Bronze; voll Dankbarkeit von der Güte und Herzlichkeit, mit der die kaiserliche Familie, vor allem die beiden Kaiserinnen sie überhäuften. Was in ihrem Innern dabei vorging, wird man doch vergeblich darin suchen; vielleicht auch, von Fest zu Fest gejagt, betäubt von der Wucht der neuen und überwältigenden Eindrücke in Petersburg, wurde sie sich ihrer innersten Gedanken und Empfindungen selbst nicht vollkommen bewußt; man fühlt nur hindurch, daß Luise, leidend wie sie war, die Fülle der Vergnügungen mehr über sich ergehen ließ, als lebendig daran Anteil nahm. Erst nach der Rückkehr, in Königsberg, in den trüben Tagen, da eine tiefe Erschöpfung sie oft und lange an das Zimmer fesselte, ist sie sich über die Wirkung und Bedeutung dieser Petersburger Reise für sie selbst, für ihr Innenleben klar geworden.

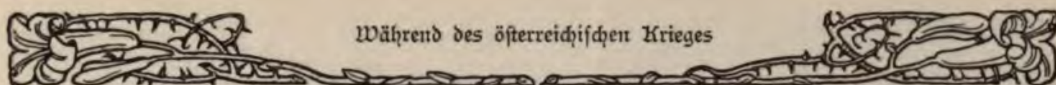
Luise hatte nun den bewunderten Kaiser in seiner Welt gesehen und beobachten können, in der kalten Pracht seiner Umgebung, zwischen seiner unglücklichen Gemahlin und seiner Geliebten, der Gräfin Naryschkin, die bei dem großen Empfang der Königin am 9. Januar schmucklos, nur in dem Licht ihrer dunklen Schönheit geglänzt hatte. Mit voller Klarheit empfand sie jetzt: diese Welt war nicht ihre Welt, sie war ihr zu „materiell", nicht „geistig" genug, und dieser Kaiser war nicht ihr Kaiser, nicht das einst verehrte Ideal, nicht der Kaiser ihrer Träume, ihres Schwärmens. „Ein Mensch, — schreibt sie der Frau von Berg — der nur Form und Farbe liebt, ist doch sehr wenig." Und wie in ihrem Verhältnis zu Kaiser Alexander persönliche und politische Beziehungen immer untrennbar verbunden sind, so war auch ihre Enttäuschung jetzt zugleich persönlich und politisch. Nur einmal hatte sie mit dem Kaiser, der jeder vertraulichen Begegnung mit ihr eher auszuweichen schien, über „Geschäfte" sprechen können. An der Stelle, wo sie in ihrem Tagebuch dieser Unterhaltung gedenkt, fügt sie, mehr in sorgenden Gedanken an ihre Kinder, als an sich selbst, hinzu:



Friedrich Wilhelm III. führt der Königin Luise den zum Offizier ernannten Kronprinzen zu, 1805

Gestochen von Krethlow (1807) nach Dähling

Von links nach rechts: Prinzessin Alexandrine, Prinzessin Charlotte, Königin Luise, Friedrich Wilhelm III., Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Karl, Prinz Wilhelm



„Ach Zukunft, warum beklemmst du mein Herz und warum steigen Tränen der Wehmut in meine Augen?" Sie hatte sich endgültig überzeugen müssen, daß die Sache der Freiheit von Alexander nichts zu hoffen habe. Seltsam widerspruchsvolle Wirkung dieser Petersburger Reise auf das Königspaar! Verständlich doch durch den Wesensunterschied zwischen dem König, der das ihm Gelassene erhalten will, und der Königin, die das ihr Entrissene wiedergewinnen möchte. Während Friedrich Wilhelm nur noch enger an den russischen Freund sich anlehnt, dessen breite Brust allein Schutz verheißt, wendet sich Luise mißmutig, fast geringschätzig von ihm ab; sie entfernt ihn aus ihrem Innenleben wie einen Fremdkörper; was sie an Verehrung ihm gewidmet hatte, schenkt sie seiner Mutter und seiner Gattin, denen sie fortan gern ihr Herz öffnet. Dem Kaiser dankt sie auf der Heimreise von Memel aus am 9. Februar für seine Güte und Freundschaft und empfiehlt ihm die Interessen des Königs, das Glück ihrer Kinder und ganz Preußen. Dann schreibt sie ihm noch einmal, vielleicht zweimal, Empfehlungsbriefe, aber nie mehr ein Wort über Politik.

Enttäuscht in ihren Hoffnungen, ernüchtert in ihrer Bewunderung, bekennt Luise dem Bruder Georg: „Ganz Petersburg und seine Feste waren mir Pein und Strafe," und der Frau von Berg: „Ich freue mich jetzt, daß ich nichts dort ordentlich genoß, denn nun hab ich keine Störung in meinen ernsthaften Reflexionen gehabt. Ich bin gekommen, wie ich gegangen, nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: Mein Reich ist nicht von dieser Welt." (27. Februar.)

Alles, was in diesen Tagen geschah, trug dazu bei, die sorgenvolle Stimmung der Königin zu steigern.

König Friedrich Wilhelms erster und nächster politischer Zweck war auch jetzt die Erhaltung eines Zustandes der Ruhe und des Friedens, währenddessen Preußen sich der Wiederherstellung und Entfaltung seiner Hilfsquellen widmen konnte. Die Schwierigkeit lag aber in den Beziehungen Oesterreichs zu Frankreich, deren immer bedrohlichere Spannung durch die überraschende Rückkehr Napoleons aus Spanien zutage trat. Der König fürchtete einen plötzlichen Angriff Oesterreichs gegen Frankreich, durch den er selbst in schwere Bedrängnis geraten mußte. In diesem Sinne äußerte er sich auch zu dem Gesandten Oesterreichs am russischen Hofe, dem Fürsten Schwarzenberg, dem er kurz nach seiner Abreise aus Petersburg begegnet war. Er verschwieg ihm nicht die Wahrscheinlichkeit der russischen Parteinahme für Frankreich gegen einen österreichischen Angriff. Ganz besonders aber wies er auf die persönliche Gefahr hin, in der er sich mit seiner Familie in Berlin befinden würde, wo er dem Kriege schwerlich fernbleiben könne, und sprach selbst von Massenerhebung für den dann unvermeidlichen Verzweiflungskampf: „Er sei, bemerkte er, zu den äußersten

20

Anstrengungen dann entschlossen, und wolle, wenn es sein müsse, lieber ruhmvoll enden als das Los der spanischen Königsfamilie teilen."

Allein diese tapferen Aeußerungen bezogen sich doch nur auf die Möglichkeit, daß die Flammen des Krieges ihn in Berlin ergreifen würden. Zunächst schob er die Uebersiedlung nach seiner alten Hauptstadt hinaus, obgleich auch von französischer Seite dazu gedrängt wurde. Hauptsächlich aber suchte er ganz in der alten Weise durch gutes Zureden den drohenden Sturm zu beschwören. In Wien warnte er wiederholt vor einem übereilten Angriff, der Rußland an Frankreichs Seite treiben müsse. In Petersburg schlug er einen gegenseitigen Garantievertrag in der Form einer Defensivallianz zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen vor, wodurch Oesterreichs Kriegslust gedämpft, Preußens Existenz gesichert, ja Napoleon selbst zufriedengestellt werden sollte. Diese Versuche, mit schwachen Händen in das große politische Weltgetriebe einzugreifen, blieben wie immer erfolglos. Oesterreich rüstete weiter und seinen großen und unverhohlenen Anstrengungen antwortete eine mehr und mehr anschwellende Bewegung in Norddeutschland. Kaiser Alexander lehnte den Vorschlag einer Defensivallianz mit Oesterreich und Preußen ab, betonte vielmehr nachdrücklich seine Verpflichtungen gegen Frankreich.

Die Antwort Alexanders, die die Hoffnungen der Patrioten niederschlug und bei den Scharnhorst, Gneisenau und ihren Freunden bittersten Tadel fand, änderte nichts an König Friedrich Wilhelms politischer Haltung. Unterredungen mit dem russischen Minister Rumiantzow, der im März durch Königsberg kam, bestärkten ihn noch darin. „Er sieht nur durch die Augen Kaiser Alexanders," klagte man in Königsberg. Er wäre, mindestens zunächst, zufrieden gewesen, von Alexander eine Art Schutzbrief zu erhalten, der die Existenz Preußens auch für den Fall sicherte, daß Napoleon etwa bei unpünktlicher Kontributionszahlung zu Gewaltmaßregeln, wie zur Wiederbesetzung preußischen Gebietes, schreiten sollte. Für Königin Luise bedeutete das Verhalten Alexanders die Zerstörung des letzten Stückes ihrer Illusionen: daß Alexander die schöne Erhebung des österreichischen Volkes, der sie mit der innigsten Teilnahme und mit leisen Hoffnungen entgegensah, an der Seite Frankreichs mit Waffengewalt niederschlagen wolle, das tötete in ihrer Brust das letzte Gefühl für den Kaiser. Sie gedachte einer Bemerkung, die sie gelesen: „daß nichts schrecklicher sei, als die gute Meinung, die man von einem Menschen hatte, zurücknehmen zu müssen," und ihr reiner und edler Sinn empfand schmerzlich die bittere Wahrheit dieser Worte. „Meine Reise", schreibt sie im März 1809 der Frau von Berg, „hatte mich von einer gewissen Illusion geheilt, und Sie sollen einen Ring von mir erhalten mit einem Stern und mit den Worten: „Er ist erloschen." Aber man konnte sich zu seinem Nachteil ändern, ohne

dabei doch Ehre, gesunden Menschenverstand und Tugend abzuschwören.“ Und wenn es nun wirklich dahin kommen sollte, daß Rußland an der Niederwerfung Oesterreichs teilnahm, mußte dann nicht auch Preußen zu der „infamen Partei übergehen?“ Der Gedanke an eine solche Möglichkeit erfüllte die Königin mit Entsetzen: „Ich beginne an alles zu glauben, was infam ist, und die Existenz des Guten und der Tugend zu leugnen . . . Ich bin außer mir bei dem Gedanken, daß alles Gute erstickt ist. Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle, wie es in mir tobt, die Brust zerspringt mir fast . . . Ach Gott! ist es der Prüfungen noch nicht genug?“

Es war ein hartes Frühjahr für Königin Luise. Bei aller ihrer unter soviel Kämpfen und Opfern errungenen Seelenruhe erlebte sie Tage, wo „die Welt mit allen ihren Sünden auf ihr lag“. Sie litt körperlich und geistig, ihr Mut schien gebrochen, ihre Lebenskraft fast erloschen; teilnahmlos, wie in völliger Erschlaffung, spann sie sich zeitweise in ihre Häuslichkeit ein, in ihr Alltagsleben, dessen von der Gräfin Voß immer wieder beklagte Einförmigkeit nur von Plauderstunden mit den Prinzessinnen Marianne und Luise, mit Nagler und Hufeland, und zuweilen durch eine kurze Ausfahrt unterbrochen wurde. Zu der Trennung von Kaiser Alexander kam noch ein Zerwürfnis mit Bruder Georg, der in einem Briefe an Frau von Berg über Vernachlässigung durch Schwester Luise geklagt hatte: „ihr Schweigen töte ihn.“ Die Königin, tief betrübt über die Vorwürfe des Bruders, rechtfertigte sich mit ihren Leiden und mit dem Hinweis auf das Petersburger Tagebuch, das doch hauptsächlich für ihn geschrieben sei. Aber Georg schien an ihrer schwesterlichen Liebe zu zweifeln, und das traf Luise im Heiligsten ihres Herzens. „Dein Brief hat mich zernichtet. Ist es möglich, daß Du an mir verzweifeln kannst? Kennst Du Deine Luise nicht mehr? Nein, diesen Brief hätte ich nimmermehr von Dir möglich geglaubt. Meine Tage sind ja schon bitter genug, als daß ich dieses hätte von Dir zu erleben geglaubt!“ Gleich darauf entschuldigte sie sich dann wieder, daß sie ihm „mit Bitterkeit und Laune unangenehme Dinge“ gesagt habe, und der Friede zwischen den Geschwistern war bald wiederhergestellt. „Gottlob,“ schrieb Luise dem Bruder, „die Liebe, die in uns ist und uns vereinigt, kann er (Napoleon) doch nicht vertreiben, noch erobern, noch verbieten.“

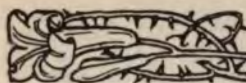
Inzwischen rückte die Wahrscheinlichkeit des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich immer näher und die Aussicht auf die Rückkehr nach Berlin schwand dabei in immer weitere Ferne. Mit unerträglichem Druck lastete die schwüle Spannung dieser Tage auf dem Königspaare. Das längere Verbleiben in Königsberg war nicht unbedenklich, da die Gegenwart des Königs in Berlin zur Beruhigung der steigenden nationalen Bewegung erforderlich schien und von den Berliner Behörden dringend gefordert wurde. Immerhin

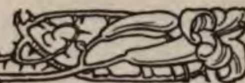
20*

befand man sich in Königsberg einigermaßen in Sicherheit, während man in Berlin inmitten französischer und rheinbündischer Truppen jedem Ueberfall fast wehrlos preisgegeben war. Kamen doch von verschiedenen Seiten Warnungen vor Anschlägen Napoleons, der dem preußischen Königspaare das Schicksal der spanischen Bourbonen zugedacht habe. Was war in solcher Zeit, von solchem Manne nicht zu fürchten? Hatte er nicht erklärt, daß seine Dynastie bald die älteste in Europa sein werde? Man dachte deshalb daran, falls das Königspaar doch noch nach Berlin übersiedeln würde, die ältesten Prinzen unter dem Vorwande von Universitätsstudien in Königsberg zurückzulassen. Und wenn nun der Krieg wirklich ausbrach und auch Preußen in seine Wirbel riß? Bei der Ueberlegenheit der französischen Streitkräfte in Deutschland zweifelte die Königin nicht, daß Berlin dann sogleich wieder von ihnen besetzt werde. „Ist es denn nicht ganz fürchterlich," schrieb sie dem Bruder, „daß wir den Enthusiasmus und die Liebe der guten Pommern, Märker und Berliner so müssen verrauchen lassen?"

In solcher Stimmung erlebte die Königin am 10. März 1809 ihren 33. Geburtstag. Die Stadt Königsberg, die den Tag durch Einführung der neuen Städteordnung feierte, gab der Königin ein großes Fest im Börsensaale. Ihre Empfindungen dabei hat Luise einige Tage später der Freundin geschildert; wir wiederholen die Worte, wie sie ihr aus der Feder flossen: „Non, comme tout cela étoit triste. Das Hertz war zerfleischt. J'ai dansé! — j'ai souri — j'ai dit des choses honnêtes, et je ne savois, vor Unglück nicht wohin. Wem wird Preußen in ein(em) Jahre gehören? Wo werden wir alle zerstreut sein? Gott, Allmächtiger Vater, erbarme dich."

Die nächsten Wochen brachten keine Besserung der Lage. Während einzelne Regierungsmitglieder, auch der Minister des Auswärtigen, Graf Goltz, von den Zurückbleibenden nicht wenig beneidet, nach Berlin übersiedelten, blieb das Königspaar mit dem Hofe in Königsberg, ohnmächtig, tatenlos, hoffnungslos, auf das Losbrechen des Unwetters harrend, das den Hohenzollernthron umstürzen konnte. Der Fall Zaragozas, den man Ende März erfuhr, erschütterte auch den König; es schien ein böses Vorzeichen für den Ausgang der österreichischen Erhebung. Unter besonders schlimmen Eindrücken stand die Feier der Ostertage (2. und 3. April). Die kleine Luise lag krank an einem kalten Fieber, und die Mutter durfte nicht von ihrem Bettchen weichen. Am 1. April kam über Kopenhagen die Nachricht von einer Revolution in Schweden, die den König Gustav IV., den leidenschaftlichsten und hartnäckigsten Gegner Napoleons, vom Throne stieß. Friedrich Wilhelm erkannte darin eine neue Stärkung der Uebermacht Frankreichs und Rußlands, eine Verschlechterung der Aussichten für Oesterreich. Die Königin war um so tiefer von diesem neuen Unglück





ergriffen, als Gustavs Gemahlin eine badische Prinzessin und eine Schwester der Kaiserin von Rußland war. Zugleich aber meinte sie darin die Hand Napoleons zu erkennen, und in dem Schicksal des schwedischen Königspaares das eigene Schicksal vorauszusehen. Es überkam sie wie eine an Gewißheit grenzende Ahnung, daß auch für das preußische Königspaar die Stunde der Verbannung bald schlagen werde. Alle Kraft ihres frommen Glaubens nahm sie zusammen, um sich für diesen schwersten Augenblick mit Stärke und Festigkeit zu rüsten; denn so sehr sie jedes Unglück als Prüfung und Läuterung aufzufassen sich gewöhnt hatte, so fühlte sie doch voraus, daß sie den Schmerz der Trennung „von allem was Preußen heißt," um nichts weniger tief empfinden werde. Den Bruder bat sie: „Versprich mir, daß, wenn man uns aus dem Unsrigen vertreibt, Du zu mir kommen willst, wohin es auch sei." An Frau von Kleist schrieb sie am 1. April: „Es ist eine schwere Zeit der Prüfung über uns aufgegangen, und nur der Gedanke, „Es ist Gottes Hand, die alles leitet", und die Ueberzeugung, daß wir nur durch Prüfung veredelt und gebessert unserer Bestimmung entgegenreifen, kann uns emporhalten in jetziger Zeit . . . Wohl haben Sie recht, liebe Freundin, daß wir das Unglück, das uns alle traf, nicht leicht aufnehmen sollten . . . Mein besseres Ich ist auch nicht untergegangen, und es ist eine Ruhe in mir, die mir alles ist. Deswegen bin ich und bleib' ich doch Mensch, und rufe oft mit Thränen der innigsten Wehmuth aus: Meine Seele ist bedrückt zum Todt. Der Moment des Unglücks, der Prüfung ist immer fürchterlich! . . . wenn dann nur die Hilfe von innen nicht ausbleibt, um alles wieder in Ordnung zu bringen." Am nächsten Tage, 2. April, fügte sie hinzu: „Ich war auch heute zur Communion. Die Handlung ist mir, wie immer, sehr feyerlich gewesen, und meine heiligen Entschlüsse, hoffe ich, sollen erhöret werden."

„Ich bin auf alles gefaßt," schrieb Luise dem Vater (7. April), „nur die Gnade Gottes erhält mich stark, aber allein auch nur der Glaube an ihn und seine Vorsehung," und ebenso an Kaiserin Elisabeth, der sie ihre Teilnahme zu dem Unglück der Schwester in Stockholm aussprach. Es war aber doch noch etwas anderes, was Luise aufrecht hielt, was sie mit stolzer Ruhe dem Untergang entgegensehen ließ. Sie deutet es an, wenn sie an Kaiserin Elisabeth schreibt: „Die Krone hat für mich nicht den großen Reiz, welchen sie wohl für andere hat, ich wage zu sagen: es ist nicht mein einziger Vorzug, verstehen Sie mich recht, es ist nicht der größte Vorzug, den ich glaube zu besitzen, und wenn es doch etwas stolz und anmaßend klingt, so verzeihen Sie es einer sehr unglücklichen Königin, die zu deutlich voraussieht, daß sie bald in die Lage versetzt sein wird, . . . ganz allein auf ihren inneren Wert beschränkt zu sein." Und in demselben Sinne an den Fürstbischof

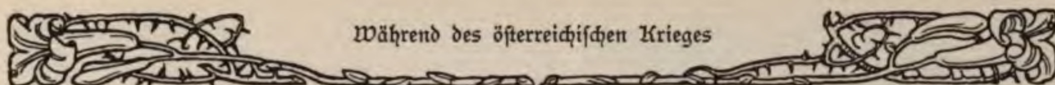
Joseph von Ermland, einen geborenen Prinzen von Hohenzollern, mit dem sie in diesen schweren Tagen Freundschaft schloß: „Seien Sie überzeugt, es komme, was es wolle, ich werde immer über mein Schicksal erhaben sein, denn der Geist Gottes lehrt mich, Glück und Unglück aus dem wahren Gesichtspunkt erkennen."

Man sieht: es war, auf religiöser Grundlage, ein stolzes Persönlichkeitsgefühl, das Luise beseelte und erhob, ein Bewußtsein, auch ohne den Glanz der Krone durch ihr eigenes Ich etwas zu sein und zu bedeuten. Damit hängt es zusammen, daß die Königin, als das drohende Unwetter nun wirklich zum Ausbruch kam, ihre volle Ruhe und Selbstbeherrschung bald wiedergewann.

Nach langer und verderblicher Zögerung schritt Oesterreich Anfang April endlich zum Angriff. Während die Hauptarmee unter Erzherzog Karl in Bayern einmarschierte, rückte Erzherzog Johann in Italien, Erzherzog Ferdinand in das Herzogtum Warschau ein, und in Tirol warf das Volk in siegreicher Erhebung Franzosen und Bayern aus dem Lande. Eine tiefgehende Bewegung lief durch ganz Norddeutschland, dessen Bevölkerung an vielen Orten zum Aufstande bereit war. Schon kam es zu einzelnen Unruhen, in der Nähe von Magdeburg, sowie im alten Kurhessen. Zahlreich eilten preußische Offiziere zu den österreichischen Fahnen, und am 28. April verließ Major Schill mit seinem Reiterregiment Berlin, um auf eigene Faust den Kampf für Norddeutschlands Freiheit zu eröffnen. Der Eindruck der Tiroler Erhebung hauptsächlich hatte ihn hingerissen.

Die Wirkung dieser Vorgänge war auch in Königsberg außerordentlich, der volkstümliche Charakter des Krieges wurde allgemein empfunden. Die Aufrufe des Erzherzogs Karl an seine Truppen und an die „Deutsche Nation" und des Kaisers Franz, die in nie gehörten Worten von Freiheit und Nation sprachen, wurden von einem dem andern gezeigt, gelesen, besprochen und weckten freudige Begeisterung. Die achtzigjährige Gräfin Voß meinte von der Erklärung des Kaisers Franz: „sie ist ganz wundervoll, er spricht zu seinem Volke wie ein echter Vater und ein echter Monarch." Eine Proklamation des Königs von Bayern empfand man als empörend im Munde eines deutschen Fürsten. Begierig las man die Berichte, wahre und falsche, über österreichische Siege; die von dem französischen Konsul eifrig verbreiteten napoleonischen Bulletins fanden keinen Glauben.

Auch König Friedrich Wilhelm vermochte sich dem Eindruck dieser Ereignisse nicht zu entziehen. Nicht als ob der Schwung der deutschen Bewegung auch ihn ergriffen hätte. Seiner politischen Ueberzeugung nach hielt er fest an dem Bündnis mit Rußland, und nur in Gemeinschaft mit Alexander hätte er sich auf das Wagnis eines Kriegsbundes mit Oesterreich eingelassen. Da hieran nicht zu denken war, hoffte er sich zwischen den kämpfenden

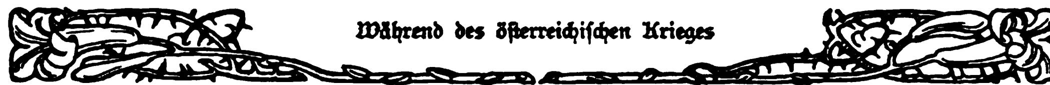


Weltmächten hindurchwinden zu können, — „biaiser“, wie sein Lieblingswort lautete, — um wenigstens die staatliche Existenz Preußens zu retten. Denn er glaubte durchaus nicht an einen Erfolg Oesterreichs gegen Napoleon, sah vielmehr immer „schwarz“, wie seine Umgebung klagt, und wehrte deren Begeisterung mit den Worten ab: sie werden doch geschlagen werden. Mit tiefstem Mißtrauen und mit größter Unzufriedenheit blickte er auf die nationale Bewegung in seinem eigenen Volke. Im Vollgefühl seiner guten Absichten verlangte er, wie wir wissen, rückhaltloses Vertrauen, unbedingte Folgsamkeit; die selbständigen Regungen der öffentlichen Meinung, die ihm Ratgeber, Verwaltungsmaßregeln, politische Richtungen aufdrängen wollte, waren ihm widerwärtig und eigentlich unverständlich. Hinter dem sogenannten Patriotismus argwöhnte er nur Egoismus. Was ihn vollends in diesem Augenblick verbitterte, waren Gerüchte von angeblichen Verschwörungen, die ihn vom Throne stoßen und den Prinzen Wilhelm an seine Stelle setzen wollten. An demselben Tage — 12. April —, wo Königin Luise in dem Schreiben an Kaiserin Elisabeth über eine Thronentsagung spricht, erörtert auch Friedrich Wilhelm in einem schriftlichen Selbstbekenntnis diese Möglichkeit. Sie hatte für ihn durchaus keine Schrecken: ein unabhängiges und ruhiges Leben als Privatmann „in seinem geliebten Vaterland“, im Kreise seiner „ihn liebenden Familie“, hätte er dem „Flitterglanz“ einer Krone an sich vorgezogen. Anderseits beseelten ihn doch wieder ein aus religiöser Wurzel stammendes Pflichtgefühl und ein gewisser Glaube an seine königliche Mission, so daß er entschlossen blieb, „mit unerschrockenem Mut und festem Vertrauen auf Gott“ seinen eigenen Weg unbeirrt weiter zu wandeln.

Die Wucht der Ereignisse war doch stark genug, ihn von der bisher innegehaltenen Politik abzudrängen — wenigstens zeitweise.

Zunächst verschlechterten sich die Beziehungen zu Frankreich. Die auch von dem König für nötig gehaltenen militärischen Rüstungen verschlangen alle verfügbaren Geldmittel, wodurch pünktliche Tilgung der Kontribution unmöglich wurde: am 8. Mai blieb Preußen zum ersten Male die fällige Teilzahlung schuldig. Von französischer Seite kamen dagegen gereizte und drohende Beschwerden über die preußischen Truppenbewegungen, über die Unruhen an der preußisch-westfälischen Grenze, das Unternehmen Schills, die verzögerte Auslieferung der Domänenpfandbriefe.

Anderseits gingen die Wogen der nationalen Erregung immer höher, so daß die fremden Gesandten in Berlin den Ausbruch einer Revolution unter der Bevölkerung, selbst unter den Truppen, jeden Augenblick erwarteten. Auch die ersten Niederlagen der Oesterreicher bei Regensburg dämpften die erhitzten Stimmungen keineswegs, obschon sie, wie der westfälische Gesandte schreibt, in Berlin aufgenommen wurden, „als sei die Schlacht von Jena



zum zweiten Male verloren." Von allen Seiten bestürmte man den König, um ihn zum Anschluß an Oesterreich fortzureißen. Man schreckte ihn mit den Folgen der Ueberwältigung Oesterreichs, mit der Rache Napoleons, die nach allem was vorgegangen unausbleiblich sei, mit neuen und stärkeren Ausbrüchen der nationalen Leidenschaft. „Der jetzige Krieg", berichteten Generale und Minister gemeinsam dem König aus Berlin, „wird von allen Untertanen als eine die Ehre und Freiheit der gesamten deutschen Nation interessierende große Nationalangelegenheit angesehen" (1. Mai), und der Polizeipräsident Gruner: „es gilt die Ruhe des Landes, den Thron des Monarchen — — die Armee wankt." (3. Mai.) Auch der sonst so kühle Minister des Auswärtigen, Graf Goltz, der seit Ende März in Berlin mit dem österreichischen Gesandten Freiherrn von Wessenberg verhandelte, drängte unermüdlich den König zu einem kraftvollen Entschluß, zur Uebersiedlung nach Berlin, zum Bündnis mit Oesterreich. „Der Krieg wird unfehlbar Ew. Majestät suchen, wenn Sie ihn nicht suchen," schrieb er, und nach dem Ausmarsch Schills: „Ich beschwöre Sie, sich fortan als im Kriegszustand mit Frankreich zu betrachten." Und als die ersehnten Antworten aus Königsberg ausblieben, versuchte er, was in ähnlichen kritischen Lagen andere vor ihm getan hatten: er wandte sich am 5. Mai unmittelbar an Königin Luise mit der Bitte, geeignete Schritte bei dem Könige zu tun, nachdem seine eigenen Vorstellungen vergeblich geblieben seien. „Es besteht die größte Gefahr für die öffentliche Ruhe," schrieb er ihr, „kein Augenblick ist mehr zu verlieren. Die gehässigen und kühnen Umtriebe des vormaligen Ministers Baron von Stein, der immer mit allen möglichen Leuten in Verbindung blieb, haben von langer Hand her eine Revolution vorbereitet, die unfehlbar sofort ausbrechen wird, wenn der König noch schwankt, im Sinne der für den Krieg mit Frankreich entflammten öffentlichen Meinung einen Entschluß zu fassen .... Alles ist verloren, wenn der König sich nicht entschließt, sofort nach Berlin zurückzukehren." Der König zögerte noch immer, obgleich auch seine Brüder, wie alle Minister und Generale, deren Rat er einholte, mehr oder minder entschieden sich für den Anschluß an Oesterreich aussprachen. Die Bewegungen in Berlin, der Ausmarsch Schills, erschütterten und entrüsteten ihn; „fast nie habe ich", schreibt Delbrück, „auf dem Gesicht des Königs einen solchen Ausdruck des Schmerzes gesehen" (6. Mai). In scharfen Worten tadelte er das schwächliche Verhalten der Berliner Behörden gegenüber dem „Geist der frevelhaften Unruhe"; aber allmählich ließ doch auch er sich von der allgemeinen Strömung weitertreiben, als er ursprünglich gewollt hatte. Endlich, am 9. Mai, vollzieht er eine entschiedene Wendung zu Oesterreich hin. Die Mitteilungen und Vorstellungen des Prinzen von Oranien, der von Wien aus über Berlin an dem genannten Tage in Königsberg eintraf, mögen zur Entschließung des Königs

beigetragen, vertrauliche Nachrichten aus Petersburg, daß Alexander nur einen Scheinkrieg gegen Oesterreich führen werde, ihn darin bestärkt haben.

So faßt denn König Friedrich Wilhelm den Entschluß, an Oesterreichs Seite in den Krieg gegen Frankreich einzutreten, allerdings noch unter gewissen Voraussetzungen und erst nach Ablauf einer zur Vollendung der preußischen Rüstungen erforderlichen Frist, — immerhin aber mit einer gewissen Bestimmtheit. Am 12. Mai bereitet er den russischen Kaiser darauf vor, daß er genötigt sein könne, sich von dem russischen System, an dem er mehr noch mit dem Herzen als aus Politik gehangen habe, auf kurze Zeit zu entfernen, und beschwört Alexander, auch dann ihm seine Freundschaft zu erhalten und niemals Preußens Feind zu werden. Unter dem 14. Mai, in einem wortreichen Erlasse, den der Prinz von Oranien nach Berlin mitnahm, wird Graf Goltz ermächtigt, mit Wessenberg die Bedingungen für einen Anschluß Preußens an Oesterreich zu verhandeln. An den Erzherzog Ferdinand, der wiederholt an den König und die Königin geschrieben und zur Besitzergreifung Warschaus aufgefordert hatte, wird ein höherer Offizier mit der Erklärung abgesandt, daß der König an dem Kriege Oesterreichs teilnehmen werde, „sobald er seine Vorbereitungen beendet und seine Armee imstande sein werde zu agieren." Zur Verhandlung mit England, von dem man Geld, Waffen und Munition erwartete, wird Jacobi-Klöst nach Königsberg beschieden; von Petersburg aus Major Schöler herbeigerufen, der als Vertrauter Kaiser Alexanders und als bester Kenner seiner Politik galt. Eine Kommission für die Rüstungen wird eingesetzt, zu der auch Gneisenau und Knesebeck herangezogen werden.

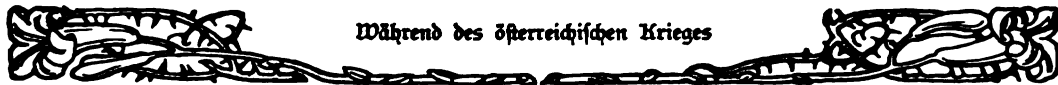
Hat Königin Luise einen bestimmenden Anteil an diesem Umschwung gehabt? Hat ihr das oben erwähnte Schreiben von Goltz zu einer entscheidenden Einwirkung auf den König Anlaß gegeben? Was wir von Königin Luisens Verhalten in diesen heißen Wochen zuverlässig wissen, spricht nicht dafür. Sie hatte bisher strenge Zurückhaltung beobachtet, jede laute Parteinahme vermieden. Wie ihr Gemahl, vermochte sie nicht recht an einen glücklichen Ausgang des österreichischen Krieges zu glauben, und sie fürchtete, für die verderblichen Folgen einer Beteiligung Preußens mitverantwortlich gemacht zu werden. Die Erinnerung an 1806 und an die Schmähungen, deren Opfer sie gewesen, schreckte sie. „Ich weiß, was ich will, bekannte sie schon am 1. April ihrem Bruder Georg, doch es kommt nichts mehr über meine Lippen, da mein Rat solche fürchterliche Folgen gehabt. Ich weiß zwar wohl, daß ich nicht der Sache den Ausschlag gab, allein es wird mir doch vorgesagt, als wäre es so." Das schloß nicht aus, daß Königin Luise in tiefer Erregung dem Gange der Ereignisse folgte, und daß alle ihre Sympathien Oesterreich gehörten, dessen Sache ihr auch die Sache Preußens schien. Sie las mit eifriger Teilnahme die österreichischen Aufrufe

und mit bitterem Schmerze dann die Nachrichten über die Niederlagen Erzherzog Karls; waren ihre Hoffnungen diesmal auch nicht sehr hoch geflogen, so fühlte sie sich doch schwer erschüttert: „Gott, Gott, soll denn alles was edel ist untergehen“, schrieb sie ihrem ältesten Sohne. Die Annäherung des Königs an Oesterreich gab ihrem stürmisch erregten Innern eine gewisse Ruhe; sie begrüßte diese Wendung mit Genugtuung, wenn sie sich auch kein rechtes Herz dazu fassen konnte. Sie wußte, daß das Schicksal Preußens, das Schicksal ihres Hauses nun auf dem Spiele stehe, und sie blieb auf alles Unglück gefaßt. Der Versuchung, wie sonst wohl in Tagen der Angst und Not, an Alexander zu schreiben, widerstand sie; aber die beiden Kaiserinnen Maria und Elisabeth bat sie in rührenden Worten um ihre Verwendung. Wir bemerken hier wieder die innige Gemeinschaft, die sich zwischen Friedrich Wilhelm und Luise auch in politischen Fragen herausgebildet hatte. Mit denselben Worten wie der König an den Kaiser, schreibt die Königin an dessen Mutter: „Der König wird vielleicht durch die Umstände genötigt werden, das politische System des Kaisers, Ihres Sohnes, für einige Zeit zu verlassen, ein System, an dem er noch mehr mit dem Herzen hing, das seinem erlauchten Freund so aufrichtig ergeben ist. Die Geister sind so erhitzt und die Aufregung und die Gärung sind so groß, daß der König alles aufs Spiel setzt, wenn er nicht die Partei ergreift, an der die Nation mit Vorliebe und fast mit Wahnsinn hängt. In einem solchen Falle wagt der König und wage auch ich von der wahren Freundschaft des Kaisers zu erwarten, daß er nichts gegen uns unternehmen wird, da wir ohnehin schon unglücklich genug sind.“ Und an Kaiserin Elisabeth: „Denken Sie an mich, liebe Cousine! Ach, Sie denken an das unglücklichste aller Wesen. Ueberall sehe ich nur Unglück, Abgründe, Zerstörung .... Der König ist verloren durch die Unruhen in Westfalen und den Ausmarsch Schills. Wie soll Napoleon an seine Unschuld glauben .... Vielleicht muß sich der König von der Politik des Kaisers trennen. Es wäre Napoleons größter, aber auch grausamster Triumph, wenn er diese Freundschaft zerstören könnte, die für die Ewigkeit gemacht war, denn ihre Grundlage war die Tugend und alles, was es im Menschenherzen Erhabenes gibt.“ ...

Die innerste Stimmung der Königin in dieser schicksalsschweren Zeit finden wir, wie immer, in ihrem Briefwechsel mit der Frau von Berg. Am 15. Mai schrieb sie der Freundin: „Ich beeile mich, Ihnen heute zu schreiben, um Ihnen zu sagen, daß ich ruhiger bin, als ich es seit mindestens drei Monaten war. Glauben Sie nicht, liebe Berg, daß ich infolge dieser Ruhe mich in irgendwelchen Zukunftshoffnungen wiege, oder daß die Hoffnung durch ihren Zauber mir Ruhe gibt, nein, ich hoffe nichts mehr. Dies schwöre ich Ihnen! Aber ich bin sicher, daß der König nach seinen jetzigen Entschlüssen immer groß, edel und achtungswürdig bei allen Wohlgesinnten erscheinen wird. Und da bleibt mir nichts zu

wünschen übrig. Nie kann der Mensch für den Ausgang seiner Unternehmungen stehen, heute weniger als je. Wenn nur immer die Ehre gerettet wird, wenn nur die Entschließungen, die man faßt, einen guten Zweck haben, so muß man im übrigen sagen: Vogue la galère! Leidet man Schiffbruch, so wird man immer Menschen und Nationen finden, die die Unglücklichen aufnehmen, die erhobenen Hauptes auf die allgemeine Achtung und auf eine großherzige Gastfreundschaft Anspruch machen können". . . In demselben Sinne und an demselben Tage beantwortete die Königin jetzt den Brief des Grafen Goltz; sie schrieb ihm: „Das Unglück, das auf der ganzen Welt lastet, kann uns schließlich völlig erdrücken. Aber wenigstens werden wir den Trost haben, unsere Laufbahn mit Ehren zu enden. Und was kann man in Zeiten wie die unsrigen mehr verlangen?"

Der Königin hatte die Annäherung an Oesterreich ihre Ruhe wiedergegeben; für den König kamen mit den Entschlüssen, die nicht aus seiner eigensten Ueberzeugung hervorgegangen waren, nun erst recht Tage der Schwankungen und der Beunruhigung. Schon am 20. Mai klagte Nagler „einigermaßen verzweifelt" der Gräfin Voß wieder über „die ewige Unentschlossenheit" seines Herrn. Alexander beantwortete die Mitteilung über den bevorstehenden Systemwechsel mit einem bedeutsamen Schreiben, in welchem er in Worten voll tiefen politischen Ernstes und doch mit herzlicher persönlicher Teilnahme den Anschluß an Oesterreich widerriet. Zugleich mit dieser russischen Warnung kam die Nachricht von der unmittelbar bevorstehenden Besetzung Wiens durch die Franzosen. Der König hätte vielleicht die ihm abgedrungenen kriegerischen Weisungen nicht ungern zurückgenommen. Dem Grafen Goltz wenigstens schärfte er eigenhändig jetzt „bei der Lage der Dinge in Oesterreich ein kluges und vorsichtiges Benehmen" ein. Auch der Sieg Erzherzog Karls bei Aspern, den man am Hofe mit jubelnder Freude begrüßte, hob das Königspaar nicht aus seiner hoffnungslosen Stimmung. Die Königin, auf die der Pessimismus ihres Gemahls nicht ohne Einfluß blieb, meinte, Napoleons Genie werde den Mißerfolg schon wieder gut zu machen wissen; „Sie werden es sehen," schrieb sie der Kaiserin Elisabeth, „wir werden seine Sklaven sein. Wie von meiner Existenz bin ich davon überzeugt, daß, wenn Oesterreich unterliegt, wir morgen entthront und hinweg dekretiert werden." Der König wurde durch den unfruchtbaren Sieg der Oesterreicher nur in seiner Ueberzeugung von der ungeheuren persönlichen Ueberlegenheit Napoleons bestärkt. Wie gewöhnlich in solchen Krisen, wo das Gefühl der Verantwortlichkeit mit erdrückender Wucht auf ihm lastete, zeigte er sich in düsterer Stimmung, in übelster Laune. „Du weißt ja," schrieb Frau von Berg an ihre Tochter, „daß die üble Laune immer eine Folge der Unentschlossenheit ist . . . . Ich begreife vollständig, daß die Königin und der Prinz von Oranien voll Hoffnung waren, denn der König hat das Talent,



alle Welt und vielleicht sich selbst über seine Empfindungen irre zu führen. Allein wenn der Augenblick zum Handeln kommt, offenbart sich dann alles."

Die Mißstimmung des Königs trat besonders hervor gegenüber einem österreichischen Abgesandten, dem Obersten von Steigentesch, der Mitte Juni in Königsberg erschien, um über die Art der Mitwirkung Preußens gegen Frankreich zu verhandeln. Die Mitwirkung selbst nahm man nach den Berichten des Prinzen von Oranien als gesichert an. Der König, dem er am 17. Juni den Zweck seiner Sendung erläutern wollte, unterbrach ihn unwillig: „ich weiß es schon, es soll vermutlich sein, damit ich die Ehre habe, zugleich mit Oesterreich zugrunde zu gehen." Einige Tage später, in der Abschiedsaudienz, sprach er zwar seine Hoffnung aus, „der guten Sache beistehen zu können" und vielleicht nicht allein, aber er wiederholte: „losbrechen" könne er erst nach einem österreichischen Siege und nach Vollendung seiner Rüstungen.

Am 17. Juni wurde Steigentesch der Königin vorgestellt, die er „im Namen der guten Sache" bat, „ihren allvermögenden Einfluß" geltend zu machen. Aber auch die Königin betonte ganz im Sinne ihres Gemahls die Notwendigkeit, bei einem solchen Kampfe auf Leben und Tod erst „die Mittel sorgfältig zu prüfen"; schließlich brach doch ihre warme Teilnahme durch: „Vertrauen Sie mir, wenn Sie auch sonst kein großes Vertrauen in unseren festen und schnellen Entschlüssen haben sollten, denn es ist ja unser aller Sache, und bedenken Sie, daß ich Mutter von Kindern bin, denen der König suchen muß, ihr Eigentum und das Erbe ihrer Väter zu erhalten." Die Königin konnte ihre Rührung nicht länger beherrschen, Tränen füllten ihre Augen und sie entließ den Obersten rasch durch eine Verbeugung. Steigentesch fügt zu dieser Erzählung die Bemerkung hinzu: „Auch solche Augenblicke, die der König, wie man sagt, oft erlebt, scheinen auf ihn, obwohl er mehr Hausvater als König ist, nicht mehr zu wirken, da sein besseres Gefühl dem Drückenden der Aengstlichkeit untergeordnet ist." Am nächsten Tage hatte der Oberst seine Abschiedsaudienz bei der Königin, die ihn mit den Worten entließ: „Nur ein Sieg von Ihrer Seite, und alle Hindernisse sind auch in Königsberg besiegt."

Unter knappen Tagebuchbemerkungen aus dem Sommer 1809 hat Königin Luise neben der Nachricht von der Schlacht bei Aspern notiert: „Le 17 je fis la connaissance du colonel Steigentesch." Es war der einzige Anlaß, bei dem sie politisch hervortrat; an den Schwankungen der preußischen Politik hatte sie, treu ihrem von Anfang an gefaßten Vorsatz, sonst keinen Anteil. Ein Ereignis in ihrem Eigenleben nahm sie desto stärker in Anspruch.

Längst hatte Luise sich nach Bruder Georg gesehnt, den sie seit September 1806 nicht mehr gesehen und der von den Geschwistern ihrem Herzen doch am nächsten stand. Am

6. Juni kam der Bruder endlich an, und mit ihm kam der Zauber jener innigen Geschwisterliebe und jener holden Schwärmerei, der Luisens Leben solange verklärt hatte. Vergessen wir mit den glücklichen Geschwistern, daß in eben dieser Zeit an der Donau um Deutschlands Schicksal gekämpft wird, und hören wir aus Georgs Munde die Erzählung des Wiedersehens von Bruder und Schwester — ein Gefühlsidyll in waffenklirrenden Tagen.

Georg schrieb am 20. Juni an Schwester Charlotte nach Hildburghausen: „Ich gehe gleich zu dem über, wovon zu hören Dein Herz gewiß schon lange mit Ungeduld schlug, seit Du dieses Blatt in Händen hältst — zu unserem Engel, zu diesem Engel, der es mehr ist, als je! Ach, hättest Du dieses Wiedersehen sehen können! Sie wußte Tag und Zeit meiner Ankunft und war mir daher mit dem guten Könige und der Truchseß bis zu einem Garten entgegengefahren, der hart an der Landstraße liegt. Ich wußte davon nichts, denke Dir also den Eindruck, als ich Luisens Gestalt von ferne erblickte!!! Wir waren noch so weit, daß ich es mir nicht einzugestehen wagte, sie sei es wirklich, welches noch dadurch vermehrt ward, daß sie, gleichfalls wähnend, ich könne sie noch nicht sehen, auch nicht winkte. Aber mein Herz — o mein ahnendes Herz sagte es mir, denn es wollte springen. Die Folge dieses namenlosen Dranges der Gefühle, wo immer höchste Freude mit höchster Furcht ihrer Vereitelung abwechselte, kannst Du Dir denken. Ich saß starrend und sprachlos, die beiden Hände auf die Portiere geklemmt, in den Augen allein meine ganze Seele. Endlich (o nie werde ich den Moment vergessen) sprang ein Bedienter hervor, dem Postillon zu winken .... Die bekannte Livree, das Winken, ein Schrei und zum Wagen heraus, und Gott, Gott, so bin ich noch nie geflogen. Der gute König erreichte mich zuerst, und nun, nun lag ich wieder an dem Engelsherzen, um dessen Leiden ich beinahe selbst hinübergegangen wäre, fühlte wirklich wieder dessen Schlagen an dem meinen nach beinahe dreijähriger Trennung. O Lotte, Lotte, welche Engelszungen könnten diesen Moment schildern? und doch, wo ist das Wesen, das ihm besser ganz nachempfände als Du? Worte hatten wir nicht, aber Tränen. Gottlob, ich sage nochmal Gottlob, denn was wäre aus mir geworden, wenn die wohltätige Natur nicht auch mich dieses im höchsten Leide wie in höchster Freude gleich unschätzbaren Geschenks hätte teilhaftig werden lassen? Bei dem Engel waren es indes nur milde Tautropfen, recht einer Verklärten ähnlich; denn wahrlich, wenn Du mich fragst: „Wie ist unsere Luise?“ so kann ich nur sagen: „Eine Verklärte, und nach solchen Leiden, bei solchem Bewußtsein und bei dieser so ganz einfachen, reinen, hohen Natur konnte es auch nicht anders kommen. O könntest Du sie sehen, schöner wie je, und ihr Ausdruck der volle Abglanz ihrer Seele. Ich habe nie nichts Rührenderes, und ich kann wohl sagen, nichts Herrlicheres gesehen“.... Die Königin in ihrem frommen



Sinne erblickte in dem Wiedersehen mit dem geliebten Bruder eine Gnade des Himmels, „ein sichtbares Zeichen, daß Gott sie liebe und beschütze.“

Prinz Georg bezog eine Wohnung auf den „Huben“, wohin das Königspaar kurz vor seiner Ankunft übergesiedelt war. Der Adjutant des Prinzen, Schmalensee, fand das königliche Landhäuschen „so beengt, daß es kaum einem genügsamen Privatmann hinreichen dürfte.“ Aber die Geschwister, in täglichem traulichem Umgang miteinander, lebten dort glückliche Tage, die Gegenwart fernhaltend, in die Vergangenheit flüchtend, in Erinnerungen, wie Luise dem Vater schrieb, „an ihre glückliche Kindheit und Jugend.“ Zuweilen fuhren sie nach Königsberg ins Theater, wo die Berliner Tragödin Bethmann als Emilia Galotti große Erfolge hatte. Einmal besuchten sie den Dom und besichtigten die Gruft der Hochmeister und der preußischen Herzöge; Königin Luise faßte dabei ein besonderes Interesse für den ersten Herzog, den Hohenzoller Albrecht, wie sie auch den alten Wahlspruch der Ordensritter „Recht, Glaube, Liebe“ sich auf ein Petschaft stechen ließ. Auf den Huben war außer Prinzessin Marianne und Prinzessin Luise Radziwill namentlich Hufeland ein häufiger und willkommener Gast, nur der Gräfin Voß unbequem, da bei seiner Anwesenheit die Unterhaltung sich den höchsten Fragen des menschlichen Daseins zuzuwenden pflegte.

Zwei Wochen etwa genossen die Geschwister das langentbehrte Glück innigen Zusammenlebens. Dann, gleich nach der Abschiedsaudienz von Steigentesch, erkrankte die Königin an einem Fieber, das sie mit kurzen Unterbrechungen bis Ende Juli an das Krankenbett fesselte. Inzwischen glitten die Weltereignisse an ihr vorüber, ohne daß sie tiefer davon berührt wurde. Die preußischen Rüstungen gingen bei dem großen Mangel an Hilfsquellen langsam vorwärts, die Verhandlungen mit Oesterreich kamen nicht zum Abschluß; der König blieb dabei, erst einen Sieg über Napoleon abwarten zu wollen. Aber am 5. und 6. Juli wurde Erzherzog Karl bei Wagram geschlagen, und mußte eine Waffenruhe erbitten, der sein Rücktritt bald folgte. Friedensverhandlungen wurden eingeleitet. In Königsberg — der Königin wurde der Waffenstillstand anfangs verheimlicht — geriet man in große Aufregung. Der König zwar triumphierte; alle seine ungünstigen Vorhersagungen schienen sich zu erfüllen. Allein er konnte sich der Gefahr der Lage für Preußen doch nicht verschließen. Ein plötzlicher Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich schien bedenklicher noch als die Fortsetzung des Krieges. Wohl zeigte Napoleon, der es nach den Worten seines Ministers für unnötig hielt, „sich in Preußen einen Feind mehr zu schaffen“, überraschende Nachsicht, selbst gegenüber der Einstellung der Kontributionszahlung. Um so stärker aber fürchtete man seine Rache nach dem Friedensschluß. Dazu kamen Nachrichten über Umtriebe der Polen zur Wiederherstellung ihres ehemaligen Reiches bis an die Ostsee unter Davout als König, Besorgnisse

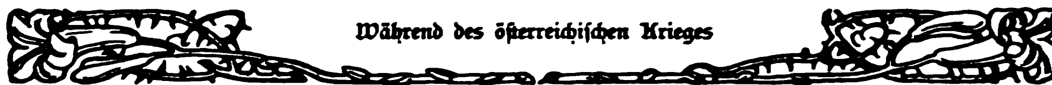
vor Absichten Sachsens auf Schlesien, Jeromes auf Berlin und die Oderlinie. Anderseits fehlte es auch nicht an Meldungen, welche die Bedeutung des napoleonischen Sieges in Zweifel zogen und die ungebrochene Widerstandskraft Oesterreichs rühmten. Unter diesen Eindrücken ließ sich der König widerstrebend dazu bestimmen, den Oberstleutnant von Knesebeck in das österreichische Hauptquartier zu senden, hauptsächlich um den Stand der Verhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich zu erforschen, aber auch mit der Ermächtigung, bei etwaiger Fortsetzung des Krieges „die volle Kooperation Preußens" vom 1. September ab vertragsmäßig zu versprechen (24. Juli). An demselben Tage wurde auch Schöler nach Petersburg mit einem Schreiben an Alexander zurückgesandt, in welchem der Kaiser noch einmal zum Anschluß an Oesterreich dringend aufgefordert wurde.

Allen diesen Begebenheiten blieb die Königin fern; nur ein einziges politisches Lebenszeichen ist aus dieser Zeit von ihr erhalten.

Kurz vor seiner Abreise von Königsberg hatte Schöler einen Brief an Nagler gerichtet, in dem er sich über die Charaktere Kaiser Alexanders und Friedrich Wilhelms äußerte. Er fand bei beiden Monarchen einen Mangel an königlichem Ehrgeiz, „an dem innigen, im persönlichen Gefühl begründeten Interesse" an dem Herrscherberufe, ja, wie er aus ihrem eigenen Munde gehört haben wollte, „eine wirkliche Abneigung" gegen diesen Beruf. Der König habe ihm „mit dürren Worten" gesagt, „daß er es noch für besser halte, über den kleinsten Rest seiner Staaten zu regieren als ganz aufzuhören." Alexander aber kenne diese Gesinnung des Königs sehr genau und beruhige sich infolgedessen dabei, „Preußen nur fortexistieren zu sehen, anstatt dahin zu streben, es auf seine vorige Größe, oder doch ihr so nahe als möglich zu heben." Und als hätte Schöler jene Aufzeichnung des Königs vom 12. April gelesen, deren wir oben gedachten (S. 311), so verteidigt er zugleich das preußische Volk gegen „die ungerechten Beschwerden" seines Königs; „die Nation," schreibt er, „liebt den König, sie und alle Staatsdiener würden ihre Pflichten vollständig erfüllen, wenn sie gehörig angeleitet würden, und daß dies geschehe, ist wieder eine Pflicht des Regenten."

Königin Luise hat dies Schriftstück gelesen und die bemerkenswerten Worte darunter geschrieben: „Ein höchst trauriger Brief, der mich zum tiefsten Nachdenken gebracht."

In diesen schlimmen Tagen, wo Luisens zarter Körper unter dem Druck innerer und äußerer Leiden fast schon erlag, hat sich ihr Herz mit um so tieferer Inbrunst im frommen Glauben zu Gott erhoben. Wie sie demutsvoll, in kindlichem Vertrauen, sich in Gottes Vaterhand hingab, erweckte immer wieder die Bewunderung ihrer Umgebung. „Sie ist ein Engel, Resignation und Religion lassen sie alles ertragen", schreibt Gräfin Voß am 24. Juli. Die Eindrücke, die Luise zwei Jahre früher im Umgang mit der schwärmerisch frommen



Juliane von Krüdener erhalten, der Verkehr mit Borowski und anderen Geistlichen Königsbergs, die Gespräche mit Hufeland, und dazu der Blick auf die Weltbegebenheiten, das ohnmächtige Ringen der Völker gegen den Einen, die „Gottesgeißel", in dem sie doch nicht umhin konnte ein Werkzeug der Vorsehung zu erblicken, wirkten zusammen zu dieser Steigerung ihres religiösen Empfindens. Wie dem frommen Glauben die irdische Welt nur als Vorbereitung auf das Jenseits erscheint, so sah Luise in allen ihren Leiden nur Prüfungen, und ihre schmerzensreiche Gegenwart schien ihr immer nur Vorbereitung für eine zukünftige höhere Daseinsstufe. Der Kaiserin Maria schrieb sie kurz vor ihrer Erkrankung (französisch): „Sie wünschen, ich soll Ihnen sagen, was in meinem Innern vorgeht. Ach, liebe Schwester, Sie wissen nicht, was Sie verlangen, oder Sie haben Lust, traurige und schwermutsvolle Augenblicke zu erleben. . . . Wir werden zugrunde gehen, alles verlieren und meine Kinder keine Zukunft haben! Das ist es, was in meinem Innern vorgeht. Religion und Gebet geben mir die Kraft, den Gedanken an diese Zukunft zu ertragen, und Gott wird mich im entscheidenden Augenblick nicht verlassen." Und dann deutsch fortfahrend: „Ich stehe in seiner Hand; es fällt kein Haar von meinem Haupt, er weiß es. Er wird mich stärken, daß ich ohne Murren als sein Kind, als eine wahre Christin mich finde in seine Ratschlüsse. So liegt mein Herz offen vor Ihnen wie vor Gott, täglich bitte ich um die nötige Kraft, seine Ratschlüsse zu ertragen. Alles was er tut, tut er zum Wohle der Völker, wie der einzelnen, und darum sage ich: Nicht wie ich will, sondern wie du willst. Des Herren Name sei gelobt auf ewig. Amen." Und zu Frau von Berg am Ende ihrer Krankheit: „Manchmahl droht der Verstandt stille zu stehen. Doch einen Moment Ueberlegung, und alles hat wieder seinen angewiesenen Platz in der Welt, die Gottes Vorsehung lenkt. Das Auge empor gehoben, die Seufzer zum Himmel geschickt, ein Gebet um neue Stärke, so gehet es gewiß, denn Gott verläßt nicht die, die ihn lieben und vertrauen."

Aus Luisens unerschöpflich reichem und in allen Schicksalsstürmen unwandelbarem Herzen quoll ihr kindlich frommer Glaube, quoll auch ihre menschenfreundliche Güte, die sich selbst in diesen leidensschweren Tagen nicht verleugnete.

Anfang Juni hatte Luise von ihrer Schwester Therese einen Brief von Fräulein von Gélieu erhalten, die durch unregelmäßige Zahlung ihrer Pension in Verlegenheit geraten war. Augenblicklich, noch am selbigen Tage, ließ die Königin durch einen Frankfurter Bankier die nötigen Gelder anweisen, und am nächsten Tage bat sie in rührenden Worten ihre alte Erzieherin um Entschuldigung: wohl habe ihr Bankier in Berlin strenge Weisung zu regelmäßiger Zahlung gehabt, aber sie hätte sich auch darum kümmern sollen, ob man ihre Befehle ausführe. „Welche Abscheulichkeit, Ihnen das Notwendige fehlen zu lassen,



Die Königliche Familie im Park von Charlottenburg um 1805

Gestochen von F. W. Meyer nach Dähling

Von links nach rechts: Vorn sitzend Prinz Wilhelm und Prinzessin Charlotte, dahinter stehend Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinzessin Alexandrine, Prinz Karl, Friedrich Wilhelm III., Prinz Wilhelm d. Ae., Königin Luise, Prinz Heinrich, Prinzessin Marianne

Ihnen, die Sie Ihre schönsten Jahre dazu verwandt haben, mein Herz zu bilden, damit mir nicht im Glück und nicht im Unglück das kostbarste Gut fehle, ein reines Gewissen und die Ruhe, die daraus folgt .... Ich bitte Sie Millionen Mal um Vergebung, ich bin doppelt traurig, denn ich versichere Sie, teure Freundin, es ist unmöglich, aufrichtiger alles anzuerkennen, was ich Ihnen schulde, was Sie für mich getan haben, Sie mehr zu lieben, mit mehr Zärtlichkeit zu achten, als ich es tue und bis zu meiner letzten Stunde tun werde." Ebenso sandte die Königin Ende Juli der Frau von Kleist 50 Dukaten für die Erziehung ihres Sohnes Adolf, des späteren Obertribunalspräsidenten, und fügte hinzu: „Von Ihrer Freundschaft erwarte ich, daß Sie mir sagen werden, ob Sie in einem halben Jahre ebensoviel brauchen, oder alle vier Monat. Diese außergewöhnlichen Zeiten geben Rechte, welche in ruhigen Tagen nicht angebracht wären. Sie sind in einer bedrängten Lage, der Sturm hat alle schönen Hoffnungen zerstört und von allen Häuptern den Ueberfluß vertrieben. Nur das Gute des Herzens und der Seele ist uns geblieben, das Gute in uns. Pflicht aller Rechtschaffenen ist es, diesen Keim soviel als möglich zu entwickeln, zu pflegen, wo man ihn findet. Das ist mein höchster Beruf als Mutter und als Königin des Landes, dem ich so ganz angehöre. Erblicken Sie in diesem Anerbieten nur das Bedürfnis meines Herzens, die große Schuld zu tilgen, die ich gegen die ganze Menschheit habe."

Erst Anfang August erholte sich die Königin so weit, um an dem Leben ihrer Umgebung wieder teilnehmen zu können. Sie zeigte sich in froher Laune bei der Geburtstagsfeier ihres Gemahls (3. August) in Medenau bei Königsberg, wo sie sich in anhaltendem Regenwetter eine Erkältung zuzog, die den König schwer beunruhigte, sowie bei dem Feste, das am 12. August zum Geburtstag ihres Bruders Georg in dem Schlosse der Dönhoffs, in Friedrichstein, gegeben wurde. Sie besuchte die Konzerte des Prinzen Radziwill, Himmels und Zelters, des bekannten Goethefreundes und Professors an der Berliner Kunstakademie, der damals in Königsberg sich aufhielt; sie fuhr mehrmals zu den Manövern, welche die in Feldlagern zusammengezogenen Truppen bei Königsberg ausführten. Innerlich litt sie dabei nach wie vor an dem Untergang ihrer verschwiegenen Wünsche und Hoffnungen. „Das ist ein Jahr, ein Sommer, eine Zeit," schreibt sie am 8. August der Frau von Berg, „eine Schwangerschaft, die werde ich Zeit meines Lebens nicht vergessen. Zehn Tage sah' ich George gesund und acht Wochen bin ich nun krank! — Und welche Begebenheiten! — Und welche bangen Erwartungen! ... George ist öfters mein Trost, doch für alle Wunden gibt es keine Heilung, nur Fassung, Stärke können wir dem fürchterlichen Schicksal entgegenstellen .... Wir lachen nicht oft, G(eorge) und ich, wir lesen auch nicht." Sie spricht dann von der Absicht, mit dem Bruder Pillau zu besuchen, dabei denkt

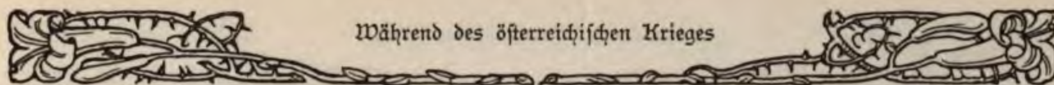
21

sie an Berlin und an die Mark, und die Tiefe und Innigkeit ihres Heimatgefühls äußert sich in den rührend sehnsüchtigen Worten: „Ging ich nur nach Berlin, dahin, dahin möcht ich jetzt gleich ziehen; es ist wirklich ein Heimweh, was mich dahin ziehet. Und mein Charlottenburg! Und alles mein, sogar mein lieber tiefer Sand den lieb' ich."

Nach dreimonatlichem Aufenthalt, am 6. September, verließ Erbprinz Georg Königsberg. Der Abschied von dem Bruder erregte bei der kaum genesenen Königin einen Fieberrückfall mit Brustkrämpfen, so daß sie auf Verlangen Hufelands schleunigst von den Huben in das Königsberger Schloß gebracht werden mußte. Gegen Ende September kam zur großen Freude Luisens Schwester Friederike zu Besuch. Das Wiedersehen mit der Schwester war kaum weniger gefühlsbewegt als vorher mit dem Bruder. „Denken Sie sich", schreibt Friederike dem Vater, „mein Glück, meine Ueberraschung, als ich den Engel erblicke, ja den Engel in jedem Betracht, sowohl am Geist als am Körper." Sie fand die Königin „in jeder Tugend fester und erhöhter, ein wahres Muster für alle Frauenwelt."

Wenige Tage nach Ankunft der Schwester, 4. Oktober, genas Luise ihres zehnten Kindes, eines Prinzen, der in der Taufe am 8. November, in Erinnerung an den ersten Herzog Preußens, den Namen Albrecht erhielt. Die Königin war schwächer und kränkelte länger als nach ihren früheren Entbindungen; erst im Laufe des November, unter der strengen Aufsicht Hufelands und der liebevollen Pflege Friederikens, gesundete sie allmählich, wozu die Wendung der Weltlage zum Frieden und die Aussicht auf baldige Rückkehr nach Berlin wesentlich beitrugen.

Die Verhandlungen Knesebecks mit den Oesterreichern, nur von dem kriegslustigen preußischen Abgesandten eifrig gefördert, blieben ergebnislos, während der Friedensschluß zwischen Oesterreich und Frankreich immer wahrscheinlicher wurde. Aber in Tirol erhob sich, trotz des Waffenstillstandes und trotz des Abzugs der österreichischen Truppen, das Volk zum dritten Male: am Napoleonstage, 15. August, zog der Sandwirt von Passeyer, Andreas Hofer, nochmals siegreich in Innsbruck ein. Königin Luise war begeistert und hingerissen. „Auf den Bergen ist die Freiheit", schrieb sie ihrer Freundin, „klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer, ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott." Der König, der längst bereute, im Mai und Juli seinen Ratgebern zu viel nachgegeben zu haben, war höchst verdrießlich über den Gang der Dinge. Er zweifelte nicht an der baldigen Verständigung zwischen Oesterreich und Frankreich und wünschte schon Anfang September einen Annäherungsversuch an Napoleon, etwa durch die



Sendung eines seiner Adjutanten mit einem eigenhändigen Schreiben. Aber erst nachdem der Minister des Auswärtigen, Graf Goltz, am 6. Oktober von Berlin in Königsberg eingetroffen war, vollzog sich ein Umschwung der preußischen Politik im franzosenfreundlichen Sinne, zweifellos unter unmittelbarem Impuls des Königs. Graf Goltz gab seinen Widerspruch gegen eine Sendung an Napoleon auf, der König willigte in die baldige Uebersiedelung nach Berlin. Am 18. Oktober wurde Oberst Krusemarck an Napoleon mit einem Glückwunschschreiben des Königs abgesandt, das nach einer starken Schilderung der völligen Erschöpfung Preußens um Erleichterungen in der Kontributionszahlung bat. Kurz nach Krusemarcks Abreise von Königsberg kam die Nachricht von dem am 14. Oktober erfolgten Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Oesterreich.

In Fontainebleau, am 5. November, hatte Krusemarck Audienz bei Napoleon. Nahm der Kaiser noch Rücksicht auf die Freundschaft Alexanders für Preußen? Wohl überhäufte er den Abgesandten mit Klagen und Beschwerden über die Unzuverlässigkeit der preußischen Politik, wohl schmähte er immer und immer wieder Schill, den „Briganten und Dieb“, aber er erklärte: er werde darum Preußen nicht bekriegen und auch keine Landabtretung verlangen. Nur in der Frage der Kontributionen blieb er unerbittlich. Von dem König sprach er im ganzen mit Mäßigung, doch forderte er unter Drohungen dessen Rückkehr nach Berlin. Von der Königin versicherte er, er liebe und achte sie, und sprach seine Verwunderung aus, daß sie die Dinge nicht besser zu leiten gewußt habe, denn sie besitze viel Geist und wäre sie früher nach Tilsit gekommen, bevor alles schon abgemacht war, so würde er sich wohl mit ihr verständigt haben. Am nächsten Tage erhielt Krusemarck ein Antwortschreiben Napoleons, das in durchaus freundlichem Tone gehalten war.

Bereits 14 Tage nach dieser Unterredung war Krusemarck wieder in Königsberg, wo er dem König und der Königin Bericht erstattete. Man atmete erleichtert auf, eine unmittelbare Gefahr schien nicht mehr zu fürchten. Die Abreise nach Berlin konnte nun endgültig auf Mitte Dezember festgesetzt werden.

Königin Luisens Freude bei dem Gedanken an Berlin war unaussprechlich: „es wird einem ganz elend vor Seligkeit, wenn man daran denkt,“ schrieb sie dem Bruder. Sie fühlte sich wohler und glücklicher als seit langem: die Vermehrung ihrer geliebten Kinderschar durch den kleinen Albrecht, die blühende Entwicklung ihres Lieblings Luise, die Anwesenheit Schwester Friederikens und des Bruders, Prinz Karl, den der König wieder in die preußische Armee aufgenommen hatte, alles das schien ihr Ursache genug, „Gott mit kindlichem Herzen und mit kindlicher Freude zu danken.“ Sie nahm auch wieder einen gewissen Anteil an der Politik, indem sie von Knesebecks Berichten aus Oesterreich einzelne

21*

vom König besonders bemerkte Stellen abschrieb. Und nun die Rückkehr nach Berlin! „An zwei Momente", schrieb sie, „kann ich nicht denken ohne Tränen: wenn ich zum ersten Male die Türme von Berlin erblicke, und wenn der Wagen von der Brücke links biegt und ich fühle, wie wir die Rampe des Palais hinauffahren."

Ehe die Abreise aber angetreten werden konnte, war noch eine Angelegenheit zu ordnen, die der Königin unausgesetzt schwere Sorgen bereitete.

Schon in Petersburg hatte Königin Luise den Erziehungsfragen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, mit der Kaiserin darüber gesprochen und deren großartiges Fräuleinstift besichtigt. In Königsberg, im März, las sie dann das neue Evangelium der religiös-sittlichen Erziehung auf der Grundlage der Familie, „Lienhard und Gertrud" von Pestalozzi. Die Lehre: „daß bei Reichen und Armen das Herz in Ordnung sein müsse, wenn sie glücklich sein sollen", die Forderung: „daß die sittliche Erneuerung nicht als Befehl oder Geschenk von außen kommen, sondern als ein innerliches Erleben sich vollziehen müsse" — was hätte Luisens innersten Empfindungen mehr entsprechen können? „Es ist mir wohl in diesem Schweizer Dorfe", schrieb sie über Lienhard und Gertrud. „Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Tränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit. Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm!" Sie bewies lebhaftes Interesse für die Pestalozzische Methode, für die auch Wilhelm von Humboldt als Chef der Unterrichtsverwaltung damals wirkte und zu deren Einführung ein Schüler Pestalozzis, Karl August Zeller, nach Königsberg berufen wurde. Sie ließ diesen öfter zu sich kommen, um Erziehungsgrundsätze mit ihm zu erörtern, und besuchte Anfang Dezember das von ihm errichtete Normalinstitut. „Ich feierte einen schönen Gottesdienst in Ihrer Anstalt", schrieb sie ihm bald darauf. „Ich liebte Gott in den Menschen, wie noch nie, und fühlte seine Nähe, und sein Geist war mitten unter uns."

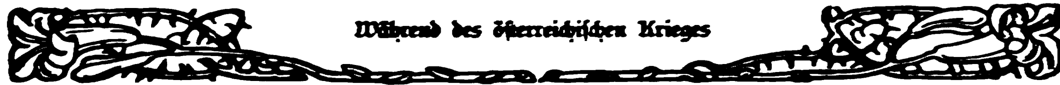
In Pestalozzis Geist und zugleich nach ihrem eigenen frommen Sinne suchte Luise auch die Erziehung ihrer eigenen Kinder zu leiten. In einem bemerkenswerten Schreiben an ihren Vater hat sie, wenn wir so sagen dürfen, ein Programm dafür aufgestellt und zugleich ihre Hoffnung auf Erfolg ausgesprochen. Sie schreibt über ihre Kinder: „Ich habe den heiligen Glauben an Gott, den ihnen die Natur gab, gelehrt; ich habe ihnen gezeigt, wie unser sittliches Gefühl uns eine neue Welt, die Ewigkeit, die Seligkeit eröffnet; ich habe ihr Leben für die Tugend begeistert. Unbekümmert um die Folgen für sie selbst, für ihr Glück, für ihr Fortkommen lehrt' ich sie nur diesen Glauben an Gott, an die Ewigkeit, an sich selbst festhalten. Nein, mein Vater, ich darf nicht fürchten, daß eins von meinen

Kindern seine Bestimmung verfehlen wird. Sie können arm, verachtet, verfolgt, verspottet werden, aber nie unglücklich, nie lasterhaft; sie können vielleicht vor Menschen zittern müssen, aber nie vor sich selbst, vor dem Tode oder vor Gott; sie können vielleicht den Glauben an die Freundschaft verlieren — o Gott behüte sie davor! — aber nie werden sie aufhören die Menschen zu lieben und ihnen wohlzutun, weil das ihre Pflicht ist. Dieses Leben kann für sie eine finstere Mitternacht voll Seufzer und Jammers werden; aber der Strahl der Ewigkeit, der das feste Herz mit der zweifelnden Vernunft vereinigt, wird nie verlöschen." . . .

Wie schwierig es aber für die Königin war, ihre guten Absichten auszuführen, zeigt wieder die Frage der Erziehung des Kronprinzen.

Im März 1809 war General Diericke zum Obergouverneur der königlichen Prinzen ernannt worden, einige Wochen später Major Gaudi zum besonderen Gouverneur des Kronprinzen. Den Unterricht leitete nach wie vor Delbrück. Ancillon, der um Entscheidung über seine Stellung bat, wurde auf die Rückkehr nach Berlin vertröstet. Die Beziehungen Delbrücks zu den beiden Offizieren gestalteten sich nicht erfreulich, es kam zu allerhand Reibungen. Für die Hauptsache, die Erziehung des Kronprinzen, war, wie sich bald herausstellte, wenig gewonnen. Bei verschiedenen Anlässen, namentlich im Laufe des Augustmonats, trat des Kronprinzen zügellose Unart so schroff hervor, daß die Königin einen gründlichen Wandel für unerläßlich hielt. Auch sie wünschte, wie Delbrück längst, eine Absonderung von dem Hofe, namentlich von den jüngeren Geschwistern. Gaudi, dessen Gutachten sie einforderte, erkannte Delbrücks Verdienste um „die Reinheit und Sittlichkeit" seines Zöglings lebhaft an, erklärte aber einen besonderen „Instituteur" nicht mehr für notwendig und verlangte für den Kronprinzen eine ausschließlich militärische Ausbildung. Bei diesem Widerstreit der Ansichten wurde, wie gewöhnlich, kein Entschluß gefaßt, bis die nahe Uebersiedelung nach Berlin einen weiteren Aufschub unmöglich machte. Auch Diericke drängte auf endliche Entscheidung. So verfügte der König am 3. Dezember, daß Delbrück „mit Dankbarkeit und vorzüglicher Zufriedenheit" entlassen werde und dem Kronprinzen nicht nach Berlin folge. Die Königin selbst dankte Delbrück hauptsächlich für das, was ihr das wichtigste war: daß er immer bemüht gewesen sei, „Tugend und Religion in das zarte Herz ihres geliebten Kindes als Grund seines ganzen Seins früh einzugraben."

Den Kronprinzen aber erschütterte der Gedanke an die drohende Trennung von Delbrück so leidenschaftlich, daß er erkrankte. Er hatte manche heftige Szene mit seinem Erzieher gehabt; jetzt bat er in bewegenden Worten den Vater, wenn er wieder gesunden solle, ihn nicht von seinem „einzigen Delbrück" zu trennen, wenigstens zu gestatten, daß sein Erzieher ihn bis Berlin begleite. Er könne ohne Delbrück nicht glücklich sein. Der Vater, unter



gutem und wohlmeinendem Zureden, antwortete ablehnend, daß „in der von ihm getroffenen Verfügung keine Abänderung stattfinden könne." Die Königin fügte einige freundliche Zeilen hinzu, in denen sie ihren Sohn auf das Beispiel seines Vetters Prinz Friedrich verwies, der sich gehorsam von seinem Erzieher Reimann trenne. Allein der Kronprinz beruhigte sich nicht, er blieb krank im Bett, weinte und schrie, so daß die Aerzte bedenklich wurden, und der König schließlich die Mitreise Delbrücks nach Berlin gestatten mußte.

Am 15. Dezember endlich, nach einer Reihe von Abschiedsfestlichkeiten, verließen Friedrich Wilhelm und Luise Königsberg, wo sie zwei Jahre in Sorgen und Leiden verlebt hatten. Unterwegs in Stargard, am 21. Dezember, trafen sie den tapferen Verteidiger Kolbergs, den alten Joachim Nettelbeck, dessen Ansprache den König zu Tränen rührte. Die Königin streichelte dem Gemahl dabei leise die Wangen und weinte gleichfalls. Nettelbeck sprach das Volksempfinden aus, indem er bei diesem Anblick rief: „Gott erhalte Sie, meine gute Königin, zum Troste meines Königs, denn ohne Sie wäre er schon vergangen in seinem Unglück."

Am 23. Dezember, einem prachtvollen Wintersonnentage, zogen sie in Berlin ein, der König zu Pferde, die Königin in dem von der Stadt geschenkten, mit lila Samt ausgeschlagenen Wagen, in einem altdeutschen hermelinbesetzten Kleide von dunkelblauem Samt. Unermeßliche Menschenmassen begrüßten das Königspaar, unbeschreiblich war der Jubel. Im Schlosse, halb ohnmächtig vor Erregung, sank Luise ihrem alten Vater, der aus Neustrelitz herbeigeeilt war, in die Arme. Gedachte sie ihrer Einholung als Braut, fast auf den Tag 17 Jahre zuvor? Der Frau von Krüdener schrieb sie: „Ich hatte nur einen klaren Gedanken: wie süß ist es, so geliebt zu werden!"

Den schönsten Ausdruck aber für die Stimmung in Berlin gibt ein Wort des Erbprinzen Georg, der am Abend, „mehr getragen als gefahren", die Beleuchtung der Stadt besichtigte; er sagt: „Ich fand mein Herz überall!"



Elftes Kapitel

Königin Luise und Hardenberg

(1810)

Mit der Rückkehr des Königspaares nach Berlin schien auch das Hofleben fast in altem Glanze wieder auferstanden. Am Neujahrstage 1810 war großer Empfang; „nie sah ich", erzählt Luise Radziwill, „die Königin edler, schöner, rührender, als an diesem Tage." Ein neuer russischer Gesandter, Graf Lieven, wurde vorgestellt, dessen Gattin die Zimmer, die Einrichtung, die Kleidung der Königin entzückend fand, aber hinzufügt: „elle-même était mieux que tout cela." Es gab noch viele andere Empfänge und Audienzen, Paraden und Truppenbesichtigungen, Bälle und Kinderkomödien, Familiendiners bei den Ferdinands und der alten Prinzessin von Oranien, Schwester Friedrich Wilhelms II. Mit königlichem Prunke wurde am 18. Januar das Fest des erweiterten Roten Adlerordens gefeiert. Die Geselligkeit wurde belebt durch Besuche deutscher Fürsten und Fürstinnen; aus Pommern kam General Blücher, aus Schlesien Oberst von Götzen. König und Königin blieben aber auch viel unter sich und mit den Ihrigen. In stiller Sammlung besuchten sie die alten Stätten ihres Glücks in Potsdam und Charlottenburg, wo die Königin in tiefer Bewegung der Septembertage von 1806 gedachte, an denen dort die Abreise zur Armee beschlossen und der Krieg entschieden wurde. Große Aufmerksamkeit schenkte man den Nachrichten über Napoleons Vermählungspläne. Die Königin war entsetzt, daß von österreichischer Seite Schritte für die Wahl einer Erzherzogin geschehen seien: „Nun ist alles möglich," schrieb

sie dem Vater, „im Grunde ist es, um blutige Tränen zu weinen, daß es soweit gekommen ist mit den Menschen, mit dem Jammer auf Erden.“ Sie pries es als ein Zeichen der unerforschlichen Weisheit der Vorsehung, ja als ein Glück und eine Gnade, daß ihr eigenes Töchterchen 1794 tot zur Welt gekommen und ihr dadurch jetzt möglicherweise die furchtbare Qual erspart sei, zwischen der Aufopferung der Einen und dem Verzicht auf die Rettung von Millionen wählen zu müssen. Noch ein anderer Heiratsplan beschäftigte sie lebhaft. Es schwebten Verhandlungen über eine Vermählung des Kronprinzen Ludwig von Bayern mit ihrer Nichte Therese, der Tochter der Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen, wobei von bayerischer Seite der Uebertritt der Prinzessin zum katholischen Bekenntnis verlangt wurde. Luise war darüber höchst unwillig, sie riet der Schwester, ihr Ja oder Nein jedenfalls nicht zu übereilen, bekämpfte aber entschieden den Gedanken an einen Uebertritt unter Berufung auf das Bibelwort: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele. Die Vermählung wurde einige Monate später ohne Glaubenswechsel der Prinzessin geschlossen.

Ueber diesem Leben aber, seinen Freuden und seinen Leiden, seinen Hoffnungen und seinen Sorgen, lag nach wie vor dunkel und gefahrdrohend der Schrecken der napoleonischen Gewaltherrschaft.

Noch am Tage seines Einzugs, am 23. Dezember, hatte König Friedrich Wilhelm den französischen Gesandten Graf St. Marsan empfangen, der bereits seit einem Jahre in Berlin verweilte, einen ehemaligen sardinischen Offizier von wohlwollender, vornehmer Gesinnung. Er versicherte dem Gesandten, der das Wesen des Königs „außerordentlich offenherzig und loyal“ fand, daß er entschlossen sei, unverbrüchliche Freundschaft mit Frankreich zu halten; er werde zur Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen kein Opfer scheuen, rechne dabei aber auf die Großmut des Kaisers. Ganz in demselben Sinne sprach sich der König am nächsten Tage in einem Schreiben an Napoleon aus. Er teilte ihm als Beweis seines Entgegenkommens mit, daß der preußische Gesandte in Paris, Brockhausen, über den Napoleon seine Unzufriedenheit geäußert hatte, abberufen und der Kommandant von Berlin, L'Estocq, dessen schwache Haltung bei dem Ausmarsch Schills getadelt wurde, durch den franzosenfreundlichen Feldmarschall Kalckreuth ersetzt werden solle. Krusemarck, der zum General befördert und zu Brockhausens Nachfolger ernannt wurde, brachte den Brief des Königs nach Paris.

Am 8. Januar 1810 hatte Krusemarck wieder Audienz bei Napoleon. Der Empfang war weit weniger freundlich, der Kaiser zeigte sich ungleich zorniger und erbitterter, als zwei Monate vorher. In scharfen Worten klagte Napoleon über die Einstellung der Kontributionszahlungen,

die er hauptsächlich den unnötigen Ausgaben für die Armee zuschrieb; der König möge die Zahl seiner Truppen auf 6000 Mann herabsetzen. Schließlich brach sein innerster Gedanke durch: „Der König hat unterschrieben, er muß zahlen. Wenn er nicht zahlen kann, so soll er eine Provinz abtreten; paßt ihm das nicht, so mag er mir seine Domänen überlassen."

Es waren die Tage, da neben der ursprünglich geplanten russischen Heirat bereits die Wahrscheinlichkeit der Vermählung mit einer österreichischen Erzherzogin auftauchte und die Verhandlungen Napoleons mit Rußland über Polen zuweilen schon einen gereizten Ton annahmen. Die Wandlung in den Beziehungen Frankreichs zu Rußland spiegelt sich wie immer sogleich in dem Verhalten zu Preußen wieder. Sah Napoleon hinter der österreichischen Heirat den Schatten eines russischen Krieges erscheinen, für den er sich nach seiner Weise frühzeitig vorbereiten wollte? Niemand wußte besser als er, daß Preußen die 98 Millionen Francs, die er jetzt als preußische Kriegsschuld noch herausrechnete, in der vertragsmäßigen Frist nicht werde tilgen können. So war er auf den Gedanken gekommen, die Zahlungsunfähigkeit Preußens zu einer außerordentlichen Erweiterung seines Machtbereichs nach Osten, gegen Rußland, zu benutzen. Ein erhebliches Stück Schlesiens mit der Festung Glogau war es, worauf seine Absicht ging und was er an sich zu reißen hoffte. Damit wäre das unter einem Herrscher vereinigte Königreich Sachsen und das Herzogtum Warschau in eine ununterbrochene territoriale Verbindung gebracht, Preußen von Oesterreich getrennt, Napoleons Herrschaft vom Atlantischen Ozean bis an den Bug ausgedehnt worden.

Die Nachrichten über Napoleons neue Forderungen, die am 19. Januar anlangten, erweckten in Berlin große Aufregung. Der König verlangte sofort von seinem Finanzminister Altenstein die Beschaffung von Geldmitteln, um Frankreich wenigstens eine Abschlagszahlung zu leisten, und die nachdrückliche Betreibung der Anleihe, über die seit längerer Zeit in Holland verhandelt wurde. Altenstein, der die Kriegsschuld an Frankreich nur auf 92 Millionen berechnete, versprach durch eine Art Zwangsanleihe in vier bis sechs Wochen 5 Millionen Francs aufzubringen. Außerdem sollte die holländische Anleihe, deren wahrscheinliches Ergebnis man auf 38 Millionen anschlug, ferner eine Jahresrente auf die Domänen in Höhe von einer Million, was man einem Kapital von 20 Millionen gleichsetzte, und eine Anzahl ausstehender Forderungen Preußens, im ganzen eine Summe von über 67 Millionen an Frankreich überlassen werden; für den Rest von 24 bis 25 Millionen Francs wollte man sich auf die Großmut des Kaisers verlassen, äußersten Falls diese Schuld verzinsen. Altenstein erklärte diese Vorschläge für das „Ultimatum physischer Möglichkeiten"; an Krusemarck, dem sie Ende Januar übersandt wurden, schrieb man: „Damit sind wir mit unserem Latein am Ende."

Dem König genügten diese Vorschläge keineswegs; er mag vorausgesehen haben, daß sie in Paris doch wieder abgelehnt werden würden. Beunruhigt durch die Aeußerungen Napoleons, namentlich wegen einer Gebietsabtretung, unzufrieden mit der Haltung seiner Minister überhaupt, glaubte er sich noch nach anderen Ratgebern umsehen zu sollen. Schon während des Jahres 1809 waren dem französischen Gesandten in Berlin wiederholt Andeutungen über die Zweckmäßigkeit einer Rückberufung Hardenbergs gemacht worden, Andeutungen, die von St. Marsan nach Paris berichtet, dort aber unbeachtet gelassen waren. Jetzt — 22. Januar 1810 — beantwortete der König ein schon vom 15. Dezember 1809 datiertes Glückwunschschreiben Hardenbergs zur Rückkehr nach Berlin mit einigen Worten des Dankes, indem er die von Hardenberg mit einem Hinweis auf Napoleon begründete Zurückhaltung billigte, zugleich aber doch bemerkte, daß es ihm persönlich sehr angenehm gewesen sein würde, seinen alten Minister „in Person" in Berlin zu treffen. Mündlich erklärte er sich deutlicher. Gegen Wittgenstein, der den Briefwechsel vermittelte, sprach er den Wunsch aus, Hardenberg zu sehen; er denke nicht, daß seine Rückkehr bei dem französischen Gouvernement einen nachteiligen Eindruck machen würde. Die Königin, die ebenfalls für einen Glückwunsch dankte, äußerte sich mit größerer Wärme. „Hätte ich Sie, statt eines Briefes, hier getroffen," schrieb sie an Hardenberg, „so wäre meine Freude größer und meine Sorge geringer gewesen. Es ist eine der peinlichsten Bedingungen unserer gegenwärtigen Existenz, daß Sie dem König und den Geschäften fernbleiben müssen, und ich insbesondere wäre wahrhaft glücklich, Sie bei uns zu sehen, da ich Sie gründlich kenne und eine Freundschaft für Sie empfinde, die nur der Achtung gleichkommt, die Sie in jeder Hinsicht verdienen. Ich spreche zu Ihnen nicht von dem, was uns betrifft. Wir sind immer noch höchst unglücklich. Indessen ist das Leben hier in Berlin erträglicher als in Königsberg. Es ist wenigstens ein glänzendes Elend mit schönen Umgebungen, die einen zerstreuen, während es in Königsberg wirklich ein elendes Elend war. Erzählen Sie mir, bitte, von Ihren Plänen. Wären wir frei, und hätte ich Stimme im Kapitel, ich gestehe Ihnen offen, ich täte alles auf der Welt, um Pläne zu hintertreiben, die Sie von uns entfernen könnten." Königin Luise bemerkt dann noch, daß dem gesamten Ministerium die Erfahrung, die große Lehrmeisterin, fehle, spricht jedoch mit Anerkennung von Altenstein und Nagler, denen man ihre Schulung unter Hardenberg anmerke.

Das Ereignis ist nun, daß sich zur Seite dieses Ministeriums eine Nebenregierung zu bilden anfängt, zuerst unter Mitwirkung des Königs, allmählich mehr unter der Leitung der Königin selbst.

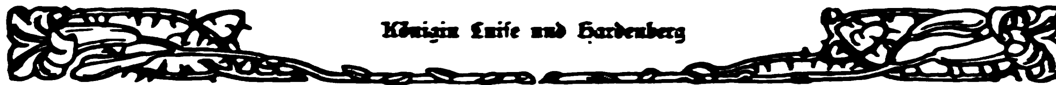
Zunächst geschah das Ungewöhnliche, daß König Friedrich Wilhelm, der sonst diplomatischen Unterredungen mit fremden Gesandten gern auswich, sich durch die Königin zu einer

von dem obersten Kammerherrn, Fürst Wittgenstein, vermittelten Zusammenkunft mit dem Grafen St. Marsan bestimmen ließ, die am 13. Februar bei der Gräfin Voß stattfand. Auch der König klagte dabei über die Unzulänglichkeit seiner Minister, die rechtschaffene Leute, aber nur gute „Buralisten" seien und nichts weiter und weder bei ihm selbst noch bei dem Publikum Vertrauen genössen; er fügte den dringenden Wunsch hinzu, daß der Kaiser ihm gestatten möge, Hardenberg wieder in seine Dienste zu nehmen, der den Staatskredit herstellen werde und der übrigens von der Notwendigkeit einer engen Verbindung Preußens mit Frankreich vollkommen überzeugt sei. Hardenberg würde sich gern selbst in Paris dem Kaiser vorstellen und mit dessen Genehmigung dann zum Konseilspräsidenten ernannt werden. Auch die Königin fand sich schließlich zu der Unterredung ein. St. Marsan glaubte gern, was man ihm erzählte, daß sie gegen Rußland sehr kühl geworden und sogar zu einer Reise nach Paris geneigt sei.

Der französische Gesandte hatte dabei durchblicken lassen, daß ein Schreiben der Königin an Napoleon vielleicht günstigen Erfolg haben könne. Dies meinte auch Schwester Therese, die selbst einen Entwurf zu einem derartigen Brief aus Paris einsandte. Die Lage war doch so ernst, daß man ein solches Mittel nicht glaubte von der Hand weisen zu sollen. Unter dem 17. Februar, in Anlehnung an die Vorschläge Thereses, schrieb Luise an Napoleon. Sie erinnerte ihn an die Zusammenkunft in Tilsit, schilderte das Elend in Preußen, das bei der gänzlichen Unterdrückung des Handels unfähig sei, gegenwärtig die geforderte Geldsumme aufzubringen, und schlug vor, Napoleon möge entweder sich in den nächsten zehn Jahren mit einer Zahlung der Zinsen der fälligen Schuld begnügen, oder die Zahlungsfrist für das Kapital verlängern. Sie hob dabei hervor: Preußen strebe keineswegs nach einer Herabsetzung seiner Kriegsschuld, es suche vielmehr gerade nach Mitteln sie abzutragen; sie rechne dabei auf das Entgegenkommen Napoleons, von dem sie nicht annehmen könne, daß er die Schöpfung Friedrichs des Großen vernichten wolle.

Das Schreiben wurde erst einen Monat später durch Prinzessin Therese dem Kaiser überreicht (17. März), natürlich ohne daß es irgendeine Wirkung zugunsten Preußens gehabt hätte. Napoleon beharrte auf seinen Forderungen und wiederholte auch der Prinzessin gegenüber: „Wenn der König mich nicht bezahlen kann, so mag er mir Schlesien — er nannte es — abtreten."

Ihren Höhepunkt erreichte die Krisis gerade zum Geburtstage der Königin, 10. März 1810. Am Tage vorher, 9. März, war Graf Schweidnitz, ein Verwandter des Grafen Goltz, als Kurier von Paris angekommen mit einer Note des französischen Ministers des Auswärtigen an Krusemarck, worin alle Vorschläge Altensteins rundweg abgelehnt und strenge Erfüllung



der bestehenden Vertragsverpflichtungen nachdrücklich gefordert wurde. Frankreich beanspruchte den vollen Ertrag der holländischen Anleihe auf einmal, außerdem, vom 1. Januar 1810 ab gerechnet, allmonatlich 4 Millionen Francs. Noch beunruhigender klangen die Erläuterungen, die Krusemarck nach den mündlichen Eröffnungen des französischen Ministers hinzufügte. Man drohe mit Truppensendungen an die Oder. Napoleon, versicherte der Gesandte, halte den König und das preußische Volk für seine persönlichen Feinde; er fühle wohl, daß er ihnen viel zu viel zu Leide getan habe, als daß es anders sein könne. Er verlange Ausführung eines unausführbaren Vertrages, um den König zu zwingen, eine neue Gebietsabtretung als Gnade zu erbitten. Mit allen Mitteln der Ueberredung suche auch der französische Minister die Vorteile einer solchen Maßregel für Preußen einleuchtend zu machen. Allein, schloß Krusemarck, selbst wenn sich der König dazu verstehe, werde nichts ihn vor neuen Ansprüchen Napoleons schützen.

Den Eindruck dieser Mitteilungen in Berlin zeigt ein Schreiben des französischen Gesandten, der gleich am 10. März darüber nach Paris berichtete. „Aus guter Quelle weiß ich, daß man über diese Nachrichten sehr betroffen ist. Die Schwäche und die Indolenz des Ministeriums sind derartig, daß meine früheren Vorstellungen nicht den gehörigen Eindruck gemacht hatten. Man schmeichelte sich immer, daß die Antworten aus Paris selbst anders lauten würden. Nur der König und die Königin scheinen sofort die Notwendigkeit empfunden zu haben, die äußersten Mittel anzuwenden. Der König ist höchst aufgebracht über seine Minister, er hat gestern bei dem Eintreffen der Pariser Nachrichten ausgerufen: ‚Ich habe es ja immer gesagt, daß sie nur Dummheiten machen, daß sie zu nichts taugen und weder bei mir noch beim Publikum Vertrauen besitzen.'" „Ist aber der erste Sturm vorüber," so fährt St. Marsan fort, „so macht ihn seine große Schwäche zum Sklaven seiner Minister; übrigens sagt er selbst, er wisse nicht, wo er bessere Minister hernehmen solle; er verstehe nichts von Finanzoperationen und wenn man ihm sage, daß alle Hilfsquellen erschöpft seien, so wisse er keine anzugeben."

Die Kunde von den neuen Forderungen und Drohungen Napoleons verbreitete sich rasch in der Gesellschaft, die am 10. März zur Feier des Geburtstages der Königin im Berliner Schloß versammelt war. Mit Bestürzung hörte man zugleich, daß das Ministerium in der Tat geneigt sei, die Ansprüche Napoleons durch eine Gebietsabtretung zu befriedigen, und daß Schlesien — wenigstens ein großer Teil davon — zum Opfer ausersehen sei. Während König Friedrich Wilhelm seine Mißstimmung und seine Beunruhigung mehr durch wortkarge Zurückhaltung durchblicken ließ, sprach die Königin ihre Sorge und ihren Kummer gegen einen der Festteilnehmer, den Fürsten Wittgenstein, offen aus. Indem sie

ihre und ihres Gemahls Entrüstung über die zugemutete Abtretung lebhaft äußerte, forderte sie ihn auf, auch seinerseits dafür zu sorgen, daß man sich mit der Beschaffung von Geldmitteln beschäftige.

Dies Ballgespräch der Königin mit Fürst Wittgenstein wurde der Ausgangspunkt für einen bedeutsamen Umschwung der preußischen Geschichte.

Fürst Wittgenstein, der früher selbst Teilhaber eines Kreditinstitutes in Kassel gewesen war und während und nach dem Kriege von 1806 mit dem reichen Kurfürsten von Hessen-Kassel über eine Anleihe für Preußen unterhandelt hatte, nahm sich der Sache mit größtem Eifer an. Er befragte Goltz und Altenstein, die ihm beide achselzuckend erwiderten, es sei kein anderer Ausweg vorhanden, eine Landabtretung unvermeidlich. Selbst dem französischen Gesandten hatte Goltz bereits die Geneigtheit des Ministeriums zu einem solchen Zugeständnis mitgeteilt.

Wittgenstein ließ sich nicht abschrecken. Gleich am nächsten Tage besprach er sich mit einigen Berliner Bankiers, und in der Nacht vom 11. auf den 12. März arbeitete er eine Denkschrift aus, in der er den Abtretungsgedanken entschieden verwarf und die Erhebung einer Art Zwangsanleihe vorschlug. Fünfundzwanzig Tausend preußische Bürger sollten durchschnittlich jeder 4000 Taler hergeben, ein Viertel in barem Gelde, den Rest in Staatspapieren oder Obligationen, die zur Nationalschuld erklärt werden und zur Grundlage einer Nationalbank dienen sollten. Auf diese Weise würde sich die Kontribution tilgen und der Kredit wieder herstellen lassen. Wittgenstein glaubte die Leitung dieser Finanzoperationen selbst beanspruchen zu dürfen, berief sich aber zugleich auf Hardenberg, der mit ihm vollkommen einverstanden sei und dessen Rat er immer einholen würde. Noch vor Beendigung seiner Arbeit ließ er eine vorläufige Mitteilung darüber an die Königin gelangen, damit nicht etwa übereilte Schritte im Sinne einer Landabtretung geschähen. Im Laufe des 12. März übersandte er seine Denkschrift dem König.

An demselben Tage erstattete auch das Ministerium Bericht. Es ging davon aus, daß die Existenz Preußens nur durch den engsten Anschluß an Frankreich gesichert werden könne; zu diesem Zwecke müsse man sich auch zu einer Landabtretung verstehen, auf die Napoleons Absicht nun einmal gerichtet sei. Zur näheren Verhandlung und um zu retten, was sich retten lasse, wurde die Sendung des Grafen Goltz nach Paris mit „uneingeschränkter Vollmacht" empfohlen. Dieser Bericht trägt die Unterschriften von Goltz, Altenstein, Dohna, Beyme, Scharnhorst, — Namen, die in der preußischen Geschichte mit Ruhm oder mit Auszeichnung genannt werden: Altenstein, der künftige Kultusminister, Scharnhorst, der Reorganisator des preußischen Heeres. Wie kam es, daß diese Männer einem Vorschlage ihre

Zustimmung gaben, dessen Ausführung das Todesurteil für Preußen bedeutete? Eine Stimmung dumpfer Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt. Sie waren in ihrem Innersten der Ueberzeugung, daß Napoleon eigentlich gar nicht bezahlt werden wolle, daß er vielmehr nur eine Gebietsabtretung beabsichtige und daß deshalb jede Anstrengung Preußens zur Tilgung seiner Kriegsschuld, jedes Opfer, das es dafür bringe, doch vergeblich sein werde. Kein Zweifel, daß die Minister damit gerade den geheimen Wünschen Napoleons willig entgegenkamen. Aus Rücksicht auf Rußland und Oesterreich, denen die Begründung eines sächsisch-schlesisch-polnischen Reiches gleichmäßig widerwärtig gewesen wäre, vermied er es, eine Abtretung in Schlesien offiziell und ausdrücklich zu fordern; wenn aber Preußen zur Ablösung seiner Kriegsschuld selbst ein solches Anerbieten machte, was hätten die beiden anderen Staaten dagegen einwenden können?

Am 14. März überreichte Scharnhorst dem König das Gutachten der Minister. Die Königin, die gleich davon Kenntnis erhielt, schrieb sofort an Wittgenstein: „Lieber Fürst! Der König trägt mir auf, Ihnen zu sagen, er wünsche Sie heute vor vier Uhr zu sehen. Er will nämlich, daß Sie in seiner Gegenwart mit Minister Altenstein diskutieren sollen. Das Memoire der Minister ist angekommen und durchgefallen, es ist aber auch höchst erbärmlich. Der König wünscht, da er von dem Ihrigen Gebrauch machen will, darüber zu reden. Kommen Sie ja vor vier Uhr. Vielleicht könnte ich Ihnen das Memoire noch zu lesen geben. In Eile. Luise."

Wittgenstein beeilte sich, dem Rufe zu folgen, und las den Bericht der Minister. Dann erschien auch Altenstein, dem man Wittgensteins Denkschrift zu lesen gab. In Gegenwart, aber ohne Beteiligung des Königs, wurde hierauf die Finanzfrage erörtert. Altenstein erklärte Wittgensteins Plan für völlig unausführbar, hauptsächlich wegen des Mangels an Bargeld in Preußen; wolle man gleichwohl einen Versuch mit Zwangsanleihe und Bank machen, so werde das zur Revolution führen. Der König beendete dann die Diskussion, indem er seine Unzufriedenheit mit dem ministeriellen Gutachten äußerte, das von der Möglichkeit einer Landabtretung spreche, die er doch dem Minister des Auswärtigen gegenüber bereits entschieden abgelehnt habe. Er befahl Altenstein, die Sache weiter in Erwägung zu ziehen und sich mit Wittgenstein ins Einvernehmen zu setzen. Nachdem er sich entfernt, kam es noch zu einem lebhaften Wortwechsel zwischen Wittgenstein und Altenstein, der dem Fürsten einen Vorwurf daraus machte, daß er nicht zuerst ihm seinen Plan mitgeteilt habe. Dann griff die Königin ein, sie ließ Wittgenstein zu sich rufen, um die schwebende Frage mit ihm zu besprechen.

Man kann von Königin Luise sagen, was Gneisenau von Blücher geurteilt hat: sie war immer für die tapfersten Entschlüsse, für die Entschlüsse, in denen Preußens Zukunft

lag. Das politische Programm, das sie jetzt mit Wittgenstein vereinbarte, war einfach: Rückberufung Hardenbergs, keine neue Abtretung. Sie schrieb sofort, noch am 14. März, an Hardenberg, der in einem Briefe an die Gräfin Voß des Geburtstages der Königin gedacht und von seiner beabsichtigten Rückkehr in die Mark Brandenburg gesprochen hatte: „Mit Vergnügen habe ich erfahren, daß Sie bald in unsere Gegend zurückzukehren gedenken. Sie würden mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie diesen Augenblick beschleunigen wollten. Ihre Nähe kann nur günstig für uns sein, und ich würde das als einen neuen Beweis Ihrer Freundschaft betrachten. Fürst Wittgenstein wird Ihnen ausführlich über diesen Wunsch schreiben. Großer Gott, in welchem Zustande befinden wir uns! Ich bin ganz krank! Gott segne alle ehrlichen Leute. Das will sagen, ich bete für Sie!" Wittgenstein übernahm es, das Schreiben an Hardenberg zu befördern und die nötigen Erläuterungen hinzuzufügen.

Es waren wieder harte Tage für Königin Luise, Tage so reich und schwer an Sorgen und Aengsten, wie sie deren nur je in Memel und Königsberg erlebt hatte. Die Vermählung Napoleons mit einer österreichischen Erzherzogin, in der man anfangs ein Friedenspfand zu sehen geneigt war, erschien jetzt bedenklich, da man Napoleons Annäherung an Oesterreich mit seinen Absichten auf Schlesien in Verbindung brachte. Ueberdies sprach man allgemein schon von der Wahrscheinlichkeit eines Bruches zwischen Frankreich und Rußland, durch den Preußen in die allerschlimmste Lage geraten mußte. Wilde Gerüchte schwirrten wieder umher: die Könige von Bayern und Württemberg sollten nach Spanien und Portugal versetzt, aus Süddeutschland bis nach Illyrien hin ein neues Reich gebildet werden — Gerüchte, die, wie das Berliner Ministerium resigniert einmal bemerkte, darum nicht unwahrscheinlicher waren, weil sie unglaublich schienen. Welcher Thron stand denn noch fest, solange der Eine in Paris Länder und Völker durcheinander wirbelte wie der Sturm die Schneeflocken? Schon hörte man, daß er seine Drohungen wahr mache, daß er seine Truppen in der Nähe von Magdeburg in Bewegung setze. Königin Luise glaubte wieder alles befürchten zu müssen; dem russischen Gesandten erklärte sie: der König werde nie aus freien Stücken in eine Landabtretung willigen; sie müßten sich auf das Schicksal der spanischen Familie gefaßt machen. Sie wäre damals gern nach Neustrelitz geeilt, wo die alte Großmutter, die sie seit sechs Jahren nicht gesehen, am 16. März ihren 81. Geburtstag feierte. Aber sie glaubte, wie im Oktober 1805, ihren Platz an der Seite ihres Gemahls nicht verlassen zu dürfen. „Die eingetretenen Umstände," schrieb sie gleichfalls noch am 14. März dem Vater, „machen es mir zur Pflicht, nicht von meinem Posten, den Gott mir angewiesen hat, zu weichen und fest darauf zu stehen. Napoleon ist ganz toll mit seinen Forderungen

und hat uns alle in den tiefsten Kummer gestürzt. Ich kann und darf in dieser Krisis den König nicht verlassen; er ist sehr unglücklich und bedarf einer treuen Seele, auf die er bauen kann. Nur in der strengen Erfüllung meiner Pflichten kann ich Ihrer ganz würdig sein, und des schönen Namens Ihrer Tochter mich würdig fühlen. Es steht schlecht. Opfer und Aufopferung sind mein Leben" . . . .

Tage schwerer Leiden waren es für Luise, aber auch Tage starker und fruchtbarer politischer Arbeit. Der Gedanke an die Zukunft ihrer Kinder gibt der Schwachen Kraft, der Verzweifelten Zuversicht. Der König läßt sie gewähren. Endlich einmal kann sie die Schwingen ihres Geistes frei und weit regen. Nicht mehr von außen, auch nicht von Petersburg, erwartet Luise Hilfe. Sie sucht die Rettung vor allem in Preußen selbst, zunächst, wie wir wissen, in Hardenbergs Rückberufung. Aber für den doch nicht unwahrscheinlichen Fall, daß Napoleons Groll dem alten Minister den Rückweg versperre, mußten noch andere Vorkehrungen getroffen, mußte das Ministerium, wie es einmal war, in eine andere Richtung gelenkt, mit einem anderen Geiste erfüllt werden. Königin Luise, obwohl infolge der Sorgen und Aufregungen etwas kränkelnd, übernahm auch diese Aufgabe. Sie entwarf eine Denkschrift, die bedeutendste politische Aufzeichnung, die wir von ihr besitzen, zugleich das schönste und lebendigste Zeugnis für die Höhe und Größe ihrer Anschauung. Wie sie 1807 den Kampf Preußen-Rußlands gegen Napoleon in seiner universalen Bedeutung aufgefaßt hatte (oben S. 227), so sah sie jetzt in dem Streit um die Kriegsschuldentilgung etwas mehr als einen Streit um Geldmittelbeschaffung. Indem sie den unfruchtbaren Pessimismus der Minister bekämpft, ihnen Mut einzuflößen sucht, weist sie zugleich auf das höhere Ziel hin: auf die Errettung der preußischen Nationalität, auf die Herstellung der idealen Einheit von König und Nation. Zwischen den Zeilen weht der Geist einer neuen Zeit.

Die Königin schreibt, etwa am 17. März: „Ich gehe von dem Grundsatz aus, daß der Mensch, der sich dem Gedanken überläßt „Preußen ist doch verloren" ein Mensch ist, der zu gar keinen größeren Vorkehrungen taugt, und es der unrichtigste Gesichtspunkt ist, den man nur haben kann, und der mit Recht ein kleinlicher Gesichtspunkt genannt werden kann. Dieser Gedanke wird nicht nur alle großen Maaßregeln hemmen, sondern er macht den Menschen, der davon ausgehet, ganz unbrauchbar, weil er immer in seyn Nichts zurückfällt, da er sich immerhin sagt: „Deine Mühe ist doch umsonst." Dieser Mensch also wird, statt große Maßregeln zu ergreifen, nur kleine oder halbe im Gange bringen; und so den graden Weg auf Preußens Untergang einschlagen, statt sich dem entgegenzustellen.

„Es ist leider so weit in unsern Tagen gekommen, daß man sich auf alles gefaßt machen muß; wer sich aber das Traurigste denkt und zum Leitfaden seiner Handlungen


1


2


3


4


5


6


7


8


9

Der Königin Luise nahestehende Personen

1. General von Köckritz. 2. Gräfin Voß. 3. Delbrück. 4. Graf Haugwitz. 5. Freiherr vom Stein. 6. Staatskanzler Hardenberg. 7. Leibarzt Hufeland. 8. Frau von Berg. 9. Geh. Kabinetts-Rat Beyme

macht, der verfehlet (besonders stehen solche Menschen an der Spitze der Geschäfte) ganz den hohen Beruf, zu welchem er eigentlich da ist, nehmlich statt zu helfen, hilft er am Untergehen arbeiten.

„Ein wahrer Staatsdiener muß von dem Geist beseelet seyn, alle Mittel erstlich aufzufinden und zweitens im Gange zu bringen, um den Forderungen, die dem Staat gemacht werden und obliegen, Genüge zu leisten, damit aller Vorwandt schwinde, der nur einiger Maaßen einen gewaltsamen Schritt des Feindes gegen denselben rechtfertigen könte. Er muß von dem großen und einzig wahren Gesichtspunkt ausgehen, daß vor allen Dingen die Nationalität gerettet werden muß; daß der Nation alles daran liege, unter dem Szepter eines Tugendhaften Königs vereinigt zu bleiben; daß um diesen Vorzug und dieses Glück zu genießen, sie gewiß bereit sey, große Opfer zu bringen. Dieser Gedanke also, dem König das gesamte Volk und dem gesamten Volke seinen rechtmäßigen König zu erhalten, dieser Gedanke also ist es, der die Seele aller Staatsmänner anfeuern muß, und der einzig und allein den Leitfaden ihrer Handlungen ausmachen müße. Dann werden sie sich aus den kleinligen Rücksichten heraus winden können; dann werden sie Stoff finden, diesen Gedanken laut und allgemein zu verbreiten; und den Muth den Gemüthern einzuflößen, große Opfer zu bringen und zu tragen, um große Vortheile zu sichern."

Die Königin ließ dem Geheimen Staatsrat Nagler ihre Denkschrift zustellen und forderte ihn zugleich persönlich auf, eine Verständigung seines Schwagers Altenstein mit Wittgenstein herbeizuführen. Und kaum hat sie ihn gesprochen, so schreibt sie ihm bereits wieder in ihrer ungeduldigen Sorge (18. März): „Haben Sie sich meines Auftrages entledigt? Es liegt mir, wie Sie leicht denken können, alles daran, da jetzt muß gehandelt werden und nicht die alte Leyer abgeleyert, die zu nichts hilft. Geld will der Mensch. Und Geld zu schaffen muß jetzt das Augenmerk Ihres Schwagers sein." Altenstein muß durchaus mit Wittgenstein Rücksprache nehmen. „Thut er das nicht, erschöpft er nicht alle Quellen, woraus ihm Rath und Hülfe kommen kann, so genügt er nicht seiner Pflicht, und handelt eigensinnig."

Das Ministerium ließ sich zunächst nicht in seinem gemächlichen Gange stören. Die französischen Forderungen beantwortete man am 21. März mit dem an St. Marsan gerichteten Antrage: Napoleon möge sich mit Abtretung der holländischen Anleihe einverstanden erklären, wofür die Räumung von Glogau erwartet wurde, und für die Tilgung der Restschuld von 48½ Millionen Francs eine Frist von 14 Monaten gewähren. Gleichzeitig wurde beschlossen, wie das Krusemarck angeregt hatte, den Feldmarschall Kalckreuth nach Paris zu senden mit einem Glückwunschschreiben des Königs zur Vermählung Napoleons. Vollmacht zu einer Unterhandlung empfing er nicht; es wurde ihm nur aufgetragen, den

22

französischen Kaiser, dem man eine besondere Geneigtheit für Kalckreuth zuschrieb, zu größerem Wohlwollen für Preußen und besonders zur Annahme der letzten preußischen Vorschläge zu bestimmen; Kalckreuth erhielt auch ein von Ancillon entworfenes Glückwunschschreiben der Königin an die neue Kaiserin der Franzosen, an Marie Louise, worin die Hoffnung ausgesprochen wurde, Napoleon möge in diesen Tagen allgemeinen Glücks und allgemeiner Freude auch Preußen einen Augenblick des Wohlwollens schenken und dessen Leiden lindern.

Inzwischen blieben die Bemühungen der Königin erfolglos; Nagler antwortete ausweichend oder ablehnend. Auch die versöhnende Dazwischenkunft des Königs war ebenso vergeblich, wie ein Versuch Wittgensteins, den Finanzminister zu beruhigen. Vielmehr ging nun Altenstein seinerseits zum Angriff über. Er wandte sich am 18. März an den König mit einer überaus umfangreichen Eingabe, in der er Wittgensteins Einmischung zurückwies und diesen selbst mit außerordentlicher Schärfe und Leidenschaft persönlich angriff. Er sprach von dem Leichtsinn, der Flüchtigkeit, den selbsüchtigen Absichten Wittgensteins; die Berufung auf Hardenbergs Zustimmung sei geradezu eine Lüge. Die Nationalbank werde zu einer Nationalversammlung, die Nationalversammlung zu einer Revolution führen, man werde den König nicht vor Hunger schützen können. Die unleugbaren Schwächen der Wittgensteinschen Vorschläge wies er unschwer nach; positive Anträge enthielt seine Denkschrift nicht.

Die Königin beeilte sich, Wittgenstein auch von diesem Schriftstück wenigstens im allgemeinen in Kenntnis zu setzen. Sie schrieb ihm: „Die bewußte Deduktion ist angelangt, sie ist nicht so angefertigt, als man es von einem treuen Staatsdiener, der schnell handeln soll, erwarten konnte. Er ist heftig und grob gegen Sie, gröblich grob, denn er beschuldigt Sie der Lüge. Der Plan sei nicht von Hardenberg." Der König, der Wittgenstein die Eingabe vorsichtiger Weise nicht mitteilte, kam nun im Gedränge der sich bekämpfenden Ansichten auf den Ausweg, auf den die Königin schon hingedeutet hatte. Er erklärte dem Ministerium seinen „ernstlichen Willen", es solle zur Bezahlung der Kriegsschuld „auch das anscheinend Unmögliche mit Aufbietung aller Kräfte möglich" gemacht werden. Ferner aber befahl er, die ganze Streitfrage Hardenberg vorzulegen und ihn zu einem Gutachten aufzufordern.

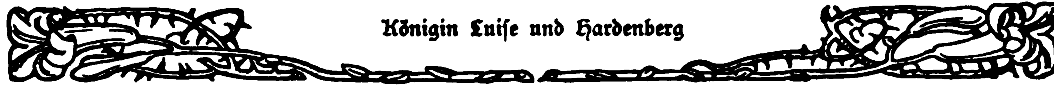
So verwirklichte sich, was die Königin von Anfang gewünscht hatte: Hardenberg wurde wieder zu den Geschäften herangezogen, von einer Landabtretung an Frankreich war nicht mehr die Rede.

Am 28. März gingen in tiefem Geheimnis zwei Boten an Hardenberg, der sich damals im Hannoverschen aufhielt. Der eine, Legationsrat Greuhm, überbrachte ihm

Gutachten und ausführliche Schreiben Wittgensteins, sowie jenen Brief der Königin vom 14. März, den der Fürst bis zu dieser sicheren Gelegenheit zurückgehalten hatte. Der andere Bote, Kriegsrat Scharnweber, brachte Denkschriften und Briefe von Nagler und Altenstein. Wie geheimnisvoll die Sache betrieben wurde, zeigt ein Schreiben Scharnwebers, der sich unterwegs von Magdeburg aus als Kriegskassenschreiber bei Hardenberg anmeldete und ihm schrieb: „Meine Reise betrifft die Umänderung des ganzen Wirtschaftsplanes und einen Streit, der darüber zwischen den Wirtschaftsinspektoren entstanden ist. Da die Bestellungen vor der Türe sind, so ist es eilig und dringend." Hardenberg empfing beide Botschaften am 30. März in der Nähe Göttingens, auf dem Hardenberg. Wie er ohnehin zu tun im Begriffe stand, verließ er gleich darauf Hannover und reiste durch Thüringen und Sachsen nach Brandenburg, wo er in der Nähe Berlins Besitzungen hatte. Unterwegs, von Nordhausen und Sangerhausen aus, beantwortete er die ihm zugegangenen Schreiben. Der Königin sprach er sein tiefes Bedauern aus, daß das bestimmte Verbot Napoleons ihn zwinge, sich dem preußischen Hofe noch fernzuhalten. In der Streitfrage über die Kontributionsaufbringung nahm er sofort entschieden gegen das Ministerium Partei, namentlich gegen Altenstein. Er erklärte sich grundsätzlich einverstanden mit dem Plane einer Zwangsanleihe und einer Nationalbank; der Gedanke einer Nationalvertretung schreckte ihn nicht, er befürwortete ihn vielmehr.

Auf der Weiterreise, in Lübben, erhielt Hardenberg ein Schreiben Wittgensteins mit der Nachricht, daß das Königspaar ihn in Beeskow sehen wolle. Der König gab sich den Anschein, dort russische Matrosen, die in ihre Heimat zurückkehrende Besatzung zweier an Napoleon überlassenen russischen Schiffe, besichtigen zu wollen. Am 14. April fand die Zusammenkunft statt, jedoch ohne die Königin, die infolge einer Erkrankung ihrer Tochter Luise in Berlin zurückgeblieben war. Dafür hatte der König Scharnhorst mitgebracht, der sich vergeblich bemühte, eine Verständigung zwischen Hardenberg und Altenstein herbeizuführen. Bestimmte Verabredungen wurden noch nicht getroffen. Hardenberg betonte, daß er sich erst über die Finanzlage und den Stand der Verhandlungen mit Frankreich unterrichten, vor allem aber die Vorlage des neuen Altensteinschen Finanzplanes abwarten müsse. Es dauerte dann bis zum 1. Mai, ehe Hardenberg, der sich abwechselnd auf seinen Gütern in Tempelberg und in Lichtenberg bei Berlin aufhielt, Altensteins neuen Plan erhielt, den er nun im Laufe des Mai mit Hilfe Scharnwebers und einiger Finanzbeamten, wie des Geheimen Staatsrats L'Abaye, des durch seine Verdienste um die Entwickelung von Industrie und Gewerbe später so berühmt gewordenen Beuth, und anderer prüfte und begutachtete. Hardenberg fand Altensteins Vorschläge „unzulänglich, unzuverlässig und unbrauchbar";

22*



dem Pessimismus der Minister setzte er seinen glücklichen Optimismus, seinen festen Glauben an die reichen Hilfsquellen Preußens entgegen. Er machte sich an die Ausarbeitung eines neuen Entwurfes zur Tilgung der französischen Kriegsschuld und zur Reform des preußischen Finanzwesens überhaupt.

Darüber vergingen lange Wochen ohne Entscheidung. Der Aufschub führte unvermeidlich zu Schwierigkeiten, schließlich zu unhaltbaren und unerträglichen Zuständen. Während Napoleon die Zahlung der Kontribution auch dem sonst freundlich aufgenommenen Kalckreuth gegenüber unerbittlich forderte, waren auf Veranlassung Hardenbergs mehrere von Altenstein eingeleitete Finanzmaßregeln sistiert und einige Finanzbeamte, wie erwähnt, zu ihm abkommandiert worden. Altenstein hatte nicht unrecht, wenn er klagte, daß ihm hierdurch die Leitung der Finanzgeschäfte unmöglich gemacht werde, daß die Staatsmaschine zum Stillstand kommen müsse. Die Zügel der Regierung schleiften am Boden; um so leidenschaftlicher wogte der Kampf der Parteien, die sich je nach ihrer Stellung zu Hardenberg in zwei feindliche Heerlager spalteten.

Auf der einen Seite standen der Minister Altenstein und der Geheime Staatsrat Nagler, beide einst durch Hardenberg in Ansbach-Bayreuth emporgekommen, jetzt seine erbitterten Gegner, und der mit ihnen engverbündete Justizminister Beyme, während sich Graf Goltz mehr zwischen den Parteien bewegte. Altenstein und Nagler ergingen sich in den heftigsten Anklagen gegen Wittgenstein wie gegen jeden, der sich dem aufgehenden Stern Hardenbergs zuwandte; ihnen allen wurden die selbsüchtigsten persönlichen Motive nachgeredet. Von Hardenberg hieß es, er sei nicht arbeitsam und könne ohne Altenstein und Nagler nichts machen; überdies habe er sich durch sein Verhalten während der Verhandlungen von Tilsit bei Kaiser Alexander unmöglich gemacht und Napoleon werde ihn nie wieder als Minister zulassen. In der Oeffentlichkeit wurde verbreitet, Altenstein habe sich der überflüssigen Anschaffung von Bärenmützen für einige Gardetruppen widersetzt und sei darum in Ungnade gefallen. Zu Altenstein hielt sich auch sein bisheriger Mitarbeiter, der Geheime Staatsrat Niebuhr, der unter Hinweis auf die „beispiellose Zerrüttung und Auflösung" des Staates am 23. Mai den König um seine Entlassung und um eine Geschichtsprofessur bat.

Für Hardenberg wirkte vor allem Königin Luise selbst. Ihre Verehrung für ihn war außerordentlich; sie erklärte laut, daß sie ihm dieselben Gefühle der Achtung widme, wie ihrem eigenen Vater. Wie sie für Hardenberg unermüdlich tätig war, so arbeitete sie anderseits gegen das Ministerium. Sie schrieb damals dem König: „Könnte ich doch durch meine Gegenwart allen Kummer und alle Staatssorgen von Dir fernhalten! Gott wolle Dich segnen und erleuchten mit seinem besten Geiste, und in den Wegen des Guten und

Wahren stärken. Das sind meine aufrichtigsten Wünsche. Ich beschwöre Dich, sei bloß auf Deiner Hut. Die Minister in ihrer Schwäche und Dummheit werden Dir gewiß schlechte Ratschläge geben." Besonders erbittert war sie gegen Nagler, der von Papieren der Königin, die er in Händen hatte, vermutlich wegen einiger Aeußerungen über Napoleon gesagt haben sollte: „mit diesen Zeilen kann ich sie verderben." „Er benimmt sich heimlich gegen mich," schreibt sie über ihn, „wie Julius Lange" (einer der Zeitungsschreiber, die sie 1806 angegriffen hatten). „Also wieder eine Schlange an meinem Busen."

Eifrige Zustimmung und Unterstützung fand die Königin bei ihren Geschwistern, Erbprinz Georg und Friederike, die in Neustrelitz in lebhafter Spannung dem Gange der Dinge folgten, und Prinz Karl, der wieder als Major in der Garde eingestellt war. Leidenschaftliche Anhänger Hardenbergs, waren sie alle höchst unzufrieden mit dem Aufschub der Entscheidung, den sie hauptsächlich der Schwäche und Unentschlossenheit des Königs zuschrieben, und sie bewunderten um so mehr den „Engel", die geliebte Schwester Luise, die trotz ihrer Kränklichkeit und bei aller Hingabe an die Eigenheiten des Königs doch zugleich so kräftig und so erfolgreich in die Politik eingriff. Bei Erbprinz Georg verbanden sich mit der schwärmerischen Begeisterung für die Schwester und lebhafter Teilnahme für das preußische Königshaus auch der preußische Staatsgedanke und ein starkes deutsches Nationalgefühl, Empfindungen, die sich durch den Umgang mit Frau von Berg und den Aufenthalt im Auslande, namentlich in Paris, kräftig entwickelt hatten. „Hinge ich weniger an denen, für die ich tausend Leben hingeben würde," schrieb er an Frau von Berg, „weniger an dem Staat, weniger an Deutschland, von dem dieser Staat das letzte Stück ist, so würde ich meinen Schneckengang gehen wie es so viele andere tun, aber so greifts ins Leben." Ebenso wie Frau von Berg beklagte er aufs lebhafteste, daß bei der Ungunst aller Verhältnisse die schöne und reiche Begabung Luisens nicht zur Entfaltung und nicht zur Auswirkung komme. „Gott, was hätte das werden können, werden müssen, wenn das eherne Geschick sich nicht unüberwindlich dagegen gestemmt hätte! Ihr Herz, ihre Reinheit, und alles was nur Tugend heißen kann, ist freilich kaum mehr noch der Vervollkommnung fähig, aber ihr Geist, ihre Tätigkeit und alles, was dahin gehört, o, es ist schrecklich! Denn ich muß es noch einmal wiederholen: die vollkommensten Weiber jedes Zeitalters hätten ihr weichen müssen!! . . . Wie hat sie ihr Bewußtsein bei diesem Unglück herrlich zur Reife geführt!!" Und an Schwester Charlotte: „Ich kann Dir nichts Besseres wünschen als sie wiederzusehen. Du sollst sehen, dann fällt plötzlich alles Erdenleid von Dir ab, und es ist besser als ein Trunk aus dem Lethe, denn nur das Schlimme löscht sie aus und jedes Gute glänzt verklärt in ihrem eigenen Licht. Selbst das Unglück, das diesen Engel

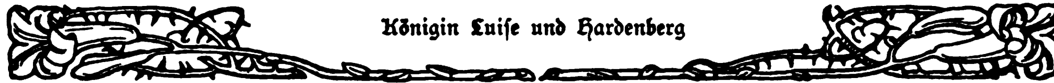
doch so furchtbar verfolgt, erscheint durch die Art, wie sie es erträgt, in seiner eigentlichen, das heißt würdigen Gestalt . . . Da ist keine Spur von Kleinmut und Unruhe, und noch weniger von Bitterkeit und Laune. Sie beugt ihr edles Haupt geduldig, weil sie es sich sagen darf: Ich beuge es rein und unverdient und trage nur das Unabänderliche, das nicht wider die ewige Liebe streitet, wenn es auch aufhört mir begreiflich zu sein. Trotzdem können die Augenblicke tiefster Erschütterung und der Tränen freilich nicht ausbleiben . . . Wenn sie sich dann wieder ermannt hat, so ermannt sie sich auch ganz, wie sie alles ganz ist, was sie einmal ist, wieder heiter, wieder empfänglich für alles, wieder teilnehmend, helfend, ganz für andere lebend und in ihrem Glück das ihrige findend."

Das rührigste Mitglied der Partei Hardenbergs war und blieb Wittgenstein, „Mittler", wie ihn Frau von Berg nannte. Er war unermüdlich unterwegs zwischen Potsdam und Berlin, zwischen Berlin und Tempelberg, verhandelte bald mit St. Marsan, bald mit Hardenberg, trug Botschaften von einem zum andern, verfaßte selbst in seinen schweren und breiten Schriftzügen Gutachten und Briefe oder auch Epigramme gegen Altenstein, Nagler und Beyme und warb dabei immer neue Bundesgenossen für die Sache Hardenbergs.

Auch Wilhelm von Humboldt, Geheimer Staatsrat und im Ministerium des Innern Chef der Unterrichtsabteilung, wurde in diese Gegensätze verwickelt, obgleich er sich von eigentlicher Parteinahme fern hielt. Er stand hoch in Ansehen und Gunst bei Erbprinz Georg, der ihn in Rom kennen gelernt hatte. Bei einer damals geplanten Behördenorganisation, die an Stelle des von Stein vorgeschlagenen Staatsrats ein Konseil setzen sollte, wurde den Geheimen Staatsräten eine ungünstigere Stellung zugewiesen. Humboldt fühlte sich dadurch herabgesetzt und gekränkt, so daß er seinen Abschied zu nehmen beschloß. Die Geschwister der Königin gerieten darüber um so mehr in Erregung, als sie gleichzeitig erfuhren, daß Beyme den strenggläubigen König vor Humboldt gewarnt habe, weil es ihm an Religion fehle. Prinzessin Friederike erinnerte daran, daß man gerade Humboldt die Einführung der Pestalozzischen Methode und die Einrichtung der Zellerschen Schule in Königsberg verdanke, wodurch doch Religiosität und Sittlichkeit gefördert würden. „Wenn der König", schrieb sie an Frau von Berg, „Humboldt gehen läßt, so müssen wir Trauer anlegen, und wenn Hardenberg nicht wieder in das Ministerium eintritt, so müssen wir diese Trauer unser ganzes Leben lang tragen." Sehr bemerkenswert aber ist, wie Humboldt selbst verfuhr. Er berichtete dem König am 23. April, daß er zurückzutreten gedenke. Schon vorher jedoch, am 12. April, wandte er sich an Frau von Berg in einem ausführlichen Schreiben mit einer Klage über die ihm drohende Zurücksetzung und mit der ausdrücklichen Bitte, auch der Königin davon Mitteilung zu machen. In der Tat nahm sich Königin

Luise Humboldts sogleich nachdrücklich an. Sie sprach nicht allein mit dem Könige, sie beauftragte auch Wittgenstein, Hardenbergs Aufmerksamkeit auf Humboldt zu lenken. „Er will abgehen," schrieb sie ihm; „wir haben leider keine eminenten Köpfe zuviel, und es wäre schade, wenn wir diesen, bewährt er sich als solcher, verlieren." Sie äußerte geradezu den Wunsch, daß Humboldt Minister werde. Humboldt erhielt bald darauf wenigstens den Ministertitel und wurde zum Gesandten in Wien ernannt. In einem Schreiben, das er darüber an den Prinzen Georg richtete, anerkannte er dankbar die Fürsprache der Königin: „Ich weiß, wie sehr ich das der wohlwollenden und gütigen Teilnahme der Königin, deren Gnade und Vertrauen mich tief und innig gerührt haben, verdanke, und es ist meinem Herzen Bedürfnis, teuerster Prinz, Ihnen, der Sie so ganz den Wert dieser einzigen und nie genug verehrten Königin kennen, das zu sagen." Humboldt hatte nicht lange vorher dem Prinzen auch Verse Goethes für die Königin zugesandt, anscheinend die „Stanzen" über die romantische Poesie.

Wie schon das Verhalten Humboldts zeigt, erschien als die eigentliche Seele der Partei der Königin und Hardenbergs doch Frau von Berg. An Begeisterung für „den Engel" wurde sie vielleicht von Prinz Georg übertroffen, in ihrem preußischen Patriotismus von niemand. Sie vermittelte den Verkehr der Königin mit den Geschwistern in Neustrelitz, denen sie fast täglich Bericht erstattete. So wie die Königin auf ihren Gemahl, so wirkte sie selbst auf die Königin: mahnend, anfeuernd, wegeweisend. In einem ihrer Briefe aus diesen Tagen schildert sie höchst charakteristisch sich selbst, ihre politische Wirksamkeit und deren unüberwindliche Schranke: die Schwäche und Kränklichkeit der Königin. Sie schreibt den Geschwistern (französisch, 18. April): „Der Engel ist ganz Ihrer Ansicht und wird alle Ihre Angaben und Ihre Bitten befolgen. Gott wolle ihr nur physische Kräfte geben. Ich schwöre Ihnen, daß ich nach jedem Augenblick spähe, wo ihre Nerven nicht zu angegriffen sind, um sie zu den großen Interessen des Augenblicks zurückzuführen. Ich füge mich in alles, dränge mich beinahe auf, um sie zu sprechen, man wird schließlich wieder sagen, daß ich eine Intrigantin bin, ich laufe Gefahr, den lieben Engel verdrießlich zu machen, nichts wird mich entmutigen, ich kenne nur die eine und einzige Rücksicht, die Rücksicht auf ihre Gesundheit, da fehlt mir die Kraft, und das Herz blutet mir, sie immer mit traurigen Gedanken belasten zu müssen, wenn ich sie schon so niedergedrückt sehe. Und wäre es nur eine unangenehme Medizin, die man einmal nimmt und die darauf vielleicht wirkt — wie anders ließe sich dann der unangenehme Becher reichen! Statt dessen ist unser Engel verurteilt, ein Sisyphusrad zu drehen. — Woher soll sie Kräfte nehmen? Glauben Sie mir, ich habe nur einen beherrschenden Gedanken, den ich unermüdlich verfolge, mit aller



Energie meines Geistes und meiner Empfindungen: das ist der Gedanke, die Königin und ihre Familie errettet, den Staat für sie erhalten zu sehen. Aber es geht zuviel Zeit verloren — in allem. Seit vier Wochen sind wir von der Gefahr unterrichtet, die uns bedroht, und nichts geschieht — ja, nach der Vergangenheit zu urteilen, muß man leider sagen: Nichts wird geschehen!" . . . Kriegsrat Scharnweber, der in Hardenbergs Interesse mit Frau von Berg in Verbindung trat, fand sie „sehr geistvoll und interessant" und meinte, sie verbinde „mit praktischen Gefühlen und richtigen Ansichten eine unbegrenzte Ergebenheit" gegen Hardenberg. „Sie sind ihr Ideal," schrieb er dem Minister, „und sie versichert, daß Sie es nicht minder für die Königin sind." Scharnweber rechnete darauf, daß auch Scharnhorst schließlich auf Hardenbergs Seite treten werde und durch ihn wohl auch die Minister Dohna und Goltz. „Hierzu", meinte er, „die Königin, Frau von Berg und die Liebe und das Vertrauen des Herrn, so muß die Partie für gewonnen gelten."

Allein die Entscheidung über diese „Partie", deren Kämpfe und Wechselfälle die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen und zugleich den Gang des Staatslebens in Preußen lähmten, konnte nicht in Berlin fallen: sie mußte von Paris kommen.

Am 10. April war das Königspaar mit dem Hofe in alter Weise nach Potsdam übergesiedelt, wo auch das übliche Exerzieren und Manövrieren bald wieder begann. Die Königin, die Potsdam nicht liebte, kehrte häufig nach Berlin zurück zu der kleinen Luise, die dort lange krank lag. Zur politischen Not gesellten sich, wie so oft, häusliche Sorgen, namentlich um den Kronprinzen, dessen unbändiges Wesen immer von neuem der Mutter Eingreifen erforderte. „Wer Dir vorredet," schrieb sie ihm am 26. April, „daß dies Charakter, daß dies wahre Freiheit ist, ist ein Narr oder ein falscher Freund. Die wahre Freiheit besteht darin, daß man nur tut, was gut ist . . . Deinen Willen bändigen, selbst wenn er im Widerspruch ist mit Deinen Neigungen oder mit Deinem Geschmack oder mit Deiner Bequemlichkeit, das heißt Charakter haben." Vorsichtig und schonend leitete sie jetzt seine allmähliche Trennung von Delbrück ein. Während der bisherige Erzieher in Berlin zurückblieb, nahm sie den Kronprinzen mit nach Potsdam, wo Ancillon, den sie, wie wir uns erinnern, auf Steins Empfehlung zum Lehrer und Erzieher ihres Sohnes erwählt hatte, ihm Unterrichtsstunden erteilte. Ancillon, dessen überlegene und umfassende Bildung in ihren weltmännischen Formen der Königin imponierte, scheint bald einen gewissen Einfluß auf sie gewonnen zu haben, geistig sowohl wie politisch. Auffallend ist es wenigstens, daß die Königin, soviel wir wissen, in dieser Zeit nur französische Bücher las: neben Ancillons Schriften, die sie auch dem Vater empfahl, „le génie du Christianisme" von Chateaubriand und „l'esprit de l'histoire" von Ferrand, aus dem sie für den Kronprinzen geeignete Stellen

Tafel 25



Königin Luise im Reitkleide
Pastellgemälde von Ternite, 1810

abschrieb. Politisch war Ancillon mit der Königin darüber einverstanden, daß zurzeit nichts übrig bleibe, als sich Frankreich zu fügen, denn man müsse vor allem doch existieren; man wolle „die Gegenwart mit Würde tragen, um die Zukunft zu verdienen." Rückkehr Hardenbergs und Anlehnung an Frankreich schienen eng miteinander verbunden.

Am 2. Mai kamen auf der Pfaueninsel der König und Hardenberg abermals zusammen; diesmal unter Teilnahme der Königin, die selbst durch Wittgenstein den Minister dazu eingeladen hatte. Hardenberg trat sehr bestimmt auf: er wollte ganze Arbeit machen, einen vollständigen Ministerwechsel durchgeführt sehen. Der König nach seiner Weise suchte zu vermitteln, verteidigte Nagler und Beyme, wünschte Hardenberg als obersten Ratgeber, als höchste Autorität in Finanzfragen, als Präsidenten im Konseil, aus Rücksicht auf Frankreich aber ohne unmittelbaren Anteil an der auswärtigen Politik. Eine Entscheidung wurde auch jetzt noch nicht getroffen; vor allem galt es, sich der Zustimmung Napoleons zu vergewissern. Zwei Tage später, am 4. Mai, wieder unter Wittgensteins Vermittelung, sprach Hardenberg mit St. Marsan. Er bat den Gesandten um seine Verwendung, daß Napoleon ihm wieder die Teilnahme an den preußischen Staatsgeschäften, insbesondere zunächst die Uebernahme des Präsidiums „einer aus den besten Köpfen der Provinzen und der Städte zusammengesetzten Versammlung" gestatte. In einer für Napoleon bestimmten schriftlichen Erklärung versicherte er zugleich seine unbedingte Anhänglichkeit an das französische System, seine Sorge für die Erfüllung der übernommenen finanziellen Verpflichtungen.

Das Verhalten St. Marsans bei dieser Unterredung war so freundlich und so entgegenkommend, daß man am Potsdamer Hofe Hoffnung zu fassen anfing. Ueberdies kamen aus Paris Briefe von Schwester Therese, die von einem allmählichen Umschwung zugunsten Preußens berichteten, zu dem auch der damals in Paris weilende österreichische Staatskanzler Metternich wesentlich beigetragen haben sollte. „Espérez, espérez", rief Therese der Schwester zu. In der Tat war die Stimmung für Preußen anscheinend günstiger geworden als seit langem. Mit der Annexion von Holland und der Zerstückelung Spaniens beschäftigt, mochte Napoleon eine Verwickelung in Deutschland gern vermeiden wollen. So faßte es auch Königin Luise auf, wenn sie am 21. Mai nach Petersburg an Kaiserin Elisabeth schrieb: „Ich atme wieder etwas freier. Das Messer, das man schon gezückt hatte, um uns den Garaus zu machen, hat eine andere Richtung erhalten, und da die Dinge in Spanien schlecht gehen, so werden wir für den Augenblick verschont, seine Wut kann sich dort sättigen." Was aber Luise nicht wußte, war, daß Napoleon auch aus einem anscheinenden Entgegenkommen gegen Preußen noch einen besonderen Vorteil zu ziehen gedachte; er

beabsichtigte, auf dem Umwege über Holland und im tiefsten Geheimnis selbst dem preußischen Staat einen Teil des Geldes zur Bezahlung der Kriegsschulden zu leihen, natürlich zu wucherischen Zinsen.

Die erste Nachricht von den für Hardenberg günstigeren Aussichten erhielt der preußische Hof schon am 23. Mai durch den französischen Konsul Clerembault, der auf der Durchreise von Paris nach Königsberg Potsdam berührte. Wenige Tage später, am 27. Mai, konnte St. Marsan selbst die amtliche Mitteilung machen, daß Napoleon gegen den Eintritt Hardenbergs in das preußische Ministerium nichts einzuwenden habe. Hocherfreut schrieb Königin Luise noch an demselben Tage an Wittgenstein: „Ich habe Ihren Brief mit der unbegreiflich angenehmen Nachricht bei der Zurückkunft aus dem Manöver bekommen ... Meine Freude ist unaussprechlich, dem edlen Mann Gerechtigkeit widerfahren zu sehen und dem König und dem Lande einen klugen, vortrefflichen Mann wiedergegeben zu sehen." Der König selbst sprach Hardenberg seine große Genugtuung aus, betonte aber auch, wieviel er von ihm erwarte: Einigkeit in den Geschäften, Beseitigung aller kleinen Intrigen, Schonung der im Dienst befindlichen Personen. Die Kunde von Hardenbergs Rückkehr, obgleich sie noch geheim gehalten werden sollte, wurde rasch bekannt und fast überall mit Freude aufgenommen. „Machen Sie sie mir gelücklich," schrieb die Gräfin Voß ihrem alten Freunde Wittgenstein, „ist es wahr, daß le gr(and) homme zugegeben, daß H. kömmt?"

Allein die größte Schwierigkeit blieb noch zu überwinden. König Friedrich Wilhelm war bereit, Hardenberg an die Spitze der Geschäfte zu stellen, aber er war keineswegs geneigt, sich von seinen bisherigen Ratgebern zu trennen. Es bedurfte wiederholter Vorstellungen Hardenbergs und zweier Unterredungen (2. und 4. Juni), vielleicht auch einiger Einwirkung Luisens, ehe der König sich entschloß, Hardenberg als Staatskanzler mit der „Leitung aller Staatsangelegenheiten" zu beauftragen und Altenstein, Beyme und den der Königin besonders verhaßten Nagler zu entlassen. Erst nachdem alles entschieden und die neue Regierung in Wirksamkeit getreten war, schrieb die Königin an Hardenberg: „Nehmen Sie, mein würdiger Freund, meinen aufrichtigsten Dank für Ihren Wiedereintritt in das Ministerium. Gott wolle mit Ihnen sein bei dem großen Werke, das Sie begonnen haben, und Ihnen gelehrige und treue Werkzeuge in den Männern geben, die Sie wählen, Ihnen zu gehorchen und zu helfen in der großen Arbeit, die auf Ihnen lastet. Ich bin weit ruhiger, seit ich Sie an der Spitze von allem weiß!"

Die Geschwister waren entzückt. Sie sahen in dem Wiedereintritt Hardenbergs hauptsächlich doch einen Sieg Luisens, die wie der von der Wahrheit geweihte Schild Ariosts die lügenhaften Intrigen vernichtet habe; einen Sieg, der aber der Siegerin auch neue Pflichten

auferlege. „Wie oft habe ich", schrieb Erbprinz Georg an Frau von Berg, „gesagt, was Sie mir jetzt schreiben: daß es nur der Veranlassung bedarf, um die größten Eigenschaften in diesem Engel zu erwecken; daß also eigentlich noch nichts an diesem Engel verloren ist, wenigstens nichts verloren wäre, wenn nur jetzt endlich an der trefflichen Ausbildung ihrer trefflichen Eigenschaften gearbeitet werden könnte. Dabei fällt mir auch wieder ein, was wir gleichfalls so oft sagten, nämlich in welchem hohen Maße Eigenschaften vorhanden sein müssen, da sechs Jahre so hingebracht, sie nicht haben verwischen können." Er fordert dann die Freundin auf, der Königin begreiflich zu machen, daß der Augenblick gekommen sei, wo sie mehr wie je als Aegide ihrer Völker wiedererscheinen müsse, denn sie könne es, nachdem die Vorsehung ihnen einen Mann wie Hardenberg zurückgegeben habe.

Wie wenig vermochte diejenige, der diese Worte galten, den hohen Erwartungen des Bruders zu entsprechen.

Unzweifelhaft war es ein Sieg, ein Erfolg von lange nachwirkender Bedeutung. Luise war glücklich über Hardenbergs Ernennung, sie betrachtete ihn als einen „Engel in der Not", aber sie fühlte sich nicht als Siegerin und in dem erschöpften Grunde ihrer Seele wollten Freude und Hoffnung nicht mehr gedeihen. Diese furchtbaren Jahre mit ihrem Wechsel von Schrecken und Gefahren, die immer wiederkehrten, und von schmeichelnden Erwartungen, die sich nie erfüllten, hatten ihre schwachen Kräfte schließlich doch fast aufgezehrt. Sie erschien so leidend, daß wieder an eine Kur in Pyrmont gedacht wurde. Gern hätte sie der Heilquelle, die ihr 1806 Gesundheit und Kräfte wiedergab, wie sie sagte, „eine Thräne der Dankbarkeit" geweint — „Tränen der Freude kann ich nicht weinen" — aber die dort erwartete Anwesenheit der Könige von Holland und Westfalen und die großen Unkosten schreckten sie zurück. „Da ich nie an mich, sondern nur an das Ganze denke, so habe ich ‚Nein' gesagt, und dabei bleibt es." Dagegen glaubte sie an die Möglichkeit einer anderen Reise von politischer Bedeutung. Es hieß, daß Napoleon nach Frankfurt a. M. kommen werde, und sie hielt es nicht für ausgeschlossen, daß dann auch sie mit dem König dahin gehen würde — „aus Vernunftgründen". Auch von einer Zusammenkunft mit der österreichischen Kaiserin war die Rede.

In solchen Stimmungen schrieb damals Königin Luise an Schwester Therese: „Meine Seele ist grau geworden durch Erfahrungen und Menschenkenntnis, aber mein Herz ist jung. Ich liebe die Menschen, ich hoffe so gern, und habe allen, ich sage allen meinen Feinden verziehen . . . Ich habe gelebt und gelitten; es ist wahr. Es mußte aber so kommen, um mich zu läutern und fest zu stellen im Glauben und Demut vor Gott, der

die wahre Erkenntnis ist. In diesen wenigen Zeilen hast Du mein ganzes Bild, und wenn Du mir folgst, so wirst Du immer in allen meinen Handlungen diese Grundlinien meines Seins wiedererkennen ..."

War ihre Seele wirklich schon so „grau"? Die unverwüstliche Jugendkraft ihres Herzens, das in jubelnder Freude noch ebenso überströmen konnte wie einst im „Alten Palais" zu Darmstadt, offenbarte sich gerade jetzt in ihrem Reichtum, als zur Rückkehr nach Berlin und dem Wiedereintritt Hardenbergs noch die dritte und größte Freude ihr beschieden wurde: eine Besuchsreise zu Vater und Großmutter.



Zwölftes Kapitel

Der Ausgang

(1810)

Längst hatte die Königin den sehnlichen Wunsch, Vater und Großmutter, die bei ihren 81 Jahren nicht zum Einzug nach Berlin gekommen war, in Neustrelitz zu besuchen; doch erst im Laufe des Juni, nachdem mit Hardenbergs Ernennung die politischen Schwierigkeiten beseitigt schienen, zeigte der König sich nicht länger abgeneigt, dem Verlangen seiner Gemahlin nachzugeben. Infolge einer Andeutung, die sie darüber nach Neustrelitz gelangen ließ, schrieb Herzog Karl am 15. Juni seiner Tochter, wie sehr er sie mit dem König ihrem Gemahl bald bei sich zu sehen wünsche. Friedrich Wilhelm zögerte; endlich meinte er, nach Neustrelitz möge er nicht; wenn sie aber dahin vorausgehen wolle, so werde er nach einigen Tagen nachkommen und mit ihr und ihrem Vater nach Hohenzieritz gehen, dem einige Meilen entfernter gelegenen herzoglichen Landhaus, das ihm wohl wegen seiner Aehnlichkeit mit Paretz gefiel. Voll Entzücken ging Luise darauf ein. Wie kindlich konnte sie sich doch freuen! Was ihr schwergeprüftes Herz an sonniger Fröhlichkeit, an innigstem Glücksgefühl noch in sich birgt, sprudelt und jubelt in den Briefen an Vater, Geschwister, Großmutter.

Dem Vater schreibt sie am 19. Juni: „Bester Päp! Ich bin Tull und Varucky. Eben in diesen Augenblick hat mir der gute liebevolle König die Erlaubniß gegeben, zu Ihnen zu kommen, bester Vater! Ich bin ganz Toll, muß mich aber sammlen, da mir



der König eine Menge Aufträge an Sie gegeben hat. Noch ein mahl ich komme! Den Montag komme ich. Bleibe den Dienstag und Mittwoch! allein; dann kömmt der König den Donnerstag, — bleibt den Freytag, wünscht den Sonnabend nach Rheinsberg zu gehen, bleibt noch den Sonntag bey Ihnen, und gehet Montag wieder mit mir weg! Halleluja!"

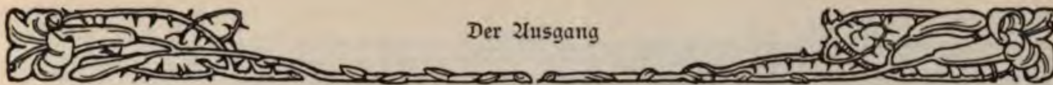
„Mit Gottes Hülffe so wird alles so geschehen.

„Ich habe nur ganz grob ohne Façon daß so dahin geschmiert, weil ich fürchtete für Glück es in Ordnung zu vergessen. Nun die ordentliche Geschichts-Erzählung."

Luise berichtet dann dem Vater, wie alles gekommen ist, und bittet ihn, sie nur „ohne Sang und ohne Klang und ohne Ceremonie" als „seine ergebene Tochter" zu empfangen. „Gott wie freue ich mich, nein ich kann es gar nicht beschreiben, endlich kann ich der Welt beweisen, wie sehr ich wünsche, Ihnen meine Ehrerbietung zu allen Zeiten an den Tag zu legen."

Am nächsten Tage an Schwester Friederike und an die Brüder: „Euch auch, ihr Lieben ein Wort der Freude, die mein ganzes Herz durchströmt ... Ich bin so glücklich, wenn ich daran denke, daß ich Euch beinahe acht Tage in Strelitz sehen werde und die gute Großmama, daß ich ordentliche Trampolini kriegen könnte. Ich verkneif' mir aber wahrhaft die Freude, weil so oft, wenn ich mich gar so ausgelassen gefreut habe, ein Querstrich gekommen ist, und solche Kreuz- und Querstriche wären vraiment affreux jetzt." Sie malt sich dann lebhaft aus, wie der Kastellan in Neustrelitz Vorkehrungen für ihre Aufnahme trifft und wie die Geschwister sich freuen: „Der Martin geht gewiß jetzt mit Schurzfell und Maßstab im ganzen Schloß umher, reitet atemlos nach Hohenzieritz und kömmt zurück und sagt: „Ich habe sie alle untergebracht." Du und Friederike, und Du, George, Ihr thut brill; „aber George", „höre doch Friederike" gehts den ganzen Tag. Halleluja! Gott sei Ehr in der Höhe und auf Erden. Er belohnt doch auch recht schön, wenn man in Demuth bittet und sanften Herzens geblieben ist, wenn Steinharte einen peinigten ... Hussasa, trallala, bald bin ich bei Euch ...

„Dicke Milch und etwas Erdbeeren schaffet dem König zum Thee; wenn das letztere in Deinen Frimaten noch nicht so röthet, so sagts Papa nicht, sonst ängstigt es ihn ... Humboldt geht nach Wien und ist Excellenz geworden. Ich bin noch nicht avancirt, als im Glück, welches mich bald mit Euch vereinigt. Halleluja! ... Heute ist es warm und windig, und in meinem Kopf sieht es aus wie in einem illuminirten Guckkasten. Alle Fenster mit gelben, rothen und blauen Vorhängen sind hell erleuchtet. Hussa! Teufelchen. Adieu! Nun will ich der Großmama vernünftig schreiben." Auf der inneren Seite des Briefumschlags bemerkt sie noch: „Wir bringen keinen Arzt mit; wenn ich den Hals breche,

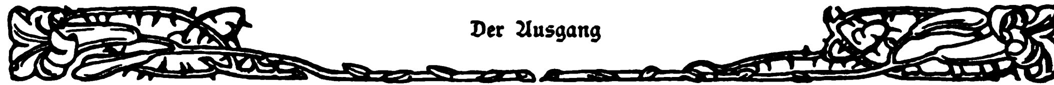


so klebt mir ihn Hieronymi [des Vaters Leibarzt] wieder an" — Worte von erschütternder Vorbedeutung, wenn man sich erinnert, was sich wenige Wochen später ereignen sollte.

Der Großmutter schrieb sie (französisch): „Nächst der Rückkehr nach Berlin betrachte ich diese Reise als die größte Belohnung, welche die Vorsehung mir nach den Leiden, die ich erduldet habe, geben kann. Wenn nur nichts dazwischenkömmt!" ... Sie fügt dann noch einige Worte über ihren Gemahl hinzu: „Der König hat sich für mich nicht geändert und seit seinem Unglück ist er jedenfalls achtungswerter als je. Sein Herz hat sich gegen die Menschheit nicht verschlossen, er ist immer mit dem Glück seiner Untertanen beschäftigt und mit den Mitteln, sein großes Ziel zu erreichen. Der Wiedereintritt des Freiherrn von Hardenberg ist ein neuer ganz unbestreitbarer Beweis für das was ich sage, und es ist sicher, daß die Interessen des Landes sich in keinen besseren Händen befinden können, unter der unmittelbaren Leitung des Königs, und in denen dieses charaktergroßen, edlen und hochherzigen Mannes."

Am 21. Juni siedelte das Königspaar nach Charlottenburg über. Der König verließ ungern Potsdam; er meinte später, es sei wie eine Ahnung gewesen, daß er sich dadurch von seinem Glücke trenne. Die Königin liebte das Charlottenburger Schloß, auch den Park mit seiner schwermütigen Fichtenallee, in der sie so bald ihre letzte Ruhestätte finden sollte. Die Tage vergingen rasch in Reisevorbereitungen und anderen Geschäften. Am 23. Juni wurde endlich die Frage der Erziehung des Kronprinzen entschieden, Ancillon unter Ernennung zum Staatsrat endgültig zum Erzieher eingesetzt. Wie bei Hardenbergs Berufung an die Spitze der Staatsleitung, so meinte Königin Luise, deren Werk doch beide Ernennungen hauptsächlich waren, mit Ancillon die beste Wahl für ihren Sohn getroffen zu haben. Am nächsten Tage, einem Sonntage, besuchte das Königspaar die Ferdinands in Bellevue und das Palais in Berlin. Bei der Rückfahrt Unter den Linden fiel es dem König auf, wie Luise den Grüßenden mit besonderer Freundlichkeit und Aufmerksamkeit dankte — als ob sie zugleich Abschied nehme. Am Nachmittag war noch große Gesellschaft im Charlottenburger Schlosse, in der sich die Königin froh und heiter bewegte. Während der König seinen bisherigen Justizminister Beyme in Abschiedsaudienz empfing, verteilte die Königin scherzend unter den Anwesenden kleine Geschenke, meist von ihren alten Sachen. Nach dem Tee ging sie auf der Schloßterrasse, auf der zahlreiche Spaziergänger versammelt waren, mit der ganzen Gesellschaft einmal auf und ab spazieren. „Nie war sie schöner," erzählt Friedrich Wilhelm, „ein neuer Strohhut stand ihr allerliebst" ....

Am nächsten Morgen, 25. Juni, verließ die Königin, die in froher Erregung die Nacht kaum geschlafen hatte, Charlottenburg — jubelnde Freude im Herzen, über ihrem Haupte Schatten des Todes. In Sand und Hitze erreichte sie Fürstenberg, den ersten



mecklenburgischen Ort, wo der Vater, beide Brüder und Schwester Friederike sie erwarteten. Bei dem Wiedersehen mit den Ihrigen konnte die Königin ihre Tränen nicht zurückhalten; ihre Umgebung hatte bemerken wollen, daß schon beim Ueberschreiten der preußischen Grenze ihre Heiterkeit sich plötzlich in Wehmut gewandelt habe. Gegen Abend kam die Königin in Neustrelitz an; Bürgerkompagnien zu Pferde gaben ihr das Geleit; am Stadttor, unter einem Triumphbogen und bei den Klängen der Musik wurde sie vom Bürgermeister willkommen geheißen. Die Stadt war festlich geschmückt; von Haus zu Haus, über die Straße hinweg, zogen sich Blumengewinde. Allgemeiner und herzlicher Jubel begrüßte die Königin, die schöne Tochter Mecklenburgs. Am Eingang des Schlosses empfing die Großmutter, Landgräfin Georg, die Enkelin. Sogleich, obwohl „zitterich und beberich" von dem ermüdend heißen Tage, eilte die Königin dem Gemahl ihre Ankunft zu melden; sie dankte ihm nochmals für die Reiseerlaubnis: „Dein Name, mein lieber Freund, wird hier überall gesegnet, denn durch Deine Güte sind der beste der Väter, meine Brüder und meine Schwester auf dem Gipfel der Freude, und ich ebenfalls."

Zwei Tage darauf entschloß sich die Königin Empfang zu halten. Eine Augenzeugin erzählt darüber: Wir bewunderten ihre Perlen. „Ich liebe sie auch sehr," sagte sie, „und habe sie zurückgehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich, denn sie bedeuten Tränen, und ich habe deren soviele vergossen."

Am nächsten Tage, 28. Juni, kam Friedrich Wilhelm. Luise, von der ganzen Familie und dem Hofe umgeben, empfing ihn mit außerordentlicher Herzlichkeit. In einem „halb frohen halb wehmütigen Tone", der dem König „sonderbar auffiel", äußerte sie ihre Freude, den Gemahl zum ersten Male im Hause des Vaters, als Prinzessin von Mecklenburg begrüßen zu können; „nun erst bin ich ganz glücklich," bemerkte sie zu Bruder Georg. Dann setzte sie sich an ihres Vaters Schreibtisch und schrieb auf ein Blatt Papier die Zeilen: Mon cher Père je suis bien heureuse aujourd'hui comme Votre fille et comme Epouse du meilleur des Epoux. Neu Strelitz ce 28 Juin 1810 Louise Es sind die letzten Worte, die Königin Luise geschrieben hat. Das Königspaar fuhr dann mit dem Herzog, der Großmutter und dem Gefolge nach der Neustrelitzer Schloßkoppel, einem Lustwäldchen, wo auf einem Rasenplatz unter einer Eiche Tee und Milch gereicht wurde. Mit tiefer Rührung gedachte Friedrich Wilhelm später, wie Luise hier alles nach seinen ihr bekannten Neigungen und Gewohnheiten einrichtete. Nach einem kurzen Spaziergang bestieg man wieder die Wagen und fuhr durch Neustrelitz hindurch nach Hohenzieritz.

Ein froher Tag war ihnen hier noch vergönnt. Die gemeinsame Rückreise nach Berlin war ursprünglich bereits auf den 2. Juli angesetzt. Luise bat aber den Gemahl

Tafel 26



Königin Luise auf dem Sterbelager in Hohenzieritz am 19. Juli 1810

Gestochen von D. Berger nach Dähling

inständig, ihrem Vater und ihr selbst die Freude zu machen und noch einen Tag zuzugeben. „Abschlagen mochte ich es nicht," erzählt der König, „ich stellte mich jedoch scherzend so an, als ob ich nicht darein willigen könnte, und versteckte mich zu dem Ende unter der Gartentreppe, wo sie mich lachend herausholte und ich mich ergeben mußte." Im Garten, unter Rosenbüschen, wurde dann Tee getrunken; es waren die letzten Stunden, die Luise im Freien verlebte.

Am nächsten Morgen, 30. Juni, fühlte die Königin, die schon am Abend vorher über Kopfweh geklagt hatte, sich so leidend, daß der für diesen Tag geplante Ausflug nach Rheinsberg aufgegeben wurde. Immer aber hoffte man noch, am 3. Juli gemeinsam abreisen zu können. Die Krankheit, die der herzogliche Leibarzt Hieronymi anfangs für ein hitziges Fieber erklärte, schien leicht und unbedenklich; an Gefahr dachte niemand. Die Königin selbst, die ihren leidenden Zustand in Anwesenheit des Königs möglichst zu verbergen suchte, zeigte noch eine heitere Stimmung. Bald überzeugte man sich jedoch, daß die Krankheit wenn nicht ernst, doch jedenfalls langwierig sein würde, und am 3. Juli mußte sich der König entschließen, allein abzureisen, mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Kaum in Charlottenburg angelangt, erkrankte er aber selbst an einem Wechselfieber, dessen Anfälle sich dreimal mit großer Heftigkeit wiederholten und ihn längere Zeit ans Zimmer fesselten.

Die Krankheit der Königin stellte sich inzwischen als eine Lungenentzündung heraus, die zunächst einen regelmäßigen und gutartigen Verlauf zu nehmen schien. Prinzessin Friederike und Frau von Berg wichen Tag und Nacht nicht von der edlen Kranken, die ihr Leiden mit rührender Sanftmut und Geduld ertrug. Da indessen der quälende Husten und das starke Fieber nicht nachließen, wurde der bekannte Berliner Arzt Geheimrat Heim herbeigerufen; Hufeland war kurz vorher zum König von Holland gereist. Heim, der am 10. Juli in Hohenzieritz ankam, fand die Königin recht krank, ihre ärztliche Behandlung aber durchaus angemessen, so daß er nach zwei Tagen wieder abreiste. Wenige Tage später aber, am 16. Juli, nahm die Krankheit plötzlich eine höchst bedenkliche Wendung. Während die Lungenentzündung langsam zurückging, traten Störungen im Blutumlauf ein, die das schwache Herz nicht zu überwinden vermochte. Im Herzen selbst entstand ein Blutgerinnsel, das heftige Brustkrämpfe und schwere Beklemmungen verursachte. Heim, der zurückgerufen wurde, erkannte sogleich den lebensgefährlichen Charakter des Leidens. Es schien keine Zeit zu verlieren. Atemnot und Erstickungsanfälle konnten jeden Augenblick das Ende herbeiführen. Ein Eilbote wurde an den König abgesandt.

Am 18. Juli mittags, in Potsdam, erhielt der König, der sich eben erst von seiner eigenen Erkrankung erholt hatte, die Nachricht von der Todesgefahr, in der seine Gemahlin

23

schwebe. Seine Bestürzung war so groß und so überwältigend, daß er anfangs keinen Entschluß zu fassen vermochte. Erst auf das Zureden und Drängen seines Adjutanten, Major Wrangel, fuhr er mit seinen ältesten Söhnen, dem Kronprinzen und Prinz Wilhelm, gegen Abend von Charlottenburg ab. Am anderen Morgen, 19. Juli, gegen 5 Uhr früh erreichte er Hohenzieritz, wo Heim ihn empfing und sogleich zur Königin führte, deren schon sehr verändertes Aussehen ihn heftig erschreckte. König Friedrich Wilhelm selbst hat die Geschichte dieses Tages, „des unglücklichsten Tages seines Lebens", noch am 19. Juli niedergeschrieben. Wir dürfen seine schlicht ergreifende Erzählung hier einschalten.

„Sobald sie mich gewahr wurde, war ihr die lebhafteste Freude in den Gesichtszügen zu lesen. ‚Lieber Freund, wie freue ich mich, Dich zu sehen, gut, daß Du wieder da bist,' und bald darauf, ‚es ist doch besser beieinander zu sein, es ist doch mehr Trost.' Zugleich küßte sie mich zu verschiedenen Malen mit der herzlichsten Inbrunst und Lebhaftigkeit, mich an ihr Herz drückend. Auch lange nachher noch und ab und zu bis zu ihrem Ende mußte ich ihre Hand halten, die sie öfter mit der zärtlichsten Innigkeit an ihren Mund drückte und küßte. Das Halten der Hände schien sie zugleich wie eine Art Beruhigung zu betrachten, da auch die Aerzte und andere anwesenden Personen, unter anderen Prinzessin Solms und Frau von Berg ein gleiches fortwährend tun mußten ... Sie frug mich: ‚Bist Du in der neuen Betarde gekommen?' Als ich ihr antwortete: ‚Nein, im gewöhnlichen offenen Wagen,' erwiderte sie besorgt: ‚In der Nacht, nach Deinem Fieber?' Als ich zu ihr unter anderem einmal sagte, wie leid es mir wäre, ihr nicht nützlicher werden zu können, sagte sie mit liebevoller Stimme: ‚Genug, daß Du da bist.' Wie natürlich, war gleich bei meinem Eintritt meine Fassung dahin, und alle im Zimmer bei meiner Ankunft befindlichen Personen teilten sichtbarlich das Rührende dieser Szene ...

„Wie ich zu meiner Frau sagte, daß Fritz und Wilhelm da wären, freute sie sich sehr und begehrte sie sogleich zu sehen. Sowie sie hereinkamen, sagte sie zu dem ältesten: ‚Wie freue ich mich, mein lieber Fritz, Dich wiederzusehen,' und ebenso zu dem anderen ... Man glaubte, eine Entfernung der anwesenden Personen würde vielleicht mehr Beruhigung gewähren, deshalb ging ich auf mein Zimmer. Bald darauf kam Heim und setzte mir ... das Gefahrvolle ihrer Lage auseinander, und daß zwar Möglichkeit, aber keine Wahrscheinlichkeit zu ihrer Besserung vorhanden wäre ... Bei dieser Gelegenheit meinte Heim, der kurz zuvor, wie meine Frau ihn sowie die übrigen Aerzte frug, bin ich in Gefahr? sie vom Gegenteil zu überzeugen sich bemühte, daß, da allerdings die allergrößte vorhanden wäre, es doch vielleicht ratsam sein könnte, daß ich suchen möchte, allein mit ihr zu sprechen, ihr zwar das, was ihr die Aerzte gesagt, wiederholen möchte, zugleich aber doch bemerken,

wie man dennoch nie genau wissen könnte, was über uns beschlossen wäre, und sie fragen, ob sie vielleicht noch etwas auf dem Herzen hätte oder sonst noch irgend einen Wunsch hegte. Er wollte mich rufen lassen, wenn er den Augenblick günstig glaubte. Dies geschah etwa nach einer Viertelstunde. Ich ging also in das Zimmer und fand sie zwar um ein Geringes, aber doch nur sehr wenig beruhigt. Kaum hatte ich jedoch nur von dem, was die Aerzte gesagt, zu sprechen angefangen, als sie sich beunruhigt fühlte und mich jemand rufen hieß. Da die Aerzte jedoch die Gefahr immer dringender werden sahen, so wurde bald darauf von mir ein zweiter Versuch gemacht, wo ich damit anfing ihr alles so zu sagen, wie Heim es gemeint hatte. Zugleich sank ich an ihrem Bette auf die Knie, ihre Hand küssend, und sprach zu ihr ohngefähr in folgenden Worten: ‚Es ist nicht möglich, daß es Gottes Wille sein kann, uns zu trennen. Ich bin ja nur durch Dich glücklich, und nur durch Dich hat das Leben nur allein noch Reiz für mich, Du bist ja mein einziger Freund, zu dem ich Zutrauen habe,' — ‚und Hardenberg', fiel sie ein, — ‚sollte Gott aber anders gebieten, so nimm mich mit.' Als ich sie frug, ob sie etwa etwas auf dem Herzen oder sonst einen Wunsch hätte, sagte sie zuerst: ‚Nein', nach wiederholter Frage aber: ‚Dein Glück und die Erziehung der Kinder.' Dieses Gespräch, wobei mir allerdings öfter die gehörige Fassung mangelte, hatte sie, obgleich es mit aller Sorgfalt behandelt wurde, dennoch sehr gerührt und angegriffen, und bald nachher sagte sie: ‚Mache mir nicht noch so eine Szene und bedauere mich nicht, sonst sterbe ich.' Hiermit brach ich das Gespräch ab und habe ich sie nachher nicht mehr allein gesprochen. Bei dieser Gelegenheit küßte sie mich zum letzten Male mit dem Munde mit der größten Zärtlichkeit und drückte mir die Hand ebenso liebevoll, als ich sie frug, ob sie mir noch gut wäre.

„Die Krämpfe, obgleich nicht mit gleicher Heftigkeit, hatten jedoch nur wenig nachgelassen und die Beklemmung blieb unausgesetzt. Sie fürchtete sich außerordentlich, einen neuen Anfall zu bekommen und öfter wiederholte sie: ‚Ich leide unaussprechlich, Luft, Luft. Ach Gott, Herr Jesus, erbarme Dich.' Zu Heim sagte sie nochmals dasselbe wie zu mir, ohngefähr in der Art: ‚Der König ist so gut, aber keine neue Szene, sonst sterbe ich.' Man suchte sie auf eine möglichst schickliche Art hierüber zu beruhigen. Bald darauf aber wandte sie sich zu mir mit den Worten: ‚Fürchte Dich nicht, ich sterbe nicht.' . . . Ihre linke Hand behielt ich in der meinigen bis zu ihrem Ende. Alle nur ersinnlichen krampfstillenden und andere lindernde Mittel wurden fortwährend, aber umsonst angewendet. Die Lage des Kopfes wurde ihr immer ängstlicher, und da man ihr unter anderem riet, die Arme etwas weiter abzuhalten, sie würde dadurch Linderung erhalten, sagte sie: ‚Das bringt mir den Tod,' und bald darauf: ‚Ich sterbe von oben herunter. Ach Herr Gott, Herr

23*

Jesus, verlaß mich nicht', und ganz zuletzt, als die Krämpfe ihr beinahe schon ganz den Atem benahmen: ‚Herr Jesus, mache es kurz', und wenige Augenblicke nachher, nachdem sie einige Male konvulsivisch mit dem Gesicht gezuckt hatte, verschied sie. Ich drückte ihr die starren, gebrochenen Augen zu" ...

Es war 9 Uhr morgens, am 19. Juli 1810, als dies edle Leben erlosch. Ungefähr eine Stunde später trafen noch der dritte Sohn, Prinz Karl, und die älteste Tochter, Prinzessin Charlotte, ein, gegen Abend die beiden Schwestern des Königs, die Prinzessinnen Wilhelmine von Oranien und Auguste von Hessen-Kassel. Am folgenden Tage versammelten sich alle noch einmal um die Entschlafene. Kniend und schluchzend küßten sie Hand und Stirn, der König ermahnte seine Kinder, „sich einer solchen Mutter stets würdig zu zeigen und so ihr Andenken wahrhaft zu ehren". Dann nahmen alle Abschied von dem entseelten Körper und kehrten nach Berlin zurück. Einige Tage später wurde die Leiche nach Berlin übergeführt, wo sie zunächst im Dom, dann, am 23. Dezember, dem Gedenktage des zweimaligen Einzuges (1793 und 1809) in dem von König Friedrich Wilhelm errichteten Mausoleum in Charlottenburg beigesetzt wurde.

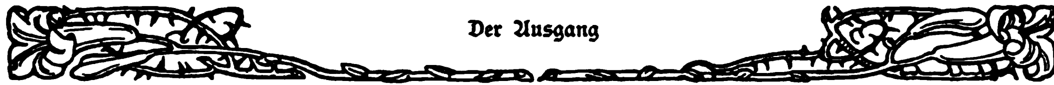
* * *

„Sie ist durchs Herz gestorben, sie, die nur darin lebte", — so urteilte über die entseelte Königin Prinzessin Wilhelm, die ihr im Leben so nahe gestanden.

In der Tat: von dem Herzen empfing Luisens Wesen all sein Licht, jenes warme Licht, das sie über ihren Gatten, ihre Kinder, ihr Land ausströmte.

„Man muß sein Glück sich erhaschen, bequem mit der Hand nimmt man es nicht." Nach diesem Grundsatz hat Luise gehandelt. Wir erinnern uns, in wie strenger Selbstzucht, unter welchen Kämpfen sie mit dem Einklang von Pflicht und Liebe das rechte Verhältnis zu ihrem Gatten, das eheliche Glück errungen und behauptet hat. Wie Antigone, Gottes ungeschriebene Gesetze in der Brust, ist sie ihres Weges gegangen, ohne je zu irren, nur auf die Stimme ihres Herzens hörend. Während die Romantik den Typus des vom Manne unabhängigen Weibes hinzustellen sucht, gibt Luise das Beispiel freudiger und rückhaltloser Hingabe an den Gatten, an dessen Geschmack und Neigungen.

So schafft Luise mit ihrem Gemahl dem Hohenzollernhause ein Familienleben, dessen schlichte Herzlichkeit den Zeitgenossen immer ein Gegenstand der Bewunderung, den Nachkommen immer ein Vorbild gewesen ist. Wie umfaßt sie mit allem Reichtum ihres Herzens ihre Kinder und deren Zukunft, wie sucht sie ihnen die Gleichgültigkeit der äußeren Vorgänge, die alleinige Bedeutung des Innenlebens klarzumachen; sie beklagt es nicht, in



einem „bronzenen Sekulum" geboren zu sein, da sie vielleicht „Geschöpfen das Dasein gab, die zum Wohle der Menschheit beitragen werden". Wir wissen, wie den Kindern das Andenken der Mutter allezeit heilig war, wie ihr Segen ihnen Häuser baute. Freilich, auch ihrer Einwirkung auf die Kinder — wir sahen es in der Erziehungsgeschichte des Kronprinzen — waren enge Grenzen gezogen.

So war es eigentlich auch mit ihrem Anteil an der preußischen Politik: überall standen ihr Schranken entgegen. Und doch sind seit 1805 wenige große Entscheidungen getroffen, an denen sie nicht in der einen oder anderen Weise mitgewirkt hätte. Das hing doch wohl damit zusammen, daß alle Strömungen, die das preußische Volk bewegten, auch durch ihr Herz gingen. Mit rührender Innigkeit liebte sie dies Preußenland, wie es einmal war, — selbst „mit seinem Sande"; ihre Ideale lagen nie jenseit der schwarzweißen Grenzen. Mit wie rückhaltlosem Vertrauen, mit wie unbedingter Zuversicht kam sie dem großen Reformminister, dem Freiherrn vom Stein, entgegen. „Ich versichere Sie," schrieb sie noch im August 1808 der Frau von Berg, „daß, wenn ich ihn an der Spitze der Geschäfte weiß, so ist es, als ob ich mich grader halten und den Kopf leichter von einer auf die andere Seite bewegen könnte." Wie wirkte sie für Hardenbergs Rückberufung! Mit einem ihrer letzten Atemzüge hat sie die Freundschaft zwischen Friedrich Wilhelm und Hardenberg besiegelt. Und als der König von Hohenzieritz nach Berlin zurückkam, hat er seinem Minister das Wort abgenommen, daß sie beide miteinander ausharren wollten, bis der Tod sie trenne. So schloß sich gleichsam über dem Sarge der Königin der Bund, der alle Wechselfälle der nächsten Jahre überdauerte und die Grundlagen für das neue Preußen schuf — Königin Luisens letzte, größte und wirkungsvollste Tat.

Anhang

Die zeitgenössischen Bildnisse der Königin Luise

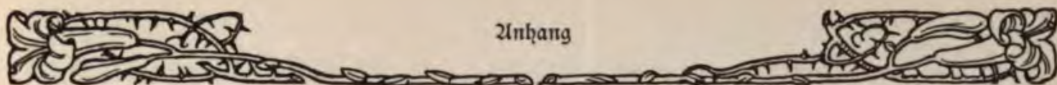
Von

Paul Seidel

Bei der Illustrierung dieser Biographie der Königin Luise ist das Hauptgewicht auf die Wiedergabe der besten Bildnisse der Königin gelegt worden, denen allein 18 von den 28 Tafeln gewidmet sind. Die allgemeinen Vorstellungen von der äußeren Erscheinung der Königin sind so wenig geklärt oder durch moderne Darstellungen beeinflußt, daß es vor allen Dingen wichtig erschien, dem Leser vorzuführen, wie Königin Luise ihren Zeitgenossen erschienen ist, und ihm durch die Datierung dieser Bildnisse die Möglichkeit zu geben, ihre zahlreich vorhandenen und sich anscheinend oft widersprechenden Darstellungen zu beurteilen und ihnen den richtigen Platz in der Entwickelung der äußeren Erscheinung der Königin zu geben. Von der Darstellung der Oertlichkeiten, an denen Luise gelebt hat oder die für ihre Lebensschicksale von besonderer Bedeutung geworden sind, ist gänzlich Abstand genommen worden. Hier ist das überlieferte Material in seinem historischen und künstlerischen Werte ein zu ungleiches, um in den Rahmen einer Biographie wie der vorliegenden gewaltsam hineingezwängt zu werden.[1] Dafür konnte es durch eine neue Art der Wiedergabe ermöglicht

---

[1] Für diejenigen, die das hierin vorhandene Material gern kennen lernen wollen, bietet das Hohenzollern-Jahrbuch in der Illustrierung mehrfacher Aufsätze von Geheimrat Bailleu über die Königin Luise vielfache Gelegenheit. Vergleiche ferner auch meine Aufsätze über „Königin Luise im Bilde ihrer Zeit“ im Jahrgang 1905 und: „Zur Geschichte des Kronprinzen-Palais in Berlin, insbesondere der ehemaligen Wohnung der Königin Luise“ im Jahrgang 1907.

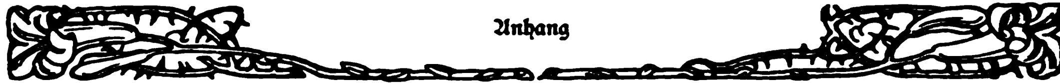


werden, daß aus dem Familien- und Freundeskreise der Königin Luise allein 45 Porträts wiedergegeben werden konnten.

Ein jeder Verehrer der Königin Luise glaubt genau zu wissen, wie der „Schutzgeist Preußens“ aussah, aber im Grunde ist es ein Gemisch von ziemlich unbestimmten Eindrücken, die sich in der Erinnerung zu einem Bilde der schönen Königin verdichten. Die Grabfigur von Rauch, das in zahlreichen Reproduktionen verbreitete moderne Bildnis von Gustav Richter und das Standbild von E. Encke im Tiergarten bilden bei der heute lebenden Generation wohl die Hauptbestandteile, aus denen die herrschenden Vorstellungen über Luisens Erscheinung sich zusammensetzen. Und doch sind alle diese nach dem Tode der Königin, zum Teil über sechzig Jahre später, entstandenen Darstellungen nicht geeignet, uns ein richtiges Bild von Luisens äußerer Erscheinung gewinnen zu lassen; es hat ihr, im Gegensatz zu Friedrich dem Großen, ein Menzel gefehlt, der mit scharfem Auge und künstlerischem Gefühl alle historisch beglaubigten Ueberlieferungen vereinigend, ein abgeschlossenes überzeugendes Bild von ihr ins Leben treten ließ. Anderseits sind uns so viele Darstellungen der Königin Luise aus ihrer Zeit erhalten, daß es einer Neuschöpfung, wie bei dem von der zeitgenössischen Kunst so arg vernachlässigten und mißhandelten Friedrich dem Großen, gar nicht bedarf, wenn ja auch dem Bedürfnis weiter Kreise, das Bildnis der populärsten aller preußischen Königinnen für den jeweiligen Geschmack zurechtgemacht zu sehen, die Berechtigung nicht gänzlich abgesprochen werden soll.

Allerdings müssen wir uns bei dieser Betrachtung vor allen Dingen klar werden, daß es ein gewissermaßen einheitliches ihre verschiedenen Lebensperioden erschöpfend zusammenfassendes Bild der Königin überhaupt nicht gibt und auch nicht geben kann. Wie neben dem „Alten Fritz“ erst allmählich eine eingehendere historische Betrachtung auch den jugendlicheren Friedrich den Großen in seinen Bildern zu seinem Rechte gelangen läßt, so wird es auch mit der Königin Luise gehen. Die Menge will in ihren Bildnissen die schöne gereifte Frau, die Gegnerin Napoleons und den Schutzgeist Preußens sehen, für den tiefer dringenden Geist aber gewährt es einen eigenartigen Reiz, die Entwickelung von Luisens Persönlichkeit auch in ihren Bildnissen anderer Zeiten zu verfolgen, selbst wenn sie nicht von besonderem künstlerischem Werte sind, und zunächst davon abzusehen, was in diesen Bildern dem eigenen Geschmack sympathisch und zusagend ist, sondern das Charakteristische erkennen und würdigen zu lernen.

Bei den Bildnissen der Königin Luise lassen sich drei Gruppen unterscheiden, die mit ihrer körperlichen Entwickelung in engem Zusammenhang stehen. Von der Kinderzeit müssen wir absehen, da sich aus ihr keine Bildnisse — wenigstens keine zweifellosen — erhalten



haben, sondern ich rechne die erste Periode von der Brautzeit bis zum Ende des Jahrhunderts, also das 17. bis ungefähr 23. Lebensjahr der Königin umfassend. Die Bilder dieser Zeit zeigen Luise als eine zarte mädchenhafte Erscheinung mit länglichem Gesichte, ernsten zuweilen träumerischen Augen, und reichen, lockigen, blonden Haaren. Aus dieser Periode ist uns eine sehr große Anzahl von Bildnissen erhalten, die ihre zarte sanfte Schönheit zum Teil in das beste Licht setzen. Die zweite Periode möchte ich von dem Beginn des neuen Jahrhunderts bis zum Unglücksjahre 1806 datieren und sie zeigt uns Luise im Alter von 24 bis 30 Jahren als voll erblühte schöne Frau in wahrhaft königlicher strahlender und auch ihrer Wirkung bewußter Erscheinung und von unendlichem Liebreize, wie sie uns sowohl aus den Schilderungen begeisterter Zeitgenossen wie aus den Bildnissen von Madame Vigée le Brun und Graffi entgegentritt. Die dritte Periode, aus deren ersten Jahren uns Bildnisse von Bedeutung aus naheliegenden Gründen überhaupt nicht erhalten sind, zeigt, daß die durch das Unglück des Vaterlandes, Krankheit und schwere Familiensorgen hervorgerufenen zahlreichen Tränen den strahlenden Glanz ihrer Augen getrübt haben, und daß bei ihrer Figur eine wohl auch mit ihrer Krankheit zusammenhängende frühzeitige Anlage zu matronenhaften Formen sich bemerkbar macht. Ihr schließt sich dann als vierte Gruppe noch die große Anzahl von bald nach ihrem Tode entstandenen Bildnissen an, die alle mehr oder weniger unter Benutzung der Totenmaske und früherer Bildnisse entstanden sind.

Horn[1] hat in seinem Buche über die Königin Luise zum erstenmal ein angebliches Kinderbild der Königin publiziert, das sie im ersten Lebensjahre dargestellt auf einem Gemälde zeigt, das die Mutter in den Händen hält und auf das sie durch eine Handbewegung hinweist.[2] Daß es sich um die Mutter der Königin Luise, die Herzogin Friederike handelt, ist zweifellos, da das Gegenstück zu dem Bilde den durch seine charakteristischen Gesichtszüge unverkennbaren Vater Luisens darstellt. Aber dürfen wir ohne weiteres der Tradition folgen, die in dem Kinderbild die spätere Königin Luise sehen will? Nach meiner Ueberzeugung liegt eine große Unwahrscheinlichkeit darin, daß ein Elternpaar sich unter Verleugnung seiner beiden älteren Kinder[3] mit dem dritten allein porträtieren läßt, um der Großmutter ein Geschenk zu machen. So leid es uns tut, dieses reizende Bild nicht auf Luise beziehen zu dürfen, kann doch nur als Wahrscheinlichkeit erklärt werden, daß es sich hier um das erste

---

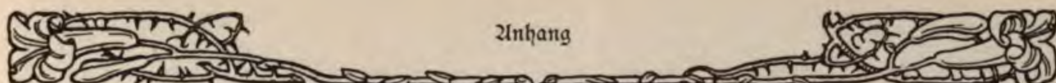
[1] Horn, Das Buch von der Königin Luise. Berlin 1883.

[2] Eigentum Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Hessen. Eine verkleinerte alte Kopie im Hohenzollern-Museum zeigt die beiden Eltern auf einem Bilde vereinigt dargestellt. Abbildungen im Hohenzollern-Jahrbuch 1905.

[3] Luise war das sechste Kind ihrer Eltern, doch blieben von den älteren Geschwistern nur zwei am Leben.



Totenmaske und Abguß der Hand der Königin Luise



Kind des vor Glück strahlenden Paares handelt, das im Bilde mit den Eltern vereinigt der Großmutter als Geschenk dargebracht wird. Wie fast alle Prinzenbilder des preußischen Königshauses aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Laufe der Jahre den Namen Friedrichs des Großen zugeteilt bekommen hatten, wie alle im Potsdamer Stadtschlosse vorgefundenen Spielsachen und sonstigen Kindergeräte Friedrich dem Großen und nichts davon seinen drei jüngeren Brüdern zugeschrieben wurde, so vermute ich, daß auch bei diesem Kinderbild der Wunsch der Vater des Gedankens wurde, indem man auf ein Bildnis von Luisens ältester Schwester Charlotte, der späteren Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, von der niemand etwas Näheres wußte, den Namen ihrer jüngeren, so berühmt gewordenen Schwester Luise übertrug. Auf alle Fälle ist uns in dem ansprechenden Bilde ein sicheres Porträt von Luisens Mutter überliefert, in deren zwar nicht gerade schönen, aber sympathischen und liebenswürdigen Zügen wir allerdings, wenn wir nach Aehnlichkeiten mit ihrer Tochter Luise forschen, weniger unmittelbare Beziehungen zu entdecken imstande sind, als in denen ihrer Schwester Charlotte, die nach ihrem Tode die Stiefmutter der späteren Königin Luise wurde. (Vgl. Tafel 3, Nr. 1 und 3 und oben S. 17.)

I. Königin Luisens Erscheinung im Alter von ungefähr 17 bis 23 Jahren. 1793—1798.

Eines der frühesten uns erhaltenen zweifellosen Bildnisse Luisens rührt von der Hand ihres damaligen Verlobten her und ist einem seiner Briefe vom August 1793 beigelegt (Königliches Hausarchiv). Ermöglicht dieses dilettantische wenn auch mit liebender Hand entworfene Bildnis uns auch nicht, Schlüsse auf die Gesichtszüge Luisens als Braut zu ziehen, so hat es doch den besonderen Wert, das einzige Bild der Prinzessin in ganzer Figur aus dieser Zeit zu sein und dadurch uns ein Bild von der Art ihres Kostüms in der Brautzeit zu geben. (Abbildung Tafel 4.)

Als künstlerischer Darsteller der Züge Luisens in ihrer Brautzeit kommt in erster Linie und scheinbar als einziger der am Darmstädter Hofe damals viel beschäftigte Miniaturmaler Johann Friedrich Tielker in Betracht, von dem uns mehrere Darstellungen Luisens, wenn auch zum Teil nur in gestochenen Reproduktionen erhalten sind. Etwas leer und unentwickelt, vielleicht infolge der dem Künstler ungewohnten großen Verhältnisse, wirken die Züge der Prinzessin auf einer Profilzeichnung im Hohenzollern-Museum, die durch Unterschrift König Friedrich Wilhelms III. als Bildnis Luisens aus dem Jahre 1793 von Tielker bezeugt wird.[1]

[1] Zuerst abgebildet im Hohenzollern-Jahrbuch 1901, S. 12, wo diese Unterschrift irrtümlich als von der Hand Kaiser Wilhelms I. herrührend bezeichnet wird.



Auch bei den anderen Bildnissen Tielkers dürfen wir nicht vergessen, daß es sich um die weichen Züge eines noch sehr jugendlichen Mädchens und um einen verhältnismäßig unbedeutenden Künstler handelt, dessen Arbeiten uns wohl den allgemeinen Eindruck der Anmut seines Modells hinterlassen können, aber für eingehendere Studien der Gesichtszüge kein genügendes Material geben. Sehr reizvoll muß ein Miniaturdoppelbildnis der beiden bräutlichen Schwestern gewesen sein, das der Schwiegermutter der beiden Prinzessinnen, der Königin Friederike, eine Vorstellung von ihren beiden zukünftigen Schwiegertöchtern gab, uns aber nur durch einen Stich von Bolt übermittelt ist, der in einer zur Vermählung erschienenen Festschrift auch dem großen Publikum ein Bild der beiden jungen Prinzessinnen gewähren sollte.[1] Am schwächsten, wohl durch die Schuld des Stechers F. Carstens, wirken zwei kleine Profilbildnisse der Schwestern im Berliner Kalender von 1794, die auch von dem Kronprinzen sehr mißfällig aufgenommen werden, indem er bei der Uebersendung am 2. Dezember 1793 an seine Braut schreibt: „Avez-vous jamais vu quelque chose d'aussi abominable?" Ein anderes von Karcher 1794 nach Tielker gestochenes kleines Doppelbildnis der beiden Schwestern läßt gleichfalls die Schwäche des Stechers erkennen. Sollten die Originalbildnisse der Stiche jemals wieder ans Tageslicht kommen, so werden sie uns vermutlich ein erfreulicheres Bild von Tielkers Kunst gewähren, als diese Reproduktionen von anderer Hand.[2] Daß der Kronprinz mit Tielkers Leistungen nicht ganz zufrieden war, geht auch aus einem seiner Briefe an Luise vom 17. Dezember 1793 hervor, in dem er schreibt, daß seine Mutter ihm ein Miniaturbild Luisens, vielleicht das oben genannte mit den beiden Schwestern, gezeigt habe: „Je dois dire qu'on y reconnaît votre visage, mais votre figure est très très mal copiée, et avec cela M. Tielker vous a peinte dans un habillement peu avantageux." Aber um so besser, fährt er fort, man wird jetzt sehen, wie viel schöner das Original ist als die Kopie. Trotzdem scheint Tielker unausgesetzt beschäftigt gewesen zu sein, denn ein bezeichnetes und anscheinend 1794 datiertes anmutiges Miniaturbildnis in Berliner Privatbesitz zeigt das Kronprinzenpaar im Profil gesehen und in der Ausführung den genannten Stichen weit überlegen. (Abbildung Tafel 4.)

Aus einem Briefe Luisens an ihren Vater vom Juni 1797 geht ferner hervor, daß sie sich damals wieder von Tielker malen ließ. Der Künstler hat sein uns nicht bekanntes

---

[1] Luisens und Friederikens . . . . Ankunft und Vermählung in Berlin. Im Dezember 1793. Berlin 1794.

[2] Das läßt sich auch aus seinem in dieser Zeit entstandenen und aus dem Nachlaß der Königin Luise stammenden Miniaturbildnis des Kronprinzen im Hohenzollern-Museum folgern. Wahrscheinlich ist es dieses Bild, das die Kronprinzessin in einem Medaillon auf der Brust trug und im Jahre 1798 als das beste ihres Gemahls bezeichnete.

Bildnis selber in einem 1798 datierten sehr seltenen reizenden Kupferstich wiedergegeben, der in zarten Tönen koloriert, die junge Königin im Profil in einem mit Rosen umwundenen Medaillonrahmen zeigt. In dem reichen lockigen Haar ist ein Federhut eingeflochten und das weit ausgeschnittene Kleid läßt neben der bekannten Halsbinde dieser Jahre eine zweifache Perlenkette sehen. (Abbildung Tafel 14.)

Das erste Bildnis Luisens für ihren Verlobten aus der Brautzeit, das in den Briefen des Brautpaares erwähnt wird, ist mit Sicherheit leider nicht mehr nachzuweisen, auch der Name des Künstlers wird nicht erwähnt. Auf die Frage Friedrich Wilhelms, ob sie bereits an das ihm versprochene Porträt gedacht habe und dafür Sorge trüge, daß es ähnlich und nicht eine Karikatur ihres „charmant petit visage“ würde, antwortet sie: „Sie fragen, ob ich schon an das Bild gedacht habe? Wie können Sie daran zweifeln. Ich habe Ihnen versprochen, es so schnell als möglich machen zu lassen und ich bin ein Mädchen von Wort. Der Mann der mich malt, gibt sich die größte Mühe, ich habe ihm schon drei Male gesessen, und er hat nur erst die Größe der Augen gemalt (die ziemlich klein sind, wie Sie wissen), den Umriß der Nase und des Mundes, und vorläufig sieht mir das noch gar nicht ähnlich. Das Bild ist so groß wie Sie es mir an meiner Hand gezeigt haben, ich habe ihm gesagt, mich höchst einfach zu malen, nichts auf den Kopf und weiß gekleidet; ich weiß daß Sie das Einfache lieben und habe geglaubt Ihren Geschmack zu treffen.“ (Vgl. oben S. 35.) Vielleicht handelt es sich hier um ein von Siebert gemaltes Miniaturbildnis, das uns in einem in Rötelmanier hergestellten und Darmstadt 1793 datierten kleinen Stiche von Karl Schröder erhalten ist.

Die Doppelhochzeit des Kronprinzen und seines Bruders mit den beiden mecklenburgischen Prinzessinnen erregte natürlich in den weitesten Kreisen die größte Teilnahme und die Schönheit und Anmut der beiden Schwestern machte in allen künstlerisch interessierten Kreisen den Wunsch rege, ihr Bildnis in irgend einer Form künstlerischer Technik wiederzugeben, um als erster das allgemeine Verlangen befriedigen zu können oder für die Kunstausstellung ein besonders anziehendes Werk zu liefern.

Sowohl aus Gründen der künstlerischen Qualität wie auch der Genauigkeit der körperlichen Wiedergabe beanspruchen die Darstellungen der Königin Luise von Gottfried Schadow den Vorrang vor allen anderen. Dazu kommt, daß uns von Schadow („Kunstwerke und Kunstansichten“) selbst bezeugt wird, er habe für die Gruppe der beiden Schwestern „die Maße nach der Natur“ genommen und ihre Garderobe zu seiner Verfügung gehabt, so daß wir demnach berechtigt sind, bei unserer Feststellung auf alle Einzelheiten der Schadowschen Bildwerke höchsten Wert zu legen. Schadow ist auch die einzige Quelle dafür, daß



die Kronprinzessin in diesen Jahren eine Schwellung am Halse gehabt habe, zu deren Verdeckung ein auf allen ihren Bildnissen dieser Zeit erscheinender eigenartiger Kopfputz mit Halsband dienen sollte.

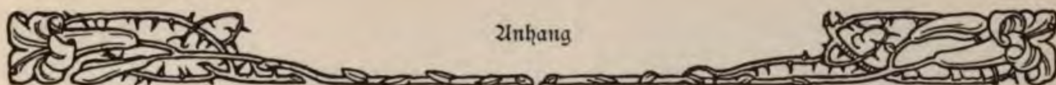
Fassen wir die Mitteilungen des Künstlers kurz zusammen, so ergibt sich in bezug auf die von ihm verfertigten Bildnisse der Königin Luise, daß er im Jahre 1794 nach Fertigstellung einer Büste ihrer Schwester der Prinzessin Friederike, Büsten von Luise und dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm angefertigt habe. Der Beifall, den die Büsten der beiden Prinzessinnen fand, haben den Minister von Heinitz veranlaßt, eine Gruppe der beiden Schwestern herstellen zu lassen, die 1795 ausgestellt war, und deren Verkleinerung als Modell für die Ausführung in der Königlichen Porzellanmanufaktur dienen sollte. Der große Erfolg des lebensgroßen Modells bewog ferner den König, die Ausführung in Marmor dem Künstler in Auftrag zu geben.

Wo befinden sich nun heute die von Schadow genannten Werke? Das Modell der Schwesterngruppe steht in der Nationalgalerie, die Ausführung in Marmor in dem Ausbau der Bildergalerie des königlichen Schlosses in Berlin (Abbildung Tafel 9) und das Modell für die verkleinerte Ausführung in Porzellan in der Königlichen Porzellanmanufaktur. Auch von der Büste des Kronprinzen Friedrich Wilhelm läßt sich eine Ausführung in Marmor[1] im Nachlasse Kaiser Friedrichs in Kronberg und ebenso wie von der Büste der Königin Luise mehrere Abgüsse aus Gips und Papiermasse im Hohenzollern-Museum nachweisen, und von der Büste der Prinzessin Friederike gibt es gleichfalls einen Abguß aus Papiermasse im Hohenzollern-Museum sowie ein erst kürzlich aufgetauchtes sehr schönes Terrakotta-Exemplar in der Nationalgalerie.[2]

Für Schadow scheint die Arbeit an dem Bildnis der Prinzessin Friederike viel größeres Interesse gehabt zu haben, wie an dem der Kronprinzessin, und sie kommt auch bei der Doppelgruppe sowohl wie bei ihrer Büste besser weg als die ältere Schwester. Das ist auch durch das Naturell der beiden Schwestern leicht erklärlich. Für die jüngere, eben sechzehn Jahre alte lebenslustige und übermütige Prinzessin Friederike waren die Sitzungen und die Unterhaltung mit dem Bildhauer ein amüsanter Zeitvertreib, das geht schon aus den Mitteilungen Schadows über ihre interessierte Teilnahme an dem ganzen Vorgange und aus ihren Bemerkungen hervor. Friederike gibt nicht nur ihre äußere Erscheinung,

[1] Schadow erwähnt nur eine Marmorausführung, die er als Pendant zu der des Königs angefertigt habe.

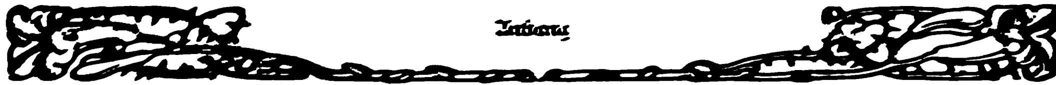
[2] Vgl. Laban, J. G. Schadows Tonbüste der Prinzessin Louis (Friederike) von Preußen in der Königlichen Nationalgalerie. Jahrbuch der Königlich Preußischen Kunstsammlungen 1903.



sondern auch ihr Inneres den Augen des Künstlers mit vollster Unbefangenheit hin, und ermöglicht ihm, eine der reizendsten, vollendetsten Frauenbüsten aller Zeiten zu schaffen. Wie Schadow solche und ähnliche Aufgaben zu lösen sucht, hat er uns selber einige Jahre später erzählt:[1] „Weibliche Büsten sind eine der schwersten Aufgaben in der Kunst; diese zu lösen, habe ich mir immer unglaubliche Mühe gegeben. Aehnlichkeit mit Anmut zu vereinigen, in einen Moment den Reiz zusammenzufassen, der im Leben durch das Beseelte, Bewegte, Mannigfaltige unendlich vieler Momente liegt, erfordert ein zartes Kunstgefühl und einen, möchte ich fast sagen, an List grenzenden Beobachtungsgeist." Die Lösung seiner Aufgaben in diesem Sinne wurde ihm bei der Prinzessin Friederike leicht gemacht, und es fehlte ihr außerdem nicht an Zeit und Lust, dem Künstler zu sitzen und sich in der Unterhaltung mit ihm die Zeit zu vertreiben. So wurde es Schadow möglich, auch seine ganze Seele in diese Arbeit zu versenken und wie Laban (a. a. O.) sich treffend ausdrückt „eine Formensprache der Lieblichkeit" zu geben, „die zugleich nichts als Natur ist". Besonders der Blick hat, wenn man die Büste im Profil betrachtet, etwas unsagbar Bezwingendes: es sind die zartesten Ausstrahlungen der Seele, die festgehalten über das Bereich der Ausdrucksmittel der Plastik hinauszugehen scheint." Diese Ausführungen waren nötig, um leichter zu verstehen, was Luisens Bildnis zu fehlen scheint. Ihre sowieso ernstere zurückhaltende Natur wurde durch die scheinbar ständige Gegenwart ihres förmlichen und steifen Gemahls bei den durch Besuche und Empfänge noch dazu oft unterbrochenen Sitzungen davon abgehalten, sich frei und rückhaltlos zu geben, und es wurde dadurch Schadow sehr erschwert, seine oben wiedergegebene Art der Kunstübung bei weiblichen Büsten mit dem Erfolge zur Anwendung zu bringen, wie bei der leichtbeweglichen und offenherzigen Schwester. Vergleichen wir die beiden Köpfe miteinander, so bleibt in dem Luisens immer etwas Zurückhaltendes, Unausgesprochenes, es ist Schadow nicht ganz gelungen, dem schönen Antlitz die Seele, die sich ihm auch wohl nicht erschlossen hat, mit ihren letzten zarten Regungen einzuhauchen. Daß es ihm an der Fähigkeit dazu nicht gefehlt haben würde, hat er durch das Bildnis der Schwester glänzend bewiesen.

So viele Nachrichten uns über die Herstellung der Porträts der Königin Luise von G. Schadow erhalten sind, so wenig wissen wir über die Art der Entstehung ihrer verschiedenen zum Teil sehr anmutigen von J. F. A. Tischbein gemalten Bildnisse. Unsere Kenntnisse beschränken sich ganz auf die Notiz, daß Tischbein nach der Angabe seiner Tochter in den Jahren 1795 bis 1800 in Dessau gelebt, von dort aus Berlin besucht und

[1] Friedlaender a. a. O., S. 64.

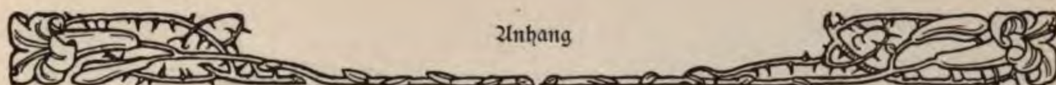


ein Doppelbildnis der beiden Schwestern in Lebensgröße gemalt habe. Ein Oelbildnis dieser Art ist mir nicht bekannt geworden, sondern nur ein angeblich nach einem solchen von Schiavonetti angefertigter farbiger Kupferstich (abgebildet Hohenzollern-Jahrbuch 1904, S. XII) und eine reizende kleine Zeichnung dazu in [illegible], bezeichnet F. Tischbein 1794 im Privatbesitz. (Abbildung Tafel 9.) Bei einem Brustbild der Königin Luise von Tischbein war auf dem früheren nicht aus ihrer Zeit mehr stammenden Rahmen die Jahreszahl 1796 angebracht und ebenfalls aus diesem Jahre stammt das schöne Bildnis in ganzer Figur, das den Bibliotheksraum der Kaiserin im Berliner Schlosse schmückt. Dies letztere Bild, bezeichnet mit „Tischbein“ und der Jahreszahl 1796, gleicht in hohem Maße dem der Königin in dem Doppelbildnis der beiden Schwestern, das wir aus dem Stiche von Schiavonetti kennen und bildet neben der Figur von Schadow wohl die anmutigste Verkörperung der Königin Luise aus dem letzten Jahre ihrer Kronprinzessinnenzeit. (Abbildung Tafel 11.)

Derselben an Bildnissen der Königin Luise so reichen Zeit entstammt auch das 1795 datierte Doppelbild der die Büste ihres Schwiegervaters, des Königs Friedrich Wilhelm II., bekränzenden beiden Schwestern von Friedrich Georg Weitsch. Im Vergleich zu der Auffassung Tischbeins, dessen Doppelbildnis ganz ähnliche Kostüme zeigt, erscheint Luise körperlich stattlicher und kräftiger, wenn dieser Eindruck nicht durch die ganze etwas grobkörnige Behandlung des Malers verursacht sein sollte. (Abbildung Tafel 7.)

Von besonderem Liebreiz ist das ebenfalls dieser Periode entstammende Pastellbrustbild der Königin, dem zusammen mit dem Pendantbildnis ihres Gemahls der Name Tassaert als Verfertigers traditionell anhaftet (Hohenzollern-Museum). Wenn wir danach diese Bildnisse der Malerin Felicité Tassaert, Tochter des Bildhauers Tassaert in Berlin zuschreiben dürfen, müssen sie von dem Können und dem Geschmack dieser Künstlerin eine sehr gute Vorstellung erwecken. (Abbildung Tafel 13.) Aehnlich in der Auffassung sind ein kleines Oelbildnis Luisens im Besitze des Grafen Wintzingerode, das als Pendant ein Bild ihrer Schwester Friederike hat, und ein aus dem Nachlasse dieser letzteren stammendes kleines Oelbild, das Luise mit ihrem ältesten Kinde, dem am 15. Oktober 1795 geborenen späteren König Friedrich Wilhelm IV. auf dem Arme darstellt, und sich heute im Besitze des Herzogs von Cumberland in Herrenhausen befindet. (Abbildung Tafel 8.)

Die Thronbesteigung am 16. November 1797 gab der Künstlerwelt neue Anregung, Bildnisse des jungen Königspaares herzustellen. So zeichneten die Künstler Heinrich Plötz und Christian Hornemann zusammen zwei jetzt im Hohenzollern-Museum befindliche ansprechende Bildnisse des Königs (1797) und der Königin (1798), die dann von Meno Haas



durch den Stich verbreitet wurden. Ein anderes im Hohenzollern-Museum befindliches kleines Profilbildnis derselben Künstler zeigt Luise mit einem an einer Kette hängenden einfachen Malachitherzen geschmückt, das aus dem Nachlasse der Königin gleichfalls in das Museum gelangt ist. (Abbildung Tafel 4.)

II. Königin Luisens Erscheinung im Alter von ungefähr 24 bis 30 Jahren. 1799—1806.

Zu den bekannteren Bildnissen der Königin Luise gehören die des Pastellmalers Johann Heinrich Schröder, der mehrfach am Berliner Hofe tätig war und dort zahlreiche Bildnisse verfertigt hat. Kronprinz Friedrich Wilhelm war bereits 1793 von ihm gemalt, denn er äußert in diesem Jahre einmal die Absicht, seiner Braut die Miniaturkopie eines von Schröder hergestellten Bildnisses zu schicken. Den ersten Hinweis darauf, daß Schröder Königin Luise dargestellt hat, entnehmen wir dem Tagebuch der Gräfin Voß, die am 6. März 1799 und am 17. Februar 1800 vermerkt, daß die Königin sich von Schröder malen lasse. Die Darstellung Luisens in nach links gewandtem Profil fand schon zu Lebzeiten der Königin anscheinend vielen Beifall, denn sie ist mehrfach zuweilen mit kleinen Abweichungen in Pastell und Oel wiederholt, auch von Ruscheweyh[1] und Frick gestochen worden. Die Tafel 17 gegebene Abbildung ist nach dem jetzt im Neuen Palais befindlichen Pastell angefertigt, das der älteste Sohn der Königin, Friedrich Wilhelm IV. stets in der Nähe seines Schreibtischplatzes im Berliner Schlosse aufbewahrte.[2]

Einer Reise des Königspaares nach Kassel im Jahre 1799 verdanken die schönen lebensgroßen Bildnisse von der Hand des dort lebenden Malers Böttner ihre Entstehung (Abbildungen Tafel 15 und 16), von denen namentlich das Bild der Königin in Brustbildform öfter wiederholt wurde. Ein im Großherzoglichen Schlosse zu Darmstadt befindliches Brustbild wurde vom Kaiser Wilhelm dem Großen als ein besonders gutes Bild seiner Mutter sehr geschätzt und deshalb bei seinen Besuchen stets über seinem Schreibtische angebracht.[3] Ein Anonymus, der am 8. Juni von Göttingen nach Kassel wandert, um die Königin dort

---

[1] Ferdinand Ruscheweyh aus Neustrelitz, damals 19 Jahre alt, übersandte am 24. Juni 1804 der Königin seinen „im vorigen Jahre", also 1803 nach dem Bildnis von Schröder angefertigten Stich, „welcher freylich nicht ganz befriedigend gelang", wofür die Königin ihm, um „dem Fleiße Gerechtigkeit widerfahren zu lassen", vier Friedrichsdor zustellen ließ.

[2] Andere Exemplare im Hohenzollern-Museum, in Paretz und im Privatbesitz.

[3] Die beiden Bildnisse in ganzer Figur, bezeichnet und datiert 1799, befanden sich früher in dem Palais der Schwester Friedrich Wilhelms III., der damaligen Erbprinzessin Auguste von Kassel, heute im Berliner Schlosse; Brustbilder außerdem im Berliner Schlosse, sowie in Wilhelmshöhe.



zu sehen, findet die Landstraße derartig mit zu demselben Zwecke unterwegs befindlichen Kutschen, Reitern, Menschen und Karren bedeckt, daß es einer Völkerwanderung glich. Am nächsten Tage glückte es ihm, der Königin zu begegnen, und seine begeisterte Schilderung[1] entspricht in manchen Beziehungen dem von Böttner gemalten Bildnis, daß ich sie hier zu gegenseitiger Ergänzung nebeneinanderstellen möchte: „Ihre Gestalt hat etwas ganz eigen Aetherisches, welches durch die sehr dünne Kleidung sehr unterstützt wird. Sie trug auf dem tief in die Augen gekräuselten Haare einen leichten Hut mit einem Schleier ... O des schönen Weibes, Königin — hättest du sie nur gesehen, wie sie mit einem holden Blick aller Herzen fesselte. Sie war in weißen Silberlinon gekleidet und der Unterzug dieses Gewebes war so dünn, daß eine jede Bewegung uns ihre Nymphengestalt zeigte. Das Kleid war sehr weit auf dem Rücken ausgeschnitten, und ein runder Schemisenzug bedeckte kaum halb die Brust, so daß man völligen Spielraum der Bewunderung hatte, einige Reihen von Perlen wallten um ihren Hals. Das Haar war leicht aufgeschlagen, in seinen verschiedenen Puffs zitterten Steine und ein der Cinthia entliehener heller Mond schien der einzige Kopfputz zu sein." Ein anderer Schilderer der bei dieser Gelegenheit in Kassel stattfindenden Festlichkeiten nennt Luise „la reine de la fête" und hebt „das Feine ihrer Physiognomie, die Anmut und Grazie ihres Körpers, mit einem Wort ihr ganzes wohlwollendes schönes Wesen" rühmend hervor.

Zu erwähnen ist an dieser Stelle noch das Bildnis der Königin von Alexander Macco, das im Sommer 1800 in Paretz entstand, und von einem Großneffen des Künstlers im Weimarer Schlosse kürzlich wieder aufgefunden wurde. Die Darstellung gibt eine willkommene Ergänzung der Bildnisse dieser Zeit und zeigt die Königin in anmutig träumerischer Haltung auf einem Sessel sitzend. Der ruhige Aufenthalt in Paretz ermöglichte der Königin dem ebenfalls dort wohnenden Künstler mehr Sitzungen als sonst üblich war zu gewähren, so daß er nicht nur den Kopf nach dem Leben malen, sondern auch die Details wie z. B. ihre Schmucksachen, von denen der Ring heute im Hohenzollern-Museum ist, mit Sorgfalt nach der Natur ausführen konnte. (Vgl. Hohenzollern-Jahrbuch 1908.)

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts hatte Luise den Höhepunkt ihrer Frauenschönheit erreicht, und die Schilderungen ihrer Erscheinung, die uns weniger aus der ständigen Umgebung der Königin als von fremden Besuchern des Berliner Hofes erhalten sind, können oft nicht Worte genug finden, das Bezaubernde ihres leiblichen und geistigen Wesens auszudrücken. Die berühmte Pariser Malerin Madame Elisabeth Louise Vigée le Brun

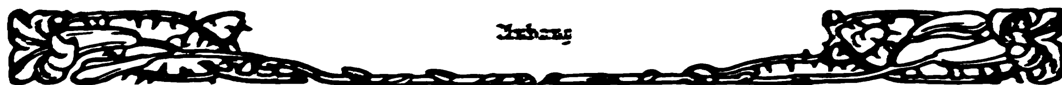
[1] Von den Reisen der Königin Luise von Preußen im Juni 1799. Sonntagsbeilage Nr. 15 der Vossischen Zeitung, 9. April 1905. Vgl. oben Seite 105 ff.

hat uns in ihren „Souvenirs"[1] den Eindruck wiederzugeben versucht, den die Erscheinung Luisens, deren künstlerisch bestes und anmutigstes Bildnis sie geschaffen hat (Abbildungen Tafel 1 und 18), auf sie machte, eine Schilderung die um so wertvoller für uns ist, als Madame le Brun durch ihre Tätigkeit als Porträtmalerin der ersten Kreise Europas wahrlich Gelegenheit genug gehabt hatte, schöne Frauen zu sehen und gründlich kennen zu lernen. Madame le Brun hielt sich auf der Heimreise von Rußland, wo sie mehrere Jahre als Emigrantin gelebt hatte, Ende Juli 1801 in Berlin auf und begab sich von dort auf Einladung der Königin nach dem Potsdamer Stadtschloß: „Je partis; mais ici ma plume est impuissante pour peindre l'impression que j'éprouvai la première fois que je vis cette princesse. Le charme de son céleste visage, qui exprimait la bien-veillance, la bonté, et dont les traits étaient si réguliers et si fins; la beauté de sa taille, de son cou, de ses bras, l'éblouissante fraîcheur de son teint, tout enfin surpassait en elle ce qu'on peut imaginer de plus ravissant. Elle était en grand deuil, coiffée avec une couronne d'épis de jais noir, ce qui loin de lui nuire, rendait sa blancheur éclatante. Il faut avoir vu la reine de Prusse pour comprendre comment, à son premier aspect, je restai d'abord comme charmée." Im höchsten Maße glücklich ergänzt wird diese begeisterte Schilderung durch das von Madame le Brun nach zwei vor der Natur gemalten Pastellstudien im nächsten Jahre in Paris fertiggestellte Oelgemälde mit dem Bildnis der Königin, unter den gemalten Bildnissen wohl die in jeder Beziehung hervorragendste Wiedergabe ihrer Erscheinung. Es ist daher von Interesse, die von Madame le Brun über die ihr gewährten Sitzungen gemachten Mitteilungen hier wiederzugeben: „Elle me fixa le jour de sa première séance. „„Je ne puis, dit-elle, vous la donner avant midi; car le roi, qui passe la revue tous les matins à dix heures, est bien aise que j'y assiste."" Elle désirait que j'eusse un logement dans le château, mais sachant qu'il aurait fallu pour cela déranger l'une de ses dames, je remerciai, et j'allai me loger aussitôt dans un hôtel garni, voisin du palais, dans lequel j'étais fort mal sous tous les rapports." Da die Königin hörte, daß die Künstlerin in ihrer Wohnung schlechten Kaffee erhielt, ließ sie ihr anderen besorgen und sorgte mit großer Liebenswürdigkeit für sie. Die in Rußland gemalten Studien nach Kaiser Alexander und der Kaiserin Elisabeth betrachtete sie mit besonderem Interesse, ebenso das eine Sibylle darstellende Gemälde, über das sie besondere Befriedigung äußerte: „Pendant une de nos séances, la reine fit venir ses enfants, qu'à ma grande surprise je trouvai laids; en me les montrant, elle me dit: „„Ils ne sont pas beaux"". J'avoue que je

---

[1] Paris, Charpentier, 1889.

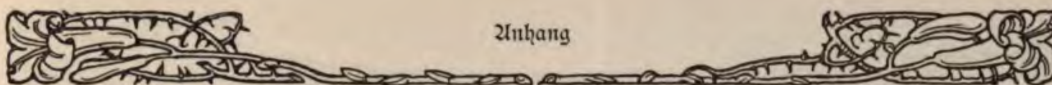
24



n'eus pas assez de front pour la démentir; je me contentai de repondre qu'ils avaient beaucoup de physionomie." Die beiden in Potsdam gemalten Pastellstudien scheinen sich leider nicht erhalten zu haben. Die Arbeit der Malerin, die auch für die Familie des Prinzen Ferdinand mehrfach tätig war, zog sich ziemlich in die Länge, denn Friedrich Delbrück, Erzieher der beiden älteren Prinzen erwähnt, daß er sie vom 16. bis 19. November 1801 dieses Jahres täglich bei der Königin traf. An dem letzten Tage habe die Visite bei der Königin ziemlich lange gedauert, „weil Madame le Brun den Kronprinzen vis-à-vis der Mutter zu haben wünschte, um dem Gesichte das Interesse der Mutter zu geben".[1]

Wenn schon eine Frau mit solcher Begeisterung die Schönheit der Königin anerkannte und Zeugnis für sie ablegte, wie mußte es dann erst den Männern ergehen, die das Glück in ihre Nähe führte. Und hier liegen uns auch eine ganze Anzahl von Zeugnissen vor, die besser als jede eigene Schilderung uns das Bild der Königin zu vergegenwärtigen vermögen, anderseits aber auch die Unzulänglichkeit vieler ihrer künstlerischen Darstellungen vor Augen führen. Delbrück (Schuster a. a. O., Seite 108) fügt der Notiz, daß der Kronprinz im November 1801 „die hervorleuchtende Anmut und Würde seiner Mutter mit sichtbarem Wohlgefallen" gepriesen habe, folgende etwas schwulstige Lobpreisung hinzu: „Es ist ein großes Glück und Geschenk der Vorsehung, von einer Mutter geboren zu seyn, deren Schönheit, Anmuth und Würde dem zarten Gemüthe des Kindes eines reinen Geschmackes gedeihlichen Keim giebt. Die Liebe zur Mutter, die daraus entsteht, bereitet eine innige Verehrung für die Jahre vor, wo man im Stande ist, den ganzen Werth weiblicher Tugend zu fühlen. Prinz Fritz ist in diesem günstigen Verhältniß. Er wird sehr oft durch den Anblick der Mutter sichtbar gerührt. Wie wird er sie verehren, wenn er erst wahre Schönheit zu fühlen im Stande ist. Das ungefähr sagte ich der Königin, als ich ihr den Eindruck beschrieb, welchen sie am Balltage auf ihren Sohn gemacht habe." Kurz vorher hatte die Anwesenheit der schönen Großfürstin Helena Delbrück zu folgendem Hymnus veranlaßt: „Den Eindruck, welchen die schöne Helena auf die Greise von Troja (gemacht), kennt Jeder, der den Homer gelesen hat. Es ist etwas Hohes und Liebliches in solcherley Triumphen der Schönheit. Unsere Königin hat sie mehr als einmal gewonnen, ohne es zu ahnden. Ihr Anblick hat Gesandte aus ihrer feyerlichen Anrede gebracht, hat unter anderem auch einen der denkendsten, gefühlvollsten und vortrefflichsten Greise, Funk in Magdeburg, außer Fassung gebracht."

[1] Vgl. Schuster, Zur Jugend- und Erziehungsgeschichte ... von Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I. Denkwürdigkeiten ihres Erziehers Friedrich Delbrück. I. S. 106 ff. Nach Mitteilungen der Gräfin Voß ist die Künstlerin am 20. November abgereist.



Der englische Gesandtschaftssekretär Jackson schildert in einem Familienbriefe[1] zunächst den Eindruck, den die Erscheinung der Königin auf die jüngere Herrenwelt Berlins machte und fährt dann fort: „Wenige Frauen sind mit so viel Lieblichkeit begabt als sie, und sie ist ebenso liebenswürdig und anmutig als sie schön ist; sie ist voll Lebhaftigkeit und geht mit Geist und Freude auf jedes Vergnügen ein. Doch ich muß inne halten oder Ihr werdet denken, daß mir der Kopf verdreht ist, wie es schon so viele Köpfe sind durch die Schönheit und Anmuth der Königin Luise von Preußen."

Aber auch das reifere Alter vermochte sich dem Zauber ihrer Erscheinung nicht zu verschließen und der französische General Ségur übertrifft noch den Engländer in den Ausdrücken seiner Schilderung, wenn er schreibt: „Ich glaube noch diese Fürstin vor mir zu sehen, wie sie hingegossen war auf ein weiches Sofa, neben ihr ein goldener Dreifuß, einen Schleier von orientalischem Purpur um die elegante und anmutige Taille. In dem Ton ihrer Stimme lag eine so harmonische Sanftheit, in ihren Worten etwas so liebenswürdig und rührend Hinreißendes, in ihrer Haltung so viel Reiz und Majestät, daß ich einige Augenblicke völlig betroffen mich einer jener Erscheinungen gegenüber glaubte, deren berückende und bezaubernde Bilder uns die fabelhaften Erzählungen der alten Zeiten geschildert haben."[2]

Der schwedische Graf Wachtmeister drückt sich in seinem Tagebuch Mai (?) 1804 etwas kritischer aus, indem er für seine eigene Königin eintritt, aber in Wirklichkeit erkennt er doch Luise den Preis der Schönheit zu.[3] (Seite 33): „Wie viel man auch von der Königin [Luise] spricht, so ist sie doch nicht so schön, wie die unsrige.[4] Trotzdem könnte ich mich eher in die preußische als in die schwedische Königin verlieben. Sie, die erstgenannte, besitzt amabilité, enjouement und Leichtigkeit des Auftretens in einem für eine Königin so ungewöhnlichen Grade, daß man leicht glauben könnte, sie sei kokett. Jedermann kennt ihre Charaktergüte; so oft sie es vermag, benutzt sie ihren Einfluß auf den König in einer Weise, die sie allgemein beliebt macht . . . . Sollte mich das Schicksal einmal dazu verurteilen, irgendwo an einem königlichen Hofe einen Hofdienst anzunehmen, so täte ich es in Berlin. Alle überflüssigen Formen der Etikette und des Zeremoniells sind aus dem Kreise des Königspaares verbannt und durch eine bezaubernde Leichtigkeit der Umgangsformen remplaciert."

---

[1] Vgl. Bailleu in der Allgemeinen deutschen Biographie und oben Seite 130.

[2] Vgl. oben Seite 140.

[3] Anteckningar och minnen af Hans Gabriel Trolle-Wachtmeister. I urval ordnade och utgifna af Elof Tegnér. Erster Band. Stockholm 1889. S. 33. Freundliche Mitteilung und Uebersetzung von Dr. Fritz Arnheim.

[4] Friederike, Gemahlin Gustav IV., Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden.

24*

Fürst Metternich, der im Jahre 1792 mit der siebzehnjährigen Prinzessin Luise den Krönungsball Kaiser Franz II. in Frankfurt a. M. eröffnete und sie seitdem nicht wieder gesehen hatte, fand sie bei seiner Wiederbegegnung als österreichischer Gesandter in Berlin 1803 „von einer reinen Strahlenkrone von Schönheit und Majestät umgeben", und das von Madame le Brun gemalte Bildnis läßt uns diese Urteile nicht übertrieben erscheinen. Am nächsten kommt diesem Porträt das eines Italieners, im Herbst 1802 von dem Dresdner Bildnismaler Joseph Grassi vollendete[1] Porträt der Königin im Hohenzollern-Museum, Abbildung Seite 31. Es zeigt ebenfalls den ganzen Zauber, das strahlende Lächeln und die leuchtenden Augen, die der Königin auf der Höhe ihrer schönsten Frauenblüte und geistigen Entwicklung zu eigen gewesen sein müssen.

Einige sehr wenig bekannte Bildnisse der Königin Luise aus dieser Zeit rühren von dem Maler F. G. Weitsch her, der im Mai 1798 aus Braunschweig nach Potsdam kam. Die von ihm mitgebrachten Bilder aus der Geschichte Peters des Großen, des Kaisers Paul, Porträts usw. gefielen sehr, und er erhielt alsbald den Auftrag, ein Miniaturbild der Königin und dann ein solches des Königs zu malen. Ein auf diesen gemaltes kleines Ölgemälde in Erinnerung der Königin [illegible], das die Königin in ganzer Figur als Hebe darstellt — zu ihren Füßen eine Eule, neben ihr ein Adler mit einem Blumenkranz im Schnabel und im Hintergrunde das Brandenburger Tor — entspricht im Stil einer ganzen Reihe Miniaturbildnisse, von denen das Hohenzollern-Museum allein zwei von [illegible] Qualität besitzt; ein drittes, wieder [illegible] Exemplar befindet sich im Besitz der Königin-Witwe von Hannover aus dem Nachlaß von Luises Schwester Friederike, und ein der Miniatur im Hohenzollern-Museum entsprechender Stich von J. Godby wurde im Februar 1807 in London publiziert.

Der Geburtstag der Königin am 10. März 1804 wurde durch ein großartiges Maskenfest im Schauspielhause gefeiert, bei dem Luise als Statira, die Tochter des Königs Darius und Gemahlin Alexanders des Großen, der vom Bruder des Königs, Prinzen Heinrich dargestellt wurde, erschien. Eine Publikation dieses Festes bringt in kolorierten Stichen die Abbildung aller Hauptbeteiligten in ihren Kostümen, darunter auch das Bild der Königin und ihres Partners, und zeitgenössische Berichte heben die „zauberische Schönheit" Luisens hervor, „die ihre [illegible] Rolle meisterhaft ausführte".

---

[1] Gräfin Voß bemerkt in ihrem Tagebuch zum 24. Oktober 1802: „daß König und Königin sich von Grassi haben malen lassen, [illegible]". Freundliche Mitteilung von P. Seidel. Das Bild des Königs befindet sich heute im Neuen Palais.

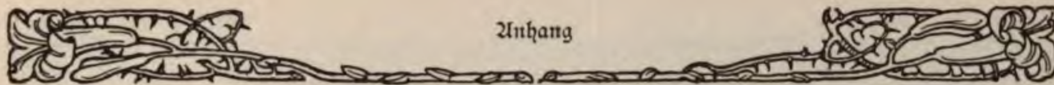
Von jetzt an werden die Bildnisse der Königin seltener, ohne daß wir die Gründe dafür erkennen können. Vielleicht hatte sich das Vergnügen daran verloren, ein Bild nach dem andern unter den Händen der Künstler entstehen zu sehen, oder auch die Pflichten als Landes- und Familienmutter, sowie das sich mehrende Interesse an den für Preußen immer drohender werdenden politischen Vorgängen ließ die Königin nicht mehr dazu kommen, ihre Zeit den Künstlern zur Verfügung zu stellen. Für diese Auffassung spricht eine Korrespondenz mit dem durch Oelgemälde und tüchtige Pastellbildnisse bekannten Berliner Maler Paul Joseph Bardou, der am 13. August 1805 an die Königin folgende Bitte richtete: „Eure Königliche Majestät habe ich schon einmal mit der unterthänigsten Bitte behelligt, Höchstihre erhabenen Züge in einem Gemälde darstellen zu dürfen, welche Allerhöchstdieselben mit gnädigem Schweigen zu übergehen geruhten; demungeachtet wage ich es wiederholentlich unterthänigst zu bitten: Eure Königliche Majestät wollen die Gnade haben, mir zu einem Oelgemälde in Lebensgröße ganzer Figur, Behufs künftigjähriger Kunstausstellung huldreichst zu sitzen, und mir dazu in 4 Tagen jedesmal 2 bis 3 Stunden Zeit zu schenken, um das Porträt anzufertigen und die Figur aufzuzeichnen." Seine Bitte begründet der Künstler dann noch mit dem Hinweis auf sein vom König angekauftes Oelgemälde „Die tugendhafte Nonne" (das die Königin sicher kannte, da es in ihrem Wohnzimmer im Potsdamer Stadtschlosse plaziert war) und auf die bereits vor Jahren gemalten Bildnisse der Mutter des Königs, des verstorbenen Prinzen Louis und der Prinzessin Louise, vermählten Fürstin Radziwill. Die vom 20. August datierte Antwort zeigt wenigstens den guten Willen der Königin, dem Maler gefällig zu sein: „Ihre Majestät die Königin geben dem Maler Bardou . . . hiermit das Versprechen, zu dem Gemählde in ganzer Figur zu sitzen, ... Doch können Ihre Majestät die Zeit, wann die Erfüllung dieses Versprechens bequem zulässig seyn wird, noch nicht bestimmen, sondern dem Bardou nur überlassen, darüber von Zeit zu Zeit Anfrage zu thun." Das tut nun der Künstler auch am 8. Februar 1806, es wird ihm aber in der Antwort „überlassen, wiederum sich zu melden, wann seiner Ueberzeugung nach, mit Ihro Majestät Bequemlichkeit, die Erfüllung seines Wunsches stattfinden kann." Auf die erneute Mahnung vom 22. Mai erhielt Bardou am 6. Juni die Antwort, daß die Königin sich ihrer Versicherung sehr wohl entsinne. „Da Ihro Majestät Gesundheitsumstand jedoch Höchstdero Reise nach dem Pyrmonter Bade nöthig machen, so können Höchstdieselben für dieses Jahr dem Bardou nicht sich gefällig beweisen, es wäre denn, daß ihm mit einer oder zwey Sitzungen bis zum 12ten dieses genügen könnte, als in diesem Falle er sogleich sich melden kann." Sollte der Künstler von dieser Gelegenheit Gebrauch gemacht haben, was nicht bekannt ist, so wäre er für

mehrere Jahre wohl der letzte Maler gewesen, dem Königin Luise zu einem Bildnisse gesessen hat.[1]

Zusammenfassend wollen wir hier noch einen Blick auf die Gruppenbilder und Familiendarstellungen werfen, die zwar für die Erkenntnis der äußeren Erscheinung Luisens geringere Bedeutung haben als die auf Grund mehrfacher Sitzungen entstandenen Porträts, die aber doch dazu dienen, die Vorstellung von der in ihrer Umgebung stehenden Gesamterscheinung der Königin zu erweitern und zu vertiefen. Zum mindesten geben diese Bilder ein auf eigener Anschauung beruhendes Bild davon, wie man zu Lebzeiten Luisens ihre Erscheinung sich vorstellte. Das früheste dieser Bilder ist der kleine Stich von Chodowiecki vom Jahre 1796, der König Friedrich Wilhelm II. im Kreise seiner Familie, darunter auch die Kronprinzessin Luise mit ihrem ältesten Sohne auf dem Arm, darstellt. Wohl dem Jahre 1798 entstammt der Stich von Eberhard Henne, einem Schüler Chodowieckis, auf dem das glückliche Elternpaar auf einem Sofa sitzend und mit den beiden ältesten Kindern spielend dargestellt ist. Diese Schilderung behaglich glücklichen Familienlebens scheint sehr beliebt gewesen zu sein, und wurde z. B. auch als Dekoration von Fächern verwandt, wie sich allein zwei im Hohenzollern-Museum befinden. Derselben Zeit entstammt auch die von Hampe gezeichnete und von Nettling gestochene Darstellung des lustwandelnden Paares, das denselben bürgerlich behaglichen Geist atmet wie diese Familiendarstellung.

Darstellung eines Vorgangs von politischer Bedeutung ist die von Dähling in Gouache gemalte und von Johann Fr. Bolt gestochene Begegnung zwischen dem Königspaar und dem Kaiser Alexander am 10. Juni 1802 in Memel, die den Moment wiedergibt, wie Friedrich Wilhelm III. seiner Gattin den kaiserlichen Freund vorstellt. (Abbildung Tafel 12.) Den wirklichen Vorgängen bei dieser Begegnung, die von der Königin in ihrem Tagebuch sehr eingehend geschildert sind, entspricht diese Darstellung durchaus nicht. Da das Bild erst später in Berlin gemalt wurde, hatte Dähling auch keine Möglichkeit außer dem Kaiser selber und vielleicht seinem Gesandten in Berlin, Alopäus, eine Persönlichkeit des russischen Gefolges darzustellen, sondern begnügte sich ausschließlich mit der Umgebung des Königs und der Königin. Dadurch hat das Bild aber wenigstens den Wert für uns, daß es uns Bildnisse von Personen aus der nächsten Umgebung des Königspaares überliefert hat, die anderweitig zum Teil gar nicht nachzuweisen sind. In der Gruppe unbekannter Persönlichkeiten im Hintergrunde rechts, deren Köpfe zum Teil verdeckt sind, sollen wahrscheinlich

[1] Nach Bailleu (oben S. 180) scheint der Maler Schröder die Königin im Juni d. J. noch einmal in Pyrmont gemalt zu haben.

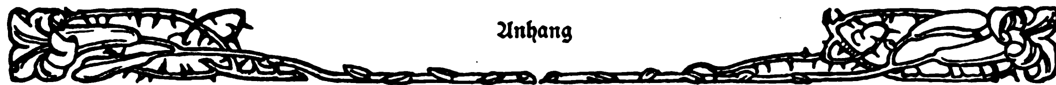


noch die von der Königin in ihren Aufzeichnungen erwähnten Beyme und Lombard, Major Holzmann und Jagow dargestellt sein. Die Oberhofmeisterin Gräfin Voß soll mit Recht empört gewesen sein, daß sie bei einem derartigen feierlichen Empfange mit der Schleppe über dem Arm dargestellt wurde, was auch der Wirklichkeit kaum entsprochen haben wird. Das Bild wurde im Jahre 1805 durch einen Kupferstich von Johann Fr. Bolt in weiteren Kreisen bekannt gemacht, vielleicht aus Veranlassung des Besuches Kaiser Alexanders in diesem Jahre in Potsdam, der in der Nacht vom 4. zum 5. November zu dem bekannten Freundschaftsbündnis zwischen Friedrich Wilhelm, Luise und Alexander am Sarge Friedrichs des Großen führte.

Dem bereits mehrfach genannten H. A. Dähling verdanken wir auch die Vorlagen zweier größeren Kupferstiche, auf denen die königliche Familie, das eine Mal im engeren, das andere Mal im weiteren Kreise ungefähr im Jahre 1805/06 dargestellt ist. Das letztere von Friedrich Wilhelm Meyer gestochene Bild zeigt die ganze Königsfamilie im Schloßpark von Charlottenburg, links die Gruppe der spielenden fünf ältesten Kinder, in der Mitte und rechts sitzend der König, die Königin und Prinzessin Marianne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, der mit seinem Bruder Heinrich hinter ihnen steht. (Abbildung Tafel 23.)

Auf das königliche Elternpaar und die Kinder allein beschränkt sich die zweite von J. F. Krethlow 1807 gestochene Darstellung, die den Moment verewigt, wie der König den zu seinem zehnten Geburtstag am 15. Oktober 1805 zum Offizier ernannten Kronprinzen Friedrich Wilhelm der Mutter und Schwester zuführt, während die beiden Brüder Wilhelm und Karl sehr aufgeregt das Ernennungspatent studieren. (Abbildung Tafel 22.) Beide Darstellungen bringen in ansprechender und in den Porträts zuverlässiger Weise das so oft bezeugte Familienglück des königlichen Paares zum Ausdrucke und zeigen die Königin als schöne, stattliche, auf der Höhe körperlicher Entwickelung stehende Erscheinung bereits in der Tracht, wie sie für ihre letzten Lebensjahre im großen und ganzen geblieben ist.

Auch die Todesstunde der Königin Luise verewigte der bewährte Dähling in dem von D. Berger gestochenen bekannten Blatte und gewährt uns somit wenn auch nicht in hoher künstlerischer, jedoch in zuverlässiger und ansprechender Form eine greifbare Vorstellung von dem geradezu vorbildlich gewordenen glücklichen Familienleben der Königin Luise und ganz besonders auch ihrer persönlichen Erscheinung auf diesem Hintergrund ihrer Tätigkeit als Gattin und Mutter. (Abbildung Tafel 26.)



III. Königin Luisens Erscheinung in ihren letzten Lebensjahren. 1806—1810.

Es ist erklärlich, daß wir in den Jahren nach dem Unglückstage von Jena, aus den Zeiten der Flucht, der Begegnung mit Napoleon in Tilsit, des Aufenthaltes in Memel und Königsberg nichts über Herstellungen von Bildnissen der Königin Luise erfahren. Die Unruhe des Herzens und der Lebensweise, Krankheit und Kummer, sowie die durch die Verhältnisse gebotene Verpflichtung zu sparsamer Wirtschaft, werden es nicht zu Porträtsitzungen haben kommen lassen, abgesehen davon, daß kaum Künstler von irgendwelcher Bedeutung in jener Zeit sich dem Königspaar nähern konnten. Nur von einem Künstler von Ruf erfahren wir, daß er in Königsberg der Königin nahe gewesen sein muß, denn der berühmte Carle Vernet hat am 3. August 1809 die am 1. Februar des Jahres 1808 geborene Tochter der Königin, Prinzessin Luise, in einem im Hohenzollern-Museum befindlichen reizenden Gouachebild dargestellt.[1] Ob der damals auf der Rückreise von Petersburg befindliche Künstler auch die Königin gemalt hat oder ihr sonst näher getreten ist, darüber fehlt uns leider jede Nachricht.

Bei dem Mangel an Bildnissen dieser Zeit müssen uns andere Schilderungen der äußeren Erscheinung der Königin Luise um so wertvoller sein, um so mehr, wenn sie wie die folgende Beobachtungen einer scharfblickenden Frau darstellen, die sich nicht mit der Wiedergabe eines allgemeinen Eindruckes begnügt, sondern ganz bestimmte Angaben macht, die geeignet sind, die bildlichen Darstellungen wesentlich zu ergänzen und zu vervollständigen. Die Prinzessin Dorothea von Kurland hatte Gelegenheit, die Königin Luise im Jahre 1807 in Memel zu sehen und gibt in ihren Aufzeichnungen auch folgende eingehende Schilderung ihrer äußeren Erscheinung:[2] „Quelle personne charmante que cette Princesse! Jamais femme ne fut si heureuse dans son intérieur; Jamais Reine ne fut si persécutée sur le trône! — Sa beauté était véritablement royale. Plus grande qu'on ne l'est ordinairement, sa taille était dans des proportions parfaites. Ses épaules, sa poitrine étaient incomparables; son teint était éblouissant; ses cheveux étaient légèrement châtains; son front était noble, ses yeux pleins de douceur, ses lèvres vermeilles. Rien n'égalait l'élégance de son cou et des mouvements de sa tête. — Peut-être les dents n'avaient-elles pas tout l'éclat que l'on aurait pu désirer, ses mains, quoique blanches, étaient

[1] Das an einen Baumstamm gemalte Datum kann auch 30. August heißen.
[2] Freundliche Mitteilung von Geheimrat Bailleu.



Grabdenkmal der Königin Luise von Chr. D. Rauch, zweite Ausführung
Im Hohenzollern-Museum

un peu trop fortes, et son pied était plutôt mal. Mais que ces légères imperfections étaient grandement rachetées par l'ensemble majestueux de toute sa personne! Bonne à l'extrême, jolie avec une grâce qui n'appartenait qu'à elle, obligeante, souvent affectueuse, elle n'était jamais familière .... Le jour où je la vis, hélas! pour la dernière fois, à Memel, Elle avait une robe très simple en mousseline blanche et portait à son cou un rang de perles. Je les admirais. „„Oui““ me dit-Elle, „„je me suis permis de les conserver; les perles en Allemagne signifient des larmes, elles peuvent me servir de parure.““ En effet tous ses autres bijoux furent remis au Roi pour les besoins de l'état et le noble exemple de la Reine fut imité par beaucoup de femmes allemandes."

Aus dem folgenden Jahre 1808 stammt die Schilderung des Erzbischofs Borowski in Königsberg, der namentlich den Einfluß der Leidenszeit auf die äußere Erscheinung Luisens in rührender Weise hervorhebt: „Fröhlich ist freilich unsere theure Königinn in dieser Passionszeit nicht; aber ihr Ernst hat eine stille Heiterkeit, und die Klarheit und Ruhe, welche Ihr Gott schenkt, verbreitet über Ihre ganze Persönlichkeit eine Anmuth, die man eine würdevolle nennen kann. Ihre Augen haben allerdings den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen; aber damit haben sie den milden Ausdruck einer sanften Wehmuth und stillen Sehnsucht empfangen, die noch mehr und besser ist als Lebenslust. Die Blüthen auf Ihrem Angesicht sind wohl verblüht und eine sanfte Blässe umgiebt es, doch ist es noch schön, und auf Ihren Wangen wollen mir fast noch mehr, wie früher die rothen, so jetzt die weißen Rosen gefallen. Um ihren Mund, den sonst ein süßes glückliches Lächeln umschwebte, siehet man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben der Lippen; es liegt darin wohl Schmerz, aber kein bitterer. Ihr Anzug ist stets höchst einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet Ihre Stimmung."[1]

Von den plastischen Darstellungen der letzten Lebensjahre sei wegen seiner großen Verbreitung in allen möglichen Materialien das von dem Bildhauer Posch einige Monate vor dem Tode der Königin modellierte kleine Reliefbildnis hier genannt, von dem zahlreiche Abgüsse in den verschiedensten Materialien, insbesondere auch in Porzellan vorkommen. Wie sehr diese Darstellung schon bald nach ihrer Entstehung geschätzt wurde, bezeugt der Antrag des Hofstaatssekretärs Bußler vom 28. April 1811 beim Könige, der über eine Erinnerungsmedaille der Königin für die Königsberger Vorschläge erwartete: „da mir nicht bekannt ist, daß

[1] Vgl. Eylert: Charakterzüge ... aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. II, S. 187. Vgl. auch oben Seite 275.



eine erträglich ähnliche Medaille existirt, daß des Königs Majestät statt einer solchen die recht guten Porcellain Abbildungen der Poschschen Brustbilder von Jhro Majestät der Königin diesen Leuten zu verehren geruhten". (Freundliche Mitteilung von Herrn Archivrat Dr. Granier.)

IV. Die bald nach ihrem Tode hergestellten Bildnisse der Königin Luise.

An der ersten Stelle der nach dem Tode Luisens erschienenen Bildnisse und von keinem anderen übertroffen, steht ihre von dem Strelitzer Bildhauer Wolf genommene und in verschiedenen Ausgüssen im Hohenzollern-Museum vorhandene Totenmaske. Während der im Profil abgebildete Wachsausguß den strengen Ernst der Majestät des Todes nicht verleugnet, zeigt der von vorn abgebildete Gipsabguß himmlische Ruhe des Friedens, und die Schönheit Luisens ruht in verklärter Form noch auf diesen Zügen, wie sie reiner und edler von keiner Kunst nachgebildet worden sind. (Abbildung Tafel 27.)

Der Tod der Königin gab natürlich vielfache Veranlassung zur Herstellung von Bildnissen, die aber sämtlich im Vergleich zu der direkten Abformung der Natur schwächlich und unbedeutend erscheinen. Auch der König suchte vielfach das Bild der teuren Entschlafenen durch die Kunst wieder zu beleben, indem er die in den verschiedenen Lebensaltern gemalten Bildnisse der Königin in den Schlössern aufsuchte, sie untereinander und mit seiner Erinnerung verglich und mit seiner Umgebung besprach: „Der König war dabei unerschöpflich; kein Bild, es mochte noch so ähnlich und schön sein, that ihm Genüge. An jedem hatte er etwas auszusetzen; immer bemerkte er kleine, zartere Züge, welche die Vollendete gehabt; Jhr Bild, wie Geist und Gemüth es beseelte, lebte anschaulich in seiner Seele; Er erinnerte sich der verschiedenen Scenen, die er mit Jhr in frohen wie in trüben Tagen verlebt, und natürlich sah er mehr, als der Künstler zu leisten und mit seinem Pinsel zu schaffen vermochte."[1]

Der mecklenburgische Hofmaler Ternite hatte im Auftrage des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz das Bild der Königin als Leiche nach der Natur gezeichnet und wurde zum Könige befohlen: „Er fragte mich sogleich, wie ich die Hochselige Königin vorstellen würde, wenn ich sie malen sollte? Jch erwiderte, daß, nach meiner Kenntniß alle vorhandenen Bilder sie nur als Dame, aber nicht als Königin darstellten." „Recht gut," erwiderte der König; „aber wir müssen Alles benutzen, um sie so ähnlich als möglich darzustellen: wir müssen sie in der Kleidung malen, die sie zuletzt getragen!"

---

[1] Vgl. Eylert a. a. O. II, S. 132 ff.

Ternite wurde von Friedrich Wilhelm beauftragt, die verewigte Königin unter Benutzung der Büste von Wolf in Strelitz (der die Totenmaske abgenommen hatte) zu malen, und Prinzessin Luise Radziwill sollte den Maler hierbei mit ihrem Gedächtnis unterstützen, das, wie sie dem Vater Luisens am 7. Oktober 1810 schreibt, für die Erscheinung dieser schönen und gütigen Königin außerordentlich treu sei, während alle vorhandenen Bildnisse ihr sehr wenig glichen. Ternite mußte mit seinen Arbeiten in das Palais übersiedeln, und der König besuchte ihn täglich, um das Fortschreiten des Bildes zu beobachten und zu überwachen. Bisweilen kam er noch nach dem Fortgange des Künstlers am späten Abend mit Licht und steckte mit Bemerkungen und Wünschen für das Porträt beschriebene Zettel an das Bild. Die Kammerfrau der verstorbenen Königin, Fräulein von Reinbrecht, mußte ihre Haare ebenso wie ihre verstorbene Gebieterin frisieren und dem Künstler darin als Modell dienen. Da Ternite damals nur in Pastell malte, dessen Farben nach Ansicht des Königs zu rasch verblassen konnten, mußte der Maler Wach das Bild sofort in Oel kopieren, und für das Buch von Eylert: „Die Gedächtnißfeyer der verewigten Königin Luise von Preußen" durfte der Künstler unter seiner Aufsicht von Buchhorn einen Kupferstich anfertigen lassen.

Von den Ternite zugeschriebenen Bildnissen der Königin ist das sie im Reitkostüm darstellende schöne Pastellbild im Hohenzollern-Museum das ansprechendste, weil hier die in der letzten Lebenszeit anscheinend stark zunehmende Korpulenz der Königin nicht so unangenehm auffällt, wie bei den anderen Porträts, die Luise in der Mode der Zeit entsprechenden ausgeschnittenen, unmittelbar unter der Brust gegürteten Kleidern darstellen. (Abbildung Tafel 25.)

Wenn wir nun diese Bildnisse der Königin mit den früheren, wie wir sie oben in Wort und Bild vorgeführt haben, vergleichen, so ist allerdings der Gegensatz ein so großer, daß er nicht nur durch die verschiedene Auffassung der Maler und das veränderte Kostüm erklärt werden kann. Die Leidensjahre seit 1806, Krankheit und Sorge mußten der Erscheinung Luisens tiefe Spuren eingegraben haben, so daß wir in diesen letzten Bildnissen vergeblich nach dem Ausdruck sieghafter bezwingender und heiterer Schönheit der Bilder von Frau Vigée le Brun und Grassi suchen, sondern durch die gütigen aber traurigen Augen in den verblühenden und scheinbar krankhaft veränderten Zügen direkt an die furchtbaren Leidensjahre Preußens erinnert werden, die sie doppelt so schwer wie jeder andere empfinden mußte und in körperlichen und geistigen Leiden durchgekämpft hat.

Unter den nach dem Tode entstandenen Bildnissen der Königin Luise stehen die von dem Bildhauer Christian Daniel Rauch angefertigten an erster Stelle, um so mehr, weil der

Künstler als früherer Kammerdiener der Königin nicht nur Gelegenheit gehabt hat, sie viel zu sehen, sondern auch weil er als Anfänger und sechs Jahre vor ihrem Tode nach dem Leben künstlerische Studien vornehmen durfte. Ueber Rauchs Arbeiten liegt noch mehr wie bei Schadow überreiches Nachrichtenmaterial vor, so daß wir in der Lage sind, seine Tätigkeit als Porträtist der Königin Luise bis in alle Einzelheiten zu verfolgen.[1]

Vom 27. Juni bis zum 23. Juli 1804 modellierte Rauch im Charlottenburger Schlosse die Büste der Königin, wobei er nach seinem eigenen Urteile in's Trockene und Steife geriet. In Rom wurde die Ausführung in Marmor dieses ersten größeren Werkes vorgenommen, die letzte Hand legte er aber erst nach dem Eintreffen der Nachricht vom Tode der Königin Luise in Rom, am 31. Juli 1810 an dieses Werk, und sandte es am 7. September an den König nach Berlin. Auf diesen machte die Büste weniger wegen ihrer Aehnlichkeit als wegen der sorgfältigen technischen und künstlerischen Durchführung großen Eindruck, und er nahm Rauch daraufhin auch für die Ausführung des geplanten Grabmonumentes in Aussicht, wobei der Umstand, daß dadurch ein aus seinen Diensten hervorgegangener Inländer der ausführende Künstler wurde, von Einfluß und Bedeutung war. Was die Porträtbüsten Rauchs von denen seines Lehrers Schadows unterscheidet, das antikheroische Element gegenüber einem gesunden und feinsinnigen wenn auch stilisierten Naturalismus tritt besonders auch bei den Luisen-Büsten der beiden Künstler zutage. Heute ist es uns schwer begreiflich, wie nach dem Berliner Witzworte „Schadows Ruhm in Rauch aufgehen" konnte, so daß man sich erst in unseren Tagen des tiefgehenden Unterschiedes zwischen den künstlerischen Qualitäten der beiden Männer bewußt geworden ist. Die klassizistische Richtung wurde bereits damals so übermächtig, daß ein jedes plastische Kunstwerk nur mit dem Maßstab der Antike und nicht mit dem der Natur gemessen wurde. So können wir auch an Rauchs Büste wohl manches in Gestaltung und Durchführung bewundern, aber als Darstellung der Königin Luise vermag sie uns nicht zu erwärmen, wozu allerdings die Ausführung in über Lebensgröße beiträgt. Bei der feierlichen Beisetzung der Königin Luise in der inzwischen erbauten Gruft zu Charlottenburg am 25. Dezember 1810 bildete diese dort aufgestellte Büste bei der Weiherede den Mittelpunkt für ihre nächste Familie, und auch bei der Gedenkfeier des Todestages am 19. Juli 1811 wurde eine stille Erinnerungsfeier an dem mit Zypressen umgebenen Denkmal abgehalten. Nach Fertigstellung des Sarkophages kam die Büste zunächst in die Schloßkapelle von Charlottenburg und von dort nach dem Hohenzollern-Museum.

---

[1] Vgl. Friedrich und Karl Eggers: Christian Daniel Rauch. 5 Bände. Berlin 1890/91.

Zu Lebzeiten der Königin Luise hat Rauch kein anderes Bildnis von ihr angefertigt, aber abgesehen von ihren Grabfiguren kommen noch zwei im Jahre 1816 modellierte und oft in Marmor wiederholte Büsten, eine mit Kranz und eine mit Schleier in Betracht.

Ein phantastisch malerischer Entwurf Schinkels, in dem er bestrebt war, die Kunstformen des Mittelalters „unter den Einflüssen der Schönheitsprinzipien, welche das heidnische Altertum liefert, weiter fortzubilden und zu vollenden", mußte dem nüchternen Sinn Friedrich Wilhelms zu romantisch und auch zu kostspielig erscheinen; seine Ausführung scheint niemals ernstlich in Frage gestanden zu haben, denn schon bald nach dem Tode der Königin begegnen wir der Nachricht, daß „dem Vernehmen nach" das im Garten des Charlottenburger Schlosses zu errichtende Grabmal „in einem ganz einfachen alt-dorischen, von Sandsteinen aufgeführten Tempel mit einem viersäuligen Peristyl bestehen" solle. Auch die weitere Beschreibung entspricht der wirklichen Ausführung des Mausoleums, das nach den Entwürfen des Hofbaurats Gentz erbaut wurde.[1]

Obwohl der König immer von neuem betonte, daß er in der Grabfigur vor allem die Gattin zu sehen wünschte, so konnte er sich doch in seinem Bewußtsein nicht von der Königin trennen, und Rauch, der das herausfühlte, kam mit seinem Entwurfe, in dem er die „Hoheit der Königin, den Liebreiz des Weibes und die Züge der Gattin" miteinander zu vereinen wußte, den innersten unbewußten Wünschen Friedrich Wilhelms entgegen, so daß er sich sofort für ihn entschied. Um seine Empfindung nachzuprüfen, veranstaltete der König eine Art von Konkurrenz, ließ alle angefertigten Entwürfe, auch die von Schadow und anderen Künstlern, zusammen aufstellen, und jedes Mitglied seiner Familie mußte seine Ansicht darüber ihm ausdrücken, die — ob befangen oder unbefangen, ist heute schwer festzustellen — einmütig der Wahl des Königs recht gaben. Der einzige Kummer Rauchs bei diesem Erfolge war der Gedanke an die Niederlage, die seinem Lehrer Schadow durch die Entschließung des Königs bereitet wurde, aber er konnte sich damit trösten, daß seine Beteiligung nicht dem eigenen Wunsche, sondern dem Befehle seines Herrn entsprungen war.

Nachdem ein Modell in halber Lebensgröße ebenfalls den vollen Beifall des Königs gefunden hatte, wurde die Werkstätte Rauchs in das Charlottenburger Schloß verlegt, wo

---

[1] Die ursprünglich aus Sandstein gebaute Fassade wurde 1820 durch eine solche aus rotem polierten Granit von Schinkel ersetzt, die ursprüngliche Fassade aber auf Befehl des Königs als Gedenkhalle auf der Pfaueninsel wieder aufgebaut und mit einer Marmorbüste der Königin Luise von Rauch geschmückt. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. erhielt das Mausoleum einen von Hesse entworfenen Anbau und nach dem Hinscheiden Kaiser Wilhelms des Großen wurde eine bedeutende Vergrößerung vorgenommen, um dem Wunsche des Kaisers gerecht werden zu können, ihm an der Seite seiner Eltern die letzte Ruhestätte zu gewähren.



es bis Ende August des Jahres unter den Augen des Königs fertiggestellt war. Eine Schwierigkeit hatte sich noch aus dem Wunsche Friedrich Wilhelms ergeben, die Grabfigur in Lebensgröße und nicht gleich dem Modell, in überlebensgroßer Darstellung ausgeführt zu sehen. Obwohl es dem Künstler mit Hülfe der königlichen Familie und der befragten Sachverständigen gelang, den König zur Aufgabe dieses Wunsches zu bewegen, entstand aus diesem Gedanken der Entschluß Rauchs, eine zweite ganz den innersten Wünschen Friedrich Wilhelms, die während der Arbeit erst so recht zutage getreten waren, entsprechende Figur zu schaffen. Sehr schwer wurde dem König die Zustimmung dazu, daß die Ausführung in Marmor nicht unter seinen Augen in Berlin, sondern fern in Rom geschehen sollte, aber er fügte sich schließlich den sachlichen Gründen. Vorher aber wurde ein Abguß des Sarkophages angefertigt und in dem Mausoleum provisorisch aufgestellt. Ein Abguß des Kopfes wurde von ihm mehrfach an der Königin Luise und ihm nahestehende Persönlichkeiten verschenkt.

Zur Ausführung in Marmor wurde das Modell der Grabfigur nach Italien gesandt, wo sie mit dem Sarkophag in Carrara und Rom in den Jahren der Erhebung Preußens gegen Napoleons Herrschaft der Vollendung entgegenreifte. Am 19. Juli 1814 — dem Todestage der Königin — wurde die Statue von Rom und der Sarkophag von Carrara nach Livorno abgesandt, um an Bord einer englischen Brigantine auf dem Seewege nach Hamburg gebracht zu werden. Aber so ohne weiteres sollte die Sehnsucht Friedrich Wilhelms nach dem Grabdenkmal seiner Gattin nicht gestillt werden, denn das Transportschiff wurde von einem amerikanischen Kaper aufgebracht, der bald darauf wieder von einem englischen Schiffe genommen wurde, so daß nach mancherlei Schwierigkeiten die Sendung erst am 22. Mai 1815 in Berlin eintreffen konnte. Die Reinigung und Aufstellung im Charlottenburger Mausoleum war bereits am 30. Mai unmittelbar vor der Rückkehr des Königs aus Wien beendet, der alsbald, noch an demselben Abend und gewiß mit klopfendem Herzen, seine Schritte durch die dunkle Fichtenallee nach dem Mausoleum lenkte, dessen Gewölbe das was an Luise sterblich war, barg, während in dem oberen Raume ihr Marmorbild die Erinnerung an sie beleben und ihre Erscheinung in künstlerisch vollendeter Form der Nachwelt überliefern sollte. Welche Gedanken mögen Friedrich Wilhelms Seele bewegt haben, als er jetzt an das Denkmal derjenigen trat, der sein ganzes Herz von dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft an gehört hatte, die seine holde Gefährtin in den Tagen des Glückes und sein bester Trost und seine Zuflucht in den Zeiten der Not und Erniedrigung gewesen war. Ihr Auge hatte die von ihr so energisch geförderte Neuorganisierung und Erhebung des Vaterlandes und die Befreiung vom Joche Napoleons nicht mehr geschaut,

und wenn ihr Gatte jetzt als der lorbeergeschmückte Sieger der Befreiungskriege an ihr Grabmal trat, so wird er im Geiste ihr, deren Bild in den Augen des gesamten Volkes sich zum Schutzgeist Preußens verklärt hatte, die Siegespalme gereicht und ein inniges Dankgebet für ihre geistige Mitwirkung noch aus den Regionen der Ewigkeit zum Himmel gesandt haben.

Bei der hohen Befriedigung, die Friedrich Wilhelm über die Ausführung des Grabdenkmals empfand und der er in königlicher Weise Ausdruck verlieh, mußte ihn der Umstand, daß Rauch denselben Gedanken noch einmal in veränderter Form zur Ausführung brachte, im ersten Augenblicke stark befremden, aber, wie schon angedeutet wurde, er selber hat durch den oft betonten Wunsch, in dem Monument nicht allein die hehre königliche Frau, sondern vor allem auch die geliebte Gattin dargestellt zu sehen, den Gedanken in des Künstlers Seele großgezogen, auch dieser Art der Auffassung Gestalt und Ausdruck zu verleihen. Bereits während der Ausführung der ersten Figur in Italien hatte Rauch ein zweites Modell begonnen, bei dem er den früheren Wünschen des Königs Rechnung trug und auch alles, was ihm an der ersten Ausführung verbesserungswert erschienen war, berücksichtigte. Eines der wichtigsten Momente dabei war, daß dieses Modell in den Ausmessungen den wirklichen Verhältnissen entsprach und nicht durch überlebensgroße Maße der lebenswarmen Wirklichkeit entrückt wurde. Die Körperlage und Formengebung der ersten Ausführung wurde im großen und ganzen beibehalten, aber in derselben Richtung wie durch die Ausmessungen der Verhältnisse der Wirklichkeit Rechnung getragen wurde, strebte der Künstler danach, der Gestalt der Königin in Wesen und Haltung den Stempel edler verklärter Menschlichkeit zu verleihen, so daß der König in ihrem Bilde in erster Linie an die geliebte schöne Gattin, nicht an die Königin, die Gefährtin auf dem Throne, erinnert werden mußte. Welche Verwendung seine Statue einmal finden sollte, daran dachte der Künstler nicht: „ich mache das Werk zu meiner eigenen Genugtuung; und kann es nicht öffentlich ausgestellt werden, so wird man mir erlauben, es an einem dezenten Orte zu verstecken," schreibt er an Schinkel, den er in diese Pläne einweihte. Dem König gegenüber wurde das Geheimnis gut gewahrt, denn als Rauch ihm am 1. Dezember 1827 endlich von der vielfach unterbrochenen Fertigstellung dieser Arbeit Meldung machte, konnte Friedrich Wilhelm über die Existenz derselben und die dadurch an der ersten Ausführung geübte Kritik mit Recht nur befremdet sein, nahm aber die Rechtfertigung des Künstlers, die den eigenen früher ausgesprochenen Wunsch des Königs in den Vordergrund stellte, nach einigem Zaudern gnädig entgegen. Die Figur fand in dem Antikentempel beim Neuen Palais, zuerst in der Rotunde, dann in dem Kabinett Aufstellung, von wo sie im Jahre 1905 auf Befehl des Kaisers

für eine neu zu erbauende Gedenkhalle nach dem Hohenzollern-Museum überführt wurde. (Abbildung Tafel 28.)

Die Formgebung ist bei beiden Statuen die gleiche, abgesehen von den Größenverhältnissen besteht der Unterschied nur in Einzelheiten. Während die Charlottenburger Figur der Königin in ihren überlebensgroßen Formen die Erscheinung der Toten zur Geltung bringt, läßt in der zweiten Ausführung der Ausdruck mehr eine Schlafende erkennen, das Haupt ist mehr nach rechts zur Seite geneigt und die Lage der Arme und Beine ist weniger starr, auch die ganze Erscheinung anmutiger, um nicht zu sagen menschlicher und weiblicher, gestaltet, so daß nach Rauchs eigener Auffassung die Charlottenburger Figur als das Vorstudium, die zweite aber als die Lösung der Aufgabe erkannt werden müsse. „Die Lage ist ruhiger und gewandter," berichtet Rauch dem König, „sowie die der Hände natürlicher, bedeutend reicher die Gewandung und ein fleißiges Studium der letzteren nach der Natur."

Verzeichnis der Abbildungen

25

Berichtigung: Seite 96 Zeile 8 und 9 ist statt „Kaiser von Oesterreich" zu lesen: „Kaiser von Deutschland".

Alphabetisches Verzeichnis der Bildnisse



